Nadine Sarfert

Unerhörte Jugendliche

Artikulationen von Klasse und Geschlecht in der stationären Jugendhilfe

campus

Unerhörte Jugendliche



Nadine Sarfert hat Soziale Arbeit und Gender Studies in Berlin studiert und promovierte als Stipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung im Graduiertenkolleg Gender Studies der Universität Basel.

Nadine Sarfert

Unerhörte Jugendliche

Artikulationen von Klasse und Geschlecht in der stationären Jugendhilfe

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Die vorliegende Arbeit basiert auf der Dissertation der Autorin, die unter dem Titel »Rebel with(out) a Cause. Artikulationen von Jugendlichen in der Jugendhilfe im Ringen um hegemoniale Ordnungen« an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel angenommen wurde.



ISBN 978-3-593-51803-9 Print
ISBN 978-3-593-45561-7 E-Book (PDF)
DOI 10.12907/978-3-593-45561-7

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.
Satz: le-tex xerifGesetzt aus der Alegreya
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985–2104-1001).
Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Danksagung

Die Arbeit an dieser Studie brachte nicht nur Anstrengung, sondern auch viel Freude mit sich. Ich möchte an dieser Stelle all jenen danken, die dieses Projekt begleitet und sein Zustandekommen ermöglicht haben. Der erste Dank gebührt daher meinen Interviewpartner*innen sowie den Einrichtungen und Sozialarbeiter*innen, die mir ihr Vertrauen entgegenbrachten und bereit waren, sich zu zeigen. Nur durch ihre Beteiligung und ihre Offenheit ist diese Studie zu dem geworden, was sie ist.

Mein besonderer Dank geht zudem an meine beiden Betreuerinnen. Andrea Maihofer hat mir in Basel ein intellektuelles Zuhause geboten. Ihre wertvollen Impulse, Gedanken und Anregungen, ihre kritische Sichtweise und ihre produktiven Anstöße haben mein Denken geprägt, wofür ich ihr sehr dankbar bin. María do Mar Castro Varela hat mich bereits in meinem Studium für theoretische Auseinandersetzungen begeistert. Durch ihre Unterstützung war es mir überhaupt erst möglich, den Weg in die Wissenschaft zu gehen und eine Promotion zu beginnen. Für ihre bereichernden Anregungen und kritischen Perspektiven danke ich ihr sehr.

Das *Graduiertenkolleg Gender Studies* der Universität Basel mit seinem Forschungskolloquium wurde in den vergangenen Jahren zu einem der wichtigsten Orte meiner wissenschaftlichen Entwicklung. Allen Mitgliedern und Teilnehmer*innen gilt mein Dank für ihre Denkarbeit, ihre Anregungen und Rückmeldungen. Insbesondere Anika Thym, Laura Eigenmann, Laura Wolf, Matthias Lutterbach, Muriel Degen, Stefanie Schälin, Susanne Nef und Susanne Richter, die mit mir interpretiert, diskutiert, meine Texte gegengelesen, mich beraten und motiviert haben, danke ich herzlich für all das. Auch Andrea Zimmermann und Fleur Weibl gebührt Dank für ihre Zeit und ihre Hilfestellungen.

Neben meiner Anbindung in Basel hatte ich auch in Berlin vielfältige Unterstützung in Form von selbstorganisierten Kolloquien, Interpretationsgruppen und kollektiven Schreibwerkstätten. Der regelmäßige Austausch mit Charlie Kaufhold und Melanie Bittner, ihre Rückmeldungen zu meinen Texten und die gemeinsamen Interpretations- und Arbeitstreffen, die das Schreiben weniger einsam machten, waren von unschätzbarem Wert. Auch Fabian Hennig, Jan-Henrik Friedrichs, Philippe Greif, Raik Roth sowie Sandra Wrampelmeyer waren in unterschiedlichen Phasen dieses Projekts wichtige Weggefährt*innen.

Im *TiefenhermeneutikKollektiv Berlin* habe ich sämtliche Interviews und Protokolle interpretiert und Ergebnistexte zur Diskussion gestellt. Ich danke allen Teilnehmer*innen meiner Sitzungen und ganz besonders Charlie Kaufhold, Constanze Oth, Janina Faber, Josef Hofman, Leonard Brixel, Sandra Rokahr und Tatiana Kai-Browne. Dank gilt auch der von Julia König und Markus Brunner geleiteten *Forschungswerkstatt Tiefenhermeneutik Online*, in der ich während des Coronalockdowns interpretieren konnte. Ich danke dem Bürokollektiv *Queer Feminist Office Berlin* für die angenehme Arbeitsatmosphäre und Katinka Meyer für die bereichernden Gespräche. Zudem möchte ich Barbara Driesen für die sorgfältige Korrektur und Sebastian Winter für das Abschlusscoaching danken.

Verschiedene Stipendien ermöglichten mir ökonomische Unabhängigkeit während der Promotion. Ich danke zuerst der *Hans-Böckler-Stiftung*, die mich über mehrere Jahre mit einem Promotionsstipendium finanziell und ideell gefördert hat. Auch bei der *G3S* der Universität Basel, der *Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel*, der *Böniger-Ris-Stiftung*, der Förderlinie *get on track* der Universität Basel und dem *Schweizerischen Nationalfonds* bedanke ich mich vielmals für ihre Zuwendungen. Mein besonderer Dank gebührt zudem meiner Vertrauensdozentin Ursula Unterkofler, die mich weit über ihre offizielle Funktion hinaus mit Gutachten, Beratungsgesprächen, Zuspruch und Anerkennung unterstützt hat, sowie Rebekka Streck, der ich ebenfalls für ihre Hilfe und die wertvolle Zusammenarbeit sehr dankbar bin. Schließlich danke ich auch Anne Lepper für die zahlreichen Gutachten und den bereichernden Austausch.

Die intensive und langjährige Arbeit an dieser Studie wäre für mich aber auch nicht denkbar gewesen ohne die Unterstützung, das Gegengewicht und die manchmal auch nötige Ablenkung durch meinen Freund*innenkreis und meine Familie. Ich danke allen meinen Freund*innen – und ganz besonders Julijana Bušić und Eva Beineke, die immer da waren, an mich geglaubt ha-

ben und mir das Gefühl gaben, dass ich alles schaffen kann; wie auch Markus End und Tobias Becker, die mir entlastend und bestärkend zur Seite standen. Meinen Eltern Frieda und Rolf-Dieter Sarfert danke ich für ihr Vertrauen in mich sowie dafür, dass sie mich in meinen Entscheidungen unterstützt haben, auch wenn diese ihnen manchmal fremd waren. Großer Dank gilt zudem meinen Geschwistern Marco und Melanie Sarfert und meiner Schwägerin Carina Sarfert, weil sie mir regelmäßig den notwendigen Support bereitstellten und ich auch sonst immer auf sie zählen konnte.

Julian Jusuf hat mich von Anfang an auf diesem Weg begleitet. Er hat mir den Rücken freigehalten, mich bei Fragen und Problemen aller Art beraten und mir dezidiertes Feedback zur gesamten Arbeit gegeben. Er hat mich inspiriert, verbessert, aufgefangen und meine Krisen ausgehalten. Dafür bin ich sehr dankbar. Ihm und unseren wundervollen Kindern, Nika und Nuri, die mir immer wieder neue Perspektiven auf die Welt ermöglichen und ein bezauberndes Korrektiv in meinem Leben darstellen, ist diese Arbeit gewidmet.

1 Einleitung

1.1 Ausgangspunkt

Im September 2019 kam der Spielfilm *Systemsprenger* der Regisseurin Nora Fingscheidt in die Kinos und damit das Leben von jungen Menschen in der Kinder- und Jugendhilfe wieder verstärkt ins öffentliche Bewusstsein. Im Film geht es um die neunjährige Benni, die sich nach einer »richtigen Familie« sehnt, aber aufgrund »aggressiver Ausbrüche« fortlaufend aus ihren jeweiligen Unterbringungen entlassen wird (vgl. Fingscheidt 2019). Immer wieder gibt es neue Maßnahmen und Kontaktversuche von Betreuungspersonen, die jedoch permanent scheitern, weil Fachkräfte durch Bennis aggressives Verhalten an ihre Grenzen kommen. Der Film ist in seiner Tragik derart überzeugend, weil er nicht die Schuldfrage stellt, sondern versucht, die Perspektiven aller Beteiligten im Blick zu behalten, und zeigt, dass alle Bemühungen nicht ausreichen (vgl. Rätz 2019). Möglicherweise auch, weil es sich bei Benni um ein Kind – und nicht um eine Jugendliche – handelt, werden bei den Zuschauer*innen Emotionen angesprochen (vgl. ebd.). Während bei einem Kind vielleicht noch eher die Bedürftigkeit nach Schutz und Sicherheit auf der Hand liegen und Erwachsene helfen wollen, tritt dieser Aspekt bei Jugendlichen tendenziell in den Hintergrund, sodass diese vor allem in ihrer Aggression und Wut gesehen werden. Je älter Benni wird, desto weniger kann sie somit mit Empathie, Verständnis und ernst gemeinten Hilfeangeboten rechnen.

Dieser Fokus auf die Aggression deutet sich schon in dem Begriff Systemsprenger an. Kindern und Jugendlichen, an denen die Jugendhilfe scheitert, wird eine Sprengkraft – etwas Gewaltvolles, Destruktives zugeschrieben, etwas, was Angst machen kann. Der Terminus Systemsprenger wurde von Menno Baumann in seiner Studie *Kinder, die Systeme sprengen* geprägt;

der Autor weist jedoch zugleich darauf hin, dass ein Kind oder ein*e Jugendliche*r niemals Systemsprenger *sein* kann – im Sinne einer Eigenschaft, die ihm*ihr zukommt (vgl. Baumann 2010: 9). Vielmehr versucht Baumann mit diesem Begriff zu verdeutlichen, wie Heranwachsende und das Hilfesystem aneinander scheitern. Während es sich dabei lange Zeit eher um eine Bezeichnung aus der pädagogischen Praxis handelte, die in öffentlichen und wissenschaftlichen Diskursen nur wenig Beachtung erfuhr, hat sie sich insbesondere seit dem Film weit über das pädagogische Feld hinaus etabliert. Problematisch an diesem Terminus ist nicht nur, dass er das Kind fokussiert, anstatt das System infrage zu stellen. Durch die zahlreichen Publikationen, die allein im vergangenen Jahr unter dem Schlagwort Systemsprenger erschienen sind,[1] findet zudem eine Homogenisierung statt, wonach *alle* Heranwachsenden, die sich im System der Kinder- und Jugendhilfe befinden, Gefahr laufen, mit diesem Label versehen zu werden. Dadurch werden Stigmatisierungen und Diskriminierungen reproduziert. Zudem handelt es sich um eine Kategorie aus der sozialarbeiterischen Theorie und Praxis – eine Fremdbezeichnung *von* Fachkräften und Wissenschaftler*innen *für* Kinder und Jugendliche. Schließlich – und das ist nun mein letzter Punkt zu diesem Begriff – verstellt er den Blick auf die jungen Menschen und verunmöglicht es geradezu, diese auf eine andere Art und Weise wahrzunehmen. Denn, wenn die Sicht auf die Jugendlichen durch diese Kategorie eingefärbt ist, bleiben alle anderen Facetten unsichtbar. Die Jugendlichen und das, was sie zu sagen haben, bleiben ungehört.

Hier setzt die vorliegende Studie an. Sie interessiert sich für die Positionierungen, Perspektiven und Selbstverhältnisse von Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe und fragt danach, wie deren Subjektivierungsweisen in den institutionellen Kontext und in gesellschaftliche Verhältnisse eingewoben sind. Somit bezieht sich diese Forschungsarbeit zunächst auf die Subjektivität und den Eigensinn der Heranwachsenden. Gleichzeitig bedarf es dabei einer Reflexion der materiellen, diskursiven und strukturellen Bedingungen, in denen die Jugendlichen leben. Das umfasst sowohl den konkreten

---

1 Dazu zählen etwa: *Mein Leben mit einem Systemsprenger* (Kern 2021); *»Systemsprenger« in der Schule* (Baumann et al. 2020); *Rettet uns! Wir sind keine Systemsprenger* (Padberg/Woknitz 2021); *Unerhört!!! Ein Konzept zur Zusammenarbeit mit ›Systemsprengern‹ und hochbelasteten Kindern und Jugendlichen* (Bothe 2021); *Freiraum mit Risiko: Niedrigschwellige Erziehungshilfen für sogenannte Systemsprenger* (Schwabe et al. 2021); *Systemsprenger in der Gesellschaft* (Dageförde 2020); *Systemsprenger*innen: Ressourcenorientierte Ansätze zu einer defizitären Begrifflichkeit* (Kieslinger et al. 2021).

institutionellen Kontext der Jugendhilfe mit all ihren Regeln, Zwängen und Tabus als auch den überinstitutionellen, kulturellen Kontext gesellschaftlicher Verhältnisse. Auf dieses Verhältnis von Subjekt und Struktur verweist auch der Begriff der Artikulation im Titel der vorliegenden Forschungsarbeit, der von Stuart Hall geprägt wurde. Hall bezieht sich dabei auf die doppelte Bedeutung, die *articulation* im Englischen hat: Zum einen bedeutet es – wie auch im Deutschen –, sich in einer bestimmten Weise auszudrücken oder Wörter zu formen. Zum anderen wird damit im Englischen auch beschrieben, dass zwei unterschiedliche Teile in einer bestimmten Weise miteinander verbunden sind und sich zueinander bewegen können. Der Begriff wird etwa für einen verkoppelten Lastwagen verwendet, »bei dem das Fahrerhaus mit einem Anhänger verkoppelt sein kann, aber nicht muss« (Hall 2004a: 65). Mit diesem Verständnis von Artikulation – im Sinne von Verkoppelung oder Verbindung – fasst Hall das Verhältnis von Subjekt und Subjektposition bzw. von Subjekt und Diskurs (vgl. Hall 2004b: 173). Er hebt damit hervor, dass im Prozess der Subjektivierung die Individuen immer auch aktiv in ihre Position investieren. Wenn also ein Individuum sich in einer bestimmten Weise ausdrückt, findet damit zugleich eine Verkoppelung von Subjekt und Diskurs statt, womit sich die sprechende Person als Subjekt in eine bestimmte Subjektposition »vernäht« (vgl. ebd.).

Ergänzend dazu halte ich den Begriff der Artikulation noch aus einem anderen Grund für das Interesse dieser Studie für sinnvoll. Im Gegensatz zu dem Begriff des Selbstverhältnisses, welcher im Folgenden auch eine wichtige Rolle spielen wird, insbesondere wenn es um die Beziehung der Jugendlichen zu sich selbst und die damit verbundenen Selbstpraktiken geht, verweist der Begriff der Artikulation nicht nur auf das Verhältnis des Subjekts zu sich selbst bzw. auf die Ebene seines Ausdrucks. Er impliziert auch, dass der*die Einzelne sich in Kommunikation mit anderen befindet und in einer bestimmten Weise gehört sowie verstanden wird. Hall greift den Begriff der Artikulation entsprechend auch in seinem Encoding-decoding-Modell auf, wonach der Prozess der Bedeutungsproduktion (von medialen Botschaften) sich nicht nach dem kommunikationstheoretischen Schema *Sender – Nachricht – Empfänger* vollzieht, sondern sich *gleichermaßen* aus »encoding« (Produktion) und »decoding« (Konsumtion) zusammensetzt (vgl. Hall 1980: 510; 1999: 92). Bedeutung wird somit nicht nur durch den Sender hergestellt, sondern auch durch die jeweilige Lesart oder Interpretation der Rezipient*innen produziert. Es ist daher »sinnvoll, diesen Prozess als eine Struktur aufzufassen, die durch die Artikulation miteinander verbundener, aber eigen-

ständiger Momente produziert und aufrechterhalten wird« (ebd.). So präsentieren bzw. artikulieren sich die jugendlichen Subjekte in der Jugendhilfe in einer bestimmten Weise; zugleich können sie aber auch in vielen anderen und ganz unterschiedlichen Weisen wahrgenommen, gedeutet und verstanden werden. In diesem Sinne gibt es nicht den einen festen Sinn, sondern stets verschiedene Lesarten und Bedeutungen. Da im hegemonialen gesellschaftlichen Diskurs Jugendliche in der Jugendhilfe oftmals als »Problemjugendliche« – als gefährdete oder gefährliche Andere – konstituiert werden (vgl. kritisch: Groenemeyer/Hoffmann 2014; Bettinger et al. 2002), ist es zentrales Anliegen dieser Studie, dieser dominanten Lesart andere Deutungen gegenüberzustellen und zu versuchen, neue Sichtweisen auf Jugendliche in der Jugendhilfe zu ermöglichen. Sie will auch dazu anregen, sich zumindest zeitweilig mit der Perspektive der Jugendlichen in der Jugendhilfe zu identifizieren und zu solidarisieren, ohne aber dabei ihre Position zu zelebrieren oder romantisch zu verklären. Gleichzeitig gilt es dabei, die Perspektive der Sozialen Arbeit und der Sozialarbeiter*innen in ihrer Praxis nicht aus den Augen zu verlieren. Wenngleich ich Soziale Arbeit als Teil eines hegemonialen Herrschaftsapparats verstehe und einen zentralen Schlüssel für ein kritisches (Selbst-)Verständnis Sozialer Arbeit in der radikalen Selbstreflexion sehe, so geht es in diesem Forschungsprojekt nicht darum, sie zu bewerten oder in ihrer Praxis zu kritisieren. Vielmehr ist das Ziel, zu *verstehen*, was genau in diesem System Jugendhilfe passiert. Diese Forschungsarbeit richtet sich damit also auch explizit an Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe, die sich mit ihrer professionellen Position in diesem Gefüge beschäftigen wollen. Anstatt bei den im Folgenden geschilderten Situationen und Beispielen zu verharren, sollen die Ergebnisse dieser Studie die Leser*innen dazu anregen, den Blick auch auf sich selbst zu richten, und damit zu Selbstkritik und Selbstreflexion ermutigen: Wie handeln wir in der Praxis? In welcher Weise nehmen wir die Jugendlichen wahr? Wie reagieren wir auf sie? Welche Ideale, Normen und Vorstellungen treiben uns dabei an? Diese Fragen stellen somit eine Einladung dar, mit mir gemeinsam das Feld der Jugendhilfe und darin enthaltene Zuschreibungen und Setzungen sowie bewusste und unbewusste Dynamiken zu erforschen.

1.2 Forschungsstand und Fragestellung

Nachdem die Kinder- und Jugendhilfeforschung lange Zeit ein Schattendasein führte, indem ihr als Randphänomen sozialpädagogischer Forschung nur wenig Bedeutung zugemessen wurde, häufen sich in den letzten beiden Jahrzenten Versuche, die Kinder- und Jugendhilfe als eigenständiges Forschungsfeld zu etablieren. So liegen inzwischen zahlreiche unterschiedliche Vorschläge vor, Jugendhilfeforschung zu konturieren, konzeptionell zu fassen, Forschungsaktivitäten zu bündeln und eine genauere Bestimmung dessen vorzunehmen, was Jugendhilfeforschung im Spezifischen ausmacht (Ritter/Schmidt 2020; Lüders/Rauschenbach 2001; Seckinger 2018; Baros et al. 2011; Rosenbaur/Seelmeyer 2005; Flösser et al. 1998; Bock et al. 2001; Frank et al. 2019). Wenngleich diese Suchbewegung darauf hindeutet, dass es kein gemeinsames Forschungsparadigma gibt, so lassen sich – folgt man Lüders und Rauschenbach – doch drei zentrale Eckpunkte bestimmen, die das Forschungsfeld aufspannen (vgl. Lüders/Rauschenbach 2001: 564 f.):

1) die Ebene der Institutionen: Diese Forschungsprojekte mit einer organisationsbezogenen Perspektive untersuchen etwa Träger, Einrichtungen und Institutionen; sie nehmen die Entwicklung von Strukturen in den Blick und thematisieren institutionelle und organisationale Settings sowie Prozesse von Einrichtungen und Trägern der Jugendhilfe (vgl. ebd.: 565).

2) die Ebene der Professionellen: Diese Studien untersuchen die pädagogische Praxis beispielsweise im Hinblick auf ihre fachlichen Voraussetzungen, Möglichkeiten und Grenzen und stellen die professionellen Akteur*innen ins Zentrum des Forschungsinteresses (vgl. ebd.).

3) die Ebene der Adressat*innen: Diese Forschungen, die – wie die vorliegende Studie – eine adressat*innenbezogene Perspektive einnehmen, fragen nach den subjektiven Erfahrungen jener, die sich als Klient*innen, Nutzer*innen oder Adressat*innen in Maßnahmen der Jugendhilfe befinden (vgl. ebd.). Sie setzen sich etwa »mit dem Verhältnis von Bedürfnissen und Bedarfen, von subjektiven und gesellschaftlichen Deutungsmustern von Lebenslagen, von individuellen Lebenspraktiken und gesellschaftlichen und professionellen Problemdefinitionen [...] auseinander« (Seckinger 2018: 1405).

Die drei Eckpunkte – Institutionen, Professionelle und Adressat*innen – gehen auf die Beschreibung der »Strukturmomente organisierter Sozialer Arbeit« von Flösser (1994) zurück und ergeben zusammen den spezifischen Aufmerksamkeitsfokus von Jugendhilfeforschung. Das heißt, auch wenn der

Forschungsschwerpunkt auf einer dieser drei Ebenen liegt, so müssen die anderen Eckpunkte doch mitberücksichtigt werden.

Im Folgenden will ich auf die Besonderheiten einer adressat*innenbezogenen Jugendhilfeforschung eingehen. Im Gegensatz zu den ersten beiden Bezugsfeldern verweist diese Perspektive nicht in erster Linie auf die im Feld tätigen Professionellen oder deren übergeordnete Strukturen und Institutionen, sondern interessiert sich für die subjektiven Erfahrungen, Handlungsweisen, Deutungsmuster und Selbstverhältnisse derjenigen, die sich als Adressat*innen in Maßnahmen der Jugendhilfe befinden. Erfuhren adressat*innenorientierte Ansätze in der sozialpädagogischen Forschung lange Zeit kaum Beachtung, so lässt sich in den vergangenen Jahren geradezu eine Konjunktur dieser Forschungsrichtung konstatieren (exemplarisch Graßhoff et al. 2015; Mücher 2010; Bitzan et al. 2006; Oelerich/Schaarschuch 2005; Graßhoff 2013; Rein 2020; Steckelberg 2010). Im Gegensatz zur dienstleistungstheoretischen Nutzer*innenforschung, die danach fragt, wie das sozialpädagogische Klientel die von ihnen in Anspruch genommene Hilfe beurteilt und welchen Nutzen es daraus ziehen kann, um auf diese Weise die Qualität der Hilfeleistungen zu verbessern (vgl. Schaarschuch 2003), zeichnen sich klassische subjekt- bzw. adressat*innenbezogene Ansätze durch eine stärker lebensweltorientierte Perspektive aus (vgl. Rätz-Heinisch 2005). Im Vordergrund steht die Frage, was die Jugendhilfe über ihre Adressat*innen, deren Lebenswelt und Bedürfnisse wissen muss, um die Hilfen passgenau auszurichten. Doch auch bei diesen lebensweltorientierten Ansätzen sind die Perspektiven der Adressat*innen oftmals nur insofern von Interesse, wie sie für eine Beurteilung und Verbesserung der Praxis notwendig sind. In beiden Fällen steht die Herausforderung im Zentrum, zu bestimmen, was eine gute Hilfe ausmacht bzw. wie Praxis konkret verbessert werden kann. Doch das wirft die Frage auf, ob die Sphären von Wissenschaft und Praxis ausreichend funktional getrennt bleiben, um ihre jeweiligen Aufgaben zu erfüllen. Folgt man bei diesem Komplex – also dem Verhältnis von Wissenschaft und sozialarbeiterischer Praxis – Cremer-Schäfer/Resch, so darf sich Wissenschaft gerade *nicht* als Anleitung zur Praxis verstehen, sondern kann sich nur dann als ein »Moment des Emanzipierungsprozesses erhalten […], wenn sie ›praxisfern‹ denkt und an einem ›Eigenrecht von Kritik‹ festhält« (Cremer-Schäfer/Resch 2012: 91).[2]

2 Ähnlich argumentieren auch Lüders und Rauschenbach, dass sich Forschung oftmals nicht genügend von den Programmatiken der Praxis abkoppeln würde. Infolge dieser mangelnden Distanz

Eine solche Perspektive reflexiver Kritik findet sich vor allem in ungleichheitstheoretischen oder macht- und differenzanalytischen Forschungsprojekten. Wenngleich es sich dabei zum großen Teil um Forschungsarbeiten handelt, die auf die Ebenen der Institutionen oder der Professionellen fokussieren (Kessl 2020; Lutz 2010; Klingler 2019; Pieper 2007b; Urban 2004; Kuglstatter 2017), so gibt es auch im Feld der Adressat*innenforschung eine Zunahme von Ansätzen, die nicht lediglich auf einer individuellen, individual-psychologischen oder interaktionistischen Ebene das Handeln der Subjekte in den Blick nehmen, sondern die individuellen Lebenspraktiken, Deutungsmuster und subjektiven Sinnkonstruktionen aus machtanalytischer Perspektive und eingebunden in ihre jeweiligen institutionellen und gesellschaftlichen Kontexte untersuchen. Zum einen findet sich hier eine ganze Reihe von ethnografischen Studien, die das Alltagsleben von Jugendlichen in der Institution Jugendhilfe in den Blick nehmen. Zum anderen existieren zahlreiche empirische Studien zu Heranwachsenden in der Jugendhilfe, die im Bereich der Biografieforschung angesiedelt sind. Diese beiden unterschiedlichen Zugänge möchte ich jeweils kurz beleuchten.

*Ethnografische Adressat*innenforschung*

Im Bereich der ethnografischen Forschung haben die sogenannten Jugend(sub)kulturstudien im Anschluss an das *Centre for Contemporary Cultural Studies* (CCCS) in Birmingham eine lange und umfassende Forschungstradition zu der Frage, wie jugendkulturelle Praktiken in strukturelle Ungleichheitsverhältnisse eingebettet sind (vgl. Clarke et al. 1979; Winter 2001). Besonders die Felder Schule und (Aus-)Bildung (Duemmler 2015; Wellgraf 2012; Kölzer 2014; Kleiner 2015; Reckinger 2010), jugendkulturelle Szenen (Bente 2014; Vester 2014), spezifische Sozialmilieus (Ege 2013; Rink 2013; Mücher 2010; Thomas 2010a) sowie offene Jugendfreizeiteinrichtungen oder -projekte (Schmidt 2014; Küster 2003; Scharathow 2014) stechen diesbezüglich als stark beforschte Bereiche hervor, wie die zahlreichen Publikationen allein in den letzten Jahren erkennen lassen. Die Studien, die jugendliche Lebenswelt und Erfahrungen im institutionellen Setting stationärer Einrichtungen untersuchen (vgl. Engelbracht 2019; Malli 2010;

---

sei sie daher »bisweilen ›blind‹ gegenüber Irritationen und Brüchen in der Praxis« (Lüders/Rauschenbach 2001: 574) und werde »vor allem langweilig und überflüssig, weil sie nur wiederholt, was alle schon wissen« (ebd.).

Müller/Schwabe 2009; Kliche/Träubing 2019; Landenberger/Trost 1988), haben aufschlussreiche Erkenntnisse sowohl zu den Existenzbedingungen von Jugendlichen in der Jugendhilfe wie zu den individuellen Effekten sozialarbeiterischer Praxis geliefert. Besonders die Studie von Landenberger/Trost zu *Lebenserfahrungen im Erziehungsheim* aus dem Jahr 1988 nimmt explizit eine gesellschaftstheoretische Perspektive im Anschluss an das CCCS ein und versucht, individuelle Verhaltensweisen von Jugendlichen und objektive materielle Bedingungen, die deren Welt prägen, als dialektisch miteinander verknüpft zu begreifen (vgl. Landenberger/Trost 1988: 14). Landenberger und Trost ist es damit gelungen, die spezifischen Selbstinszenierungen und Umgangsstrategien in Zusammenhang mit den Bedingungen im Heim zu deuten. Sie zeigen auf, dass die Verhaltensweisen, die den Heranwachsenden im Heim aberzogen werden sollen, durch die institutionellen Verhältnisse der Heimerziehung überhaupt erst hervorgerufen werden (vgl. ebd.: 298). In diesem Sinn bildet diese Studie einen wichtigen Ausgangspunkt für das vorliegende Forschungsprojekt. Dass sie bereits mehr als 30 Jahre zurückliegt, macht eine Erforschung der aktuellen Lebenslagen von Jugendlichen in der Jugendhilfe in der Tradition der Cultural Studies notwendig. So haben sich seit den 1980er Jahren die Unterbringungsformen, die institutionellen Bedingungen, die pädagogischen Maßnahmen wie auch die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend verändert. Gleichzeitig bedarf es m. E. jedoch zudem einer Perspektivverschiebung, die über den Ansatz der Cultural Studies hinausgeht. So beziehen sich Landenberger und Trost ausschließlich auf das von außen beobachtbare Verhalten, nehmen nur die alltäglichen Routinen, Rituale, Interaktionen und Umgangsweisen in den analytischen Blick. Damit verbleiben sie in ihrer Untersuchung ganz auf der Ebene des *Doing* – des individuellen Handelns. Das heißt, es geht ausschließlich darum, *wie* Identität und Kultur im institutionellen Alltag hergestellt werden, nicht aber darum, was die Prozesse *in* den Individuen bewirken.[3] In diesem Sinne werde ich in dieser Studie nicht nur das *Wie* untersuchen, sondern vor allem an den Selbstverhältnissen, Erfahrungen, inneren Mechanismen und subjektiven Sinnkonstruktionen der Jugendlichen ansetzen und nach ihrem individuellen Erleben fragen.

3 Diesen Aspekt unterstreicht Andrea Maihofer in Bezug auf die Analyse von Geschlechterdifferenz (vgl. Maihofer 2013a: 34).

*Biografieforschung mit Adressat*innen*

Damit komme ich zum zweiten großen Bereich, der sich den Adressat*innen im Feld der stationären Erziehungshilfen zuwendet: die Biografieforschung, welche die lebensgeschichtlichen Erzählungen über Erfahrungen in sozialpädagogischen Kontexten zum Ausgangspunkt nimmt. Biografische, fallrekonstruktive Studien ermöglichen es beispielsweise, Einblicke in individuelle Lebens- und Bedarfslagen zu erhalten (vgl. Finkel 2004: 66), die biografischen Verarbeitungsweisen von jungen Menschen in der Jugendhilfe zu rekonstruieren (vgl. Graßhoff et al. 2015: 23) oder auch, die Rolle der stationären Jugendhilfe in Bezug auf die Frage nach Normalität aus biografischer Perspektive herauszuarbeiten (vgl. Rein 2020: 11).

Die Studie von Margarete Finkel (2004) gehört zu den ersten und einflussreichsten Studien im Feld der Hilfen zur Erziehung, die sich dezidiert als Adressat*innenforschung versteht. Sie zeigt, wie institutionelle Angebote an die biografischen Verläufe von jungen Frauen anknüpfen können und wie auf diese Weise Soziale Arbeit in der Lebensgeschichte von Adressat*innen bedeutungsvoll wirksam werden kann. Infolge der Erfahrungen in ihren Herkunftsfamilien bewegen sich die Adressat*innen in einem Spannungsfeld von Autonomie und Abhängigkeit, das sich auch in den pädagogischen Beziehungen reproduzieren kann, weshalb die Erziehungshilfe gefordert ist, sich dessen und ihrer eigenen mitgestaltenden Rolle dabei bewusst zu werden. Während sich Finkel in ihrer Untersuchung auf junge Frauen konzentriert und damit einen Fokus auf Geschlecht legt, interessiert sich die biografisch-rekonstruktive Studie von Rätz-Heinisch (2005) auf den biografischen Verlauf von Kindern und Jugendlichen, die während des Hilfeprozesses als besonders schwierig – als sogenannte »›aussichtslose‹ Fälle« (ebd.) – gelten. Rätz-Heinisch arbeitet heraus, dass bestimmte, als deviant oder problematisch markierte Verhaltensweisen wie z. B. exzessiver Drogenkonsum, selbstverletzendes Verhalten oder Gewalt eine Entstehungsgeschichte in der Vergangenheit haben und die Jugendlichen dieses Verhalten daher nicht ohne Weiteres aufgeben können. Damit ein Hilfeprozess gelingen kann, sind die Fachkräfte gefordert, einerseits alternative Handlungsmuster aufzuzeigen, andererseits die alten destruktiven Handlungen so lange mitzutragen, bis es den Jugendlichen möglich ist, selbstständig auf alternative Handlungsweisen zuzugreifen. Auch in den vergangenen Jahren sind zahlreiche biografisch-rekonstruktive Analysen zu Jugendlichen in den stationären Hilfen entstanden: Graßhoff, Paul und Yes-

hurun (2015) untersuchen die Wechselwirkungen zwischen biografischen Verläufen von Adressat*innen und den institutionellen Rahmenbedingungen offener und stationärer Einrichtungen der Jugendhilfe. Klose und Mozaffari (2009) befragen Adressat*innen der Kinder- und Jugendhilfe noch während ihres Aufenthalts in der Einrichtung; Theile (2020) untersucht den Übergang aus der Heimerziehung in ein eigenständiges Leben nach der Jugendhilfe; Rein (2020) rekonstruiert bei sogenannten Care Leavern, welche Bedeutung Normalitätskonstruktionen für sie vor, während und nach der Jugendhilfe haben. Angesichts einer konstatierten Unterrepräsentanz von Mädchen in den Hilfen zur Erziehung legen Zeller (2012), Heiland (2012) und von Langsdorf (2012) den Fokus auf die spezifische Situation von Mädchen in stationären Jugendhilfeeinrichtungen, wobei von Langsdorf dabei explizit aus einer intersektionalen Perspektive die spezifischen Verflechtungen von Klasse, Geschlecht und Migration in den Blick nimmt. Augenscheinlich gibt es eine große Bandbreite an biografisch-rekonstruktiven Arbeiten zu Adressat*innen in der Jugendhilfe; ermöglicht doch die rekonstruktive Analyse erzählter Lebensgeschichten in nahezu unvergleichlicher Weise Einblick in individuelle Sinnkonstruktionen – eingebettet in biografische Verläufe und individuelle Erfahrungen.

Forschungsdesign und Fragestellung

Während fallbiografisch-rekonstruktive Analysen die jugendlichen Erfahrungen und Sinnkonstruktionen nachvollziehen und verstehen wollen – und sie damit grundsätzlich eine rein deskriptive Ebene verlassen –, ermöglichen ethnografische Ansätze hingegen, mehr den spezifischen institutionellen Kontext – in diesem Fall die stationären Hilfen und die hier stattfindenden pädagogischen Praxen – abzubilden. Dabei werden weniger die individuellen Sinnkonstruktionen in den Blick genommen als vielmehr tatsächliches Handeln untersucht, das heißt Routinen, Umgangsstrategien, Interaktionen sowie institutionelle Strukturen und Rahmenbedingungen, in denen sich das Denken und Handeln erst ausbildet. Deshalb will ich beide Zugänge kombinieren und sowohl die Selbstverhältnisse und Sinnkonstruktionen der Jugendlichen aus narrativen Interviews rekonstruieren als auch diese

anhand ethnografischer Beobachtungen – eingebettet in ihren konkreten institutionellen Kontext – verstehen.[4]

Neben den intendierten Artikulationen und Handlungen interessieren mich jedoch auch besonders die unbewussten, nichtsprachlichen und vom gesellschaftlichen Konsens ausgeschlossenen Motive. So ist aus einer psychoanalytischen Perspektive nicht nur das bewusste, intentionale Handeln der Akteur*innen von Bedeutung; vielmehr gibt es auch unbewusste, verborgene Motive, die unsere Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen und unsere sozialen Beziehungen prägen. Für die Auswertung nutzte ich daher vor allem die Tiefenhermeneutik als psychoanalytisch orientierte Interpretationsmethode, welche im Bereich der Jugendhilfeforschung bislang nur wenig zur Anwendung kam[5]. Diese ermöglicht es, neben dem manifesten Sinn auch die latenten Sinngehalte herauszuarbeiten und zu untersuchen, wie die institutionellen und gesellschaftlichen Strukturen in den Subjekten auf einer bewussten und einer unbewussten, auf einer diskursiven und einer präsentativ-symbolischen Ebene verhandelt werden. Damit verfolge ich als zentrale Forschungsfrage, wie individuelle Umgangsweisen von Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe mit institutionellen Zwängen und gesellschaftlichen Widersprüchen korrespondieren. Wie gehen die jungen Menschen mit hegemonialen Zuschreibungen, Normen und Anforderungen um? Welche bewussten und unbewussten Dynamiken zeigen sich in den pädagogischen Interaktionen sowie in subjektiven Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen? Inwiefern werden darin hegemoniale Differenzordnungen und Machtformationen mit hergestellt und wo zeigen sich aber auch Brüche oder Verschiebungen im hegemonialen Gefüge? Ziel ist es weniger, eine Handlungstheorie für eine bessere Praxis zu entwerfen, sondern vielmehr durch eine kritisch-reflexive Analyse die Momente von Herrschaft zu verstehen, die in

---

4 Ein ähnliches Vorhaben verfolgten auch Graßhoff, Paul und Yeshurun (2015). Während diese jedoch einerseits in kontrastierender Weise die offene Jugendarbeit im Jugendhaus und die stationäre Jugendhilfe in der Jugendwohngruppe untersuchen, andererseits als Problemkomplexe der Biografieanalysen Familie, Peers, Körper und Religion herausarbeiten, forsche ich ausschließlich in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe und interessiere mich in erster Linie für die Verhandlung von gesellschaftlichen Anforderungen, Normen und Zuschreibungen.

5 Beispielsweise untersucht Morgenroth (2010) in ihrer tiefenhermeneutischen Studie den Therapieprozess von drogenabhängigen Jugendlichen und bietet damit wichtige Anschlussstellen für die Jugendhilfeforschung, wenngleich sie dieser nicht unmittelbar zuzurechnen ist. Auch Dörr (2001) zeigt anhand einer szenischen Rekonstruktion unbewusster Lebensentwürfe eines Jugendlichen, wie eine tiefenhermeneutische Analyse als Verstehprozess in der Sozialen Arbeit genutzt werden kann.

einzelnen Situationen wirksam werden und die Lebensweisen in der öffentlichen Erziehung prägen.

1.3 Aufbau der Arbeit

Nachdem ich soeben meine Fragestellung konkretisiert und im Forschungsfeld der aktuellen Adressat*innenforschung im Bereich der Jugendhilfe kontextualisiert habe, werde ich im Folgenden den Aufbau der Studie darlegen.

Die theoretische Rahmung (Kapitel 2) ist in zwei Abschnitte unterteilt. Im ersten Teil (2.1) erläutere ich meine Sichtweise auf Soziale Arbeit bzw. auf die Jugendhilfe als gesellschaftliche Institution. Nachdem ich dafür zunächst das Feld der stationären Jugendhilfe mit seiner rechtlichen Funktion und den pädagogischen Aufgaben umrissen habe (2.1.1), gehe ich kurz auf die historischen Vorläufer der heutigen Jugendhilfe und auf die historisch-materialistische Kritik an der Heimerziehung in den 1960er und 70er Jahren ein (2.1.2). Diese Kritikperspektive bildet den Ausgangspunkt dafür, die Jugendhilfe (ähnlich wie auch die Familie) im Anschluss an die Kritische Theorie der Frankfurter Schule als gesellschaftliche Sozialisationsagentur (2.1.3) zu begreifen. Zu dieser historisch-materialistischen Perspektive stellt Foucaults Konzept der Gouvernementalität eine fruchtbare Ergänzung dar, um vor allem auch neue Formen der Machtausübung im Neoliberalismus zu akzentuieren und Soziale Arbeit als moderne Regierungstechnologie zu fassen, mit der Individuen heute gelenkt und regiert werden (2.1.4). Beide Theorieperspektiven dienen dazu, die Jugendhilfe heute in ihrer gesellschaftlichen Funktion zu erfassen und Perspektiven für das Projekt einer Kritischen Sozialen Arbeit zu eröffnen (2.1.5).

Im zweiten Theorieteil (2.2) beschäftige ich mich mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft sowie der Frage von Handlungsmacht. Im Zentrum steht hier Foucaults Subjekttheorie, wonach Subjektivierung als Gleichzeitigkeit von Ermächtigung und Unterwerfung zu fassen ist (2.2.1). Dabei gehe ich nochmals kurz auf das Konzept der Artikulation und die Rolle des Unbewussten ein, um zu verdeutlichen, dass die Subjekte in der Umsetzung der Normen auch eine gewisse Eigensinnigkeit haben und ein Scheitern dabei unweigerlich dazugehört (2.2.2). Darüber hinaus ermöglicht Maihofers Geschlechtertheorie es zum einen, die Wirkmächtigkeit von sozialen Normen in den Subjekten deutlich zu machen und gesellschaftliche Normen wie Geschlecht als gelebte Existenzweise zu begreifen (2.2.3). Zum

anderen lässt sich damit historisch nachvollziehen, wie sich das moderne bürgerliche Subjekt als hegemoniales Selbstverhältnis etabliert hat und in seiner Entstehung *gender*, *race* und *class* konstitutiv miteinander zusammenhängen (2.2.4). Ihre multidimensionale Perspektive von Gesellschaft als gegliedertes Ganzes ist somit auch für die vorliegende Arbeit zentral (2.2.5).

Im Methodenteil (Kapitel 3) stelle ich das Forschungsdesign und das konkrete methodische Vorgehen vor. Nach einer kurzen Diskussion methodologischer Implikationen (3.1) beschreibe ich meinen Feldzugang und erläutere mit der teilnehmenden Beobachtung und dem narrativen Interview die gewählten Erhebungsmethoden (3.2). Dann gehe ich ausführlich auf die Tiefenhermeneutik als verwendete Auswertungsmethode ein (3.3) und schließe mit einer Reflexion meiner Rolle im Forschungsprozess und der Wahl bestimmter Forschungsentscheidungen (3.4).

Im empirischen Teil richte ich den analytischen Blick zunächst auf das System Jugendhilfe bzw. insbesondere auf die pädagogischen Interaktionen zwischen Jugendlichen und Betreuer*innen (Kapitel 4). Anhand tiefenhermeneutischer Interpretationen von Beobachtungsprotokollen werden doppelbödige Sinnstrukturen im Einrichtungsalltag herausgearbeitet. Zunächst wird am Beispiel eines Gruppennachmittags untersucht, wie die Jugendlichen adressiert und welche Klassen- bzw. Subjektpositionen dabei angesprochen werden (4.1). Im nächsten Teil geht es um die pädagogische Intervention nach einem gewaltvollen Übergriff in der Einrichtung (4.2). Dann stehen hierarchische Machtbeziehungen zwischen Bewohner*innen und Betreuer*innen im Zentrum der Analyse (4.3), bevor die Interpretationen im Kontext einer spezifischen institutionellen und gesellschaftlichen Logik diskutiert werden (4.4).

Im darauffolgenden Kapitel 5 wende ich mich den Selbstverhältnissen und Subjektivierungsweisen der Jugendlichen angesichts klassenspezifischer Anrufungen zu. Ich untersuche die geführten narrativen Interviews hinsichtlich der Frage, wie sich die jungen Menschen innerhalb der Jugendhilfe positionieren. Auch hier geht es darum, die dominant-sichtbaren sowie die verborgenen Lebensentwürfe zu erfassen, das heißt die individuellen Artikulationsweisen in ihrer doppelbödigen Struktur zu entschlüsseln. Den Einstieg macht die Frage, mit welchen Bildern von sich die Jugendlichen konfrontiert werden, wenn sie in die Jugendhilfe kommen; also wie sie sich als »Jugendliche in der Jugendhilfe« adressiert fühlen und wie sie diese Zuschreibungen erleben (5.1). In den darauffolgenden Unterkapiteln werden verschiedene Selbstverhältnisse und Strategien, die sich als Umgang

mit den hegemonialen Zuschreibungen, Adressierungen und Anforderungen herausbilden, weiter ausdifferenziert. Am konkreten Beispiel zeigt sich, wie ein negatives Selbstverhältnis als »Andere« mit dem spezifischen Erfahrungskontext in der Jugendhilfe in Verbindung steht und wie die Affirmation dieses Andersseins zugleich mit dem Wunsch nach Anerkennung einhergeht (5.2). In einem weiteren Fallbeispiel geht es dann darum, wie die Jugendhilfe als ermächtigende und unterstützende Institution für die Ausbildung eines positiven Selbstverhältnisses als autonomes Subjekt auch produktiv genutzt wird, wobei zugleich Gefühle von Sicherheit, Geborgenheit und Nähe vermisst werden (5.3). In einem dritten Fallbeispiel steht das Scheitern in und an der Jugendhilfe im Zentrum; und der manifesten Selbstinszenierung von Coolness wird die Versagensangst als weitere, latente Artikulation zur Seite gestellt (5.4). In einem kurzen Zwischenresümee werden dann die doppelbödigen Artikulationsweisen mit den inneren Mechanismen der Institution in Verbindung gebracht und im konkreten gesellschaftlichen Kontext diskutiert (5.5).

Nach diesem Fokus auf die Jugendhilfe als prägende Kategorie für die Ausbildung von Identität, beschäftige ich mich in Kapitel 6 mit der Kategorie Geschlecht, die sich ebenfalls als zentral für die Subjektivierungsweisen der Jugendlichen erweist und wiederum in Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Marginalisierungsprozessen und dem Status als Adressat*innen der Jugendhilfe steht. Ausgehend von einer differenzanalytischen Perspektive wird untersucht, wie Heranwachsende in der Jugendhilfe Geschlecht verhandeln, in welcher Weise sie eine Identität als Junge/Mann oder Mädchen/Frau ausbilden, diese beständig reproduzieren und sich somit als vergeschlechtlichte Subjekte hervorbringen. Dabei geht es zunächst um die Konstruktionen von Männlichkeit in der Jugendhilfe und das spezifische Spannungsverhältnis von Allmachtsfantasien auf der einen Seite und die Erfahrung von Ohnmacht auf der anderen Seite, wobei hier insbesondere auch klassenspezifische Kränkungen und Abwertungen eine Rolle spielen (6.1). Im nächsten Abschnitt werden schließlich Weiblichkeitskonstruktionen untersucht und die widersprüchlichen Anrufungen einerseits als Subjekt, andererseits als Objekt in den Blick genommen (6.2). Eine multidimensionale Analyseperspektive ermöglicht dabei nicht nur, den Zusammenhang von einer bestimmten Klassenposition und Geschlecht zu beleuchten, sondern auch, die Rolle der Jugendhilfe bei der Produktion und Reproduktion bestimmter klassenspezifischer und geschlechtsspezifischer Existenzweisen herauszuarbeiten.

Im Schlussteil (Kapitel 7) geht es schließlich um die Frage, was die Interpretationen und erzielten Ergebnisse für die Praxis der Sozialen Arbeit bedeuten könnten. Nach einer eher schlaglichtartigen Zusammenfassung zentraler Befunde (7.1) werde ich mich mit der Frage eines kritischen Selbstverständnisses (in) der Sozialen Arbeit beschäftigen (7.2), um abschließend einige Punkte zu benennen, die eine kritische Haltung und Praxis in der Jugendhilfe konkret umfassen könnten.

Zur Schreibweise

Die Begriffe Mann/Männer, Frau/Frauen, Jungen und Mädchen ebenso wie Männlichkeit/männlich und Weiblichkeit/weiblich verstehe ich nicht essenzialistisch, sondern als konstruierte, aber wirkmächtige Kategorien im Sinne eines historischen Gewordenseins von Geschlecht. Um diesen Konstruktionscharakter zu verdeutlichen, nutze ich in der Mehrzahl die Sternchen- bzw. Asterisk-Schreibweise, um damit das gesamte Spektrum der Geschlechteridentitäten anzusprechen. Da es sich bei meinen Interviewpartner*innen – zumindest zu dem Zeitpunkt des Interviews – nur um Cis-Mädchen/Frauen und Cis-Jungen/Männer handelte, werde ich im Folgenden die Begriffe Mann, Junge, Frau, Mädchen, bei denen es sich somit auch um Eigenbezeichnungen handelt, ohne Anführungszeichen und Asterisk verwenden. Wenn die vergeschlechtlichten Selbstpositionierungen der jeweiligen Akteur*innen bekannt sind, schreibe ich in der Einzahl somit ebenfalls ohne Gendersternchen. In weiteren Fällen (etwa bei Beispielen) verwende ich in der Einzahl die Asterisk-Schreibweise; aus Gründen der besseren Lesbarkeit und Kürze mitunter aber nur mit weiblichem Artikel oder Pronomen, um ein Gegengewicht zu dem noch immer hegemonial verwendeten generischen Maskulinum darzustellen.

Ich schreibe zudem allgemein von Jugendlichen in der Jugendhilfe, obwohl einzelne meiner Interviewpartner*innen bereits volljährig sind, da sie als Adressat*innen der Jugendhilfe noch den Status als Jugendliche haben, selbst wenn sie das achtzehnte Lebensjahr bereits vollendet haben.

2 Theoretische Rahmung

Soziale Arbeit blickt auf eine lange historische Tradition zurück. Zu ihren geschichtlichen Vorläufern gehören die Findelhäuser, Spitäler und das Almosenwesen des Mittelalters, die auf der Idee von christlicher »Liebestätigkeit« (Kuhlmann 2021: 361) basierten. Eine organisierte Armen- und Jugendfürsorge, wie wir sie heute kennen, hat sich jedoch erst mit dem Übergang zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft entwickelt (vgl. ebd.; Donzelot 1979; Eßer 2018: 278).[6] Mit den gesellschaftlichen Transformationen wurde auch auf unterschiedlichste Begriffe zurückgegriffen: Wohlfahrtspflege, Armenhilfe, Fürsorgeerziehung, Volkspflege, soziale Hilfstätigkeit, Sozialwesen, Sozialpädagogik und Sozialarbeit waren und sind nur einige Termini, um das »sozialarbeiterische Projekt« zu bezeichnen (vgl. Amthor 2021: 754; Thole 2012: 19). Mit den begrifflichen Ausdifferenzierungen waren nicht nur spezifische gesellschaftliche Rahmenbedingungen verbunden, sondern auch verschiedene Sichtweisen und Selbstverständnisse verknüpft (vgl. Amthor 2021: 754). Entsprechend entwickelte sich in den 1970er und 80er Jahren eine Auseinandersetzung mit den Bezeichnungen Sozialarbeit und Sozialpädagogik, die als historisch different verstanden wurden: Während die Wurzeln der Sozialarbeit eher in der klassischen Wohlfahrtspflege und Sozialhilfe gesehen wurden, die sich vor allem an Erwachsene und Familien richteten, stand die Sozialpädagogik mehr in der

6 Während im Feudalismus die Menschen vor allem von Landwirtschaft und Handwerk lebten und Familien, Gemeinden und Kirchen einen großen Teil der sozialen Sicherung übernahmen, wurde mit Beginn der Industrialisierung vor allem Lohnarbeit in Fabriken geleistet. Auch verloren Familien, Gemeinde und Kirche als soziale Sicherungssysteme an Bedeutung, was eine soziale Desintegration und neue Problemlagen zur Folge hatte. In diesem Rahmen ist Soziale Arbeit als gesellschaftliche Institution entstanden, um eine mögliche Antwort auf diese Probleme zu bieten (vgl. Eßer 2018: 278).

Tradition der Jugendpflege und der Pädagogik der frühen Kindheit (vgl. ebd.). Diese Differenzierung gilt heute jedoch größtenteils als überwunden und obsolet, was auch daran deutlich wird, dass meist beide Felder synonym mit dem Begriff der Sozialen Arbeit bezeichnet werden bzw. diese »für die Einheit von Sozialarbeit und Sozialpädagogik« (Thole 2012: 20) steht, weshalb in der vorliegenden Arbeit von Sozialer Arbeit (und weniger von Sozialpädagogik) die Rede sein wird. Wenn es auch zahlreiche Ausdifferenzierungen und unterschiedlichste Theorietraditionen, Felder und Ansätze gibt, so lässt sich Soziale Arbeit doch zunächst ganz allgemein als Arbeit an sozialen Problemlagen verstehen (vgl. Merten/Olk 1999: 955; Scherr 2002: 35). Das heißt, Individuen sind von den Auswirkungen vielfältiger sozialer Probleme wie etwa Armut, Arbeitslosigkeit, Gewalt, Kriminalität, Verelendung usw. betroffen und Sozialer Arbeit als Institution kommt die gesellschaftliche Aufgabe zu, diese unterschiedlichen sozialen Probleme zu bearbeiten (vgl. ebd.). Ohne die »soziale Frage« (Dollinger 2006: 24) bzw. ohne die »Thematisierung allgemeiner Problemlagen« (ebd.) ist Soziale Arbeit also gar nicht zu verstehen. Folglich hängt sie aufs Engste mit den konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen und den daraus resultierenden Herausforderungen für die Einzelnen zusammen.

Im ersten Teil dieses Kapitels (2.1) werde ich daher eine gesellschaftstheoretische Bestimmung von Sozialer Arbeit bzw. dem Feld der Jugendhilfe vornehmen, in der vor allem deren gesellschaftliche Funktionen und die Frage von Macht und Herrschaft fokussiert werden. Ausgehend von der gegenwartsanalytischen Perspektive einer bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, in der soziale Problemlagen direkte oder indirekte Folgen von Ausbeutung und sozialer Ungleichheit sind – oder sich zumindest nicht davon trennen lassen –, dienen mir im Folgenden die Perspektivierungen Kritischer Sozialer Arbeit im Anschluss an die historisch-materialistische Perspektive von Marx und die Kritische Theorie der Frankfurter Schule wie auch die Machttheorie von Foucault (die zu einer ähnlichen Bewertung von Sozialer Arbeit führt) dazu, die Jugendhilfe als Teil der bürgerlich-kapitalistischen Gegenwart zu begreifen.

Daraufhin (2.2) wende ich mich schließlich dem Verhältnis von Subjekt und Gesellschaft zu, um damit die theoretischen Grundlagen für eine Analyse individueller Umgangs- und Subjektivierungsweisen in der Jugendhilfe und deren Eingebundensein in gesellschaftliche Verhältnisse zu schaffen. Dafür sind neben Foucaults Subjektverständnis und seiner späten Macht-

theorie insbesondere Maihofers geschlechtertheoretische und multidimensionale Weiterentwicklungen wegweisend.

2.1 Jugendhilfe als Sozialisationsagentur und Regierungstechnologie

2.1.1 Das Feld der stationären Jugendhilfe

Stationäre Erziehungshilfen – oder wie es im Achten Sozialgesetzbuch heißt: »Hilfen zur Erziehung in einer Einrichtung über Tag und Nacht (Heimerziehung) oder in einer sonstigen betreuten Wohnform« (§ 34 SGB VIII) – sind eine Unterstützungsform im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe, in der familienergänzende und familienersetzende Hilfen zur Erziehung angeboten werden.[7] Damit ist gemeint, dass Kinder und Jugendliche, die vorübergehend oder dauerhaft nicht mehr bei ihren Eltern leben können oder wollen, außerhalb ihrer Herkunftsfamilie – meist in teilstationären oder stationären Einrichtungen – untergebracht[8] und hier pädagogisch betreut, unterstützt und gefördert werden (vgl. Seckinger 2015: 75; Rätz et al. 2014: 167).

Wenngleich der Begriff der Heimerziehung gesetzlich noch verankert ist und synonym zu den stationären Erziehungshilfen verstanden wird, wird er im pädagogischen und allgemeinen Sprachgebrauch kaum mehr verwendet.

7 Der Begriff »Hilfen zur Erziehung« verdeutlicht, dass sich dieses Angebot rein rechtlich zunächst vor allem an Erziehungsberechtigte richtet. Wenn Eltern ihre verfassungsrechtlich verankerten Erziehungsrechte und -pflichten (vgl. Art. 6 GG) kurz- oder langfristig nicht mehr wahrnehmen (können), haben sie die Möglichkeit, einen Antrag auf Hilfen zur Erziehung zu stellen. Kinder und minderjährige Jugendliche haben derzeit kein Recht, eigene Anträge auf Leistungen nach SGB VIII zu stellen. Sie haben jedoch ein Recht auf Beratung durch die Jugendämter. Außerdem ermöglicht § 42 SGB VIII/KJHG, die Hilfe des Jugendamts in Anspruch zu nehmen und in Obhut genommen zu werden, wenn Jugendliche in ihrer Familie nicht mehr bleiben können oder wollen (vgl. Rätz et al. 2014: 81). Für eine Unterbringung ist jedoch grundsätzlich das Einverständnis der Eltern oder der Personensorgeberechtigten erforderlich. Nur in Ausnahmefällen wird eine Heimunterbringung durch das Vormundschaftsgericht beschlossen.

8 Allgemein wird auch von Fremdunterbringung gesprochen, wenn Kinder oder Jugendliche kurz- oder langfristig außerhalb der eigenen Familie wohnen, versorgt und erzogen werden (vgl. Rätz et al. 2014: 168). Darunter wird aber *jede* Unterbringung außerhalb der Herkunftsfamilie verstanden, der Begriff umfasst somit auch die Unterbringung in Pflegefamilien. Pflegestellen gehören aber zur sogenannten Vollzeitpflege und unterliegen somit anderen gesetzlichen Bestimmungen als die Heimerziehung (vgl. ebd.).

Dies hat einerseits sicherlich mit den negativen und mit Strenge und Gewalt assoziierten Konnotationen zu tun (vgl. Rätz et al. 2014: 167). Andererseits aber sind die Unterbringungsformen heute in ihrer Struktur kaum mehr vergleichbar mit den Waisenhäusern, den Erziehungsanstalten und den großen nach außen abgeschotteten Fürsorgeeinrichtungen, die bis in die 1970er Jahre das Bild der öffentlichen Erziehung prägten. Heute erfolgt die Unterbringung von Kindern und Jugendlichen in der Regel dezentral und in kleineren Wohneinheiten, was als ein Ergebnis aus den sogenannten Heimrevolten in den 1960er Jahren hervorging (vgl. ebd.: 166). Insbesondere seit Inkrafttreten des Kinder- und Jugendhilfegesetzes im Jahr 1990 hat sich die Kinder- und Jugendhilfe zudem als ein sehr vielfältiges und ausdifferenziertes System unterschiedlicher Formen von Erziehungshilfen herausgebildet, in denen Hilfen zur Erziehung als stationäre, teilstationäre und ambulante Settings organisiert werden (vgl. ebd.: 167).

Rätz et al. nehmen eine Systematisierung der stationären Unterbringungsformen nach § 34 SGB VIII vor (vgl. ebd.: 171):

- Wohngruppen eines Heims: Kinder und Jugendliche leben in Etagenwohnungen einer größeren Heimeinrichtung.
- Heilpädagogisch-therapeutische Intensivstationen: Der Alltag der Kinder und Jugendlichen ist stark strukturiert und es gibt z. B. therapeutische Zusatzangebote.
- Familienähnliche Wohnformen: Hierzu zählen etwa Kinderdörfer oder heilpädagogische Erziehungsstellen, in denen Kinder und Jugendliche in einer Lebensgemeinschaft mit einer betreuenden Person und ggf. deren Familie leben.
- Betreutes Einzelwohnen: Jugendliche wohnen alleine in einer Wohnung und werden flexibel, das heißt entsprechend ihres individuellen Bedarfs, betreut.
- Verselbstständigungsgruppen: In einer Wohngemeinschaft leben mehrere Jugendliche oder junge Volljährige, die bereits ein hohes Maß an Selbstständigkeit besitzen und durch Sozialarbeiter*innen entsprechend ihres Bedarfes flexibel betreut werden.

Als weitere Varianten der stationären Unterbringung – die jedoch anders gesetzlich geregelt sind –, lassen sich noch sogenannte Clearing- und Inobhutnahmestellen (nach § 42 SGB VIII) ergänzen, in die Kinder und Jugendliche

für eine kurze Zeit aufgenommen werden können.[9] Obwohl eine solche Unterbringung nur als kurzfristiges stationäres Setting vorgesehen ist, in dem es darum geht, in einer intensiven Klärungsphase eine Perspektive zu entwickeln und die Kinder und Jugendlichen in eine längerfristige Wohnform zu vermitteln, kann sich die Unterbringung in einer solchen Einrichtung teilweise über mehrere Monate hinziehen. Nicht zuletzt werden in Deutschland auch heute noch Kinder und Jugendliche im Rahmen einer sogenannten geschlossenen Unterbringung betreut. Dabei handelt es sich um eine an Freiheitsentzug gekoppelte Maßnahme, die durch § 1631b BGB geregelt ist und einer richterlichen Genehmigung bedarf.[10]

Im Rahmen der vorliegenden Studie habe ich in Verselbstständigungsgruppen und einer Inobhutnahmestelle für Jugendliche ab 14 Jahren geforscht. Das beinhaltete teilnehmende Beobachtungen sowie narrative Interviews mit den dort lebenden Jugendlichen. Außerdem führte ich Interviews mit Jugendlichen aus dem Betreuten Einzelwohnen, die früher in den Verselbstständigungsgruppen lebten und nach wie vor in diese eingebunden sind (siehe Kap. 3).

Wenngleich die stationären Hilfen zur Erziehung in unterschiedliche Bereiche und Wohnformen ausdifferenziert werden und es je nach Einrichtung und Gruppe verschiedene Schwerpunkte, Angebote oder zielgruppenspezifische Ausrichtungen gibt (z. B. Wohngruppen nur für Mädchen, altersspezifische Gruppen oder Einrichtungen für queere Jugendliche), teilen doch alle eine grundlegende gemeinsame Aufgabe: Es geht darum, die Kinder und Jugendlichen sozialpädagogisch zu betreuen, zu begleiten und zu unterstützen mit dem Ziel, je nach Alter und Entwicklungsstand des Kindes oder der*des Jugendlichen entweder eine Rückkehr in die Herkunftsfamilie zu ermöglichen[11] oder – wenn dies nicht gewährleistet werden

---

9 § 42 SGB VIII legt fest, dass das Jugendamt berechtigt und verpflichtet ist, ein Kind oder eine*n Jugendliche*n aufzunehmen, wenn (1) er*sie um Obhut bittet, (2) eine Gefahr für das Wohl des Kindes oder der*des Jugendlichen die Inobhutnahme erfordert oder (3) ein Kind oder ein*e Jugendliche*r unbegleitet nach Deutschland geflüchtet ist.

10 Dazu gibt es seit vielen Jahren eine anhaltende Debatte über die Legitimität dieser Maßnahmen (vgl. Degener et al. 2020; Kappeler 2013; Peters 2016). Im Juli 2020 hat sich ein bundesweites Aktionsbündnis gegen geschlossene Unterbringung gebildet (vgl. www.geschlossene-unterbringung.de).

11 Wenn es darum geht, eine Rückkehr in die Herkunftsfamilie zu erreichen, spielt natürlich die Situation dort und die Möglichkeiten zur Verbesserung der Erziehungsbedingungen eine zentrale Rolle. Kontinuierliche Elternarbeit ist daher auch oftmals Teil der Hilfen zur Erziehung (vgl. Rätz et al. 2014: 174).

kann – ihnen eine »auf längere Zeit angelegte Lebensform zu bieten und [sie] auf ein selbstständiges Leben vor[zu]bereiten« (§ 34 SGB VIII). Das heißt, die pädagogische Einrichtung übernimmt in diesem Fall die Erziehung stellvertretend für die Eltern bzw. die Personensorgeberechtigten (vgl. Rätz et al. 2014: 174).

Rätz et al. betonen, dass aufgrund des künstlich gestalteten Milieus die Heimerziehung so alltagsnah wie möglich erfolgen soll. Der Gruppenalltag, der etwa im gemeinsamen Kochen, Aufräumen, Putzen und in Freizeitaktivitäten besteht, erfordere dabei die Aushandlung von Regeln und Vereinbarungen für das Zusammenleben (vgl. ebd.: 175). Zudem spielen insbesondere in Verselbstständigungsgruppen oder im Betreuten Einzelwohnen die Förderung von Autonomie und die Unterstützung beim Einstieg in ein Beschäftigungsverhältnis oder beim Erwerb der dafür nötigen Qualifikationen eine zentrale Rolle, was sogar gesetzlich geregelt ist. So heißt es in § 34 SGB VIII, dass Jugendliche »in Fragen der Ausbildung und Beschäftigung sowie der allgemeinen Lebensführung beraten und unterstützt werden« sollen.

Da mit Vollendung des 18. Lebensjahres aus rechtlicher Sicht die Hilfen zur Erziehung enden, sollen die Jugendlichen üblicherweise dann auch aus der Jugendhilfe entlassen werden. Jedoch soll jungen Volljährigen »Hilfe für die Persönlichkeitsentwicklung und zu einer eigenverantwortlichen Lebensführung gewährt werden, wenn und solange die Hilfe aufgrund der individuellen Situation des jungen Menschen notwendig ist« (§ 41 SGB VIII). Mit dieser Regelung können Jugendhilfemaßnahmen wie beispielsweise die Unterbringung in stationären Einrichtungen fortgesetzt werden, nur dass anstelle der Personensorgeberechtigen nun der*die junge Volljährige tritt. Diese Hilfe wird in der Regel nur bis zur Vollendung des 21. Lebensjahres gewährt (§ 41 SGB VIII).

2.1.2 Antiautoritäre Revolte und historisch-materialistische Kritik der Heimerziehung

Die heutige Organisation der stationären Jugendhilfe lässt sich als Ergebnis der vielfältigen Reformbemühungen verstehen, die als Folge der sogenannten Heimkampagnen oder Heimrevolten im ausgehenden 20. Jahrhundert entstanden sind. Bis zu dieser Zeit waren von der Außenwelt abgeschottete Erziehungsanstalten und autoritäre, von Gewalt geprägte Erziehungspraktiken die vorherrschende Form der Fürsorgeerziehung, was erst mit Beginn

der antiautoritären Revolte ab 1968 in die Kritik geriet. Problematisiert wurden im Zuge bundesweiter Demonstrationen und Heimbesetzungen nicht nur die unhaltbaren Zustände in den Erziehungsheimen, sondern auch die unhinterfragten autoritären Leitbilder und Zielvorstellungen, die sich Anfang des 20. Jahrhunderts herausgebildet hatten und über die Zeit des Nationalsozialismus hinaus erstaunlich stabil blieben (vgl. Steinacker 2016: 68; Steinacker 2013: 204).[12]

Ausgehend von den Zuständen im Heim bildete sich somit in den 1960er und 70er Jahren eine breite Bewegung, die Soziale Arbeit insgesamt kritisierte, insbesondere in deren gesellschaftlicher Funktion »unter kapitalistischen Produktionsbedingungen« (Hollstein/Meinhold 1973) und den damit zusammenhängenden repressiven Erziehungstechniken. Mit Rückgriff auf Marx und daran anschließende historisch-materialistische Gesellschaftstheorien ging es dabei vor allem darum, den herrschaftsförmigen Charakter von Sozialer Arbeit als »Agent und Repräsentant« (Hollstein 1973a: 39) des herrschenden Staats bzw. des kapitalistischen Systems zu offenbaren. Ziel war es, die Idee zu dekonstruieren, dass es sich bei Sozialer Arbeit in erster Linie um Hilfe und Fürsorge im Dienste der Adressat*innen handelt, und sichtbar zu machen, dass ihr stattdessen eine disziplinierende, repressive Funktion zukommt. Diese ziele vor allem darauf, nicht angepasste Klient*innen den herrschenden Normen zu unterwerfen und sie durch Anpassung als funktionsfähige Mitglieder der Gesellschaft in die Interessen des Kapitals zu stellen (vgl. Hollstein 1973b: 189 ff.).

Für die Jugendhilfe gilt bis heute der von Ahlheim et al. 1978 herausgegebene Band *Gefesselte Jugend – Fürsorgeerziehung im Kapitalismus* als Klassiker dieser marxistischen Kritikperspektive. Hier erklären die Autor*innen et-

12 Die vielfältigen Proteste, Aktionen und Kritiken fanden Ende der 1960er Jahre erstmals eine breite Unterstützung in der Öffentlichkeit. Sie waren nicht nur der zentrale Schrittmacher für die grundlegenden rechtlichen Reformen der Jugendhilfe, sondern haben in ihren alternativen Praxisversuchen und ihren Vorschlägen zu einer strukturellen Neuausrichtung von Einrichtungen und Maßnahmen selbst das Gesicht der Heimerziehung nachhaltig verändert (vgl. Steinacker 2013: 41). Beispielsweise entstanden aus der Kritik an den Heimstrukturen und den institutionellen Bedingungen antiautoritäre Wohnkollektive und Jugendprojekte, in denen alternative Erziehungsformen entwickelt und erprobt wurden. Wenngleich die Wohnprojekte in ihrer ursprünglichen Form »letztlich relativ schnell scheiterten« (ebd.: 44) und zahlreiche Forderungen sowie Ideen der 1968er durch die Institutionalisierung verloren gingen oder relativiert wurden, hat die antiautoritäre Bewegung doch wesentlich zur Organisation der Jugendhilfe heute – mit ihren dezentralen, kleinen Wohneinheiten und den autoritätskritischen Erziehungsweisen – beigetragen.

wa, dass das System der Jugendhilfe seit Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise immer dann in Aktion trete, wenn sich der Integrationsprozess der Arbeitskraft in die Kapitalverwertung (der üblicherweise in darauf abgestellten Institutionen wie der Familie oder der Schule stattfinde) nicht reibungslos vollziehe (vgl. Ahlheim et al. 1978: 60). Dies erkennen sie als materielle Basis dessen, was gewöhnlich als Integrationsaufgabe der Jugendhilfe bezeichnet wird. Das heißt, die Vorstellung, es gehe bei der Heimerziehung vor allem darum, die Jugendlichen sozial zu integrieren und damit die soziale und materielle Ungleichheit zwischen den Klassen zu überwinden, identifizieren die Autor*innen als Ideologie[13], die dazu beitrage, dass die eigentlichen Ursachen der Probleme nicht gesehen werden. Sie verstehen die Probleme der Jugendlichen als Folge von »Lebens- und Erziehungsbedingungen, die dem Proletariat durch den Kapitalismus aufgeherrscht werden« (ebd.: 61 f.), womit die vorherrschende Jugendhilfe gar nicht in der Lage sei, die Probleme und die daraus resultierenden Erziehungsaufgaben zu lösen. Dies sei weder ökonomisch möglich, weil der soziale Sektor unter chronischem Mangel an Personal und finanziellen Mitteln leide,[14] noch auf pädagogischer Ebene realisierbar, weil die Fürsorgeerziehung »die ›Schwierigkeiten‹ der Kinder und Jugendlichen klassenunspezifisch, d. h. ideologisch« (ebd.: 62), deuten würde und sich das Paradoxon zum Ziel gesetzt habe, »die proletarischen Kinder und Jugendlichen mit denjenigen gesellschaftlichen Verhältnissen zu versöhnen, an denen diese zerbrochen sind« (ebd.). Die ideologische Vorstellung von der sozialintegrativen Funktion der Heimerziehung würde somit die gesellschaftlichen Verhältnisse eher stabilisieren als verändern.

»Diese Ideologie ermöglicht es, auf die vorhandene soziale Ungleichheit hinzuweisen, mit redlichem Eifer die Erfüllung der gesetzlich garantierten Rechte zu fordern […], die Heimerziehung einen Beitrag zur Chancengleichheit zu nennen, ohne sich jemals Rechenschaft

---

13 Sie schließen sich hier an Marx' Verständnis von Ideologie als *notwendig* falsches Bewusstsein an (vgl. MEW 23: 85–98; Brunner 2010: 275 f.).

14 Ahlheim et al. erläutern diesen Mangel an finanziellen Ressourcen ebenfalls aus einer materialistischen Perspektive: »[D]a das Kapital aus Gründen nationaler und internationaler Konkurrenz gezwungen ist, einen möglichst großen Teil des erzielten Mehrwerts in die Produktion zu reinvestieren, d. h. zu akkumulieren, stellt sich im Kapitalismus notwendig die materielle ›Unterentwicklung‹ der sogenannten infrastrukturellen Bereiche ein (Ausbildung, Gesundheit, Verkehr, Umweltschutz, Soziales, etc.). Wieviel dennoch in diese Bereiche investiert wird, hängt in erster Linie davon ab, zu welchem Zeitpunkt und in welchem Ausmaß sie unmittelbare Bedeutung für die Kapitalverwertung erhalten« (ebd.: 62).

über die Grundbedingungen des Elends geben und sich selbst in den fundamentalen Konflikt einbeziehen zu müssen.« (ebd.: 158 f.)

Allerdings gäbe es für die Pädagog*innen zugleich kaum eine Chance, sich solchen Vorstellungen von der sozialintegrativen Funktion zu entziehen. Sie müssen sich mit ihren Idealen identifizieren, um angesichts der eklatanten Mängel in der Praxis nicht zu resignieren (vgl. ebd.: 159). Gerade wenn die Interventionen trotz allem erfolglos blieben, würde die Schuld dann meist dem Widerstand oder dem persönlichen Versagen der Jugendlichen zugeschrieben, womit in »der sich als aufgeklärt verstehenden Theorie von der sozial-integrativen Erziehung [...] das Individualschuld-Theorem ungebrochen wirksam« (ebd.) bleibt.[15]

Folgt man Ahlheim et al., zielt die Heimerziehung somit gerade *nicht* darauf, dass die Kinder und Jugendlichen ein kritisches Bewusstsein entwickeln und widerständig sind.[16] Auch geht es nicht um soziale Integration im Sinne einer Realisierung von Chancengleichheit und dem Abbau sozialer Ungleichheit. Vielmehr handele es sich bei der Heimerziehung um ein »Auffangbecken der am stärksten betroffenen Opfer der kapitalistischen Produktionsweise« (ebd.: 153). Sie ziele darauf, ihr Klientel »zur Einordnung in jene Gesellschaft [zu bewegen], die an nichts als der Verwertung ihrer Arbeitskraft interessiert ist« (ebd.: 64), also zu verhindern, dass sie revoltieren und auf die Barrikaden gehen, sondern sich stattdessen mit den Zuständen versöhnen. Die Heimerziehung sei also vor allem eine gesellschaftliche Funktion, um die bestehenden bürgerlich-kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse zu stabilisieren (vgl. ebd.: 62 f.; 158 f.).

---

15 Diesen Aspekt führen die Autor*innen an anderer Stelle weiter aus: Die Idee, dass »die Angehörigen die ›unterprivilegierten Gruppen‹ sich die Voraussetzungen für die gleichen Lebensformen erwerben können, die von der bürgerlichen Mittelschicht akzeptiert und gelebt werden [...], abstrahiert von den historischen und ökonomischen Bedingungen der angestrebten ›sozialen Gerechtigkeit‹. [...] Im Progressivsystem wird konsequent im Sinne der Ideologie dem Zögling der Eindruck vermittelt, daß Erfolg im Leben in der Form sozialen Aufstiegs primär von seiner Tüchtigkeit, dem Fleiß, seinem Willen abhängig ist. Die sozio-kulturellen und politisch-ökonomischen Zusammenhänge, die zur Ausbeutung der Arbeiterklasse führen, werden den Zöglingen zum Teil mit Absicht, zum großen Teil aus Unwissenheit der Erzieher verschleiert. Die Vertreter dieses Systems verweisen als Beleg für die Richtigkeit der Ideologie von der sozial-integrativen Erziehung auf den einen von tausend Jugendlichen, den während der Heimerziehung auf ein Gymnasium zu schicken gelungen ist« (ebd.: 172).

16 Denn das würde in der Vorstellung von Ahlheim et al. eine Entwicklung von Klassenbewusstsein bedeuten, »das die Notwendigkeit des Klassenkampfs als einzige Möglichkeit der grundlegenden Veränderung impliziert« (ebd.: 158).

Wenngleich einige Argumente von Ahlheim et al. durch die Veränderungen der Heimerziehung heute obsolet erscheinen und insbesondere die romantisierende Sichtweise auf das Proletariat als revolutionäres Subjekt der Geschichte[17] aus heutiger Sicht anachronistisch wirkt, sind ihre Überlegungen zu Familie bzw. zu der Übernahme der Familienideologie in der Heimerziehung noch immer von großer Aktualität. So nehmen die Autor*innen in ihrem Kapitel zu »Familienideologie in der Heimerziehung« (ebd.: 173) den Widerspruch zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen, dass *obwohl* es in der Jugendhilfe Kenntnis über ungünstige häusliche Situationen und die vorherrschenden gestörten Familienverhältnisse gibt, sich trotzdem an dem Ideal der (bürgerlichen) Familienerziehung orientiert würde, anstatt dieses »Prinzip in seiner pädagogischen Relevanz grundsätzlich in Frage zu stellen« (ebd.). Aufgrund dieses Widerspruchs gehen sie der Frage nach, welche ideologische Funktion der Familie in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zukommt. Sie beziehen sich unter anderem auf die von Horkheimer, Fromm und Marcuse (1987) durchgeführten *Studien über Autorität und Familie*, wonach die Familie samt ihrer spezifischen Erziehungsstile und affektiven Einstellungen »das Produkt einer bestimmten gesellschaftlichen und, im engeren Sinn, einer bestimmten Klassenstruktur ist« (Fromm 1932: 18). Die Familie lässt sich daher als »psychologische Agentur der Gesellschaft« (ebd.) oder – von Ahlheim et al. etwas profaner ausgedrückt – als »Ideologiefabrik« verstehen. Damit gehen sie davon aus, dass die »Voraussetzungen für die Internalisierung der Ideologien und für ideologisches Denken durch die primäre Sozialisation des Kindes in der Familie« (Ahlheim et al. 1978: 178) geschaffen werden, die Auswirkungen auf die Bildung der psychischen Struktur bzw. den Charakter und die Differenzierung der Intelligenz hätten, was sich folglich auch für die Jugendhilfe behaupten lässt.

Obwohl Ahlheim et al. nicht weiter darauf eingehen, halte ich diese Theorieperspektive im Anschluss an die *Studien zu Autorität und Familie* für sehr ergiebig – zumal in der aktuellen Bestimmung von Jugendhilfe, die Aufgabe,

---

17 So sehen die Autor*innen nur die Arbeiterklasse und die proletarischen Jugend- und Arbeitsorganisationen dazu in der Lage, die Fürsorgeerziehung zu verändern und von ihrem »kapitalistischen Joch« (ebd.: 285) und von »religiös verbrämter bürgerlicher Untertanenideologie« (ebd.) zu befreien. Das Ziel sei erst erreicht, »wenn das gesamte Fürsorgesystem im Dienste der Arbeiterklasse steht« (ebd.: 286), das heißt, »wenn das Proletariat die Macht errungen hat« (ebd.) und die »Heime zu dem Zweck existieren und so beschaffen sind, daß sie den verwahrlosten und kriminalisierten Jugendlichen und Kindern eine Erziehung im Sinne der Emanzipation der Arbeiterklasse vermitteln« (ebd.).

eine (ungenügende) Familienerziehung zu ersetzen, sogar in § 27 SGB VIII gesetzlich verankert ist. Deshalb führe ich die Überlegungen von Horkheimer et al. im Folgenden weiter aus und entfalte damit eine Perspektive, wie sich die Jugendhilfe im Anschluss an die Kritische Theorie als Sozialisationsagentur und als Teil eines gesellschaftlichen Ganzen verstehen lässt.

2.1.3 Jugendhilfe als bürgerlich-kapitalistische Sozialisationsagentur und Teil eines gesellschaftlichen Ganzen

Horkheimer, Fromm und Marcuse[18] beschäftigen sich in ihren *Studien über Autorität und Familie* mit der spezifischen Struktur und Funktion von Familie, die sich durch die Veränderung der Produktionsweise vom Feudalismus hin zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft entwickelt hat. Sie zeigen, dass durch die spezifisch bürgerlich-kapitalistische Familienstruktur und die darin eingelagerten Erziehungspraxen ein bestimmter Charaktertypus geschaffen wird, den sie als sadomasochistischen bzw. autoritären Charakter bezeichnen. Zusammengefasst lässt sich die »Ausbildung für das bürgerliche Autoritätsverhältnis« (Horkheimer 1936: 52) in der Familie so vorstellen, dass der Vater als Familienoberhaupt herrscht und aufgrund seiner »väterlichen Stärke« (ebd.) und seiner ökonomischen Position als jener, der das Geld nach Hause bringt, eine Autorität verkörpert, der sich das Kind zu unterwerfen hat. Für diese Unterordnung erhält es Lob und Anerkennung des Vaters und bekommt damit die Möglichkeit, in den Kreis der Mächtigen aufgenommen zu werden. Damit verinnerlicht es die autoritäre Struktur des Vaters, übernimmt seine autoritäre Logik und erlernt Gehorsam, Unterordnung und die unhinterfragte Anerkennung der Macht des Stärkeren.[19] Auf diese Weise wird in der bürgerlichen Familie der spezifische autoritäre Sozialcharakter erzeugt, der vor allem durch Härte, Gehorsam, Bindungslosigkeit und einen Mangel an Empathie gekennzeichnet ist (vgl. Umrath 2019: 264). Er verkörpert alle Qualitäten, die in der bürgerlich-kapitalistischen Ge-

18 Von den theoretischen Entwürfen über Autorität und Familie hat Horkheimer den allgemeinen Teil, Fromm den sozialpsychologischen Teil und Marcuse den ideengeschichtlichen Teil verfasst (vgl. Horkheimer et al. 1987).

19 Horkheimers Analyse stützt sich wesentlich auf die Ausführungen von Fromm, der die Entwicklung der autoritären Charakterstruktur im Anschluss an Freuds Instanzenmodell und dessen Ödipuskomplex entwickelt hat (vgl. Fromm 1936: 81 ff.).

sellschaft ökonomisch verwertbar sind, weil sie die Menschen dazu bringen, zu »funktionieren«.

> »Die Familie besorgt, als eine der wichtigsten erzieherischen Mächte, die Reproduktion der menschlichen Charaktere, wie sie das gesellschaftliche Leben erfordert, und gibt ihnen zum grossen Teil die unerlässliche Fähigkeit zu dem besonders gearteten autoritären Verhalten, von dem der Bestand der bürgerlichen Ordnung in hohem Masse abhängt.« (Horkheimer 1936: 49 f.)

Diese Produktion autoritärer Charaktere vollzieht sich allein schon durch die patriarchale Struktur der bürgerlichen Kleinfamilie und bedarf keiner realen gesellschaftlichen Basis, in der der Vater über gesellschaftliche Macht oder Autorität verfügt. Im Gegenteil wird die väterliche Autorität auch dann als Ideal reproduziert und metaphysisch verklärt, wo sie nur noch über das von ihm hereingebrachte Geld vermittelt ist und hier nur umso schicksalhafter erscheint. Denn durch die

> »Trennung von beruflicher und familiärer Existenz kann nun jeder bürgerliche Vater, auch wenn er im sozialen Leben eine armselige Funktion ausübt und einen krummen Rücken machen muss, zu Haus als Herr auftreten und die höchst wichtige Funktion ausüben, die Kinder an Bescheidung und Gehorsam zu gewöhnen. So wird es möglich, dass nicht nur aus grossbürgerlichen Schichten, sondern auch aus vielen Gruppen der Arbeiter und Angestellten immer wieder Generationen hervorgehen, welche die Struktur des Wirtschafts- und Gesellschaftssystems nicht in Frage stellen, sondern sie als natürlich und ewig anerkennen und sogar noch ihre Unzufriedenheit und Rebellion zu vollstreckenden Kräften der herrschenden Ordnung machen lassen.« (ebd.: 58)

Auf ganz ähnliche Weise beschreibt auch Fromm am Beispiel einer kleinbürgerlichen Familie den Zusammenhang von ökonomischen Bedingungen und familiären Strukturen. Gerade dort, wo das Leben des Vaters arm an Befriedigungen sei, bekomme das Kind und die Frau die Funktion, dem Vater das zu ersetzen, was ihm das Leben sonst versage. Wenn er aufgrund seiner beruflichen und gesellschaftlichen Situation nicht die Möglichkeit hat, zu herrschen und zu befehlen, so kann er diese Wünsche zu Hause ausleben, die ihm »eine Kompensation für seine Machtlosigkeit im gesellschaftlichen Leben geben« (Fromm 1936: 90 f.). Dieses Zusammenspiel von ökonomischen Bedingungen und familiären Strukturen ist entscheidend dafür, dass Autoritäten verklärt und die verdrängten Aggressionen gegen Schwächere gewendet werden. Die kleinbürgerliche Familie bildet damit die ideale Familienstruktur für die Ausbildung des autoritären Charakters. Da dieser Familientyp zu Beginn des 20. Jahrhunderts hegemonial wird, gilt der auto-

ritäre Charakter als der »vorherrschende Sozialcharakter in dieser Phase der bürgerlichen Gesellschaft« (Umrath 2019: 233).

Damit möchte ich auf die Ausführungen zur »Familienideologie in der Heimerziehung« (Ahlheim et al. 1978: 173) zurückkommen. Auch Ahlheim et al. konstatieren für den lohnabhängigen Arbeiter – und insbesondere für die Gruppe der Industriearbeiter – einen Druck am Arbeitsplatz, der Dauerfrust und Aggressionen erzeugen würden, welche sich durch autoritäres Verhalten in der Familie ausdrückten (vgl. ebd.: 179). Da Frau und Kinder die einzigen vom Mann abhängigen Menschen seien, sei die Herrschaft über sie die einzige Möglichkeit, die eigene Ohnmacht zu kompensieren, womit die Kleinfamilie zur unerschöpflichen Quelle von Familientragödien werde.

»Auf diese Weise spiegelt sich die Stellung des einzelnen im Produktionsprozeß schließlich im habitualisierten Erziehungsverhalten wider. Einerseits werden so durch die Familienerziehung die Arbeiterkinder bereits vorbereitet auf ihre Rolle in der Produktion, die, wenn schwere Konflikte vermieden werden sollen, nur übernommen werden kann, sofern die dafür erforderliche autoritäre Charakterstruktur (Gefügigkeit gegenüber Vorgesetzten und Stärkeren, Unterdrückung aller Abhängigen und Schwächeren) bereits in der frühen Kindheit geprägt wird. Andererseits erzeugt diese Situation eine Reihe von psychischen Nebenwirkungen, die in vielen Fällen die geforderte Anpassung der Kinder und Jugendlichen verhindert.« (ebd.: 180)

Gerade wenn die Kinder und Jugendlichen aber mit derlei »Nebenwirkungen« reagieren und die gewünschte Anpassung ausbleibt, tritt die Jugendhilfe an die Stelle der Familienerziehung und übernimmt deren Funktion. Ahlheim et al. veranschaulichen diese zurichtende Funktion kritisch am Beispiel eines Heimleiters aus den 1960er Jahren, der in einem Artikel verschiedene Familientypen in diskriminierender Weise charakterisiert und sogenannte »Familien ohne sittliche Grundordnung« als Zielgruppe der Heimerziehung identifiziert. Als Kriterien für diese vermeintliche »Störung der sittlichen Grundordnung« definiert dieser etwa Blutschande, Ehebruch, Ehescheidung, Kindesmisshandlung, Verwahrlosung, Vergehen und Verbrechen jeglicher Art. Die Heimerziehung sieht er als wichtiges Korrektiv bzw. notwendige Alternative für Kinder aus solchen Familien:

»Der Mensch ist ein soziales Wesen und erfährt dieses Zusammenspiel in jeder guten und geordneten Familie. Leider machen wir immer wieder die Erfahrung, daß sehr viele aufgenommene Kinder aufgrund ihres langen und unverantwortlichen Verbleibens in ihren asozialen Familien ein gestörtes Verhältnis zu ihrer sozialen Umwelt mitbekommen haben. […] Heimerziehung ist das Übungsfeld des Kindes für die Wirklichkeitsbereiche des Lebens.« (Pfarrer Grammit 1969, zit. n. Ahlheim et al. 1978: 182)

Am Beispiel dieses Heimleiters und seiner Ausführungen zeigt sich sehr anschaulich, dass die Heimerziehung in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft explizit auf die Sicherstellung einer sittlichen Grundordnung zielen sollte, wenn die autoritäre Familienerziehung in der Herkunftsfamilie nicht die gewünschten Effekte erzielte.

Im Anschluss an die *Studien über Autorität und Familie* ließe sich das auch so formulieren, dass die bürgerlich-kapitalistische Sozialisation, durch welche die Jugendlichen innerhalb ihrer Familien zu Gehorsam, Unterordnung und Anerkennung von Autoritäten erzogen werden soll, bei den Jugendlichen zu Konflikten geführt hat. Sie ist gescheitert, weshalb nun die Jugendhilfe an die Stelle der Eltern tritt, um die spezifisch (bürgerlichen) Charaktere zu prägen, also die Individuen für Autorität empfänglich zu machen. Da sie die Jugendlichen in spezifischer Weise erziehen will und damit bürgerlich-kapitalistische Subjekte produziert, lässt sich ich im Anschluss an Horkheimer et al. (1987) die Jugendhilfe (analog zur Familie) als bürgerlich-kapitalistische Sozialisationsagentur fassen.

Um die Soziale Arbeit bzw. die Jugendhilfe in ihrer gesellschaftlichen Funktion zu verstehen, ist die Perspektive der Kritischen Theorie jedoch noch aus einem anderen Grund ergiebig. Denn ihr zufolge ist gesellschaftliche Autorität nicht einfach auf die Familie oder auf die bestehenden Familien- oder Erziehungsstrukturen zurückzuführen. Ebenso wenig lässt die Kälte, Härte, Beziehungslosigkeit sowie der Mangel an Empathie, welche als zentrale Merkmale des autoritären Charakters gelten, Rückschlüsse auf die tatsächlichen Interaktionen in den Familien zu.[20] Vielmehr sei die zunehmende Kälte familiärer Beziehungen als Ausdruck breiterer historisch-gesellschaftlicher Tendenzen erkennbar, wonach auch Eltern selbst »Pro-

20 So weist beispielsweise Horkheimer darauf hin, dass es bei der Bildung des autoritären Charakters in der bürgerlichen Kleinfamilie nicht so entscheidend sei, ob in der Erziehung Zwang oder Milde waltet, sondern der autoritäre Charaktertypus durch die Struktur der Familie selbst bestimmt wird. »So rational er [der Vater] sich auch immer subjektiv verhalten mag, seine gesellschaftliche Position dem Kinde gegenüber bringt es mit sich, daß jede Maßnahme der Erziehung, mag sie noch so vernünftig sein, an Zuckerbrot und Peitsche erinnern muß« (Horkheimer 1936: 61). Dennoch mache es einen Unterschied, ob der Zwang »die blinde Reproduktion der herrschenden gesellschaftlichen Widersprüche im Vater-Sohn-Verhältnis darstellt oder sich im Fortgang jedes individuellen Daseins als in der Gesellschaft überwundene Erziehung erschließt. Solange die grundlegende Struktur des gesellschaftlichen Lebens und die auf ihr beruhende Kultur der gegenwärtigen Weltepoche sich nicht entscheidend verändern, wird die Familie als Produzentin von bestimmten autoritären Charaktertypen ihre unentbehrliche Wirkung üben« (ebd.; vgl. dazu auch Umrath 2019: 364 ff.).

dukte dieser Gesellschaft« seien und »ihre Male« trügen (vgl. Adorno 1966a: 102). »Die Gründe für den Autoritarismus sind insofern nicht isoliert in der Familie, sondern in der Grundstruktur der bürgerlichen Gesellschaft zu suchen«[21] (Umrath 2019: 267). In diesem Sinne sind Familie, aber eben auch die Jugendhilfe und andere Institutionen als Elemente dessen zu verstehen, was die Kritische Theorie als gesellschaftliche Totalität bezeichnet. Diesen Aspekt will ich kurz erläutern.

In ihrem breit rezipierten Werk, der *Dialektik der Aufklärung*, arbeiten Adorno und Horkheimer heraus, dass Aufklärung und eine damit verknüpfte zweckrationale Denkweise in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft totalitär geworden sind. Sie zeichnen nach, wie sich das aufklärerische Denken, das zwar untrennbar mit Freiheit verbunden ist, sich in sein Gegenteil verkehrt und sich schließlich gegen die Menschen und die Menschlichkeit wendet: Indem die Aufklärung fortwährend danach strebt, immer mehr zu verstehen und alles erkennen, erklären, planen und kontrollieren zu können, wird alles, was ist, dieser Logik unterworfen und in diesem Sinne gleichgemacht. »Es darf überhaupt nichts mehr draußen sein, weil die bloße Vorstellung des Draußen die eigentliche Quelle der Angst ist« (Adorno/Horkheimer 2011: 22). Das heißt, die Natur und die Dinge darin werden zu einem Objekt und dienen nur noch als Mittel zu einem bestimmten Zweck, nämlich das Leben der Menschen zu sichern und zu verbessern. »Ohne Rücksicht auf Unterschiede wird die Welt dem Menschen Untertan« (ebd.: 11). Diese Zweck-Mittel-Rationalität wird in der Kritischen Theorie auch mit dem Begriff der »instrumentellen Vernunft« (Horkheimer 2007) gefasst. Was sich nicht in den Dienst von Interessen stellen lässt, gilt als unvernünftig und muss beherrscht und bekämpft werden. Auf diese Weise wird alles gleichgemacht und standardisiert. Adorno und Horkheimer zeigen in ihren Arbeiten, wie sich dieser instrumentelle Geist in der abendländischen Zivilisation nahezu unbemerkt auf alle gesellschaftlichen Sphären ausweitet.[22]

---

21 Adorno geht in seinem Beitrag *Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute* etwa auch darauf ein, dass der Augenblick des Schuleintritts, bei dem die Schulklasse einem fremd und kalt gegenüberstehe, für das Kind etwas Traumatisierendes habe, was dazu führt, dass es die erfahrene Kälte und den Druck an andere weitergebe (Adorno 1962b: 374 f.; vgl. auch Umrath 2019: 267).

22 Postkoloniale Theorie stellt hier eine unverzichtbare Ergänzung dar, wenn es darum gehen soll, die europäische Aufklärung und ihre emanzipatorischen Folgen für gesellschaftliche Ordnung in einem globalen Zusammenhang zu rücken und von dort aus zu kritisieren: »Es ist ein Paradox, auf das gar nicht genug hingewiesen werden kann, dass das Zeitalter der Aufklärung als ein Versuch gesehen werden muss, soziale Ungerechtigkeiten zu überwinden, aber zeitgleich mit

Auch in jenen Bereichen, in denen es nicht vermutet wird – wie etwa der Kultur, der Bildung oder der Familie –, setzt sich dieses Herrschaftsprinzip bis in die persönlichsten Beziehungen hinein durch. Selbst die Einzelnen in ihren Denk-, Fühl- und Handlungsweisen sind durch diesen instrumentellen Geist geprägt; sie treten sich als vereinzelte Individuen in Konkurrenz gegenüber. Recht, Kultur, Politik, Ökonomie, Bildung, Familie usw. verschließen sich somit zu einer Totalität, in der alles der instrumentellen Kosten-Nutzen-Relation unterworfen wird. Doch, obwohl alle gesellschaftlichen Bereiche von der instrumentellen Logik durchdrungen sind, sind sie mit ihr nicht identisch; sie müssen vielmehr als mit dem gesellschaftlichen Ganzen dialektisch vermittelt verstanden werden.

»So wenig aber jenes Ganze vom Leben, von der Kooperation und dem Antagonismus seiner Elemente abzusondern ist, so wenig kann irgendein Element auch bloß in seinem Funktionieren verstanden werden ohne Einsicht in das Ganze, das an der Bewegung des Einzelnen selbst sein Wesen hat. System und Einzelheit sind reziprok und nur in ihrer Reziprozität zu erkennen.« (Adorno 1962a: 251)

In diesem Sinne sind alle Teilbereiche in ihrer Funktionsweise nur zu verstehen, wenn man sie in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang begreift. Zugleich aber gehen sie nicht vollständig in dem gesellschaftlichen Ganzen auf, sondern »bewahren eine relative Selbstständigkeit« (ebd.),[23] wodurch alle diese einzelnen Teilbereiche Momente in sich tragen, die das Potenzial zu etwas anderem bergen.

Zusammengefasst erweist sich für mein Verständnis von Sozialer Arbeit die gesellschaftstheoretische Perspektive der Kritischen Theorie also aus zweierlei Gründen als besonders fruchtbar. *Erstens* kann dadurch Soziale Arbeit in ihrem gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang – als mit dem gesellschaftlichen Ganzen dialektisch vermittelt – gedacht werden. Die Jugendhilfe lässt sich somit als von der Logik instrumenteller Vernunft durchzogen verstehen (wenngleich es potenziell auch Momente zu etwas anderem gibt). *Zweitens* bringt die Jugendhilfe – als bürgerlich-kapita-

---

Genoziden, Sklavenhandel und Ausbeutung in den Kolonien einherging. Die Emanzipation der Europäer_innen liegt geradezu parasitär auf der Unterjochung der Kolonisierten auf« (Castro Varela/Jusuf 2021: 339 f.).

23 Dazu Horkheimer: »Wenn aber kulturelle Faktoren im gesamtgesellschaftlichen Prozess, in den sie freilich durchaus verflochten sind, dadurch eine eigene Bedeutung gewinnen, dass sie als Charakterzüge der jeweiligen Individuen wirken, so haben erst recht die auf ihnen beruhenden und zu ihrer Stärkung und Fortsetzung geschaffenen Institutionen eine gewisse, wenn auch nur relative Eigengesetzlichkeit.« (Horkheimer 1936: 14).

listische Sozialisationsagentur – eine bestimmte Form des Subjekts und bestimmte Charakterstrukturen hervor und ist damit auch selbst an der Stabilisierung des gesamten Herrschaftskomplexes[24] beteiligt.

Obwohl die Analysen der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule schon über 50 Jahre alt sind, haben sie in Bezug auf die Analyse der kapitalistischen *Grundstruktur* und den bürgerlich-kapitalistischen Herrschaftskomplex kaum an Aktualität eingebüßt. So handelt es sich bei der gegenwärtigen Gesellschaft noch immer um einen Herrschaftszusammenhang, in dem sämtliche unterschiedliche Bereiche über die kapitalistische Produktionsweise verbunden sind (vgl. Demirović/Maihofer 2013). Gleichwohl haben sich die *konkreten Ausformungen* dieses Herrschaftskomplexes in den letzten 50 Jahren stark verändert. Angesichts neoliberaler Transformationsprozesse haben sich nicht nur Produktionsmodelle und Arbeitsweisen gewandelt, auch die Rolle des Subjekts in der kapitalistischen Vergesellschaftung ist heute eine andere: Die Arbeiter*innenschaft soll sich nicht mehr einfach unter die Fabrik- bzw. Arbeitsdisziplin unterwerfen. Vielmehr haben sich Anforderungen wie Autonomie, Eigeninitiative und Selbstverantwortung im Neoliberalismus weiter zugespitzt oder sind als solche überhaupt erst Norm geworden. In Bezug auf die Soziale Arbeit zeigen sich diese Veränderungen unter anderem daran, wie sich das Gesicht der Heimerziehung seit den 1960er Jahren gewandelt hat. Waren damals körperliche Züchtigung, Abschottung und Arbeitszwang im öffentlichen Erziehungssystem nicht unüblich, sehen sich Jugendliche in der stationären Jugendhilfe heute mit einem vergleichsweise hohen Maß an Autonomie und Freiheit ausgestattet. Die alten Maximen von Disziplin, Autorität und Sanktion wurden durch neue Werte wie Partizipation, Freiwilligkeit und Selbstbestimmung abgelöst, was sich zweifellos als progressive Entwicklung festhalten lässt. Zugleich aber sind die neoliberalen Subjektivierungsweisen in einer neuen Art und Weise mit Herrschaft verkoppelt. Insbesondere Foucault und die an ihn anschließenden *Governmentality Studies* haben sich mit diesen neuen Formen der Machtausübung im Neoliberalismus beschäftigt.

---

24 Zwar ist für die Kritischen Theoretiker*innen Emanzipation nicht ohne eine Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise möglich, dennoch denken sie die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft nicht ausschließlich von der Ökonomie her, sondern verstehen sie vielmehr als einen Herrschaftskomplex, in dem verschiedene Macht- und Herrschaftsverhältnisse *konstitutiv* miteinander verbunden sind und somit »*keiner* der gesellschaftlichen Bereiche […] a priori den Vorrang hat« (Demirović/Maihofer 2013: 37, Herv. i. O.). Darauf werde ich in Kapitel 2.2.5 genauer eingehen.

Sie stellen deshalb eine sinnvolle Ergänzung der skizzierten historisch-materialistischen Analyse von Sozialer Arbeit und Jugendhilfe als bürgerlich-kapitalistische Sozialisationsagentur dar. Im Folgenden möchte ich daher Foucaults Machtanalytik und insbesondere sein Konzept von Gouvernementalität kurz umreißen und den Gewinn dieser Perspektive für die weitere Analyse sozialarbeiterischer Praxis deutlich machen.

2.1.4 Neue Formen von Macht: Soziale Arbeit als Regierungstechnologie

Im Zentrum der historisch-materialistischen Theorieperspektive auf Soziale Arbeit steht die Kritik, dass es in Institutionen wie der Jugendhilfe vor allem darum gehe, aus den Individuen arbeitsfähige Subjekte zu formen, womit der Sozialen Arbeit im Kapitalismus vor allem eine herrschaftsstabilisierende Funktion zukommt. An diese Sicht auf Soziale Arbeit lässt sich mit Foucault anschließen. Auch in seinen Arbeiten geht es darum, dass sich im 18. und 19. Jahrhundert – also mit Beginn der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung – Machttechnologien verändert haben und es zunehmend darum ging, Menschen ökonomisch verwertbar zu machen und sie zu nützlichen Arbeitskräften zu erziehen. Während in der historisch-materialistischen Kritik von Ahlheim et al. Soziale Arbeit aber noch in erster Linie als repressiv galt und damit die bürgerliche Fürsorgeerziehung als Unterdrückung und gewaltvolle Herrschaft über die Arbeiterklasse gedeutet wurde, versteht Foucault vor allem in seinen späteren Arbeiten die Machtform, mit der Menschen im Kapitalismus regiert werden, gerade nicht (oder zumindest nicht nur und nicht in erster Linie) als repressiv und unterdrückend, sondern als produktive Macht, die auch ermächtigt, befähigt und ermöglicht. So ging es Foucault zufolge mit der Entstehung des modernen Staats zunehmend auch darum, Verfahren zu entwickeln, die das Wohl der gesamten Bevölkerung wie auch jedes Einzelnen sichern und optimieren, das heißt, »die Kräfte, die Fähigkeiten, das Leben im Ganzen zu steigern, ohne deren Unterwerfung zu erschweren« (Foucault 1983a: 136). Dafür wurden zum einen Statistiken über Geburten- und Sterblichkeitsraten, Krankheiten, Ernährungsweisen usw. erhoben, um auf diese Weise »Wissen« über Normalität innerhalb der Bevölkerung herzustellen. Zum anderen erforderte das Herstellen und Maximieren eines Gesundheitsstandards auch die aktive Teilnahme aller Einzelnen, die nun aufgefordert waren, sich an diesem Normalen zu orientieren (vgl. Lorey 2006: 4).

»Der abendländische Mensch lernt allmählich, was es ist, eine lebende Spezies in einer lebenden Welt zu sein, einen Körper zu haben sowie Existenzbedingungen, Lebenserwartungen, eine individuelle und kollektive Gesundheit, die man modifizieren und einen Raum, in dem man sie optimal verteilen kann.« (Foucault 1983a: 137 f.)

Die Menschen müssen also lernen, einen Körper zu haben, der in Abhängigkeit von bestimmten Faktoren (wie Ernährung, Hygiene, Wohnen etc.) gesund bleibt oder eben krank wird (vgl. Lorey 2006: 3). Sie müssen lernen, sich selbst zu beherrschen, zu kontrollieren und zu regulieren, aber auch, sich um sich selbst zu kümmern und zu sorgen. Die Subjekte sind somit gefordert, die verschiedenen Formen von Disziplinartechnologien an sich selbst zu vollziehen, was sie zu unmittelbaren Träger*innen und Empfänger*innen von Herrschaftstechniken werden lässt.

Um diesem Verhältnis von Subjektivität und Macht angemessen nachgehen zu können, erweiterte Foucault sein analytisches Instrumentarium und prägte den Begriff der Gouvernementalität (*gouvernementalité*), worunter er jene Koppelung von Herrschaftsformen und Subjektivierungsprozessen fasst, bei denen Technologien des Selbst und Machttechnologien als ineinandergreifende Praktiken gedacht werden (vgl. Foucault 2000: 51). Gouvernementalität versteht er somit als »Kunst des Regierens« (ebd.: 49), womit er gerade nicht auf das Handeln staatlicher Institutionen abzielt, sondern eine bestimmte Art der Lenkung oder Führung von Individuen meint.

»Man muss die Wechselwirkung zwischen diesen beiden Technikformen – Herrschaftstechniken und Selbsttechniken – untersuchen. Man muss die Punkte analysieren, an denen die Techniken der Herrschaft über Individuen sich der Prozesse bedienen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt. Und umgekehrt muss man jene Punkte beachten, in denen die Selbsttechnologien in Zwangs- und Herrschaftsstrukturen integriert werden. Der Kontaktpunkt, an dem die Form der Lenkung der Individuen durch andere mit der Weise ihrer Selbstführung verknüpft ist, kann nach meiner Auffassung Regierung genannt werden. In der weiteren Bedeutung des Wortes ist Regierung nicht eine Weise, Menschen zu zwingen, das zu tun, was der Regierende will; vielmehr ist sie immer ein bewegliches Gleichgewicht mit Ergänzungen und Konflikten zwischen Techniken, die Zwang sicherstellen, und Prozessen, durch die das Selbst durch sich selbst konstruiert oder modifiziert wird.« (Foucault 1993: 203 f., Übersetzung durch Lemke et al. 2000: 29)

Macht wirkt somit über und durch das Subjekt hindurch, insofern als dass die Menschen eine spezifische Subjektivität ausbilden, die an Regierungsziele gekoppelt ist. Die Menschen sollen lernen, freiwillig und selbstbestimmt auf sich selbst einzuwirken, sodass sie sich der Norm entsprechend

optimal entwickeln und verhalten. Sie sollen Macht gegenüber sich selbst ausüben, indem sie bestimmte Praktiken an sich vollziehen und damit beginnen, »sich auch selbst zu verwandeln, sich in ihrem einzigartigen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen« (Foucault 1983b: 666). Dazu, was es mit dieser Subjektivierungsweise auf sich hat bzw. wie das Verhältnis von Subjekt und Macht bei Foucault gefasst wird, komme ich im nächsten Kapitel (2.2). Zunächst möchte ich nachzeichnen, was diese Theorieperspektive für ein Verständnis von Sozialer Arbeit leistet.

Mit der Entstehung des modernen Staats, mit dem »die Regierung der Menschen zur zentralen politischen Aufgabe wurde« (Meißner 2010: 118), hat sich auch der Umgang mit den Randständigen – also die Stoßrichtung des »Sozialen« – grundlegend gewandelt. In Abgrenzung zu Praktiken wie Almosengabe oder Verbannung (wie im Feudalismus) oder zu Disziplin und Zurichtung (wie im 17. Jahrhundert, als die ersten Zucht- und Arbeitshäuser entstanden) etablierte sich im 19. Jahrhundert Soziale Arbeit als öffentliche Instanz mit dem Ziel, die Lebensführung von marginalisierten Gruppen positiv zu beeinflussen und die »Selbstführungsfähigkeiten der Menschen« (Kessl 2020: 36) anzuregen. Das heißt, *alle* Menschen, also auch jene, die sich in sozialen Problemlagen befanden, waren angehalten, sich an – für allgemeingültig erklärten – Normalitätsvorstellungen zu orientieren und bestimmte Verhaltensweisen auszubilden. So sollten sie in die Lage versetzt werden, sich gut um sich selbst zu kümmern und dem Gesellschaftskörper nicht zur Last zu fallen (vgl. Maihofer 2019). Insbesondere Frauen des Bürgertums wandten sich an die Familien der armen bzw. proletarischen Bevölkerung, um dort vor allem der nachfolgenden Generation die »richtige« und »gesunde« Lebensweise näherzubringen und ihnen Hygienestandards, Grundlagen einer gesunden Ernährungsweise sowie bürgerliche Werte und Normvorstellungen unter anderem in Erziehungsfragen zu vermitteln. Damit lassen sich diese Fürsorgepraxen auch als Ausdruck bürgerlicher Herrschaft verstehen. Während aber Ahlheim et al. (1978) oder Bossong (1987) in dieser bürgerlichen Fürsorgeerziehung lediglich Gewalt und Machtförmigkeit erkennen bzw. darin nur die Unterdrückung, »Kolonialisierung« und Zurichtung der proletarischen Familien und Kinder sehen (vgl. Ahlheim et al. 1978: 64; Hammerschmidt et al. 2019: 35), lassen sich diese Herrschaftstechnologien im Anschluss an Foucaults produktives Machtverständnis immer auch als Prozesse der Ermächtigung und als Zunahme an Freiheit und neuen Möglichkeiten für die Subjekte verstehen. So hebt beispielsweise Donzelot aus einer foucaultschen Perspektive hervor, dass diese Interventionen in die

Arbeiterfamilien nicht nur Formen bürgerlicher Beherrschung und Befriedung gewesen seien, sondern zugleich mit einem Zugewinn an Freiheit und Handlungsmacht für die Proletarier*innen einhergingen. Überhaupt konnten sie nur durch einen solchen Zugewinn funktionieren:

»Wenn der Diskurs über Sparmoral funktionieren konnte, so nicht in erster Linie […], weil man die Arbeiter gezwungen hat, einen Teil ihres mageren Einkommens auf die Sparkasse zu tragen, sondern weil sie ihnen mit Hilfe des Ersparten eine größere *Familienunabhängigkeit* gegenüber den Abhängigkeitsblöcken und Solidaritätsnetzwerken gewährten, die mehr schlecht als recht fortbestanden. Wenn sich die *Hygienenormen* für die Aufzucht, die Arbeit und die Erziehung der Kinder durchsetzen konnten, so weil sie ihnen und damit auch den Frauen die Möglichkeit einer größeren Selbstständigkeit im Innern der Familie gegenüber der *patriarchalischen Autorität* boten.« (Donzelot 1979: 70, Herv. i. O.)

Daher handelt es sich bei Sozialer Arbeit um eine spezifische Regierungstechnologie bzw. um eine Normalisierungsmacht[25], die durch die Produktion von »autonomen mündigen Subjekten« das Soziale regiert. Es ist eine spezifische Form des Regierens, durch die Herrschaftstechniken und Selbsttechnologien miteinander verkoppelt sind (vgl. Foucault 2000: 51; 1978: 902).

25 Normalisierung meint hierbei also gerade nicht die zwangsweise oder disziplinierende Ausrichtung devianter Individuen an einer präskriptiven Norm, wie es Foucaults früher Gebrauch von Normalisierung nahelegt. So identifiziert er in *Überwachen und Strafen* neben Medizin und Psychologie auch Erziehung, Fürsorge und Sozialarbeit als zentrale Säulen eines Normalisierungsnetzes, da sie immer mehr Kontroll- und Sanktionsgewalten übernehmen und damit an die Stelle von Disziplin und Gefängnis träten (vgl. Foucault 1977: 395). Bei diesem Verständnis von Normalisierung geht es darum, alles Abweichende und Anormale strafbar und konform zu machen, um so eine normative Ordnung durchzusetzen (vgl. ebd.: 231). In seinen späteren Arbeiten, insbesondere in seinen Vorlesungen zu *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung* (Foucault 2006), hat er jedoch sein Verständnis von Normalisierung modifiziert und grenzt es von seiner früheren Verwendungsweise ab. Bei Normalisierung gehe es nunmehr gerade *nicht* um die *repressive* Einpassung der Körper an geltende Normen. Für diese Funktionsweise der Disziplin spricht er nun von *disziplinierender Normierung* (vgl. Lemke 2001; Schrage 2008; Demirović 2008). *Regulierende Normalisierung* hingegen ist dem produktiven Machttypus zuzurechnen, der als neue Regierungsweise am Leben des Einzelnen und am Leben der Bevölkerung interessiert und dazu bestimmt ist, »Kräfte hervorzubringen, wachsen zu lassen und zu ordnen, anstatt sie zu hemmen, zu beugen oder zu vernichten« (Foucault 1983a: 132). Statt um eine zwangsweise Anpassung an eine Norm geht es vielmehr um die Herstellung des Normalen und eine freiwillige Ausrichtung der Einzelnen an dem Normalverhalten der breiten Masse (vgl. Schrage 2008). Normalisierung in gouvernementalen Gesellschaften bezeichnet somit eine Verfahrensweise, »mit deren Hilfe die Umwandlung von Menschen in Subjekte bewerkstelligt wird« (ebd.: 125) – es ist ein »Arrangement, das die freiwillige, selbstgetätigte Anschmiegung der Einzelnen an den Stand der Dinge befördert« (ebd.: 127).

Auch Kessl nimmt eine Funktionsbestimmung von Sozialer Arbeit im Anschluss an Foucault vor und verweist am Beispiel der professionskonstitutiven Debatte des sogenannten doppelten Mandats[26] bzw. des Spannungsverhältnisses von Hilfe und Kontrolle darauf, dass es für Soziale Arbeit kein Außerhalb von Macht gibt (vgl. Kessl 2006: 69 f.). Kessl problematisiert die in diesen Debatten vorherrschende Annahme, dass es sich bei Hilfe und Kontrolle um zwei unabhängig voneinander zu beeinflussende Sphären handeln würde, wodurch es etwa möglich sei, die Kontrolldimension zugunsten ihrer emanzipatorischen Funktion am Subjekt abzubauen. Diese Sicht weist er zurück und argumentiert, »dass Subjektivierungsweisen immer eine Ambivalenz von Unterwerfung und Subjektwerdung beschreiben« (Kessl 2020: 63). Aus dieser gouvernementalitätstheoretischen Perspektive wird Soziale Arbeit als ein Ort bestimmt, an dem Fremdführung und Selbstführung konstitutiv miteinander verkoppelt sind und es gerade *nicht* möglich ist, sich dem Spannungsverhältnis von Hilfe und Kontrolle zu entziehen, sondern beide in ihrer ambivalenten Gleichzeitigkeit betrachtet werden müssen. Das heißt, Soziale Arbeit kann sich von ihrer eigenen Herrschaftsförmigkeit nicht lösen, sondern muss reflektieren, dass sie *konstitutiv* eine Kontrollfunktion innehat und es kein Entkommen aus dem Gefüge der Macht gibt (vgl. Kessl 2006: 73).

2.1.5 Perspektiven einer kritischen Praxis Sozialer Arbeit

Doch, wenn Soziale Arbeit mit Foucault als Regierungstechnologie verstanden werden kann, die »Normalisierungsprozesse inszeniert und verwaltet« (Kessl 2006: 72); oder sie aus einer historisch-materialistischen Perspektive als gesellschaftliche Sozialisationsagentur zu definieren ist, durch die bestimmte Subjekttypen produziert werden, was folgt daraus für die Profession Soziale Arbeit und insbesondere für eine sich selbst als kritisch verstehende Praxis? Im Folgenden will ich auf das Projekt einer solchen »Kritischen So-

26 Das doppelte Mandat gilt als einer der zentralen, konstitutionellen Konflikte der Sozialen Arbeit und drückt aus, dass Soziale Arbeit zwei unterschiedlichen Auftraggeber*innen verpflichtet ist, deren Interessen sich ggf. auch widersprechen können: Einerseits muss Soziale Arbeit die Interessen ihrer Adressat*innen vertreten und sich an deren Wohl orientieren, andererseits handelt sie als gesellschaftliche Institution immer im Auftrag des Staates bzw. der Gesellschaft (vgl. Böhnisch/Lösch 1973).

zialen Arbeit« eingehen sowie auf die Frage, welche Ansätze einer kritischen Praxis im Anschluss an Adorno und Foucault entworfen wurden.

Wie bereits im historischen Exkurs zur antiautoritären Revolte deutlich wurde, war die Frage nach einer kritischen Theorie und Praxis in der Sozialen Arbeit bereits ein zentrales Thema in den späten 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts. Diese Zeit lässt sich womöglich sogar als Geburtsstunde von Kritischer Sozialer Arbeit begreifen, in der sich in unterschiedlichen sozialarbeiterischen Arbeitsfeldern eine breite Bewegung herausbildete, die eine radikale Kritik an den bestehenden Verhältnissen und dem Herrschaftscharakter von »traditioneller« Sozialer Arbeit formulierte. Für diese Protestbewegung und ihre Motive für eine Veränderung von Erziehungsverhältnissen waren unter anderem die *Studien zum autoritären Charakter* (Adorno 1995) sowie Adornos Beiträge zu Erziehung[27] (Adorno 2019) von erheblicher Bedeutung (vgl. Baader 2008; Berger 2022). So führt Adorno zufolge die verbreitete autoritäre Erziehung zur Bildung von autoritären Charakteren und hängt damit unmittelbar mit dem Faschismus zusammen. Das erste und wichtigste Ziel jeder Erziehung muss daher sein, dass sich Auschwitz nicht wiederhole (vgl. Adorno 1966a: 88). Adorno plädiert für eine Erziehung zur Mündigkeit, wobei er explizit an Kants Begriff der Aufklärung anschließt (vgl. Adorno 1969a: 133; 1966b: 107; 1966a: 93). Anstatt um vollständige Anpassung, eine »blinde Identifikation mit dem Kollektiv« (ebd.: 95) und eine Unterordnung unter Autorität, muss es folglich um die »Herstellung eines richtigen Bewusstseins« (Adorno 1966b: 107) gehen – um Mündigkeit, verstanden als »Kraft zur Reflexion, zur Selbstbestimmung, zum Nicht-Mitmachen« (Adorno 1966a: 93).[28] In diesem Sinne versteht Adorno eine Erzie-

27 In der Reihe *Bildungsfragen der Gegenwart* des Hessischen Rundfunks wurden von Adorno vier Vorträge und vier Gespräche mit Hellmut Becker und Gerd Kadelbach gesendet, die zusammen in einem kleinen Sammelband unter dem Titel *Erziehung zur Mündigkeit* (Adorno 2019) veröffentlicht wurden.

28 Für die Entwicklung eines solchen mündigen Ichs bedarf es Adorno zufolge zunächst (der Identifikation mit) einer Autorität, von der sich im Prozess des Erwachsen- bzw. Mündigwerdens jedoch wieder abgelöst wird (vgl. Adorno 1969a: 140; Roth 2012: 4). Hierbei bezieht sich Adorno auf Freud und die ödipale Phase, in der Kinder »mit einer Vaterfigur, also mit einer Autorität sich identifizieren, sie verinnerlichen, sie sich zu eigen machen, und dann in einem sehr schmerzhaften und nie ohne Narben gelingenden Prozeß erfahren, daß der Vater, die Vaterfigur dem Ich-Ideal, das sie von ihm gelernt haben, nicht entspricht, dadurch sich davon ablösen und erst auf diese Weise überhaupt zum mündigen Menschen werden« (Adorno 1969a: 140). Eine »Erziehung nach Auschwitz« bezieht sich somit zum einen konkret auf den Bereich der Erziehung in der Kindheit (insbesondere der frühen); zum anderen handelt es sich dabei um eine allgemeine Auf-

hung zur Mündigkeit auch als »Erziehung zum Widerspruch und zum Widerstand« (Adorno 1969a: 145) und verbindet sie mit der Forderung nach einer kritischen Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und deren *umfassender* Veränderung. So erklärt er den Anspruch (bezogen auf die Soziologie) auf Einsicht

»in das Wesentliche der Gesellschaft, Einsicht in das, was ist, aber in einem solchen Sinn, daß diese Einsicht kritisch ist, indem sie das, was gesellschaftlich ›der Fall ist‹, wie Wittgenstein gesagt haben würde, an dem mißt, was es selbst zu sein beansprucht, um in diesem Widerspruch zugleich die Potentiale, die Möglichkeiten einer Veränderung der gesellschaftlichen Gesamtverfassung aufzuspüren« (Adorno 2003: 31).

Mit dieser Intention, die auf eine Veränderung des gesellschaftlichen Ganzen zielt, schließt er eng an den kategorischen Imperativ von Marx an, *»alle Verhältnisse umzuwerfen,* in denen der Mensch, ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist« (MEW 1: 385, Herv. i. O.).

Entsprechend stand am Anfang der 68er Bewegung eine umfassende Kritik an den Erziehungsverhältnissen und den gesellschaftlichen Zuständen als Ganzes, die sich grundlegend verändern sollten. Im Anschluss an die Kritische Theorie entwickelten die Protagonist*innen eine Programmatik, wonach Erziehung in erster Linie auf die Ausbildung von Kritikfähigkeit zielen sollte (vgl. Gilcher-Holtey 1998: 174). Der allgegenwärtigen Autorität wurde eine antiautoritäre Haltung gegenübergestellt. Neben ihrer Kritik an den bestehenden Zuständen sowie der Entwicklung von Forderungskatalogen zur Verbesserung der Bedingungen in den Heimen und Einrichtungen ging es in den Heimkampagnen also immer auch um die »Neubestimmung einer ›progressiven‹ Berufspraxis« (ebd.), die sich »solidarisch an den Bedürfnissen ihrer AdressatInnen orientieren sollte, in einem partnerschaftlichen Verhältnis gemeinsam mit ihnen arbeitete und dadurch (individuelle) Bewusstseins- und Veränderungsprozesse in Gang setzen konnte« (Steinacker 2013: 42). In Kinderläden, Jugendwohnkollektiven und anderen alternativen Organisationsformen der Jugendhilfe wurden antiautoritäre und hierarchiefreie Erziehungspraktiken intensiv erprobt und dis›kutiert (vgl. ebd.: 43). Zudem organisierten sich zahlreiche Aktions- und Arbeitsgruppen wie etwa der *Arbeitskreis Soziale Arbeit*, der sich auf die Mobilisierung von Sozialarbeiter*in-

klärung, die ein »gesellschaftliches Klima schafft, das eine Wiederholung nicht zulässt« (Adorno 1966a: 91).

nen an der Basis richtete und Strategien zur Veränderung der Praxis erarbeitete (vgl. ebd.; Kunstreich 2009: 86–90).

Diese Bewegung begann ab Mitte der 1970er Jahre zu erodieren. Wenngleich sich noch vereinzelte Kampagnen und Initiativen bildeten, wurde die Wahrscheinlichkeit einer radikalen Veränderung innerhalb und außerhalb der Institutionen zunehmend pessimistisch eingeschätzt und führte zu einer breiten resignativen Stimmung. Folgt man Steinacker, »existierte eine kritische Soziale Arbeit *als Bewegung* […] am Ende der 1970er Jahre praktisch nicht mehr« (Steinacker 2013: 37). Nachdem in den 1980er und 90er Jahren das Kritikprojekt (in) der Sozialen Arbeit somit kaum mehr auf Resonanz stieß, nahm mit der Jahrtausendwende der Bezug auf kritische Analysen wieder zu. Deren erneute Konjunktur lässt sich etwa daran erkennen, dass sich 2005 ein neuer bundesweiter Arbeitskreis Kritische Soziale Arbeit (AKS) gründete, dem mittlerweile mehr als 20 Regionalgruppen angehören.[29] Zudem sind seit den nuller Jahren zahlreiche Publikationen erschienen, die sich explizit mit Kritischer Sozialer Arbeit beschäftigen (vgl. Anhorn et al. 2012; Hünersdorf/Hartmann 2013; Zimmermann et al. 2013; Schimpf/Stehr 2012; Schwender 2006; Bader 2006; Wendt 2022).

Diese jüngeren Auseinandersetzungen mit Kritik im Feld der Sozialen Arbeit schließen dabei teilweise auch an die Theorieperspektiven der frühen Kritischen Theorie[30], aber vielmehr noch an die Arbeiten Foucaults an. Insbesondere seine Bestimmung von Kritik als »Kunst nicht dermaßen regiert zu werden«, die er in seinem Vortrag *Was ist Kritik?* ausbuchstabiert, stellt einen wichtigen Referenzpunkt dar. Foucault definiert darin Kritik als eine moralische und politische Haltung, die er der Regierbarmachung der Gesellschaft und der Individuen zur Seite stellt:

»Als Gegenstück zu den Regierungskünsten, gleichzeitig ihre Partnerin und ihre Widersacherin, als Weise ihnen zu mißtrauen, sie abzulehnen, sie zu begrenzen und sie auf ihr Maß zurückzuführen, sie zu transformieren, ihnen zu entwischen oder sie immerhin zu verschieben zu suchen, als Posten zu ihrer Hinhaltung und doch auch als Linie der Entfaltung der Regierungskünste ist damals in Europa eine Kulturform entstanden, eine mora-

29 Der bundesweite Arbeitskreis hat eine Webpräsenz, auf dem die aktuellen Aktivitäten sowie die einzelnen Regionalgruppen aufgeführt sind. Zu finden online unter: www.kritischesozialearbeit.de.

30 In der Erziehungswissenschaft und in Debatten um kritische Bildung finden noch häufiger Bezugnahmen auf die ältere Kritische Theorie statt, welche jedoch in der Sozialen Arbeit eine eher marginale Theorieperspektive darstellt. Zwar ist auch hier oftmals von Mündigkeit die Rede (vgl. Kleve et al. 2016), jedoch bedauerlicherweise meist ohne Bezug auf Adorno.

lische und politische Haltung eine Denkungsart, welche ich nenne: die Kunst nicht regiert zu werden bzw. die Kunst, nicht auf diese Weise und um diesen Preis regiert zu werden. Als erste Definition der Kritik schlage ich also die allgemeine Charakterisierung vor: die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden.« (Foucault 1992: 12)

Foucault versteht als kritische Haltung und Denkungsart also zunächst vor allem, ein bestimmtes Verhältnis zu den vorherrschenden Bedingungen zu entwickeln. Anstatt das Gegebene gleichgültig, selbstverständlich und kritiklos hinzunehmen, gilt es vielmehr, eine bestimmte Haltung einzunehmen, in welcher sich das Subjekt die Macht herausnimmt, das, was ist, infrage zu stellen und zu überprüfen. Das bedeutet also, die Normen und hegemonialen Anforderungen nicht einfach unhinterfragt anzunehmen, sondern eine kritische Distanz dazu einzunehmen und zu fragen: Was sind das eigentlich für Normen und Wahrheitsdiskurse und wie positioniere ich mich dazu? Kritik sei dementsprechend »die Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügsamkeit« (ebd.: 15) und habe »die Funktion der Entunterwerfung« (ebd.). Foucault verortet sich damit also ebenfalls explizit in der Nähe von Kants Begriff der Aufklärung. Kants »sapere aude« – verstanden als Appell an den Mut, nicht als wahr anzunehmen, was hegemonial als Wahrheit gilt – ist das, was Foucault als Kritik charakterisiert: als individuelle und zugleich kollektive »Haltung, aus seiner Unmündigkeit herauszutreten« (ebd.: 41). Wo aber die Vertreter der älteren Kritischen Theorie sehr viel emphatischer die »Sehnsucht nach dem ganz Anderen« (Horkheimer 1985; vgl. Bittlingmeyer/Freytag 2019: 16) und das Ziel einer emanzipatorischen Gesellschaft formulierten, sind Foucaults utopisch-normative Fluchtpunkte eher implizit. Analog dazu gibt es heute keine große revolutionäre Bewegung wie in den 1960er und 70er Jahren, vielmehr richtet sich Kritik auf strategisches Handeln in den konkreten Arbeitsfeldern; eben als Kunst nicht oder nicht dermaßen regiert zu werden.

Unter anderen Kessl (2006), Bettinger (2012), Anhorn et al. (2007), Langer (2012), Maurer (2012) und Kunstreich (1994) schließen in ihren jeweiligen Ausführungen zu Kritischer Sozialer Arbeit explizit an Foucaults Perspektive an und leiten daraus mehr oder weniger konkrete Schlussfolgerungen oder Konsequenzen für eine sich als kritisch verstehende Soziale Arbeit ab. So zeichnet sich beispielsweise nach Bettinger eine Kritische Soziale Arbeit dadurch aus, dass sie sich nicht in vorauseilendem Gehorsam den äußeren Funktionszuweisungen unterwirft (vgl. Bettinger 2012: 88), sondern stattdessen ihren Gegenstand »eigenständig benennt und sich auf diesen

im Kontext der Ausgestaltung der […] Praxis auch tatsächlich bezieht« (ebd.: 100).[31] Als Bausteine einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit benennt er, dass die Soziale Arbeit Macht-, Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnisse thematisiert und skandalisiert; dass sie als politische Akteurin an der Gestaltung des Sozialen mitwirkt und sich in Politik einmischt; dass sie Bildungs- und Sozialisationsprozesse anbietet, die sich sowohl an den Prinzipien von Emanzipation als auch an den Bedürfnissen ihrer Adressat*innen ausrichtet, und dass sie Diskurse als herrschaftslegitimierende Techniken der Wirklichkeitsproduktion analysiert und in diese Arenen eintritt, in denen um die Durchsetzung von Wirklichkeit gekämpft wird (vgl. ebd.: 101 f.).

In ähnlicher Weise argumentiert Kunstreich, der ebenfalls versucht, Foucault für die Soziale Arbeit – explizit für eine *Praxis* der Sozialen Arbeit – fruchtbar zu machen, und eine kritische Soziale Arbeit Foucaults Wortlaut entsprechend als eine »Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden« (Kunstreich 1994: 86; 2001: 1090), definiert. Er unterscheidet die so verstandene »Kritische Soziale Arbeit« von einer »Traditionellen Sozialen Arbeit«, womit er auch seinen Bezug zur Frankfurter Schule explizit werden lässt.[32] Traditionelle Soziale Arbeit sei auf eine Regierungskunst reduziert und würde ihren Ausgangspunkt in den professionellen Handlungs- und Wissensdimensionen haben. Hingegen nehme eine Kritische Soziale Arbeit den Widerspruch zwischen der Regierungskunst und der Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden, ernst. Sie habe damit »ihren gedanklichen Ausgangspunkt bei den vielfältigen Praktiken des Überlebens, der Aneignung von Lebenswelten, des gewitzten Widerstandes der Subjekte – genauso wie beim depressiven Erleiden und ohnmächtigen Rückzug« (Kunstreich 1994: 87).

Kunstreich sieht die »Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden«, für Sozialarbeiter*innen also genau darin, sich gerade nicht an den Theorien und Wissensbeständen einer Sozialen Arbeit zu orientieren, die beispielsweise in »schwierige Jugendliche«, »Delinquente«, »Kranke« usw. kategorisieren, diese pathologisieren und zuweisen. Vielmehr müsse eine sich als kritisch verstehende Soziale Arbeit bei den Adressat*innen, ihren Alltags-

---

31 Hier zeigt sich in gewissem Sinne die von Kessl (2006) problematisierte Trennung von der Möglichkeit eines inneren, selbstbestimmten emanzipatorischen Auftrags, der sich von einer von außen zugewiesenen Kontrollfunktion lösen kann (siehe Kap. 2.1.4).

32 So lässt sich diese Unterscheidung als Referenz auf Horkheimers bedeutsamen Text *Traditionelle und kritische Theorie* (1992) verstehen.

und Lebenswelten, ihren Positionierungen und Wünschen ansetzen, das heißt sie als empirische und historische Subjekte ernst nehmen und sie bei der Wahl ihrer Mitgliedschaften in Kontexten, die ihren Lebensentwürfen entsprechen, unterstützen sowie Ressourcen zur Erlangung von weiteren Mitgliedschaften zur Verfügung stellen (vgl. ebd.: 97). Ziel sei es, ausgehend von den Alltags- und Lebenswelten der Adressat*innen, eine »Pädagogik des Sozialen« (ebd.: 93) zu entwickeln. Für diese Bestimmung einer Kritischen Sozialen Arbeit findet Kunstreich Anknüpfungspunkte etwa bei dem Konzept der Lebensweltorientierung, das bereits in den 1970er Jahren von Hans Thiersch entwickelt wurde und heute zu den konstitutiven Konzepten einer professionellen Sozialen Arbeit zählt. Es geht dabei darum, die Lebensverhältnisse und Deutungen der Adressat*innen als zentralen Orientierungspunkt von Sozialer Arbeit zu nehmen und auf die Stärkung der Lebensräume und Ressourcen der Adressat*innen zu zielen, um ihnen so einen gelingenderen Alltag zu ermöglichen (vgl. Füssenhäuser 2006; Thiersch 2020). Lebensweltlich zu arbeiten, bedeutet also, an den konkreten alltäglichen Schwierigkeiten und Problemen von Menschen anzusetzen, mit den Adressat*innen gemeinsam eine Perspektive zu entwickeln und sie bei der Realisierung ihrer Version eines gelingenden Lebens zu unterstützen (vgl. Füssenhäuser 2006: 127).

»Menschen brauchen also Unterstützung bei der Bewältigung von schwierigen Situationen und Konstellationen, bei der Auseinandersetzung mit unglücklichen Erfahrungen und mit dem Scheitern, sie brauchen dafür neue Handlungsmöglichkeiten. Es braucht aber auch […] veränderte Produktionsstrukturen und neue Arbeitsprojekte, es braucht eine neue Schul- und Lernkultur in einem neuen Bildungskonzept, es braucht neue Vereinbarungen und politisch-ökonomische Rahmenbedingungen […]. Es können sich – das ist die Hoffnung – aus den unmittelbaren Erfahrungen im Alltag Wege finden, wie die Verhältnisse sich anders arrangieren, wie sie neu werden können.« (Thiersch 2017: 5)

Die konsequente Orientierung am Alltag und an der Lebenswelt der Subjekte kann somit Anhaltspunkte für eine kritische Praxis bieten – im Sinne einer »Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden«. Nehmen wir jedoch die Formulierung von Foucault wörtlich und fokussieren dabei das Wort *dermaßen* – was gelesen werden kann als: nicht in einem solchen Ausmaß regiert zu werden –, so kann es sich dabei immer nur um potenzielle Momente oder Fluchtlinien handeln, nicht aber um die *eine* richtige Idee oder *das* normati-

ve Konzept der emanzipatorischen Praxis.[33] Es geht gerade nicht darum, eine konkrete Handlungsanleitung oder ein normatives Modell zu entwickeln, weil ein solches immer Gefahr läuft, die Frage nach dem Möglichen stillzustellen und das Bestehende zu reproduzieren. So formuliert auch Adorno – wieder etwas entschiedener als Foucault –, dass einzig jenes Denken einen Ausweg finden könnte, »dem nicht vorgeschrieben wird, was herauskommen soll« (Adorno 1969b: 796). Denn »Denken ist nicht die geistige Reproduktion dessen, was ohnehin ist. […] In ihm ist das utopische Moment desto stärker, je weniger es – auch das eine Form des Rückfalls – zur Utopie sich vergegenständlicht und dadurch deren Verwirklichung sabotiert« (ebd.: 798). In diesem Sinne wird beispielsweise von Anhorn (2022: 50) »eine handlungswissenschaftliche Nutzbarmachung« einer Kritischen Sozialen Arbeit explizit zurückgewiesen. Ihm zufolge muss Kritik »nicht konstruktiv sein« oder »eine bestehende Praxis Sozialer Arbeit besser« (ebd.) machen wollen. Vielmehr insistiert er auf eine relative Autonomie von Kritik als Reflexionsinstanz im Verhältnis zu Praxis und versteht Theorie – im Anschluss an Adorno – selbst als eine Gestalt von Praxis (vgl. ebd.: 52). Auf die gleiche Weise problematisieren auch Cremer-Schäfer und Resch die vermeintliche Notwendigkeit einer Praxisorientierung und plädieren stattdessen für eine Praxis-

33 Somit handelt es sich auch bei der Lebensweltorientierung um einen Ansatz, der zwar Momente bereithält, nicht dermaßen regiert zu werden, diese sind aber immer dialektisch mit Herrschaft verkoppelt. Auch eine konsequente Orientierung am Alltag und der Lebenswelt der Adressat*innen führt nicht automatisch und nicht unweigerlich zu einer kritischen, emanzipatorischen Praxis, sondern diese kann jederzeit in Herrschaft umschlagen. Dies zeigt sich beispielsweise auch anhand der Kritik, die in den vergangenen Jahren am Konzept der Lebensweltorientierung formuliert wurde; nämlich, dass sie sich der neoliberalen Vergesellschaftung gegenüber als nicht hinreichend widerständig erweisen würde (vgl. zusammenfassend: Thiersch/Grundwald 2016: 27 f.): »Die Betonung der Selbstzuständigkeit im Alltag könne ausgelegt werden als Betonung der neoliberal gefassten Selbstzuständigkeit. Die Betonung von Ressourcen und Potenzialen in der Lebenswelt gelte als Plädoyer dafür, diese Ressourcen in den privaten und öffentlichen Verhältnissen zu stärken und zu stabilisieren und damit die Notwendigkeit Sozialer Arbeit zurückzunehmen. Die kritischen Momente einer Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit würden so ihrer Intention enteignet und zur Stützung des guten Gewissens in der Dethematisierung des Sozialen im Horizont des Neoliberalismus genutzt. Das Konzept einer Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit erweise sich als trojanisches Pferd, das seine ursprünglichen Intentionen torpediere« (ebd.). In diesem Sinne besteht auch Thiersch darauf, »dass diese generelle Frage nach dem Möglichen nicht stillgelegt werden darf« (Thiersch et al. 2006: 64). Sobald ein kritisches Konzept oder ein alternativer Ansatz sozialarbeiterischer Praxis den Effekt habe, die Frage nach dem Möglichen oder gar das Denken selbst stillzustellen, habe es seinen emanzipatorischen Gehalt verloren und laufe Gefahr, nur noch das Bestehende zu reproduzieren (vgl. ebd.).

ferne innerhalb der Disziplin Sozialer Arbeit. Zwar würden normative Orientierungen (von Theorie und Praxis) und die Ausrichtung an Kategorien wie Emanzipation oder emanzipatorisches Handeln in der historischen Situation zweifellos ein politisches und kritisches Potenzial enthalten (vgl. Cremer-Schäfer/Resch 2012: 92). Jedoch gerieten Konkretisierungen tendenziell in die Nähe von Operationalisierungen:

»Sie werden als zu erreichende und bewirkende Emanzipierungsfähigkeiten und persönliche Kompetenzen der Gesellschaftsmitglieder formuliert. Selbst bei Autoren, denen die Orientierung an der Emanzipierung Aller und des Einzelnen nicht abgesprochen werden kann, enthalten alle ›Zielbestimmungen‹ einen Widerspruch. Da sie als zu erwerbende und zu erzeugende Fähigkeiten, Qualifikationen und Kompetenzen konkretisiert werden, personalisieren sie die Voraussetzungen von Befreiung.« (ebd.: 93 f.)

Während Kritische Theorie inzwischen als pessimistisch gilt und teilweise sogar den Ruf hat, resigniert zu haben, betonen Cremer-Schäfer/Resch, dass Kritische Theorie gerade »*durch* Negativität emanzipatorische Möglichkeiten enthalten kann« (ebd.: 97, Herv. i. O.). Im Anschluss an Keckeisen heben sie hervor, dass eine praxisferne kritische Wissenschaft auch für die Praxis einen Reflexionsgewinn böte:

»Die Einsicht in die (insgeheim ja immer schon geahnte) Ungedecktheit des Handelns durch Kritik verhülfe der Praxis zwar nicht unmittelbar zu mehr Handlungssicherheit, wohl aber zu der unverklärten Anerkenntnis ihrer eigenen Kontingenz.« (Keckeisen 1984: 284, zit. ebd.)

Bereits in der Erkenntnis der Praxis, dass es auch anders sein könnte, liegt folglich emanzipatorisches Potenzial zur Veränderung. »Die Kraft der Negation besteht zuletzt darin, dass es TINA (There Is No Alternative) nicht gibt« (ebd.: 102). Die Autor*innen argumentieren daher für eine Trennung von wissenschaftlicher und praktischer Reflexivität. Bezogen auf die Profession Sozialer Arbeit, »können und müssen wir uns bemühen, die in den jeweiligen Institutionen beste mögliche Praxis zu forcieren« (ebd.: 103). Das schließe zwangsläufig die Frage ein, welche Praxis sich aus der Kritik des Bestehenden ergebe und was davon real möglich sei. Eine Kritische Soziale Arbeit bestünde somit zunächst darin, alles »zu unterlassen, was ihrer Nutzung als eine Ressource für die Bewerkstelligung eines ›eigenen Lebens‹ entgegensteht« (ebd.). Für die Wissenschaft gelte hingegen als Fluchtpunkt »die Suche nach angemessenen, nicht euphemistischen und weniger verdinglichenden Begriffen, mit denen alles, was gesellschaftlich vor sich geht, interpretiert werden kann« (ebd.: 103). Der Disziplin Sozialer Arbeit komme

somit die Aufgabe zu, einer »aus der Erfahrung von Zwang und Selbstzwang entwickelten ›begründeten Ahnung besserer Möglichkeiten‹ (Keckeisen 1984: 84) gesellschaftlich zur Sprache zu verhelfen« (ebd.: 97).

Nachdem ich bis hier im Anschluss an Foucault und die Arbeiten der frühen Kritischen Theorie meine Sicht auf Soziale Arbeit als Sozialisationsagentur und Regierungshandeln dargelegt und eine Perspektive auf Kritik in der Sozialen Arbeit umrissen habe, wende ich mich im Folgenden dem Subjekt und der Frage der Subjektivierung zu.

2.2 Das Subjekt und die Macht: Subjektbildung

»Sozialpädagogisches Handeln bezieht sich auf den Bildungsprozeß eines Subjekts; es gilt dem Handeln, in welchem sich der Zögling selbst entwickelt und zu einer eigenen Gestalt seiner Kräfte findet.«
(Winkler 1988: 271)

»[D]as sozialpädagogische Handeln und seine Träger versuchen, Bedingungen herzustellen, in welchen das Subjekt von ihnen unabhängig wird;
es soll seine eigene Subjektivität […] finden.«
(ebd.: 286)

»Der Gebrauch der eigenen Kräfte ist das Ziel pädagogischer Führung.«
(Kessl 2020: 42)

Wie diese Zitate verdeutlichen, wird die pädagogische Tätigkeit wesentlich dadurch charakterisiert, Kinder und Jugendliche zu befähigen, sich zu handlungsfähigen, eigenbestimmten und vollwertigen Mitgliedern der Gesellschaft zu entwickeln. Es geht darum, auf die Heranwachsenden dergestalt einzuwirken, dass sie gesellschaftsfähig, mündig und autonom werden und sich somit entsprechend eines vorherrschenden Ideals vervollkommnen. In diesem Sinne zeigt sich erneut, dass das genuine Ziel von Pädagogik eng mit dem Theoriekomplex von Subjektivierung verwoben ist und somit auch mit der Frage, wie und unter welchen Bedingungen Individuen zu Subjekten werden. Aber wie sieht dieses Werden aus und was bedeutet ein Gewordensein?

2.2.1 Subjektivierung als Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Ermächtigung

Für diese Fragen nach der Subjektivierung gilt unter anderen Althusser mit seinem Modell der Anrufung als theoretischer Wegbereiter. In seinem Essay *Ideologie und ideologische Staatsapparate* verfolgt Althusser die zentrale These, dass Ideologie die Individuen als Subjekte anruft bzw. die Subjekte erst durch Ideologie und Instanzen der Ideologieproduktion konstituiert werden (vgl. Althusser 1977: 140). Er zeigt, dass durch einen ganz bestimmten Vorgang, den er Anrufung (Interpellation) nennt, Individuen in Subjekte transformiert werden. Diesen Prozess der Anrufung verdeutlicht er mit einer alltäglichen Szene, in der ein Polizist eine Person mit den Worten »He, Sie da!« anruft. In dem Moment, in dem sich das angerufene Individuum umdreht, wird es zum Subjekt, weil »es damit anerkennt, daß der Anruf ›genau‹ ihm galt und daß es ›gerade es war, das angerufen wurde‹ (und niemand anderes)« (ebd.: 143). Mit diesem Beispiel zeigt Althusser, wie Ideologie und ideologische Staatsapparate – zu denen er beispielsweise Kirche, Schule, Familie, Berufsverbände, Kunst, Kultur, Literatur usw. zählt – »handeln«, indem sie aus den Individuen Subjekte machen. Das heißt, Subjektsein meint, erstmal jene Subjektpositionen zu erfüllen, die für die Einzelnen vorgesehen sind, und im Rahmen der gesellschaftlichen Institutionen als Subjekt zu funktionieren.[34] Die Anrufung wird somit zum Instrument, bürgerliche Subjekte zu konstituieren und sie dazu zu bewegen, dass sie »ganz von alleine [funktionieren]« (ebd.: 148), dass sie sich in die hegemonialen Praxen einfügen und die bestehende Ordnung anerkennen.

Für Althusser sind die Individuen aber zugleich auch »immer-schon Subjekte« (ebd.: 144). So zeigt er im Anschluss an Freud, dass schon vor der Geburt das Kind konkreten Anrufungen ausgesetzt ist (dass es etwa den Namen des Vaters tragen soll), womit das Kind von Anfang an zum Subjekt gemacht wird. »Noch bevor das Kind geboren ist, ist es immer-schon Subjekt, weil es in und durch die spezifische familiale ideologische Konfiguration, in der es nach der Zeugung ›erwartet‹ wird, zum Subjekt bestimmt ist« (ebd.: 144). In diesem Sinne gibt es in Althussers Subjektverständnis keinen

34 Althussers ideologische Staatsapparate weisen eine Parallele zu Horkheimers Studien zu Autorität und Familie auf, in denen Familie als Sozialisationsagentur oder psychologische Agentur der Gesellschaft verstanden wird. Beide Ansätze nehmen eine historisch-materialistische Perspektive ein und widmen sich der Frage, wie Ideologie in der Gesellschaft (re)produziert wird.

Standpunkt außerhalb der Ideologie, kein Außerhalb von Macht, Herrschaft, Diskurs, Normen usw. Das Subjekt wird vielmehr als konstitutiv ideologisch verstrickt begriffen: »Die Existenz der Ideologie und die Anrufung der Individuen als Subjekte ist ein und dasselbe« (ebd.: 143). Althussers Interpellationstheorie beleuchtet damit, wie Individuen als Subjekte im Rahmen einer machtvollen gesellschaftlichen Ideologie unterworfen werden bzw. wie Subjekte als solche überhaupt erst durch bestimmte Herrschaftsmechanismen hervorgebracht werden.

Foucaults Vorstellung von Subjektivierung geht auf Althussers Konzeptionalisierung von Subjektwerdung zurück. Foucault war nicht nur ein Schüler und Freund von Althusser; vielmehr lässt sich Foucaults theoretische Entwicklung kaum ohne den Einfluss von Althusser und dessen Kritik an bestimmten marxistischen Ansätzen verstehen (vgl. Lindner 2006: 584). Insbesondere Foucaults Analyse von Disziplinartechniken und sein *früher* Machtbegriff[35], der sich von dem strategisch-produktiven fundamental unterscheidet, lässt sich etwa als produktive Weiterentwicklung von Althussers ideologietheoretischen Überlegungen erkennen (vgl. Lindner 2006; Lemke 1997: 113).

Wie bereits deutlich wurde, hat sich Foucaults Konzeption von Macht und Subjektivität in seinen späteren Arbeiten entschieden verändert. In Abgrenzung zu der Vorstellung, dass Subjektivität ausschließlich durch Unterwerfung entstehe, entwickelt er in seinen späteren Arbeiten seinen strategisch produktiven Machtbegriff und hebt im Prozess der Subjektivierung auch die Rolle der Individuen bzw. die Technologien des Selbst hervor:

»Wenn man die Genealogie des Subjekts in der abendländischen Kultur untersuchen will, muss man nicht nur die Herrschaftstechniken, sondern auch die Selbsttechniken berücksichtigen. Man muss die Wechselwirkung aufzeigen, die zwischen diesen beiden Arten von Techniken besteht. Ich habe vielleicht die Herrschaftstechniken zu sehr in den Vordergrund gerückt, als ich die Anstalten, die Gefängnisse etc. untersuchte. […] Nachdem ich das Feld der Macht im Ausgang von den Herrschaftstechniken untersucht habe, möchte

---

35 In der umfassenden Beschreibung von Mechanismen der Unterwerfung, Disziplinierung und Normalisierung in machtausübenden Institutionen zeichnet Foucault in *Überwachen und Strafen* die »Materialität der Macht« (Lemke 1997: 114) nach und zeigt, wie Individuen durch das Einüben und Ausbilden von bestimmten Gewohnheiten und Verhaltensweisen quasi selbstständig ihre eigene Unterwerfung vollziehen. In dieser frühen Machtanalyse legt Foucault den Akzent auf die Beschreibung der Unterwerfungsmechanismen und zeigt, wie Disziplinartechniken Subjekte konstituieren, womit er Althussers Verständnis vom Subjekt als Unterworfenes übernimmt.

ich in den kommenden Jahren die Machtverhältnisse im Ausgang von den Selbsttechniken studieren.« (Foucault 1981: 210)

In diesem Sinne steht im Zentrum seines produktiven Machtverständnisses eine neue Sicht auf Subjektivierung. In seinem Aufsatz *Das Subjekt und die Macht* grenzt er Macht sowohl von Herrschaft als auch von Gewalt ab und versteht die Ausübung von Macht als ein »auf Handeln gerichtetes Handeln« (Foucault 1982: 287). Indem Foucault Freiheit als notwendige Voraussetzung einer Machtbeziehung erkennt, versucht er zu verdeutlichen, dass Machtausübung nicht durch ein direktes und unmittelbares Einwirken auf andere stattfindet, sondern vielmehr darauf zielt, das Verhalten von anderen zu beeinflussen bzw. »das mögliche Handlungsfeld anderer zu strukturieren« (ebd.).

»Sie [die Machtausübung] ist ein Ensemble von Handlungen in Hinsicht auf mögliche Handlungen; sie operiert auf dem Möglichkeitsfeld, in das sich das Verhalten der handelnden Subjekte eingeschrieben hat: sie stachelt an, gibt ein, lenkt ab, erleichtert oder erschwert, sie erweitert Handlungsmöglichkeiten oder schränkt sie ein, sie erhöht oder senkt die Wahrscheinlichkeit von Handlungen und im Grenzfall erzwingt oder verhindert sie Handlungen, aber stets richtet sie sich auf handelnde Subjekte, insofern sie handeln oder handeln können. Sie ist auf Handeln gerichtetes Handeln.« (ebd.: 286)

Es geht bei dieser so verstandenen Macht vornehmlich darum, Möglichkeitsfelder zu eröffnen und Individuen zu einem bestimmten Handeln zu bewegen (vgl. Lemke et al. 2000: 29). Das Machtverhältnis als solches ist dementsprechend immer ein bewegliches im Sinne eines »Spiels von Interaktionsbedingungen« (Foucault 1992: 38) und befindet sich in einem permanenten, offenen und unabgeschlossenen Prozess. Machtbeziehungen unterscheiden sich somit von Herrschaftszuständen, in denen die Machtbeziehungen starr, unbeweglich und blockiert sind und keine Spielräume zum Handeln existieren (vgl. Foucault 1982: 292 f.). Eine Machtbeziehung setzt dagegen immer »freie Subjekte« voraus bzw. Individuen, die erstens überhaupt zum Handeln fähig sind, und zweitens die Möglichkeit haben, aus einem Feld verschiedener Reaktionen, Handlungsweisen und Optionen zu wählen. Nur so kann auf ihr Handeln Einfluss genommen werden (vgl. ebd.: 285). Das heißt, ohne Freiheit würde die Machtbeziehung der Gewalt weichen, womit Freiheit der »*materielle Träger* einer Machtbeziehung« (Lemke 1997: 301, Herv. i. O.) ist. Denn »Macht kann nur über ›freie Subjekte‹ ausgeübt werden, insofern sie ›frei‹ sind« (Foucault 1982: 287).

Mit dieser Akzentuierung von Freiheit als zentralem Moment einer Machtbeziehung zeigt sich bei Foucault eine Neubestimmung von Subjektivität, die nunmehr nicht lediglich als Produkt von Macht existiert, sondern als aktiver, eingebundener Teil einer jeden Machtbeziehung vorgestellt wird. Subjekte sind gefordert, aus einer Reihe von Möglichkeiten zu wählen. Sie sind beispielsweise aufgefordert, sich als Subjekte einer spezifischen Form von Sexualität zu erkennen, eine bestimmte Geschlechterposition einzunehmen, ihren Körper auf eine bestimmte Weise zu bearbeiten und bestimmte Denkweisen und Selbstpositionierungen auszubilden (vgl. Pieper 2007a: 219). Damit kommen die Technologien des Selbst und die Frage nach der Selbstkonstitution von Subjektivität in den theoretischen Blick. Das heißt, die Kräfte, die auf das Individuum einwirken, werden von diesem aufgenommen und durch es auf sich selbst gerichtet. Demzufolge ist das Subjekt nicht lediglich ein Unterworfenes bzw. ein Produkt von Machtverhältnissen, sondern produziert und stabilisiert die Bedingungen mit, durch die es konstituiert wird und in denen es sich selbst konstituiert. So ist es also gerade der Doppelcharakter von Subjektivierungsprozessen – verstanden als Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Befähigung –, der es ermöglicht, zu zeigen, wie Subjekte regiert werden, »wie sie sich selbst und andere regieren, zugleich unterworfen werden und sich als Selbst formieren« (Lemke 1997: 307).

2.2.2 Das Konzept der Artikulation

Es lassen sich mit Foucault für die Verbindung von Macht und Subjektivität zwei zentrale Aspekte festhalten. Foucault schließt an Althussers Anrufungskonzept insofern an, als dass Subjektivität und Handlungsfähigkeit nur als Unterordnung unter gesellschaftliche Strukturen, Institutionen, Diskurse und Ordnungen begriffen werden. Zugleich weist er über dieses hinaus, indem *erstens* die Unterwerfung unter Macht nicht nur repressiv und disziplinierend funktioniert, sondern vor allem dadurch charakterisiert ist, dass sie befähigt und ermöglicht, also neue Handlungsoptionen, Selbstverhältnisse und neue Freiheiten hervorbringt und in diesem Sinne produktiv ist. *Zweitens* werden die Subjekte nicht nur unterworfen, sondern sie unterwerfen sich auch selbst, das heißt, sie vollziehen bestimmte Techniken an sich selbst und sind in diesem Sinne aktiver Teil dieser Machtbeziehung. Fou-

cault nennt diese Selbsttechniken auch »Künste der Existenz« (Foucault 1989: 18).

»Darunter sind gewußte und gewollte Praktiken zu verstehen, mit denen die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selber zu transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse ästhetische Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht.« (ebd.)

Der Subjektivierungsprozess setzt somit nicht nur die Anrufung im Sinne Althussers voraus, welche den Individuen eine bestimmte Subjektposition (wie Frau, Bürgerin usw.) zuweist, sondern erfordert zudem, dass das Individuum eine Reihe von Selbstpraktiken an sich vollzieht, es sich also selbst als »Subjekt seiner eigenen Handlungen konstituieren muss« (Foucault 1984a: 759).

»Zwar beinhaltet jede moralische Handlung ein Verhältnis zu dem Wirklichen, in dem sie sich vollzieht, und ein Verhältnis zu dem Kodex, auf den sie sich bezieht; aber sie impliziert auch ein bestimmtes Selbstverhältnis; dieses ist nicht einfach nur ›Selbstbewusstsein‹, sondern Selbstkonstitution als ›moralisches Subjekt‹, in welchem das Individuum den Teil seiner selbst eingrenzt, der diesen Gegenstand einer praktischen Moral darstellt, seine Stellung gegenüber der Vorschrift bestimmt, der es folgt und sich für eine bestimmte Seinsweise entscheidet, die als moralische Vollendung seiner selbst gehalten wird, und zu diesem Zweck wirkt es auf sich selbst ein, bemüht es sich, sich zu erkennen, kontrolliert es sich, prüft, vervollkommnet und verwandelt es sich.« (Foucault 1983b: 682 f.)

Während Foucault in diesem Zusammenhang von Selbstverhältnissen und damit verbundenen Selbstpraktiken oder Selbsttechnologien spricht, greift Stuart Hall in der Auseinandersetzung mit Foucaults Subjekttheorie auf den Begriff der Artikulation zurück, um die benannte Eigenaktivität der Subjekte hervorzuheben. Wie in der Einleitung bereits erwähnt, fasst Hall darunter das »Vernähen« von Subjekt und Subjektposition,[36] was nicht nur die Anru-

36 »Eine Artikulation ist demzufolge eine Verknüpfungsform, die unter bestimmten Umständen aus zwei verschiedenen Elementen eine Einheit herstellen *kann*. Es ist eine Verbindung, die nicht für alle Zeiten notwendig, determiniert, absolut oder wesentlich ist« (Hall 2000: 65, Herv. i. O.). Hall veranschaulicht dies am Beispiel seiner eigenen Biografie. Als er nach England ging, hatte er sich nicht als Immigranten bezeichnet, obwohl dies die Bezeichnung für Menschen wie ihn war. Erst als er wieder nach Jamaika zurückkehrte und seine Mutter sagte: »Hoffentlich halten sie dich da drüben nicht für einen Immigranten«, wurde ihm klar – so beschreibt er es rückblickend –, dass es genau das ist, was er war: »Ich hatte meine Heimat verlassen – für immer. Ich ging nach England zurück und wurde, was man mich nannte. Sie hatten mich als Immigranten begrüßt. Jetzt hatte ich endlich entdeckt, wer ich war. Ich begann, mir die Geschichte meiner Migration zu erzählen« (Hall 1994a: 80 f.).

fung erfordere, sondern auch, »dass das Subjekt in diese Position investiert« (Hall 2004b: 173) und dass »der Einzelne sich als Subjekt mit den ›Positionen‹ identifiziert oder nicht identifiziert, zu deren Annahme er aufgefordert wird« (ebd.: 183). Wenngleich Maihofer den Begriff der Artikulation nicht verwendet, sondern im Anschluss an Foucault von Selbstverhältnissen oder Selbsttechnologien spricht, so argumentiert sie auf eine ähnliche Weise:

»Selbst wenn die Handlungsfähigkeit der Individuen also zutiefst durch die gegebenen gesellschaftlich-kulturellen Bedingungen und der mit ihnen einhergehenden Weise der Subjektivierung geprägt sind, sind die Individuen dadurch nicht determiniert. Sie müssen die vorgegebenen Normen nicht nur verstehen, interpretieren und auswählen, sondern sich auch aktiv aneignen, umsetzen und auf sich selbst entsprechend transformierend einwirken.« (Maihofer 2018: 35)

Die Individuen setzen in diesem Sinne die Normen also niemals widerspruchslos oder bruchlos um, sondern tun das immer auf eine eigensinnige und immer ganz individuell einzigartige Weise (vgl. ebd.). Gestützt wird diese individuelle Einzigartigkeit auch dadurch, dass die Handlungen, die die Subjekte an sich selbst vollziehen, nicht immer gewollt, intendiert, zielgerichtet und bewusst vollzogen werden. So geht Hall noch in einem anderen Punkt über Foucault hinaus. Denn während bei diesem, wie in dem Zitat oben, von »gewußten und gewollten Praktiken« (Foucault 1989: 18) die Rede ist und damit von einer grundsätzlichen Intentionalität ausgegangen wird, markiert Hall hier eine Grenze oder Problematik in Foucaults Genealogie des Subjekts, die durch einen Bezug auf die Psychoanalyse überwunden werden könnte. So Hall:

»Es ist erstaunlich, dass Foucault in dieser Bewegung nicht dazu kommt, die Psychoanalyse als eine der wichtigsten Quellen zu nutzen, die die vernachlässigte Frage der Selbst-Konstitution des Subjekts durchdenkt. Hindernis ist, dass er die Psychoanalyse bloß als weitere Kraft im Netzwerk der Disziplinierungsmächte einordnet. Was Foucault stattdessen produziert ist eine diskursive *Phänomenologie* des Subjekts und eine Genealogie der *Technologien des Selbst*. Diese Phänomenologie steht in Gefahr von einer überbetonten Intentionalität überwältigt zu werden, gerade weil sie nicht mit dem *Unbewussten* verbunden ist. Ob gut oder schlecht, diese Tür wurde geschlossen.« (Hall 2004b: 183)

Für Hall stellt also die psychoanalytische Theorie des Unbewussten eine fruchtbare Ergänzung für den Subjektbildungsprozess dar.[37] Denn nach

37 In einer ähnlichen Weise argumentiert auch Judith Butler: »[M]eines Erachtens läßt sich die Subjektivation und insbesondere der Vorgang, bei dem man zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung wird ohne die psychoanalytische Erklärung der formativen oder generativen Wirkung von

Freud ist nur ein kleiner Teil des Ichs und seiner seelischen Vorgänge der Wahrnehmung zugänglich. Der Großteil dessen vollzieht sich auf einer unbewussten Ebene, womit das Ich »nicht Herr [...] in seinem eigenen Haus« (Freud 1917: 11) ist. Das Subjekt ist also getrieben von unbewussten Triebschicksalen und -regungen, die im Laufe der Sozialisation verdrängt wurden und dem eigenen Ich-Ideal unvereinbar gegenüberstehen bzw. diesem unbemerkt entgegenarbeiten.[38] Eine vollumfängliche Reproduktion

Restriktion oder Verbot gar nicht verstehen. Überdies läßt sich die Subjektbildung nicht vollständig, vielleicht sogar überhaupt nicht ohne Rekurs auf Möglichkeiten erst eröffnende Gründungsbeschränkungen denken« (Butler 2001: 84). Auch Butler kritisiert somit Foucaults Ausblendung psychoanalytischer Theorie und erkennt – wie schon Hall – das Unbewusste als notwendiges Scheitern der Identität, »als das, was jeden Versuch [...] zur kohärenten und vollständigen Konstituierung einer sexualisierten Identität durchkreuzt« (ebd.: 93).

38 Freuds Ichpsychologie und sein Verständnis der Subjektbildung will ich hier nur sehr komprimiert zusammenfassen. Freud unterscheidet in seinem zweiten topischen Modell drei Ich-Instanzen: Es, Ich und Über-Ich (vgl. Freud 1923; 1933). Während das Über-Ich für die verinnerlichten Gebote und Verbote steht und als eine beobachtende, bewertende und strafende Instanz in unserem Inneren vorgestellt werden kann (vgl. Freud 1933: 499), kennt das Es keine Wertungen und keine Moral, sondern lässt sich mehr als unsere ungezähmten und verborgenen Leidenschaften vorstellen, die nur danach streben, den Triebbedürfnissen Befriedigung zu verschaffen (vgl. ebd.: 511). Das Ich wiederum ist das »Sinnesorgan des ganzen Apparats« (ebd.: 512). Da es sowohl der Außenwelt zugewandt ist als auch für die Erregungen aus dem Innenleben empfänglich ist, lässt es sich als vermittelnde Instanz zwischen den unterschiedlichen und meist unvereinbaren Ansprüchen und Forderungen verstehen, die von der Außenwelt sowie vom Über-Ich und dem Es an das Ich herangetragen werden. Das Ich und das Über-Ich sind jedoch nicht von Anfang an vorhanden, sondern werden erst im Laufe der Sozialisation gebildet (vgl. ebd.: 501). Das kleine Kind wird zunächst von der Elterninstanz angerufen, deren Gebote und Verbote einzuhalten und sich an ihren Normen und Werten auszurichten. Insbesondere mit der Überwindung des Ödipuskomplexes nimmt es diese Anrufungen an und identifiziert sich mit diesen Normen, die nicht nur die Normen der Eltern darstellen, sondern auch als überindividuelle/gesellschaftliche Ordnungen verstanden werden müssen. Durch diese Identifikation bzw. die Verinnerlichung der Norm wird es zum Subjekt. Es hat in seinem Inneren eine Instanz errichtet, welche die Norm und das erstrebenswerte Ideal repräsentiert, an dem es sich ausrichtet und bemüht ist, sich in diesem Sinne weiter zu vervollkommnen. Nun aber gibt es im Seelenleben noch weitere Triebregungen und Einflüsse, die dem Ich-Ideal (teilweise unvereinbar) gegenüberstehen und ihm folglich entgegenarbeiten. Das *Es* als »Kessel voll brodelnder Erregungen« (ebd.: 511) kennt nur das Bestreben, »den Triebbedürfnissen unter Einhaltung des Lustprinzips Befriedigung zu schaffen« (ebd.), und drängt somit danach, sich über alles hinwegzusetzen, was dieser Befriedigung entgegensteht – wie beispielsweise die moralischen Beschränkungen des Über-Ichs. Es gibt also eine Kraft, die verhindert, dass wir uns gemäß unserem Ich-Ideal vervollkommnen. Doch obwohl das Es starke, treibende Kräfte entfalten kann, bemerkt das Ich diesen Zwang nicht. Das Es als »ichfremde[s] Seelengebiet« (ebd.) entzieht sich unserem Verständnis und unserem Zugriff – und lässt sich als unbewusstes Reich unseres Seelenapparats beschreiben. Das jedoch bedeutet nicht, dass das Es und das Unbewusste in eins fallen. Freud weist darauf hin, dass auch Teile des Ichs

hegemonialer Normen ist aus tiefenpsychologischer Perspektive also bereits unmöglich. In diesem Sinne kommt es für Hall »darauf an, Identitäten als ebenso ›notwendig‹ wie ›unmöglich‹ zu denken und dafür die Verschmelzung des Psychischen mit dem Diskursiven weiter zu erforschen« (Hall 2004b: 186).

Während bislang die Blickrichtung auf jene Prozesse gelenkt wurde, in denen die Individuen ihre Sozialisation bewusst oder unbewusst *vollziehen*, gilt es im Folgenden jedoch auch die *Effekte* dieser Sozialisationsprozesse und »die materielle *Wirkmächtigkeit*« (Maihofer 2015: 639, Herv. d. Verf.) von Subjektivität zu berücksichtigen. So gibt es zwar bewusste oder unbewusste individuelle Widerstände, womit jedes Individuum eine unverwechselbare einzigartige Verbindung unterschiedlichster Denk-, Gefühls- und Körperpraxen entwickelt (vgl. Maihofer 1995: 105). Zugleich ist Subjektivierung jedoch nur durch Unterwerfung möglich; es herrscht somit ein sozialer Zwang, der verlangt, dass Individuen sich an Normen orientieren und eine gesellschaftlich erwünschte Subjektivität ausbilden.[39] In diesem Sinne gilt es, »darauf zu insistieren, daß die gegenwärtige Art und Weise als [...] [Subjekt] zu existieren, weder gesellschaftlich beliebig noch willkürlich veränderbar ist« (Maihofer 1995: 108). Im Folgenden werde ich daher das Konzept von »Geschlecht als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise« (ebd.: 79) von Andrea Maihofer vorstellen, bevor ich abschließend für dieses Unterkapitel zum Verhältnis von Subjekt und Macht noch auf hegemoniale Ordnungen und das autonome Subjekt als hegemoniale Subjektivierungsweise eingehe.

2.2.3 Die Wirklichkeit von sozialen Normen als gelebte Existenzweisen

In ihrem Aufsatz *Sozialisation und Geschlecht* schließt Maihofer an Foucault an und erkennt die Eigenaktivität der Individuen als neue Form des Regierens, »die die Individuen dazu bewegt, [...] derart auf sich einwirken, wie es normativ von ihnen erwartet wird« (Maihofer 2015: 649). Als zentrale Stütze dieser Regierungsweise betont Maihofer »das Begehren nach Konformität

und des Über-Ichs unbewusst sind und es etwa eines großen Aufwands bedarf, sich deren konkreter Inhalte bewusst zu machen. (ebd.: 508). In diesem Sinne lässt sich zunächst ein »Vorgang unbewusst heißen, wenn wir annehmen müssen, er sei *derzeit* aktiviert, obwohl wir *derzeit* nichts von ihm wissen« (ebd.).

39 Zum Zusammenhang von gesellschaftlichen Normen und individuellem Unbewussten siehe Kap. 3.3.

und Zugehörigkeit« (ebd.) und die »Abwendung von Ablehnung« (ebd.). Da es zu Marginalisierungen und Abwertungen kommt, wenn Individuen den dominanten Normen nicht entsprechen, wogegen eine normkonforme Subjektivierung zu Anerkennung und Privilegien führt, lässt sich der Wunsch nach Anerkennung als Triebfeder von Sozialisations- bzw. Subjektivierungsprozessen begreifen. Das zeigt Maihofer am Beispiel der geschlechtsspezifischen Sozialisation kleiner Kinder. Diese wissen schon früh, dass sie Mädchen oder Jungen »sind«, und lernen nach und nach die entsprechenden Verhaltens- und Gefühlsweisen, Körperpraxen und Lebensperspektiven kennen, wobei sie »verstärkt durch Praxen der Anerkennung und Sanktionierung« (ebd.: 650) erfahren, was als normal und erwünscht gilt und was nicht. Schon und gerade auch in jungen Jahren sei das Begehren nach Anerkennung und damit nach Konformität ausgeprägt, wodurch das Kind die gesellschaftlichen Normen und Anforderungen an sich selbst vollzieht und somit eine mehr oder weniger stabile Geschlechtsidentität ausbildet.

Während einige sozialisationstheoretische Konzepte von *Doing Gender* jedoch den Blick ausschließlich auf die Prozesse richten, in denen die Individuen ihre Sozialisation *vollziehen*, geht es Maihofer vor allem darum, die »Effekte des ständigen Tuns« (ebd.: 651) und »die materielle Wirkmächtigkeit« (ebd.: 639) von Sozialisationsprozessen und Subjektivität zu berücksichtigen. In diesem Sinne hat sie das Konzept von »Geschlecht als hegemoniale[m] Diskurs und gesellschaftlich-kulturelle[r] Existenzweise« (Maihofer 1995: 79) entwickelt. Aus ihrem (de)konstruktivistischen Verständnis heraus ist Geschlecht keine biologische, natürliche Gegebenheit, sondern etwas historisch Gewordenes – ein historisches, gesellschaftlich-kulturelles Phänomen. Demnach sind die Menschen nicht schon immer Subjekte bzw. Männer und Frauen im heutigen Sinne, sondern wurden als solche erst in einem langen historischen Prozess hergestellt bzw. stellen sich selbst mit ihrem Tun fortwährend her (vgl. ebd. 82). Zugleich jedoch weist Maihofer kritisch darauf hin, dass die ausschließliche Fokussierung auf die Herstellungsprozesse von Geschlecht – wie es in der Geschlechterforschung heute üblich ist – oder ein konstruktivistisches Verständnis, das aus der Angst resultiert, in einen Geschlechteressenzialismus zu verfallen, oftmals zu »konstruktivistischen Verkürzungen« (ebd.: 83) führt oder mit einer »Art Denkverbot« (Maihofer 2015: 636) einhergeht. Aus Sorge vor einer (erneuten) Essenzialisierung würden die *Effekte* des ständigen Tuns aus dem Blick geraten und die Frage ausgeblendet, was im Zuge der Sozialisation

»in und mit den Individuen geschieht« (ebd.). Mit Maihofers Verständnis von Geschlecht als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise hingegen gelingt es, Geschlecht »*sowohl* als kulturelles, psychisches und Bewußtseinsphänomen zu begreifen *als auch* als eine Weise, ›materiell‹ körperlich zu existieren« (Maihofer 1994: 180, Herv. i. O.). Denn indem die Individuen in ihrer Ausübung von weiblich oder männlich konnotierten Denk-, Gefühls- und Körperpraxen selbst »Frausein« oder »Mannsein« konstituieren, hat das nicht nur zur Konsequenz, dass andere sie als »Frauen« oder »Männer« identifizieren, sondern auch, dass Frauen und Männer in diesen Praxen tatsächlich existieren (vgl. ebd.: 183).

»Das heißt, im Laufe der Entwicklung bekommt Geschlecht als hegemoniale Existenzweise in den und für die Individuen eine materielle Realität: Und in ebendiesem Sinne haben Menschen dann in diesen Vorstellungen, Gefühlen und Praxen ein ›Ich‹, existieren sie darin als Subjekte und sind ein Geschlecht. Geschlecht ist also nicht lediglich etwas ›situativ, kontextuell‹ […] Bestimmbares. Geschlecht ist eine hegemoniale Existenzweise, eine Art und Weise, wie Individuen derzeit existieren müssen (und zwar ihr Leben lang), die viele vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Vorstellungen, Gefühle und Praxen umfasst.« (Maihofer 2015: 653)

Mit dem Konzept von Geschlecht als Existenzweise gelingt es Maihofer somit, die Realität von Geschlecht als gelebte Denk-, Gefühls- und Körperpraxen in den Blick zu nehmen und das geschlechtliche Gewordensein zu erfassen, ohne dabei in Essenzialisierungen oder Vorstellungen einer Geschlechterontologie zurückzufallen. Was Maihofer hier in Bezug auf Geschlecht und Geschlechtlichkeit formuliert, lässt sich auch auf Kultur, natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit (Mecheril 2010: 14) und Klasse übertragen, welche ebenfalls jeweils als historisch spezifische gesellschaftlich-kulturelle Existenzweisen verstehbar sind (vgl. Maihofer 1994: 185).[40] In diesem Sinne werden im Folgenden die Jugendlichen als in einer vergeschlechtlichten, klassenspezifischen und rassistisch geprägten Gesellschaft sozialisiert aufgefasst, die sich darin aber in individueller Weise als konkrete Individuen artikulieren.

---

40 So zeigt sich auch deutlich eine Parallele zum Begriff des Habitus, mit welchem Bourdieu das »Erzeugungsprinzip« (Bourdieu 1989: 277) deutlich macht, nach dem Individuen Denk- und Handlungsweisen ausbilden, die dabei einen inneren subjektiven Zusammenhang bilden.

2.2.4 Das moderne bürgerliche Subjekt als hegemoniales Selbstverhältnis

Bisher ist deutlich geworden: Der Prozess der Subjektivierung vollzieht sich immer in der Unterwerfung, der Verhandlung und Aneignung von gesellschaftlichen hegemonialen Normen. Das wirft die Frage auf, was das genau für Normen sind, die uns zu Subjekten machen. Um welche Normen handelt es sich konkret und in welchem Kontext sind sie entstanden? Die Antworten auf diese Fragen ziehen sich durch dieses Kapitel und wurden an mehreren Stellen bereits implizit oder explizit angesprochen. Dennoch will ich an dieser Stelle einige Punkte herausheben und die Genese des modernen Subjekts – verstanden als bürgerlich-patriarchales und kolonial-rassistisches Subjekt –, das bis heute als vorherrschendes Ideal wirkmächtig ist, nochmals knapp darstellen.

In *Geschlecht als Existenzweise* (1995) nimmt Maihofer eine ausführliche Rekonstruktion der Subjekttheorien von Foucault[41] und Adorno/Horkheimer[42]

41 Wie bereits deutlich wurde, ist nach Foucault die hegemoniale Subjektivierungsweise mit dem Begriff der Regierung verknüpft, womit er deutlich macht, wie Herrschafts- und Selbsttechnologien miteinander verkoppelt sind. Vor allem in seinem Buch *Der Gebrauch der Lüste* (Foucault 1989) untersucht er am Beispiel von Texten aus der griechischen Antike die damals vorherrschenden Selbsttechniken, Lebensweisen und die damit zusammenhängende Moral und zeigt, wie in den klassischen griechischen Denk-, Fühl und Lebensweisen ein spezifisches Verhältnis zu sich selbst konstituiert wird, welches – bei allem Wandel – auch als das Selbstverhältnis des modernen Subjekts schlechthin verstanden werden kann (vgl. Maihofer 1995: 131). Sowohl Foucault als auch Adorno/Horkheimer (2011) beziehen sich stark auf die griechische Antike, »die Muster für die abendländische Kultur abgab« (Horkheimer 2007: 148). Maihofer erklärt sich diesen Bogen, der von der Antike bis heute geschlagen wird, mit der marxistischen gesellschaftstheoretischen Perspektive, nach der die Annahme struktureller Gemeinsamkeiten antiker warenproduzierender Gesellschaften mit modernen bürgerlich-kapitalistischen evident sei (vgl. Maihofer 1995: 111).

42 Adorno und Horkheimer haben sich ebenfalls intensiv mit diesem spezifischen bürgerlich-kapitalistischen Subjekttypus befasst und beziehen sich zur Veranschaulichung auf Homers Odysseus, der für sie als »Urbild […] des bürgerlichen Individuums« (Adorno/Horkheimer 2011: 50) steht. In seinen Irrfahrten muss Odysseus die Naturgewalten, die ihm in Form von Mythengestalten und Gottheiten begegnen, bezwingen. Dies gelingt ihm dadurch, dass er etwa lernt, Geduld aufzubringen, seine Lust zu kontrollieren, sich Genuss zu versagen, Opfer zu bringen, den Verlust seiner Gefährten zu kalkulieren usw. – indem er also nach und nach lernt, sich selbst und die Natur in sich zu kontrollieren, die äußere Natur und seine Gefährten effektiv zu beherrschen und sich damit als Subjekt instrumenteller Vernunft auszubilden. Dies zeichnen Adorno und Horkheimer unter anderem am zwölften Gesang der Odyssee nach, die von der Vorbeifahrt der Sirenen berichtet: Um dem verführerischen Gesang der Sirenen zu entkommen, der alle, die ihm nachgehen, ins Verderben stürzt, befahl Odysseus seinen Gefährten, ihre Ohren mit Wachs zu verstopfen und nach Leibeskräften zu rudern. Sich selbst ließ er an den Mast binden, womit er den betörenden Gesang zwar hören konnte und den unwiderstehlichen Lockungen aus-

vor, in der sie einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Entstehung der bürgerlichen Form von Herrschaft, dem bürgerlichen Subjekt und Männlichkeit herausarbeitet (vgl. Maihofer 1995: 109 ff.). Sie zeigt, dass es sich bei dem modernen bürgerlichen Subjekt *konstitutiv* um ein *männliches Subjekt* handelt. Dies allerdings nicht deshalb, weil es sich um Männer handelt, von denen die Rede ist, sondern – und hier zitiert sie Foucault – »weil diese Form des Subjekts ein Verhältnis zu sich selbst impliziert, ›von sich selber zu sich selber eine Struktur von Männlichkeit zu errichten‹ und damit ›im Verhältnis zu sich Mann zu sein‹« (Foucault 1989: 110; vgl. Maihofer 2019: 65). Oder anders gesagt, »Subjekt zu sein, heißt hiernach zunächst einmal, Herr seiner selbst zu sein, ein Verhältnis der Herrschaft in sich über sich selber zu errichten« (Maihofer 1995: 113). Es handelt sich bei dieser Subjektivierungsweise also um eine *in sich* autoritäre Struktur, eine Struktur von Herrschaft in doppeltem Sinne: Zum einen müssen bürgerliche Männer eine Herrschaft über sich selbst, das heißt über ihre innere Natur, errichten. Sie müssen lernen, sich in einer spezifischen Weise zuzurichten, was sowohl die Unterdrückung von (sexuellen) Trieben als auch die Verdrängung von Gefühlen und emotionalen Bindungen umfasst (vgl. ebd.), und somit sich *selbst* entsprechend der gültigen Norm zu be*herr*schen. Zum anderen dient diese Selbstbeherrschung als Voraussetzung für die Berechtigung und Fähigkeit, auch Herrschaft über andere ausüben zu können. Nur wer sich selbst beherrschen kann, ist in der Lage, ein Haus und in der Polis andere zu regieren: »[D]er Herr seiner selber und der anderen formiert sich in einem«

---

gesetzt war, aber zugleich verhindert war, dass er diesen nachgeht: »Er hört, aber ohnmächtig an den Mast gebunden, und je größer die Lockung wird, um so stärker läßt er sich fesseln, so wie nachmals die Bürger auch sich selber das Glück um so hartnäckiger verweigerten, je näher es ihnen mit dem Anwachsen der eigenen Macht rückte« (ebd.: 40). In dieser »ahnungsvolle[n] Allegorie der Dialektik der Aufklärung« (ebd.: 41) verdeutlichen Adorno und Horkheimer zum einen die Organisation von Arbeit und die Effekte bürgerlicher Klassenherrschaft im Kapitalismus. So repräsentiert Odysseus als Grundherr den prototypischen Bürger bzw. die Bourgeoisie der kapitalistischen Gesellschaft, welche die anderen für sich arbeiten lässt. Wogegen seine Gefährten für die Arbeitenden stehen, die sich dem Genuss nicht hingeben können, weil sie alle Energie in die Fabriken stecken und den »Trieb, der zur Ablenkung drängt, […] verbissen in zusätzliche Anstrengungen sublimieren« (ebd.) müssen. Zum anderen wird in dieser Odyssee-Episode die Konstituierung einer spezifisch bürgerlichen, männlichen Subjektivität verdeutlicht, in der innerpsychische Prozesse der Trieb- und Selbstbeherrschung konstitutive Elemente darstellen. Gleichzeitig geht es in dieser Passage der Überwindung der Sirenen nicht nur darum, dass und wie Odysseus über seine Gefährten herrscht, indem er sie für sich arbeiten lässt, sondern vor allem um die Beherrschung und Kontrolle seiner eigenen Gefühle und damit um die Ausbildung eines männlichen Selbstverhältnisses, worum es im Folgenden ausführlich geht.

(Foucault 1989: 103). In diesem Sinne ist das bürgerliche männliche Subjekt in sich autoritär strukturiert und durch eine Form der doppelten Herrschaft gekennzeichnet. Erst die Beherrschung der eigenen inneren Natur bildet die Grundlage, über andere (Frauen und andere Männer) herrschen zu können.

Auf diese Weise bildet sich eine spezifische Denk-, Gefühls- und Existenzweise heraus (vgl. Maihofer 2019: 69). Die Individuen sind gefordert, in ständiger Arbeit an sich selbst auf sich einzuwirken und sich entsprechend den gesellschaftlichen Anforderungen zuzurichten, um in diesem Sinne Subjekt und »ein richtiger Mann« zu werden. Dabei unterliegen sie zudem dem Druck, sich als *überlegenes* Geschlecht zu setzen und zu beweisen. Nach Maihofer lässt sich in diesem Sinne auch der Mechanismus von *Selbstaffirmierung und Veranderung* als ein zentrales Element dieser hegemonial werdenden Subjektivierungsweise verstehen (vgl. ebd.: 67; Maihofer 2014). Denn die Hegemoniebildung der bürgerlichen Klasse ging mit der Etablierung einer neuen Gesellschafts- und Geschlechterordnung sowie mit der Entwicklung des Kolonialismus und moderner Rassentheorien einher.[43] Bürgerliche Männlichkeit konstituierte sich historisch gleichzeitig *erstens* über die Abgrenzung von Frauen, die mit Natur assoziiert und so »zum Objekt der Beherrschung degradiert« (Maihofer 1995: 115) wurden; *zweitens* über die Abgrenzung von feudaler und proletarischer Männlichkeit, die entweder als zu dekadent oder als zu unbeherrscht – in beiden Fällen nicht zur Selbstbeherrschung fähig – galt. *Drittens* war die Selbstaffirmierung Europas als Ort der Aufklärung und des Fortschritts und die Veranderung des »Orients« als rückschrittlich, despotisch und unfrei (vgl. Said 2010) konstitutiv für die Entstehung bürgerlicher Männlichkeit (Maihofer 2014: 2019). Das heißt, in dieser hegemonialen Subjektivierungsweise bzw. in diesem normativen Ideal des »bürgerlichen Subjekts« hängen »Rasse«, Geschlecht, Sexualität und Klasse konstitutiv zusammen.[44]

---

43 Mit diesem Zusammenhang von Kolonialismus, Rassismus und Moderne befassen sich seit Langem insbesondere postkoloniale Theorien (vgl. Castro Varela/Dhawan 2015: 31; Said 2010; Hall 1994b). So wurde auch der Begriff *Othering* in erster Linie durch die postkoloniale Theoriebildung geprägt. Laut Castro Varela/Dhawan hat beispielsweise Spivak diesen Begriff genutzt, um darauf hinzuweisen, wie »das ›Differentmachen‹ […] nicht-westlicher Frauen letztlich dazu beigetragen hat, den (britischen) Imperialismus als eine soziale Mission zu legitimieren« (Castro Varela/Dhawan 2015: 164).

44 Castro Varela weist darauf hin, dass »postkoloniale Theorie immer wieder die Zusammenhänge zwischen den unterschiedlichen sozialen Kategorien herausarbeitet und dabei die klare Adressierung nur einer einzelnen Kategorie problematisiert. Sprich: Es ist etwa nicht möglich, von der Produktion von ›Rassen‹ zu sprechen, ohne die Produktion von Klassen und fixierte Geschlech-

Was sich zunächst in einer bestimmten historischen gesellschaftlichen Klasse als ein genuin männliches Selbstverhältnis herausgebildet hatte, setzte sich im 19. Jahrhundert mit dem »Anspruch auf Allgemeinheit« (Maihofer 2019: 68) als hegemoniale Norm für alle gesellschaftlichen Gruppen durch und ist als solche bis heute wirkmächtig. Dieses männliche bürgerliche Selbstverhältnis stellt somit noch immer die hegemoniale Norm dar, was bedeutet, dass die Jugendhilfe, die als gesellschaftliche Sozialisationsagentur hegemoniale Normen und Werte vermitteln und ihre Adressat*innen entsprechend erziehen soll, vor allem an diesem Ideal des autonomen, bürgerlichen Subjekts orientiert ist und in erster Linie autonome Subjekte produzieren will.

2.2.5 Multidimensionalität als Forschungszugang

Kapitalistische Produktions- und Klassenverhältnisse, Geschlechterverhältnisse sowie Rassismen sind also konstitutiv miteinander verbunden. Demirović und Maihofer verweisen in ihrem Text *Vielfachkrise und die Krise der Geschlechterverhältnisse* darauf, dass Gesellschaft als ein gegliedertes artikuliertes Ganzes zu denken sei, in dem unterschiedliche autonome Phänomene, Bereiche und Sphären wie Ökonomie, Politik, Staat, Kultur, Geschlechterordnungen, Naturverhältnisse und rassifizierte Verhältnisse in einem kapitalistischen Gesamtzusammenhang stehen, ohne dabei ihre jeweiligen Eigenlogiken zu verlieren. Die Frage ist also: Wie lässt sich Gesellschaft als Gesamtzusammenhang denken, »ohne sie zugleich als Totalität zu ontologisieren« (Demirović/Maihofer 2013: 31)?

Anstatt gesellschaftliche »Krisenprozesse als ökonomische zu identifizieren« (ebd.: 35) und soziale Bewegungen mit ihren jeweiligen Perspektiven auf und ihrer Kritik an Naturausbeutung, sozialer Ungleichheit, Sexismus oder Rassismus in Konkurrenz zu sehen, schlagen die Autor*innen vor, die ökonomische Krise mit Gramsci als gesellschaftliche zu entziffern und deren jeweilige Phänomene als »intern miteinander verbundenen Zusammenhang

---

tervorstellungen zu untersuchen. Die Kategorien befinden sich immer schon in einer dynamischen Verflechtung« (Castro Varela 2016: 156). Auch wenn die Prämisse dieser Verflechtung mitgedacht werden soll, wird an späterer Stelle in Kap. 3.4.3 dargelegt werden, weshalb sich gegen eine analytische Schwerpunktsetzung auf die Kategorie *race* entschieden wurde.

zu begreifen« (ebd.), der sich in verschiedenen, sich wechselseitig beeinflussenden Krisen entlädt.

»In diesem Sinne vertreten wir im Folgenden die These, dass die bürgerliche Gesellschaftsformation sich auf der Grundlage der kapitalistischen Produktionsweise als Zusammenhang eines ganzen Bündels von gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen und Widersprüchen konstituiert, die sich auf eine spezifische Weise gliedern und die – obwohl sie in einem konstitutiven inneren Zusammenhang stehen – sich *nicht* aufeinander reduzieren lassen.« (ebd.: 35, Herv. i. O.)

Das heißt, aufgrund der Gliederung dieser autonomen gesellschaftlichen Sphären, die sich überdeterminieren und in einem kapitalistischen Gesamtzusammenhang stehen, bedarf es einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive, die von Marx' kategorischem Imperativ ausgeht, nämlich »*alle Verhältnisse umzuwerfen*, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist« (MEW 1: 385, Herv. i. O.; vgl. ebd.: 38). Um in diesem Sinne unterschiedlichen Macht- und Herrschaftsmechanismen gleichermaßen Rechnung zu tragen und Priorisierungen zu entgehen, stellen das Konzept der Intersektionalität und jenes der Interdependenz fruchtbare Ansätze dar.[45] Gleichzeitig sind damit Demirović/Maihofer (2013: 39 f.) zufolge einige Probleme verbunden. So beispielsweise würden »Rasse«, Klasse, Geschlecht und Sexualität oftmals lediglich als *Kategorien* gesellschaftlicher Differenzierungs- und Hierarchisierungsprozesse begriffen, womit etwa die Effekte von Herrschaft auf die Herstellung von Ungleichheit reduziert würden. Aus der Perspektive von Demirović und Maihofer handelt es sich dagegen »um komplexe gesellschaftliche Praktiken, die wirtschaftliche oder politische Aspekte ebenso wie Subjektivierungs-, Disziplinierungs- und Normalisierungsprozesse umfassen sowie damit verbundene Institutionen, Normen, Denkweisen, Körperpraxen und Begehrensformen« (ebd.: 39). Darüber hinaus sei der Begriff Intersektionalität selbst in gewisser Weise »herrschaftsblind, da er die Auswirkungen von Herrschaftspraktiken bei den Herrschenden selbst unberücksichtigt lässt« (ebd.). Im Rahmen dieser und weiterer Auseinandersetzungen und Probleme um Intersektionalität und Interdependenz schlagen Demirović und Maihofer daher den Begriff der Multidimensionalität vor, der den Fokus nicht lediglich auf Identitätskategorien, sondern

45 Zur Einführung in die Konzepte und Theorien von Intersektionalität und Interdependenz vgl. u. a. Crenshaw 2013; Mayer 2017; Walgenbach et al. 2007; Walgenbach 2010; Winker/Degele 2010.

auf die Komplexität gesellschaftlicher Herrschafts- und Differenzierungsmechanismen legt. Ziel ist es, eine »gesellschaftstheoretische Perspektive« (ebd.: 40) einzunehmen, »die es erlaubt, den verschiedenen Macht- und Herrschaftsmechanismen *gleichermaßen* Rechnung zu tragen und [diese] sowohl in ihrer jeweiligen Autonomie als auch in ihrem *konstitutiven Zusammenhang* zu begreifen« (ebd.).

Mit dieser Perspektive sind methodologische Konsequenzen verbunden. Denn, wenn sich die unterschiedlichen Herrschaftsverhältnisse nicht aufeinander reduzieren lassen (ebd.: 35) und keine Dimension der anderen gegenüber Vorrang hat, stellt sich auf einer empirischen bzw. methodologischen Ebene die Frage, wie solchen Priorisierungen zu entkommen ist. Eine Möglichkeit ist es, zu versuchen, sich in dieser Frage vom Material leiten zu lassen: Anstatt von vornherein festzulegen, welche Ungleichheitsdimensionen und Herrschaftsverhältnisse in die Analyse einfließen, gilt es, eine weitgehend offene Haltung einzunehmen und sich daran zu orientieren, wie die Akteur*innen – also in meinem Fall in erster Linie die Jugendlichen – auf verschiedene soziale Grenzziehungen und Normalitätskonstruktionen Bezug nehmen. Das bedeutet dann, induktiv am empirischen Material konkret herauszuarbeiten, welche Differenzlinien, Dominanz- und Herrschaftsverhältnisse in den einzelnen Materialstellen eine Rolle spielen. Dabei besteht eine zentrale Herausforderung vor allem darin, den forschenden Blick radikal offenzuhalten und permanent auf eigene mögliche Ausblendungen, Engführungen und einseitige Wahrnehmungen hin zu überprüfen. Doch selbst, wenn diese offene Haltung in weiten Teilen gelingt, ist es empirisch nur eingeschränkt möglich, das, was in den konkreten Interviews und Situationen steckt, umfassend zu analysieren und dabei wirklich *allen* sich zeigenden Herrschaftsmechanismen *gleichermaßen* gerecht zu werden. Gerade im Rahmen eines zeitlich und ressourcenmäßig begrenzten Forschungsprojekts muss es deshalb in Hinblick auf eine multidimensionale Forschungsperspektive auch darum gehen, die eigenen Fähigkeiten und Begrenzungen zu (er)kennen und somit dem Anspruch einer erschöpfenden Analyse eine Absage zu erteilen.

In diesem Sinne ist die vorliegende Forschungsarbeit insgesamt also durchaus von einem multidimensionalen Verständnis von Gesellschaft als Gesamtzusammenhang geprägt. Im Verlauf des gesamten Forschungsprozesses hat sich jedoch das Forschungsinteresse in Korrespondenz mit dem ausgewerteten Material und den dort enthaltenen Thematisierungen zunehmend auf den Gegenstand einer bürgerlich-kapitalistischen

Subjektivierung am Beispiel von Klasse und Geschlecht zugespitzt und eingegrenzt. Sowohl in Bezug auf soziale Benachteiligung bzw. Status als auch hinsichtlich Geschlecht nehme ich im Folgenden eine gesellschaftstheoretische, multidimensionale Perspektive ein und entziffere diese beiden Differenzverhältnisse im konkreten gesellschaftlichen bürgerlich-kapitalistischen Gesamtzusammenhang und vor dem Hintergrund neoliberal-kapitalistischer Produktionsverhältnisse. Diese forschungspragmatische Engführung bedeutet folglich, dass andere Ungleichheitsverhältnisse und Herrschaftsmechanismen wie etwa Rassismus und natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit, Benachteiligung und Ausgrenzung aufgrund von Behinderung und psychischer Krankheit, Homo- und Transfeindlichkeit oder Antisemitismus nicht schwerpunktmäßig behandelt werden können.

Nachdem ich in diesem Kapitel meine theoretische Rahmung dargelegt habe und auf die methodologischen Implikationen im Anschluss an eine multidimensionale Theorieperspektive eingegangen bin, wird es nun um die gewählten Methoden und die konkrete methodische Vorgehensweise gehen, die sich aus meinen theoretischen Überlegungen und meiner Forschungsfrage ergeben.

3 Methode

Um jugendliche Selbstverhältnisse, Subjektivierungsweisen und Handlungsstrategien eingebettet in gesellschaftliche Verhältnisse und im spezifischen Kontext der Jugendhilfe zu fassen, bedarf es verschiedener qualitativer Methoden, die ermöglichen, sowohl das jugendliche Handeln und Denken zu untersuchen als auch den institutionellen Kontext, in dem dieses Handeln geschieht. Letzteres impliziert, die Einrichtung der Jugendhilfe, die dort tätigen Sozialarbeitenden und die pädagogische Praxis in den Blick zu nehmen. Im Anschluss an einige methodologische Überlegungen (3.1) soll es also darum gehen, die gewählten Erhebungs- (3.2) und Auswertungsmethoden (3.3) begründet darzulegen sowie das jeweilige konkrete Vorgehen zu erläutern. Das Kapitel schließt mit einer Reflexion meiner Rolle im Forschungsprozess und der getroffenen Forschungsentscheidungen (3.4).

3.1 Methodologische Implikationen

Zu einem wissenschaftstheoretischen Grundverständnis qualitativer Forschung gehört heute das »interpretative Paradigma« (Keller 2012: 1), das sich mit einer Neuorientierung sozialwissenschaftlicher Forschung verstärkt seit den 1970er Jahren verbreitet hat.[46] Im Gegensatz zu einem normati-

---

46 Eine übersichtliche Zusammenfassung der historischen Entwicklung interpretativer Sozialforschung findet sich neben Keller (2012) auch bei Rosenthal (2015: 27 ff.). Rosenthal geht hier auch auf die als Positivismusstreit bekannt gewordene Kontroverse zwischen Adorno und Popper ein, in der Adorno und andere Vertreter der Frankfurter Schule auf die Unverträglichkeit einer Kritischen Theorie mit einer positivistischen Forschungspraxis hinwiesen. Allerdings wurden laut Rosenthal in diesem Kontext keine neuen Methoden entworfen oder umgesetzt. Die Tradition der US-amerikanischen Chicago School sowie die verstehende bzw. phänomenologische Sozio-

ven Paradigma und der damit einhergehenden Vorstellung einer objektiven Wirklichkeit, der zufolge der Mensch einer Welt gegenübersteht, die gemessen, abgebildet und objektiv erfasst werden kann, geht das interpretative Paradigma davon aus, dass soziale Wirklichkeit erst durch das Individuum und dessen Interaktionen mit anderen erzeugt wird (vgl. Wilson 1973; Rosenthal 2015: 14; Mecheril/Rose 2012). Eine objektive Welt oder Wirklichkeit, die von Forscher*innen erkannt werden kann, gibt es hierbei nicht. Den Sozialwissenschaftler*innen liegt in ihren Daten vielmehr immer schon eine bereits interpretierte, das heißt eine entsprechend den individuellen Relevanzstrukturen gegliederte und gedeutete Welt vor. Schütz, der als wichtiger Vertreter der phänomenologischen Soziologie gilt, vertritt daran anschließend den Anspruch, dass sozialwissenschaftliche Konstruktionen auf den Alltagskonstruktionen der Handelnden aufgebaut werden und mit diesen vereinbar bleiben müssen. Entsprechend unterscheidet er zwischen den Konstruktionen ersten Grades, also dem Nachvollziehen und Verstehen der Interpretationen der Handelnden selbst, und den Konstruktionen zweiten Grades, den Deutungen und Interpretationen der Sozialwissenschaftler*innen vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Theorien:

»Die Konstruktionen, die der Sozialwissenschaftler benutzt, sind daher sozusagen Konstruktionen zweiten Grades: es sind Konstruktionen jener Konstruktionen, die im Sozialfeld von Handelnden gebildet werden, deren Verhalten der Wissenschaftler beobachtet und in Übereinstimmung mit den Verfahrensregeln seiner Wissenschaft zu erklären sucht.« (Schütz 1971: 6 f.)

Im Zentrum des Interesses steht also die Frage, wie die Handelnden selbst ihre Wirklichkeit erleben und interpretieren, um darauf die Konstruktionen zweiten Grades begründet aufzubauen. Die Sozialwissenschaftler*innen sollen die Welt aus der Perspektive der handelnden Akteur*innen – und eben nicht lediglich abgeleitet von wissenschaftlichen Konzepten und Theorien – erfassen. Anhand dieser Prämisse wird verständlich, dass es qualitativer Forschung nicht darum geht, vorab formulierte Hypothesen zu überprüfen, sondern es sich bei interpretativer Sozialforschung vielmehr um eine »Logik des Entdeckens« (Rosenthal 2015: 13) handelt. Eine so verstandene qualitative bzw. interpretative Sozialforschung bildet den Ausgangspunkt,

---

logie in Deutschland und Österreich, die beide Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden sind, hätten hingegen zentrale methodologische Grundlagen für interpretative Methoden entworfen und gelten somit als Wegbereiter für die zeitgenössische interpretative Sozialforschung (vgl. Rosenthal 2015: 29).

von dem aus weitere, für die vorliegende Forschung zentrale Annahmen und Verfahrensgrundsätze formuliert werden können, durch die zugleich die Wahl der konkreten Erhebungs- und Auswertungsmethoden begründet wird. Diese werden im Folgenden vorgestellt.

3.1.1 Offenheit

Als erster zentraler Grundsatz der interpretativen Sozialforschung lässt sich das Prinzip der Offenheit nennen. Wenn es gilt, die eigene Forschung auf den Interpretationen der handelnden Akteur*innen aufzubauen und Hypothesen eher zu entdecken als zu bestätigen, bedarf es einer konsequenten Umsetzung des Prinzips der Offenheit sowohl gegenüber dem Forschungsgegenstand als auch in Bezug auf die jeweilige Forschungsmethode. Das bedeutet zum einen, dass zu Beginn der Forschung eigenes theoretisches Hintergrundwissen und mögliche Vorannahmen zurückgestellt bzw. reflexiv kontrolliert werden müssen (vgl. Kruse 2015: 41). Es werden keine Thesen vorab formuliert, sondern man beginnt mit einem Forschungsinteresse und einer eher vage umrissenen Forschungsfrage, die sich gemäß der Logik des Entdeckens im Laufe der Untersuchung immer wieder verändern kann (vgl. Rosenthal 2015: 50). Zum anderen beeinflusst das Prinzip der Offenheit auch die Wahl der konkreten Methoden. So ist mit dem Anspruch von Alfred Schütz, dass wir uns am Relevanzsystem der Alltagshandelnden orientieren, verbunden, dass wir schon in der Erhebungssituation keine eigene Struktur vorgeben oder uns an vorab formulierten Kategorien orientieren, sondern unsere eigenen Relevanzsetzungen zurückstellen (vgl. ebd.: 55). Das wiederum verlangt offene Erhebungsverfahren, die ermöglichen, die Relevanzen des erforschten Feldes zu entdecken, wie es bei teilnehmenden Beobachtungen gelingen kann, und eine Situation der Erhebung, die es den Befragten auch erlaubt, entlang ihrer Relevanzen zu einem Thema zu erzählen, wie es beim narrativen Interview der Fall ist. Wie sich diese Offenheit bei der Erhebung konkret umsetzen lässt, werde ich in den Abschnitten zu teilnehmender Beobachtung (Kap. 3.2.2) und zu narrativen Interviews (Kap. 3.2.3) erläutern.

3.1.2 Verstehen und Hermeneutik

Das zweite Erkenntnisprinzip der interpretativen bzw. rekonstruktiven Forschung ist das des Verstehens (vgl. Kruse 2015: 60). Wie bereits deutlich wurde, geben Menschen ihrer Umwelt und ihrem Handeln eine bestimmte Bedeutung und einen bestimmten Sinn, was Schütz als Konstruktionen ersten Grades bezeichnet. Um zu Konstruktionen zweiten Grades zu kommen, müssen ihm zufolge die Alltagskonstruktionen als solche erst nachvollzogen, rekonstruiert und in diesem Sinne verstanden werden. Dabei handelt es sich um eine »reflexive, kritisch-analytische Rekonstruktion der Konstruktionsprozesse ›ersten Grades‹ sowie der Bedingungen, unter denen diese stattfinden« (Dausin 2000: 97). Das heißt im Gegensatz zu den Individuen im Alltag versuchen Sozialwissenschaftler*innen nicht nur den eigenen Wahrnehmungen Sinn zu verleihen, sondern sich darüber hinaus über die Voraussetzungen und die Methoden ihres Verstehens Klarheit zu verschaffen, wodurch Verstehen erst zu einer wissenschaftlichen Methode wird (vgl. Soeffner 2015: 167). Das eigene subjektive Relevanzsystem, das zunächst ergründet werden muss, bildet somit die Grundlage, um auch Bedeutungsgaben und Sinnkonstruktionen, die außerhalb des eigenen Relevanzsystems liegen, rekonstruieren zu können. Fremdverstehen stellt also zunächst eine Selbstdeutung dar, »da wir eben nur mit unserem (ego-)Relevanzsystem verstehen können – in welchem bereits wieder das Relevanzsystem der Anderen (alter) inkorporiert ist – es bleibt jedoch vage« (Kruse 2015: 68). In diesem Sinne ist erneut das Prinzip der Offenheit erforderlich. Denn, »um das Fremde an sich *heranzulassen*«[47], gilt es, das eigene Relevanzsystem so weit wie möglich zu öffnen. Zugleich geht diese Offenheit mit einem hohen Maß an Selbstreflexivität einher, da in dem Prozess des Verstehens zunächst das eigene Relevanzsystem ergründet werden muss und wirkliche Offenheit in diesem Sinne nur durch eine »reflexive theoretische Sensibilisierung für eigene implizite, präsuppositive Konzepte« (ebd.: 71) gewährleistet werden kann. Es geht also gerade *nicht* darum, sich künstlich dumm zu stellen (vgl. Hitzler 1986) oder eigene Vorannahmen auszublenden und zu verleugnen, sondern diese vielmehr reflexiv und theoretisch sensibilisiert

47 Kruse verdeutlicht mit der lexikalisierten Metapher des ›Ver-stehens‹ einen spezifischen Bewegungsvorgang: »Man soll nicht seinen Standpunkt (›stehen‹, Relevanzsystem) *›ver-lassen‹*, um den Standpunkt des anderen einzunehmen, sondern man soll den anderen Standpunkt auf sich zukommen lassen, und hierbei sich öffnen« (Kruse 2015: 70).

zu kontrollieren bzw. zu nutzen, um das fremde Sinnsystem verstehen zu können.

Im Anschluss an Devereux (1967) sind daher auch Irritationen des eigenen Relevanzsystems der Wegweiser zu neuer Erkenntnis bzw. zum Verstehen fremden Sinns (vgl. Kruse 2015: 71). Erkenntnis wird letzten Endes nur dann möglich, »wenn wir *irritiert* werden, wenn wir uns irritieren lassen« (ebd.). Somit ist es wissenschaftlich fruchtbarer und sinnvoller, als Forscher*in die eigene Subjektivität »als Königsweg zu einer authentischen Objektivität zu nutzen, statt sie abzuwehren und somit zu einer Quelle unkontrollierbarer Irrtümer zu machen« (Seipel/Rieker 2003: 65, zit. n. Kruse 2015: 72). Wenngleich Forschung immer in höchstem Maße reflexiv sein und durch das Ergründen eigener Sinnstrukturen und das Erforschen der eigenen Forschung in einen Prozess der »Entselbstverständlichung« (ebd.) eintreten muss, so ist ein Auswertungsverfahren – wie beispielsweise die Tiefenhermeneutik – naheliegend, in welchem der explizite Einbezug der Subjektivität der Forschenden Berücksichtigung findet (siehe Kap. 3.3).

3.1.3 Reflexion, Kontingenz und Situierung

»Wirklichkeit ist immer kontingent, da sie stets konstruiert ist!«
(Kruse 2015: 145)

Als drittes Prinzip interpretativer Sozialforschung will ich noch etwas ausführlicher auf Reflexion, Situierung und Kontingenz und deren erkenntnistheoretische Implikationen eingehen, was sich als zentrale Herausforderung im vorigen Abschnitt bereits angedeutet hat: Wenn das eigene Relevanzsystem Grundlage jeden Verstehens ist und Fremdverstehen zunächst immer eine Selbstauslegung darstellt (vgl. ebd.: 68), wie kann ich dann Aussagen über ein anderes Relevanzsystem treffen? Wie kann ich mir sicher sein, dass meine Auslegungen »richtig« sind und mein Verständnis der anderen deren Intention entspricht? Folgt man dem interpretativen Paradigma, so ist das nicht möglich. Fremdverstehen bleibt *immer* eine *Deutung* von Fremdem, »dessen verstehen vage ist […], und dessen Verständnis schließlich selbst eine soziale Konstruktionsleistung darstellt« (ebd.). Fremdverstehen gibt es im epistemologischen Sinn also gar nicht, sondern »existiert immer nur als eine regulative Idee und ist im praktischen Sinne stets nur im Rahmen einer relativen Annährung möglich« (ebd.: 69). Diese Konsequenz ist schon im

interpretativen Paradigma und in Schütz' Unterscheidung von Konstruktionen ersten und zweiten Grades nahegelegt. Sozialwissenschaftliche Interpretationen und Forschungsergebnisse stellen kein Abbild einer vermeintlichen Wahrheit oder Wirklichkeit dar, weil diese stets nur subjektiv zugänglich ist. Vielmehr sind Interpretationen »Einfärbungen des Vorhandenen, das es uneingefärbt nicht gibt« (Mecheril 2003: 47). Deutungen als »Interpretationen von Interpretationen« (ebd.: 40) müssen somit »als Resultat eines kontingenten, vergegenständlichenden Herstellungs- oder Bildungsprozesses verstanden werden« (ebd.). Demzufolge sind Forschung und akademische Wissensproduktion immer auch mit Macht und Herrschaft verbunden und zwar in doppelter Hinsicht:

Zum einen – darauf haben insbesondere feministische und materialistische Standpunkttheorien hingewiesen – sind wissenschaftliche Deutungen, Interpretationen und Ergebnisse geprägt durch die soziale Positioniertheit und wissenschaftliche Situierung der Forschenden (vgl. Haraway 1995; Singer 2005: 163 ff.). So richtete sich insbesondere in den 1990er Jahren eine feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie gegen eine hegemoniale androzentrische Sozialforschung, die den Anspruch auf Werturteilsfreiheit und Objektivität für sich reklamierte, dabei aber zugleich den eigenen (männlichen) Standpunkt als Norm setzte und damit unreflektiert in ihren Forschungen Herrschaftsstrukturen reproduzierte (vgl. ebd.). Feministische Wissenschaftler*innen wie etwa Haraway oder Harding hielten dieser Auffassung entgegen, dass jede Form der Erzeugung wissenschaftlichen Wissens aus einer bestimmten Position heraus geschieht, da die Forschenden einen spezifischen Blick einnehmen, spezifische Methoden, Konzepte und Theorien nutzen und Wissenschaft somit niemals objektiv sein kann, sondern immer »situiert« ist (vgl. Haraway 1995; Harding 1994). Daraus entwickelte sich der Anspruch einer radikalen Positionierung von Forschung und Forschenden (vgl. Norkus/Baur 2019: 483 ff.). Während einige klassische feministische Standpunkttheorien jedoch davon ausgehen, dass sich von der sozialen Identität der Wissensproduzent*innen die jeweilige Situiertheit des Wissens direkt ableiten lässt (vgl. kritisch Singer 2003: 105), bietet die Perspektive von »Hegemonieselbstkritik« (Thym 2019) auch eine produktive Weiterentwicklung an, wonach der Standort der Forschenden zwar durchaus eine Rolle spielt, aber den politischen Standpunkt nicht determiniert. Demnach können auch aus einer privilegierten Position heraus emanzipatorische Perspektiven entstehen; wichtig ist – und das gilt für alle Forscher*innen unabhängig von ihrem Geschlecht oder ihrer sozialen

Positionierung – eine »kritische Reflexion auf die eigenen Verstrickungen in Macht- und Herrschaftsverhältnisse« (Thym 2019: 9).

Zum anderen ist Wissenschaft immer mit Macht und Herrschaft verknüpft, weil Wissenschaft Diskurse und ein bestimmtes Wissen produziert (Foucault 1983a; 1992). Wenn ich also über Heranwachsende in der Jugendhilfe spreche oder schreibe, dann produziere ich damit ein bestimmtes Bild von ihnen mit. Aufgrund meiner Sprecher*innenposition als Wissenschaftlerin wird dabei meinem Wort im Diskurs mehr Gewicht zugeschrieben und ich werde mehr gehört als die Jugendlichen selbst. Das heißt, das Sprechen oder Schreiben erzeugt ein spezifisches Wissen, bestimmte Repräsentationen und Verständnisse von dem, was besprochen oder beschrieben wird (vgl. Mecheril 1999: 253). Mecheril spricht in diesem Zusammenhang auch von »objektivierenden Einschreibungen« (ebd.) oder »Prozesse[n] der objektivierenden (Wieder)Erfindung« (Mecheril 2003: 33). Damit macht er deutlich, dass wissenschaftliche Aussagen »Weiterführungen einer machtvollen epistemisch-sozialen Praxis [sind], welche Selbstverständnisse, Handlungsweisen und Erfahrungen formiert« (ebd.).[48] Zwar seien gerade bei Untersuchungen marginalisierter Personengruppen deren Selbst(re)präsentationen, Geschichten und Narrationen ein sinnvoller Ausgangspunkt. Jedoch können solche Prozesse der objektivierenden Einschreibung bzw. der objektivierenden Erfindung der Anderen nicht dadurch überwunden werden, dass man nach deren wahrhaften Stimmen sucht (vgl. ebd.; Castro Varela/Dhawan 2007).

»Kein sozialwissenschaftlicher Text kann beanspruchen, legitime Vertretung des Beschriebenen zu sein, weil jeder sozialwissenschaftliche Text allein die sozialwissenschaftliche Weise des Schauens und Artikulierens vertritt, nie aber das Gesehene und Beschriebene. Die wissenschaftliche Repräsentation ereignet sich immer als ein Sprechen über.« (Mecheril 2003: 33)

Aus diesem Grund sieht es Mecheril als bedeutsames Verfahren an, »die Handelnden selbst zu Wort kommen zu lassen, ohne dabei dem Trugschluss zu erliegen, ein wissenschaftlicher Text könne dieses Zu-Wort-gekommen-Sein »authentisch« repräsentieren (ebd.: 34).[49]

---

48 Aus einer postkolonialen Perspektive geht damit außerdem die »gnadenlose Missachtung und Auslöschung subalternen Wissens« (Castro Varela 2015b: 17) einher, was Castro Varela mit Spivak als epistemische Gewalt bezeichnet.

49 Wie ich an späterer Stelle zeigen werde, bietet die Tiefenhermeneutik als Auswertungsmethode mit diesem Problem einen möglichen Umgang (siehe dazu Kap. 3.3).

Im Folgenden gehe ich nun intensiver auf die einzelnen Methoden ein, um dabei zugleich mein konkretes Vorgehen zu begründen.

3.2 Datenerhebung und Material

Für die Datenerhebung wählte ich ein triangulatives Forschungsdesign aus teilnehmenden Beobachtungen und narrativen Interviews. Die teilnehmenden Beobachtungen ermöglichten mir, vor allem den institutionellen Kontext und die Alltagskultur der Jugendlichen in den Blick zu nehmen und die Dynamiken innerhalb der Interaktionsbeziehungen zwischen den Jugendlichen und den Betreuungspersonen zu untersuchen. Die Interviews hingegen bildeten die Materialgrundlage, um die Selbstverhältnisse und Artikulationen der Jugendlichen aus ihren Erzählungen zu rekonstruieren und herauszuarbeiten, wie die Subjektivierungsweisen der Jugendlichen mit ihren biografischen Verläufen, gesellschaftlichen Normen und den gegebenen institutionellen Anforderungen korrelieren. Bevor ich auf diese beiden Erhebungsmethoden und das dadurch gewonnene Datenmaterial eingehe, erfolgt eine Beschreibung meines Feldzugangs und ein Überblick über den Erhebungsprozess.

3.2.1 Zugang zum Feld und Erhebungsprozess

Durch meine früheren Tätigkeiten als Sozialarbeiterin in der Jugendhilfepraxis konnte ich auf Kontakte zu verschiedenen Fachkräften zurückgreifen, die mir als Multiplikator*innen und Gatekeeper*innen Zugang zu verschiedenen stationären Einrichtungen ermöglichten. Nachdem ich verschiedene Jugendhilfeeinrichtungen mit meinem Forschungsvorhaben angeschrieben hatte, zeigten drei Einrichtungen grundsätzlich Interesse daran, mich bei meinem Forschungsprojekt zu unterstützen. Bei diesen stellte ich in persönlichen Terminen zunächst den jeweiligen Einrichtungsleiter*innen mein Vorhaben vor und bekam dann Gelegenheit, den gesamten Teams mein Forschungsprojekt zu präsentieren. Dabei formulierte ich mein zentrales Forschungsthema als ein Interesse an der Alltagskultur, den Sichtweisen und der spezifischen Situation von Jugendlichen in der Jugendhilfe sowie an der Frage, mit welchen Normen und Anforderungen sie konfrontiert sind und wie sie mit diesen umgehen. Auch beschrieb ich, dass ich gerne teilnehmen-

de Beobachtungen durchführen und dabei Feldnotizen und Beobachtungsprotokolle erstellen, ggf. Gespräche aufzeichnen sowie mit den Jugendlichen narrative Interviews führen wolle. Alle drei Einrichtungen erklärten sich bereit, an meinem Forschungsprojekt teilzunehmen. Es handelte sich dabei um eine Verselbstständigungsgruppe für junge Menschen ab 16 Jahren, eine Verselbstständigungsgruppe nur für Mädchen[50] bzw. junge Frauen ab 14 Jahren und eine Kriseneinrichtung für Jugendliche ab 14 Jahren.[51]

Die beiden Verselbstständigungseinrichtungen bestanden jeweils aus einer festen stationären Wohngruppe und mehreren daran angegliederten ambulanten Plätzen im Betreuten Einzelwohnen (BEW). In beiden Einrichtungen gab es ein Konzept mit sogenannten betreuungsfreien Zeiten, was bedeutet, dass die Sozialarbeiter*innen feste wie begrenzte Dienstzeiten haben, in denen sie anwesend und für die Bewohner*innen ansprechbar sind. Die Kriseneinrichtung bot hingegen eine 24-Stunden-Betreuung an. Das bedeutet, dass im Rahmen eines Schichtmodells die Einrichtung immer durch mindestens eine Fachkraft besetzt war und den betreuten Jugendlichen als Ansprechperson zur Verfügung stand. Diese Kriseneinrichtung bot Platz für bis zu elf Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren, die größtenteils in Doppelzimmern untergebracht waren. Während die beiden Verselbstständigungs-WGs auch zu teilnehmenden Beobachtungen in ihren Räumen einwilligten, kamen für die Kriseneinrichtung längere Feldaufenthalte nicht infrage, da der Krisenbetrieb mit elf Jugendlichen bereits sehr herausfordernd ist und die einzelnen Betreuer*innen nicht durch eine weitere anwesende Person belastet werden sollten. Stattdessen bekam ich hier die Möglichkeit, nach Absprache zu einzelnen Terminen in die Einrichtung zu kommen, um Kontakt zu den Jugendlichen herzustellen und mit diesen Interviews zu führen. Die Details über den Zeitraum der Feldaufenthalte und die Frequenz meiner teilnehmenden Beobach-

---

50 Die Einrichtung benennt ihre spezifische Zielgruppe als Mädchen und junge Frauen und folgt dem Konzept einer geschlechtsspezifischen Pädagogik. Auch die von mir interviewten Bewohner*innen bezeichnen die Wohngruppe als Mädchen-Einrichtung und sprechen von sich selbst als Mädchen, weshalb ich diesen Begriff in dieser Arbeit beibehalte. Obwohl in dieser Einrichtung grundsätzlich auch Jugendliche aufgenommen werden, die sich als nonbinär verstehen und/oder die geschlechtliche Positionierung als Mädchen oder Frauen zurückweisen, habe ich in dieser Arbeit nur Interviews mit Cis-Mädchen/-Frauen untersucht, weshalb ich auch in diesem Zusammenhang von Mädchen/Frauen (ohne Asterisk) schreibe, ohne dabei jedoch das Umfeld vereindeutigen zu wollen.

51 Aus Gründen der Anonymisierung wird an dieser Stelle auf eine detaillierte Darstellung der Einrichtungen und ihrer Träger verzichtet.

tungen wurden in weiteren Terminen in den Teamsitzungen besprochen und festgelegt. Gemäß dem Prinzip der Offenheit versuchte ich bereits hier, die Relevanzsetzungen den Akteur*innen im Feld zu überlassen. So kamen in der ersten Wohngruppe die Betreuer*innen von Beginn an zu der Einschätzung, dass die Jugendlichen tagsüber kaum in der Einrichtung seien, weshalb sich der wöchentliche Gruppentermin, an dem alle Bewohner*innen aus den Wohngruppen und dem BEW verpflichtend dabei sind, besonders für eine teilnehmende Beobachtung eignen würde. So kam ich über mehrere Monate zu diesem wöchentlichen Gruppentermin. In der Mädchen-Wohngruppe wurde vorab lediglich der Startzeitpunkt meiner Feldforschung festgelegt und vereinbart, dass ich meine Anwesenheiten nach Bedarf sowie nach den Bedürfnissen der Jugendlichen ausrichten könne, die Betreuer*innen jedoch vorab darüber informieren solle. In beiden Einrichtungen standen entsprechend Freizeit- und Gruppenaktivitäten mit den Jugendlichen im Fokus. Eine Teilnahme an Betreuungsgesprächen mit den Sozialarbeiter*innen oder an Hilfeplangesprächen beim Jugendamt war somit von vornherein nicht vorgesehen. Damit begannen mehrere intensive Feldaufenthalte, die sich insgesamt über den Zeitraum von neun Monaten erstreckten und mir einen umfassenden Einblick in die Alltagswelt der Jugendlichen in den Einrichtungen ermöglichten. Von Beginn an erstellte ich Feldnotizen sowie Beobachtungsprotokolle und versuchte, erste Eindrücke in Memos festzuhalten.

Bei den frühen Feldaufenthalten in den Wohngruppen ging es vor allem darum, meine Feldrolle zu etablieren, Kontakt zu den Jugendlichen herzustellen und eine Beziehung aufzubauen. So stellte ich mich den Jugendlichen am ersten Tag meiner Forschungsphase vor, beschrieb meine Forschung als ein Interesse an ihrem Leben und ihrer Sicht auf die Welt und erläuterte, dass ich regelmäßig in der Einrichtung sein würde, um ihren Alltag in der Jugendhilfeeinrichtung kennenzulernen. Außerdem kündigte ich schon zu Beginn an, dass ich mit denjenigen, die Interesse daran hätten, gerne Interviews führen würde. Fragen zum Datenschutz und Anonymisierungen sowie der Hinweis, dass ich mit den gesammelten Daten vertraulich umgehen und auch den Sozialarbeiter*innen davon nichts erzählen würde, erläuterte ich kurz. Details dazu führte ich in den Einzelgesprächen mit den Jugendlichen aus. Während ich in der ersten Verselbstständigungs-WG regelmäßig an den für die Jugendlichen verpflichtenden wöchentlichen Gruppennachmittagen sowie an weiteren freiwilligen Gruppenaktivitäten teilnahm, begab ich mich in der zweiten Verselbstständigungsgruppe zunächst weniger zielgerichtet,

aber dafür an mehreren Tagen in Folge ins Feld, wodurch ich mit den Bewohner*innen – zunächst meist nur kurz oder sporadisch – in Kontakt kam. Auch hier etablierte sich im Laufe der Zeit aber ein regelmäßiger Rhythmus, indem ich ebenfalls die Gruppenaktivitäten und Plenen besuchte und mich zusätzlich an einem festen Tag in der Woche in der Einrichtung aufhielt, um mit einer oder mehreren Bewohner*innen zu kochen und Zeit zu verbringen. In beiden Einrichtungen wurde ich außerdem zu besonderen Anlässen, Ausflügen oder anderen gemeinsamen Freizeitaktivitäten eingeladen. Die ersten Interviews führte ich etwa fünf Monate nach Beginn meiner Feldforschung. Auf das konkrete Vorgehen bei der Erstellung der Beobachtungsprotokolle, den Prozess der Rekrutierung von Interviewpartner*innen und das Sampling bei der Auswertung werde ich im Folgenden bei der Beschreibung der jeweiligen Methode eingehen.

3.2.2 Teilnehmende Beobachtung und Beobachtungsprotokolle

Will man das Handeln von Menschen in seinen alltäglichen Bezügen untersuchen und interessiert sich dafür, wie sich Menschen in der Interaktion mit anderen verhalten, bietet sich die teilnehmende Beobachtung bzw. die Feldforschung, verstanden als Teilnahme an der Sozialwelt, als geeigneter Zugang an (vgl. Unterkofler 2016; Thomas 2019; Lüders 2009). Im Gegensatz zur reinen Beobachtung oder zur Videoethnografie greifen in der Ethnografie als »integrativer Forschungsansatz« (Breidenstein et al. 2013: 34) Teilnahme und Beobachtung ineinander. Das heißt, anders als bei einer Kamera oder einer außenstehenden Beobachterin mit einer künstlichen Sonderstellung im Raum ist die Ethnografin selbst im Feld eingebunden (vgl. ebd.: 73). Sie verfolgt das Ziel, im Feld aufgenommen zu werden, sich als Akteurin im Feld zu etablieren und so den Alltag aus eigener Perspektive erleben zu können (vgl. Thomas 2010b: 71). Teilnehmen bedeutet also vor allem, »die emotionale Distanz vorübergehend aufzugeben« (Rosenthal 2015: 113), sich selbst den neuen und unvorhersehbaren Einflüssen auszusetzen und zu schauen, was mit einem passiert:

»Die Technik besteht meines Erachtens darin, Daten zu erheben, indem man sich selbst, seinen eigenen Körper, seine eigene Persönlichkeit und seine eigene soziale Situation den unvorhersehbaren Einflüssen aussetzt, die sich ergeben, wenn man sich unter eine Reihe von Leuten begibt, ihre Kreise betritt, in denen sie auf ihre soziale Lage, ihre Arbeitssituation, ihre ethnische Stellung oder was auch immer reagieren. […] Dadurch wird der Kör-

per auf das Feld ›eingestimmt‹, und mit einem solchen ›eingestimmten‹ Körper und dem Recht, ihnen räumlich nahe zu sein […], sind Sie in der Lage, die gestischen, visuellen oder körperlichen Reaktionen auf das festzuhalten, was um sie herum vor sich geht. Und weil Sie im selben Schlamassel wie die anderen stecken, werden Sie auch einfühlsam genug sein, das zu erspüren, worauf sie reagieren. Das ist in meinen Augen das Herzstück der Beobachtung. Wenn Sie es nicht schaffen, in diese Lage zu kommen, können sie meines Erachtens keine ernsthafte Arbeit leisten.« (Goffman 1996: 263)

Die eigenen Empfindungen und Reaktionen eröffnen somit einen verstehenden Zugang zu den Dynamiken im Feld und den Handlungen anderer (vgl. Rosenthal 2015: 113).

Während also das aktive Teilnehmen im Feld diverse Vorteile gegenüber videobasierten Aufzeichnungen bietet, stellen sich dagegen besondere Herausforderungen hinsichtlich der Qualität der Beobachtungsdaten in Bezug auf die Zuverlässigkeit des erhobenen Materials. So kann man nicht aktiv teilnehmen und sich auf das Feld einlassen und zugleich umfassend und detailgetreu aufzeichnen, was man erlebt und um sich herum wahrnimmt. Zwar ist es möglich, Feldnotizen zu erstellen, jedoch ist die ausführliche und detaillierte Verschriftlichung des Erlebten erst im Anschluss an den Feldaufenthalt möglich, wobei das Erlebte mithilfe der Notizen und Erinnerungen – so gut, wie es geht – rekonstruiert wird. In diesem Sinne kann man Protokolle nicht als Abbild der sozialen Wirklichkeit verstehen.[52] Vielmehr handelt es sich dabei bereits um eine erste Interpretation, wenngleich es in der Anfertigung des Protokolls auch »unverzichtbar [ist], sich sehr genau an das Beobachtete und Erlebte zu halten« (König, J. 2019: 96).

Da ich an jedem Termin zwischen zwei und sieben Stunden in der jeweiligen Einrichtung verbrachte, erstellte ich bereits vor Ort handschriftliche Feldnotizen (vgl. Emerson et al. 1995). Unmittelbar im Anschluss an jeden Feldaufenthalt begab ich mich sofort an meinen Schreibtisch und versuchte,

52 An dieser Stelle möchte ich nochmals an das interpretative Paradigma erinnern und betonen, dass Vorstellungen einer objektiven Wirklichkeit in der qualitativen Sozialforschung zurückgewiesen werden. Auch wenn Tonbandaufzeichnungen und Videoaufzeichnungen äußerst wichtige Quellen für die Analyse darstellen, stellen diese niemals ein Abbild der Realität dar, sondern sind selektiv, weil sie ebenfalls nur einen kleinen Ausschnitt des Ganzen erfassen können und zudem von den Forscher*innen eingerichtet, platziert, an- und ausgeschaltet werden (vgl. Rosenthal 2015: 117; Breidenstein et al. 2013: 85 ff.). Wenngleich Forschung also immer selektiv und subjektiv eingefärbt ist, wird bei der teilnehmenden Beobachtung, dem Erstellen von Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen die Subjektivität der Forschenden deutlich und tritt stärker zutage als bei technischen Aufzeichnungsprozeduren.

meine Beobachtungen und Erlebnisse mithilfe der Notizen so akkurat und detailliert wie möglich zu rekapitulieren. Im nächsten Schritt verschriftlichte ich diese in ausführlichen Beobachtungsprotokollen. Ziel war es, »reiche Beschreibungen« (Thomas 2019: 101) anzufertigen und dabei auch mich und meine Gedanken explizit sichtbar zu machen, was sich nicht zuletzt für die tiefenhermeneutische Auswertung als fruchtbar erweisen sollte.[53] Gemäß meines Anspruchs von Offenheit in der Erhebungssituation entwickelte ich kein vorab definiertes Kategoriensystem, sondern versuchte, die Relevanzen des Feldes zu entdecken und mich daran zu orientieren, was für die Akteur*innen im Feld selbst von Bedeutung ist (vgl. Rosenthal 2015: 56). Während ich zu Beginn noch alles notierte, was mir irgendwie aufgefallen war, wurden meine Beobachtungsprotokolle mit der Zeit fokussierter; ich konzentrierte mich bei der Verschriftlichung auf Interaktionen zwischen den Jugendlichen und den Betreuer*innen sowie der Jugendlichen untereinander. Neben meinen Feldnotizen und den Beobachtungsprotokollen erstellte ich von Anfang an Memos, in denen ich erste Ideen, Ergebnisse und Interpretationen zu meinem Material festhielt. Nicht zuletzt führte ich ein Forschungstagebuch, in dem ich meine individuellen Sicht- und Deutungsweisen vor dem Hintergrund eines ethnografischen Feldzugangs sowie meine Rolle im Feld und meine Subjektivität als Forscherin stetig reflektierte.

In meinen Feldaufenthalten, die sich über neun Monate erstreckten, erstellte ich insgesamt 51 Beobachtungsprotokolle, die mir Aufschluss darüber gaben, in welchen Strukturen die Jugendlichen leben, welche Abläufe, Routinen und kulturelle Handlungs- und Umgangsweisen in diesem Kontext üblich sind, wie die Jugendlichen miteinander umgehen, wie sie mit den Sozialarbeiter*innen interagieren, wie die pädagogischen Beziehungen verhandelt werden und welche alltagskulturellen Umgangsweisen sowie Strategien

53 So formuliert Julia König: »Der Versuchung, das Erlebte aus dem Beobachteten möglichst auszuklammern, ist deswegen unbedingt zu widerstehen, weil ein solches Vorgehen Interpretationszugänge abschneidet […]. Der so produzierte Text ist nun – und dies ist methodologisch zentral – keinesfalls lediglich der Phantasie der Autorin entsprungen; vielmehr ist ja in der jeweiligen Situation etwas ganz Bestimmtes passiert, was die Forscherin subjektiv erlebt und dann niedergeschrieben hat. Das so dokumentierte Beobachtete und Erlebte ist zudem hervorgegangen aus einem Interaktionsgefüge, in welchem maßgeblich andere aktiv waren, während sich die Forscherin in der Beobachtungssituation grundsätzlich weitgehend zurückhält und möglichst wenig Impulse gibt, sich allerdings verwickeln lässt, wenn sie dazu eingeladen wird« (König, J. 2019: 96).

die Jugendlichen entwickeln. Um nach dieser breit angelegten Explorationsphase in den stationären Wohngruppen auch die Perspektiven der Jugendlichen, also deren individuelles Erleben, ihre Orientierungsmuster und Denkweisen, zu erfassen, führte ich zudem narrative Interviews, auf die ich im nächsten Abschnitt eingehen werde.

3.2.3 Narrative Interviews

Um den Befragten zu ermöglichen, entlang ihrer eigenen Relevanzen zu sprechen, bietet sich besonders das Verfahren des narrativen Interviews an, in dem das Prinzip der Offenheit am konsequentesten umgesetzt wird. Im Unterschied zu einem Leitfaden oder einem standardisierten Interview, in denen fest vorgegebene Fragen in einer spezifischen Reihenfolge gestellt werden, zeichnet sich das offene Interview zunächst dadurch aus, dass den Interviewten eine aktive Rolle im Gesprächsablauf ermöglicht wird. Das heißt, der Gesprächsverlauf orientiert sich an den Äußerungen der Befragten, an ihren Relevanzsetzungen und ihren Sprachcodes (vgl. Rosenthal 2015: 151 f.; Kruse 2015: 151). Darüber hinaus geht es bei der narrativen Gesprächsführung darum, die Interviewten zu längeren, selbstgesteuerten Erzählpassagen zu motivieren, die keiner weiteren Intervention seitens der Interviewenden bedürfen und auch nicht von diesen unterbrochen werden. Denn Erzählungen als Datenmaterial bieten gegenüber anderen Textformen entscheidende Vorteile: Während *Beschreibungen* und *Berichte* stark geraffte und eher statische Erzählungen ohne hohen Detaillierungsgrad darstellen und *Argumentationen* sich stärker an den Zuhörenden orientieren, die man von etwas überzeugen will, und zudem an das Hier und Jetzt gebunden und von konkreten Erlebnissen und Erfahrungen abgehoben sind, enthalten *Erzählungen* Gefühle, Kognitionen sowie Selbsterklärungen, *eingebettet* in einen konkreten Handlungsablauf (vgl. Loch/Rosenthal 2002: 225). Das heißt, »nur Erzählungen ermöglichen uns die Rekonstruktion dessen, was Menschen im Laufe ihres Lebens erlebt haben, und wie dieses Erleben ihre heutigen Deutungsmuster bestimmt« (ebd.). Zudem besitzt ein erzählgenerierendes Vorgehen auch die höchste Kongruenz hinsichtlich des Prinzips der Offenheit. So lässt sich bei längeren, ununterbrochenen Erzählungen beobachten, »dass die Erzählenden immer mehr aus der Interaktion mit den Zuhörenden heraustreten und immer mehr ›bei sich‹ sind« (Rosenthal 2015: 169), was sich unter anderem durch einen nachlassenden Blickkontakt ma-

nifestiert. Es gilt daher, sich als Interviewerin mit Zwischenfragen, die den Erinnerungsfluss unterbrechen würden, zurückzuhalten und stattdessen »aktiv zuzuhören«, das heißt, mit Nicken oder einem kurzen bestätigenden »Mhm« Interesse zu signalisieren und zum Weitererzählen zu motivieren (vgl. Schütze 1977: 239). Das allerdings bedeutet nicht, dass keine Detail- oder Klärungsfragen gestellt werden können. Bei der narrativen Interviewführung werden diese nur nach hinten gestellt. So unterteilen Loch und Rosenthal (2002: 226–231) ein narratives Interview in verschiedene Phasen:

1) Zunächst kommt die Erzählaufforderung, bei der die interviewte Person aufgefordert wird, ab einem bestimmten Zeitpunkt alles zu erzählen, was ihr einfällt. Meine Erzählaufforderung war wie folgt formuliert: »Ich möchte dich bitten, mir von deinem Leben zu erzählen, wie es so war in den letzten Jahren und wie es dir bis heute ging. Du kannst anfangen, wo du möchtest und erzählen, was du magst.« Nach Rosenthal ist es entscheidend, »dass wir einen zeitlichen Anfangspunkt für das Erzählte vorgeben und zur Erzählung des danach folgenden Ablaufs des Geschehens auffordern« (Rosenthal 2015: 171), um auf diese Weise den Interviewten zu helfen, in einen Fluss des Erinnerns zu gelangen, und damit sie nicht lange überlegen müssen, welche Situationen erwähnenswert sind und welche nicht. Bei der von mir gewählten Erzählaufforderung fehlt dieser konkrete zeitliche Anfangspunkt, was bei einigen Interviewten zu der Nachfrage führte, womit sie denn anfangen sollen.[54]

2) Auf die Erzählaufforderung folgt die autonom gestaltete Haupterzählung der interviewten Person, die nicht unterbrochen werden soll. Vielmehr gilt es hier – gemäß dem aktiven Zuhören –, der interviewten Person Interesse zu signalisieren und sie zum Weitersprechen zu motivieren. Das Ausbleiben von Interventionen durch den*die Interviewer*in führt im Idealfall dazu, dass sich das Gegenüber zunehmend unkontrolliert seinen*ihren Erinnerungen hingibt und so beginnt, einen »Erinnerungsrahmen zu kreieren, der ihm immer mehr Bestände aus dem Gedächtnis vorstellig werden läßt« (Loch/Rosenthal 2002: 229). Parallel zum aktiven Zuhören habe ich während

54 Aus diesem Grund und auch, weil eine Erzählung der gesamten Biografie ermöglicht, einzelne Aspekte in ihrer Genese und im Gesamtzusammenhang der Lebensgeschichte zu betrachten (vgl. Rosenthal 2015: 164), würde ich bei zukünftigen Interviews einen biografisch-narrativen Zugang wählen und zur Erzählung der gesamten Lebensgeschichte auffordern und die Geburt als zeitlichen Anfangspunkt setzen.

dieser Haupterzählung stichpunktartig Notizen als Gedächtnisstütze für die dritte Phase erstellt.

3) Wird diese selbst strukturierte Eingangserzählung durch die interviewte Person beendet, folgen erzähl*interne* Nachfragen, die sich inhaltlich an dem bisher Erzählten orientieren und weitere Erzählungen evozieren sollen. Meine Fragen in dieser Phase stellte ich etwa folgendermaßen: »Du hast einen Konflikt mit deiner Bezugsbetreuerin erwähnt, könntest du davon noch einmal genauer erzählen?« »Kannst du mir noch etwas mehr über die Zeit in deiner ersten Wohngruppe erzählen?« »Du hast davon berichtet, dass du in der Schule für deine Aktionen von Freunden sehr gefeiert wurdest, kannst du dazu ein Beispiel erzählen?« An dieser letzten Nachfrage wird an dem Begriff »gefeiert« außerdem deutlich, dass ich bei den Nachfragen versuchte, das Vokabular meiner Interviewpartner*innen aufzugreifen und beizubehalten.

4) Nach diesen erzählinternen Nachfragen folgen schließlich auch erzähl*externe* Fragen, die Themenbereiche ansprechen, die bisher nicht erwähnt wurden, aber ggf. für die Forschungsfrage wichtig sind oder sich stärker an dem sozialwissenschaftlichen Relevanzsystem orientieren. In dieser Phase habe ich Fragen vorbereitet, die nochmals stärker auf die bewusste Wahrnehmung der Jugendhilfe als System und auf (gesellschaftliche) Normen oder Ideale abzielten, wie z. B.: »Was bedeutet es für dich, in der Jugendhilfe zu sein?« »Was denkst du über Sozialarbeiter*innen?« »Was denkst du, wird von dir erwartet?« »Wenn du einen Wunsch frei hättest, was würdest du dir wünschen?« »Hast du ein Vorbild?« In dieser Phase habe ich also vor allem halboffene Fragen gestellt, die weniger erzählgenerierend gestellt waren.[55]

5) Den Gesprächsabschluss bilden schließlich Fragen, die den Interviewten nochmals ermöglichen, von bisher ausgesparten Situationen zu erzählen und das Interview konsensuell zu beenden: »Gibt es noch etwas, was du mir gerne erzählen möchtest?«

Während meiner Feldaufenthalte in den stationären Einrichtungen habe ich alle Jugendlichen, mit denen ich in Kontakt kam, individuell angespro-

55 Bei sehr ›erzählfreudigen‹ Jugendlichen, deren Haupterzählung bereits sehr lang und ausführlich war, ermöglichten diese weiteren Nachfragen nochmals Erzählungen zu generieren, die explizit auf meine Fragestellung fokussierten. Insbesondere jedoch bei den Jugendlichen, die nicht gut ins Erzählen gekommen waren, erwiesen sich diese Nachfragen als äußerst hilfreich, wenngleich hier diese Phase einen größeren Teil einnahm, sodass diese Interviews fast schon den Charakter eines offenen Leitfadeninterviews annahmen.

chen und gefragt, ob sie Lust haben, mit mir ein Interview zu führen. Zwar signalisierten alle Jugendlichen grundsätzlich Interesse daran, jedoch ließ sich nicht mit allen ein Interview realisieren. Ein Jugendlicher wollte sich beispielsweise nur gegen Bezahlung interviewen lassen, ein anderer Jugendlicher erschien mehrere Male nicht zum vereinbarten Interviewtermin und bei einigen gelang es schon nicht, einen festen Termin zu verabreden, weil wir uns immer nur kurz oder nur sehr selten sahen. In zwei Einrichtungen wurden zudem gegen Ende meiner Feldforschung drei Heranwachsende untergebracht, die zuvor aus Syrien geflüchtet und bis nach Deutschland migriert waren. Aufgrund der Sprachbarriere und der kurzen Kennenlernzeit kam es hier ebenfalls zu keinem Interview.

Ich habe schließlich mit insgesamt achtzehn Heranwachsenden zwischen 14 und 19 Jahren[56] jeweils ein Interview geführt. Davon waren dreizehn als Mädchen bzw. junge Frauen markiert und fünf als Jungen bzw. junge Männer. Insgesamt fünf der jungen Menschen waren »rassistisch belangbar« (Castro Varela/Mecheril 2016: 7), wovon drei auf ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit Bezug nahmen und eine Jugendliche explizit Rassismuserfahrungen thematisierte. Die übrigen fünfzehn Heranwachsenden lassen sich zu den Angehörigen der *weißen* deutschen »Dominanzkultur« (Rommelspacher 2006) zählen, was eine in ihrem Interview durch rassistische Äußerungen auch hervorhob. Sieben Jugendliche berichteten in unterschiedlichem Umfang von Psychiatrisierungs- und Medikalisierungserfahrungen, eine Jugendliche thematisierte explizit Behinderung.

Von den insgesamt achtzehn Interviews wurden, insbesondere aus zeitökonomischen Gründen, lediglich elf sequenziell ausgewertet und davon fünf Interviews tiefenhermeneutisch interpretiert.[57] Die restlichen Interviews wurden ergänzend hinzugezogen.

56 Zwei davon waren 14 Jahre alt; jeweils drei waren 15, 17 und 18; jeweils vier waren 16 und 17; zwei waren bereits 19 Jahre alt.

57 Mittlerweile liegen noch fünf weitere tiefenhermeneutische Interpretationen vor, die im Anschluss an diese Studie in verschiedenen Artikeln publiziert werden sollen. Zudem ist geplant, auch die übrigen, bisher noch nicht tiefenhermeneutisch interpretierten Interviews sowie weitere Beobachtungsprotokolle im *TiefenhermeneutikKollektiv Berlin* auszuwerten und daran anschließend Interpretationstexte zu verschiedenen Fragestellungen und Themen zu verfassen.

3.3 Auswertung

Gemäß dem interpretativen Paradigma und im Anschluss an rekonstruktive Verfahrensweisen (Kruse 2015; Mecheril 2003; Strauss 1998) habe ich zunächst ein materialübergreifendes Auswertungsverfahren entwickelt, in dem ich sequenziell und nach dem Prinzip der Kontextfreiheit bzw. des Befremdens vorgegangen bin. Entsprechend hermeneutischer Feinanalysen analysierte ich einzelne Textpassagen *line by line* und mit der heuristischen Leitfrage: »What the devil is going on?« (Geertz 1973: 27). Auf diese Weise begann ich herauszuarbeiten, wie Akteur*innen in ihren Erzählungen und Handlungsweisen Sinn sowie Bedeutungen produzieren und sich innerhalb ihres sozialen Kontextes über individuelle Bedürfnisse, soziale Erwartungen und Normen verständigen.

Diesem Verfahren stellte ich die Methode der Tiefenhermeneutik zur Seite, die mit dem symbolischen Interaktionismus zwar einige methodologische Grundannahmen teilt, sich aber vor allem auch hinsichtlich der methodologischen Stoßrichtung unterscheidet (vgl. König, H.-D. 2019a; 2019b). Denn während es beim symbolischen Interaktionismus darum geht, die Motive der Akteur*innen über die bewussten Handlungsgründe zu erschließen, geht es in der Tiefenhermeneutik »auch um das Entziffern unbewusster Motive, die sich hinter den sprachlich artikulierten Motiven verbergen« (König, H.-D. 2019a: 22). Es wird also von einer Doppelbödigkeit sozialen Handelns ausgegangen, wonach neben dem bewussten und konkret verbalisierten Sinn auch unbewusste Bedeutungsgehalte eine zentrale Rolle spielen und individuelle Handlungsweisen entschieden prägen. Dieses Unbewusste wird allerdings als *gesellschaftlich produziertes* verstanden, das somit gerade *kein individuelles* Phänomen darstellt, sondern eines, das alle betrifft, wenngleich es im Verlauf der Persönlichkeitsentwicklung individuell gebrochen wird.[58] Die der Tiefenhermeneutik zugrunde lie-

58 So erläutern König et al.: »Die Vorstellung einer frühkindlichen Charakter-Determinierung wird weitgehend vermieden und Sozialisation nicht als Prägungsprozess gedacht, dem das Kind passiv unterworfen wäre, sondern als interaktiver Prozess, in dem auch das Kind seine Bedürfnisse einbringt. Die symboltheoretische Betrachtung der Funktion ideologischer Diskurse und Ästhetiken als Sozialisationsmedien ermöglicht eine Perspektive nicht nur auf die frühkindlichen, sondern auch auf die adoleszenten und adulten Umschriften des psychischen Geschehens. Der Sozialcharakter wird durch die Möglichkeit immer erneuter Neuordnungen der symbolischen Interaktionsformen dynamisiert« (König et al. 2020: 99 f.). In diesem Sinne zeigen sich in Lorenzers historisch-materialistischer Sozialtheorie auch eindrückliche Parallelen zu Maihofers Sozialisa-

gende materialistische Sozialisationstheorie, »welche die Psychoanalyse mit der Diskursanalyse verbindet« (König et al. 2020: 99), schließt daher nicht nur hervorragend an meine gesellschaftstheoretische Rahmung an, sondern ermöglicht mir auch, zu untersuchen, wie die institutionellen und gesellschaftlichen Strukturen in den Subjekten – auf einer bewussten *und* unbewussten, auf einer diskursiven *und* präsentativ-symbolischen Ebene – räsonieren und individuell verhandelt werden.

Im Folgenden werde ich zunächst die Methodologie der Tiefenhermeneutik – im Kontext von Lorenzers historisch-materialistischer Sozialisationstheorie – umreißen, um dann das konkrete methodische Verfahren vorzustellen und zu zeigen, wie ich mit der Tiefenhermeneutik interpretiert habe.

3.3.1 Tiefenhermeneutik als Auswertungsmethode und Lorenzers historisch-materialistische Sozialisationstheorie als methodologische Grundlage

Die Tiefenhermeneutik als psychoanalytisch orientierte Interpretationsmethode geht auf Lorenzer zurück, der sich damit beschäftigte, wie die Einsichten der Psychoanalyse auf die Untersuchung von Kultur und Gesellschaft übertragen werden können. Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildet seine kritische Theorie des Subjekts, die auf Marx' 6. *Feuerbachthese* aufbaut, wonach das »menschliche Wesen [...] kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum« (MEW 3: 534), sondern »in seiner Wirklichkeit [...] das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse« (ebd.) ist (vgl. Lorenzer 1974: 7). Lorenzer versuchte in diesem Sinne, Freuds Konzepte der Psychoanalyse zu reformulieren und – in der Tradition der Kritischen Theorie – die Einsichten psychoanalytischer Entwicklungs- und Sprachtheorie in eine historisch-materialistische »Sozialisationstheorie« (ebd.) zu übersetzen bzw. zu einer »*kritischen Theorie des Subjekts*« (Lorenzer 1973: 14, Herv. i. O.) zu kom-

tionstheorie, die eine dekonstruktivistische und materialistische Perspektive verknüpft und auf dieser Grundlage ihr Konzept von Geschlecht als Existenzweise entwickelt (siehe Kap. 2; Maihofer 2013a; 2013b; 2015). Auch Maihofer weist dabei ganz klar die Vorstellung eines biologischen Schicksals sowie jeden Essenzialismus zurück. Sie entwickelt eine Sozialisationstheorie, in der sie unter anderem die Aktivität der Individuen bei diesem lebenslangen Prozess der Herausbildung einer geschlechtlichen Existenzweise betont (vgl. Maihofer 2015).

men.[59] Die Psychoanalyse lässt sich damit »als kritische Theorie der Subjektivität und damit als Gegenstück zur Marx'schen Kritik der politischen Ökonomie« (König, H.-D. 2019a: 14) begreifen.[60] Das war laut König einerseits erforderlich, um die Psychoanalyse für Wissenschaftler*innen anderer Disziplinen nachvollziehbar zu machen; andererseits vor allem, weil Freuds psychoanalytische Konzepte in der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts verhaftet seien und »daher psychologistische, biologistische und familialistische Vorurteile so selbstverständlich reproduzieren, wie sie die soziale und historische Vermitteltheit der psychischen Prozesse begrifflich nicht fassen« (ebd.: 14 f.). Damit aber die Anwendung der Psychoanalyse auf Kultur und Gesellschaft gerade nicht in die »Sackgasse der Psychologisierung und Pathologisierung sozialer Phänomene« (ebd.: 25) führt, verbietet sich nach Lorenzer eine »umstandslose Theorieübernahme ohnehin« (Lorenzer 1986: 17). Lorenzer entwickelt somit die Tiefenhermeneutik als Kulturanalyse, in der er die psychoanalytische *Methode* – das heißt also die klinische Praxis – auf die Analyse kultureller und sozialer Phänomene überträgt und sie so modifiziert, »dass sie der Eigenlogik kultureller und sozialer Sinnzusammenhänge gerecht« (König, H.-D. 2019a: 15) werden kann. Dafür ist es zentral, dass man mit einer szenischen Interpretation des jewei-

---

59 Lorenzer nimmt dafür zwei Ebenen besonders in den Blick. Zum einen reformuliert er die psychoanalytische Triebtheorie und begreift die Vorstellung von leiblichen Trieben interaktionstheoretisch als intrapsychische Niederschläge von frühkindlichen Interaktionen, die den Leib prägen und zu ihrer Wiederholung drängen (vgl. zusammenfassend: König et al. 2020: 91 ff.). Zum anderen interessiert ihn die Ebene der Ideologie, »deren affektive und unbewusste Verankerung im Subjekt er vor dem Hintergrund seiner Symboltheorie neu konzipiert« (ebd.: 90). Sowohl ideologische Diskurse als auch präsentative Symboliken sowie nichtsprachliche Bedeutungsträger schreiben sich somit in das Denken, Handeln und Fühlen von Individuen ein. Sie sind damit an der Produktion von Subjekten bzw. der Herstellung von Persönlichkeitsstrukturen wesentlich beteiligt (vgl. ebd.: 94 ff.; König, H.-D. 2019a: 21 ff.).

60 Dies fassen König et al. wie folgt zusammen: »Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie untersucht dagegen, wie die Subjekte durch die ökonomischen und sozialen Widersprüche der gegenwärtigen kapitalistischen Produktionsweise beschädigt werden. So sehr es sich von selbst versteht, dass der Erwachsene durch den im Arbeitsleben stattfindenden Sozialisationsprozess beschädigt wird, [...] so unübersehbar ist es zugleich, dass die Familie eine primäre Sozialisationsagentur bildet, welche die individuelle Struktur derart formt und zugleich das bereits Geformte beschädigt, so dass die Einzelnen lernen, sich anzupassen und gut zu funktionieren. Die familiale Sozialisation lässt sich daher als ein ›Produktionsprozess‹ begreifen, in dem mit einer bestimmten Triebstruktur, mit einer spezifischen Organisation des Ichs und des Über-Ichs die beschädigten subjektiven Strukturen hergestellt werden, die für das Funktionieren des sozialen und ökonomischen Systems erforderlich sind« (König et al. 2020: 37).

ligen Forschungsgegenstands beginnt und erst dann, wenn diese szenische Interpretation abgeschlossen ist, auf die Konzepte der Psychoanalyse und der kritischen Gesellschaftstheorie zurückgreift, um die Ergebnisse theoretisch zu fassen (vgl. ebd.).

3.3.2 Szenisches Verstehen

Es geht bei der Tiefenhermeneutik also nicht darum, die psychoanalytischen Begriffe der klinischen Arbeit auf kulturelle und soziale Phänomene umstandslos zu übertragen. Vielmehr ist der psychoanalytische Verstehensvorgang – also das, was Psychoanalytiker*innen in der therapeutischen Praxis machen – das, was das zentrale Element der tiefenhermeneutischen Interpretationstechnik bildet. Lorenzer unterscheidet dieses psychoanalytische Verstehen in drei Vorgänge – das logische, psychologische und szenische Verstehen –, die sich allerdings nur theoretisch trennen lassen (vgl. Lorenzer 1971: 104–109): Das *logische Verstehen* richtet sich auf die Bedeutung der Sätze, die man sich auf Basis der gemeinsamen Sprache erschließt. Dabei wird versucht, die sprachsymbolischen Interaktionsformen kognitiv zu erfassen und die geschilderten Bedeutungszusammenhänge logisch zu erschließen. Das *psychologische Verstehen* richtet sich auf das Erleben bzw. auf die in Gestik, Mimik, Tonfall und Körperhaltung zum Ausdruck gebrachten Affekte. Es geht damit um die Art, in der die sprachlichen Mitteilungen gemacht werden – traurig, fröhlich, überschwänglich, ärgerlich, laut, leise usw. –, und darum, die Affektlage zu erschließen, die sich in der konkreten Gestik, Stimmung usw. ausdrückt. Während das logische wie auch das psychologische Verstehen in jeder Alltagskommunikation stattfindet, geht das *szenische Verstehen* als dritter Verstehmodus darüber hinaus, indem es darauf zielt, das Verdrängte zu erfassen bzw. die unbewussten Erlebnisfiguren zu enträtseln, die beispielsweise den Symptomen der Patient*innen auf der Couch zugrunde liegen. Dieses Unbewusste, das sich außerhalb von Sprache und symbolischen Präsentationen befindet, erschließt sich dadurch, dass die Analytiker*in die Mitteilungen der Analysand*in – das heißt ihre Worte (logisches Verstehen) und ihre Stimmungslage (psychologisches Verstehen) – mit gleichschwebender Aufmerksamkeit auf das eigene Erleben wirken lässt und beobachtet, mit welchen Affekten, Gedanken und Assoziationen sie selbst auf diese Mitteilungen reagiert (vgl. ebd.; König, H.-D. 2019a: 18; König et al. 2020: 64). Das szenische Verstehen basiert also auf

dem psychoanalytischen Prinzip der Übertragung und Gegenübertragung: Mit Übertragung ist gemeint, dass die Patient*in im Zuge des Erzählens unbewusste Wünsche, Ängste und Fantasien in der Beziehung mit der Analytiker*in reinszeniert. Der Begriff der Gegenübertragung beschreibt, dass die Analytiker*in unmittelbar auf die Übertragungen der Patient*in reagiert (vgl. König, H.-D. 2019b: 67; Haubl/Lohl 2017: 564).

»Szenisches Verstehen heißt also, dass die symbolische Interaktion der Patient_in mit der Analytiker_in einen unbewussten Anteil hat, der fassbar ist, weil sie nicht nur redet, sondern im Zuge der Übertragung unbewusste Wünsche, Ängste und Phantasien auf die Analytiker_in richtet. Szenisches Verstehen heißt also, die von der Patient_in erzählten Alltagsszenen, Kindheitsszenen und Traumszenen auf das eigene Erleben wirken zu lassen, um auf diese Weise die Doppelbödigkeit des Interagierens zu verstehen, die zwischen Patient_in und Analytiker_in Gestalt annimmt.« (König, H.-D. 2019a: 18)

Das szenische Verstehen unterscheidet sich also von anderen Deutungsverfahren. Es wendet sich den unbewussten und sozial verworfenen Anteilen zu, die sich durch die Übertragung unbewältigter Affekte szenisch entfalten (vgl. König et al. 2020: 18).

Nachdem Lorenzer die Methode von klinisch arbeitenden Psychoanalytiker*innen auf den Begriff gebracht hat, ging es ihm um die Frage, wie man den szenischen Verstehzugang sozialwissenschaftlich anwenden und auf die Untersuchung von Kulturprodukten übertragen kann; also ob sich damit »die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit – sozial verpönte Wünsche und Bedürfnisse, un(v)erträgliche Vorstellungen und konflikthafte Phantasien – empirisch erforschen und erkennen [lässt]« (König et al. 2020: 105). So entwickelte er im Anschluss an Freuds kulturtheoretische Schriften und dessen psychoanalytische Auseinandersetzung mit Kulturprodukten und somit auch in der Tradition der Kritischen Theorie und insbesondere mit den Überlegungen zur Kulturindustrie von Horkheimer und Adorno seinen Ansatz der tiefenhermeneutischen Kulturanalyse (vgl. ebd.: 107). Wie bereits erwähnt, interessiert ihn dabei nicht das individuelle Unbewusste, sondern »der überindividuell-kollektive Darstellungswert« (Lorenzer 1986: 65) der analysierten Phänomene:

»Ist die Stummheit des Patienten zuallererst ein privates Übersoll an Unterwerfung unter die kulturellen Zumutungen, so kreist die verhüllte Rede der Literatur um jene Unerträglichkeiten, die von den versteinerten Verhältnissen allen auferlegt werden. Auch wenn der Konflikt sich in den Erzählungen und Dramen zu Einzelschicksalen konkretisiert […], ist das – unbewußte – Ziel der Darstellung doch die kollektive Debatte.« (ebd.: 64 f.)

Im Anschluss an Freuds Bezugnahme auf *König Ödipus* und *Hamlet* bei seiner Entdeckung des Ödipuskomplexes beschreibt Lorenzer, dass auch in kulturellen Produkten neben einem offenkundig-manifesten Sinn noch eine weitere, eigenständige Sinnebene verborgen liegt, deren Wirkung sich in dem Text-Leser*innen-Verhältnis entfaltet[61] (vgl. ebd.: 21 f.). Vergleichbar also mit der klinischen Psychoanalyse, in der sich im Verhältnis von Analytiker*in und Patient*in Übertragungen und Gegenübertragungen entwickeln, können auch sämtlich Kulturprodukte (wie z. B. literarische Texte, Malerei, Skulpturen, Filme, Fotos, Situationsbeschreibungen, Interviews usw.) in ihren Rezipient*innen unbewusste Dynamiken ansprechen und auf diese Weise einen Konflikt zwischen unbewussten Wünschen und verinnerlichten Normen offenlegen.

»Das Unbewusste ist das Verbotene. Es sind Wünsche, die der allgemeine Konsens verpönte; sie widersprechen den Normen und Werten der Kultur. Vor allem widersprechen sie denjenigen Normen und Werten, die das Individuum sich aufzwängen ließ.« (ebd.: 27)

Während in der psychoanalytischen Therapie die individuelle Entwicklung dieses Konflikts im Mittelpunkt stehe, interessiere kulturanalytisch hingegen sein historischer und kultureller Kontext sowie die gesellschaftliche Funktion dieses Konflikts (vgl. König et al. 2020: 116). In diesem Sinne weisen auch König et al. darauf hin, dass man nicht deutlich genug sagen könne, dass Lorenzer »mit der tiefenhermeneutischen Kulturanalyse eben nicht das individuell Unbewusste, sondern die *gesellschaftliche Produktion* von Unbewusstheit fokussiert, die alle Individuen betrifft, wenn auch in unterschiedlichen subjektiven Brechungen« (ebd.: 113 f.).[62]

---

61 Lorenzer zeigt am Beispiel von Freuds Entdeckung und Benennung des Ödipuskomplexes, dass an dessen Namensgebung »nicht nur die spontane Verknüpfung seelischer Erfahrung mit einer literarischen Figur« (Lorenzer 1986: 20) bemerkenswert sei, »sondern auch die wie selbstverständlich unterstellte Gleichsetzung von unbewußtem Erlebnis und literarischer Wirkung« (ebd.). Neben dem *König Ödipus* diskutiert Freud auch Shakespeares *Hamlet*, in dem sich eine psychische Dynamik entfaltet, welche die Leser*innen selbst in ihrer Kindheit erlebt und verdrängt haben (die Mutter heiraten wollen), wodurch das Drama seine schaudernde Wirkung entfalte: »jeder Hörer war einmal […] ein solcher Ödipus und vor der hier in die Realität gezogenen Traumerfüllung schaudert jeder zurück« (Freud 1897: 286; vgl. Lorenzer 1986: 27). Wenngleich König et al. zufolge Lorenzer diese »eindimensionale Gleichsetzung des ödipalen Dramas in der Literatur (›außen‹) und der Aktualisierung von verdrängten ödipalen Konflikten der Leser_innen (›innen‹) nicht [teilt]« (König et al. 2020: 108), so zeige sich darin doch die grundsätzliche Idee eines Zusammenspiels von literarischem Text und dem Unbewussten der Leser*innen.

62 Lorenzer bezeichnet das Unbewußte, das im literarischen Werk zur Debatte steht, auch als »kollektives Unbewußtes« (Lorenzer 1986: 28), aber »freilich nicht im Jungschen Sinne: Es besteht aus

3.3.3 Manifester und latenter Sinn

Es hat sich bereits mehrfach abgezeichnet: In der Tiefenhermeneutik werden Texte immer auf zwei unterschiedlichen Ebenen in den Blick genommen. Neben einer manifesten, von dem*der Autor*in *bewusst* intendierten Textbedeutung gibt es noch eine weitere, eigenständige, verborgen-verbotene Sinnebene, die »vom gesellschaftlichen Konsens ausgeschlossene Lebensentwürfe« (Lorenzer 1986: 27) repräsentiert, denen die Akteur*innen *unbewusst*[63] Ausdruck verleihen. Diese latente Ebene ist darauf zurückzu-

---

Praxisfiguren, die danach verlangen, ins Bewußtsein aufgenommen zu werden« (ebd.). Damit vergleichbar ist das ethnopsychoanalytische Konzept des »gesellschaftlich Unbewussten«. Mario Erdheim entwickelt dieses, um zu verdeutlichen und analysierbar zu machen, »dass es zwischen dem individuellen Unbewussten und den gesellschaftlichen Verhältnissen Bezüge gibt« (Erdheim 2013: 1028). Erdheim geht explizit nicht von einer gesellschaftlichen Homogenität aus, welche die Wahrnehmung der Verhältnisse in komplexen Gesellschaften verzerren und zu Fehlschlüssen führen würde. Vielmehr sei davon auszugehen, dass das, was unbewusst gemacht werde, je nach sozialem Ort ganz verschieden sei (vgl. ebd.). So expliziert Erdheim seinen Begriff wie folgt: »Zum Gebrauch von ›gesellschaftlich Unbewussten‹ im Unterschied zum ›gesellschaftlichen Unbewussten‹: Ersteres bedeutet, dass das Unbewusste ein individuelles Phänomen ist, das mehreren Individuen gemeinsam ist; Letzteres bedeutet, dass das Unbewusste ein gesellschaftliches Phänomen ist, wobei angenommen wird, dass die Gesellschaft über ein Unbewusstes verfügt (etwa im Sinne eines kollektiven Unbewussten). Eine weitere Nuance: Das gesellschaftlich Unbewusste ist ein (immer individuelles) Unbewusstes, das gesellschaftlich produziert wird, nämlich mit Hilfe von Institutionen, während das gesellschaftliche Unbewusste quasi eine überindividuelle Substanz postuliert, die aber nirgends lokalisiert werden kann« (ebd.: 1026), sowie: »Der Begriff des kulturellen Unbewussten schien mir vor allem deshalb problematisch, weil nicht klar ist, wer bzw. was als Träger dieses Unbewussten bezeichnet werden könnte. Beim gesellschaftlich Unbewussten ist es klar: es sind die Individuen. Ein kollektives Unbewusstes braucht nicht angenommen zu werden« (ebd.: 1028).

63 Freud unterscheidet in seinem ersten topischen Modell in drei unterschiedliche Qualitäten der Bewusstheit: *bewusst*, *vorbewusst* und *unbewusst*. Während sich der Terminus *bewusst* auf die »unmittelbarste und sicherste Wahrnehmung« (Freud 1923: 283) bezieht, werden mit dem Begriff *vorbewusst* jene ›unbewussten‹ Vorgänge gefasst, die nur latent sind und sich verhältnismäßig leicht bewusst machen lassen. Der Terminus des *Unbewussten* wird somit für das »dynamisch unbewusste Verdrängte« (ebd.: 284) reserviert, das sich – wenn überhaupt – nur unter erheblichem Aufwand in Bewusstes umwandeln lässt. Freud zufolge sind die meisten bewussten Vorgänge nur kurze Zeit bewusst, sondern werden sehr schnell latent gemacht, können aber auch leicht wieder bewusst werden. Andere Inhalte und Vorgänge sind derart verdrängt, dass sie unbewusst bleiben oder nicht ohne Weiteres bewusstseinsfähig sind. Eine solche Unterteilung machen Lorenzer oder König jedoch nicht. In der tiefenhermeneutischen Kulturanalyse wird lediglich von dem Unbewussten gesprochen bzw. in manifest und latent unterschieden, wobei das Latente einen Zugang zum Unbewussten eröffnen soll. Mit einer differenzierteren Begriffsauseinandersetzung, welche die Unterschiede zwischen latent und unbewusst herausarbeitet, beschäftigt sich Kauf-

führen, dass sich das Individuum im Laufe seiner Sozialisation gesellschaftlichen Normen, Werten und Verhaltensvorschriften unterwirft, wodurch sämtliche Triebregungen und Wünsche, die diesen herrschenden Normen und Moralvorstellungen zuwiderlaufen, verdrängt, das heißt auf eine latente Ebene verbannt, werden. Die verdrängten Triebansprüche sind damit aber keineswegs verschwunden. Vielmehr sind sie aktiviert, auch wenn wir nichts von ihnen wissen (vgl. Freud 1933: 508); sie setzen sich »hinter dem Rücken des Bewusstseins« (König, H.-D. 2019a: 26) unbemerkt durch, was Freud beispielsweise an den Fehlleistungen zeigt.[64] Unbewusste Triebregungen können sich somit beispielsweise in neurotischen Reaktionen oder Impulsdurchbrüchen zeigen oder sich »auf einer präsentativen Symbolebene unterhalb der Ordnung von Sprache einen Ausdruck verschaffen« (ebd.). In diesem Sinne versteht die Tiefenhermeneutik den Text immer als doppeldeutig bzw. in seiner Doppelbödigkeit: »Unterhalb der manifesten Bedeutung muß im Text ein anderer, konkurrierender ›Sinn‹ enthalten sein – vergleichbar der verborgenen Figur eines Vexierbildes« (Lorenzer 1986: 32). Dabei ist aber neben der Gegensätzlichkeit vor allem die *Eigensinnigkeit* des Latenten entscheidend, denn bei dem latenten Sinn des Textes handelt es sich keineswegs um den »›Tiefsinn‹ des manifesten« (ebd.).

Entgegen einer Vorstellung von manifest und latent als hierarchischem Verhältnis, in welcher das Latente als die eigentliche, dahinterliegende Wahrheit vorgestellt wird und das Manifeste nur eine vorgeschobene Maske sei, gilt es, an dieser Stelle zu betonen, dass in der Tiefenhermeneutik die Unterscheidung in manifest und latent jedoch gerade *keine* Hierarchie beschreibt, bei der es nur darum geht, zu den latenten Anteilen vorzudringen, während der manifeste und von dem*der Autor*in intendierte Sinn bedeutungslos wird, sobald dieses Ziel erreicht ist. Im Gegenteil geht es um die

hold in seiner*ihrer Studie mit dem vorläufigen Titel *Der ›Nationalsozialistische Untergrund‹: Eine tiefenhermeneutische Untersuchung psychosozialer Dynamiken in der Dominanzgesellschaft* (vgl. Kaufhold [in Vorb.]).

64 Wenn sich eine Person etwa verspricht, dann hatte sie eine bestimmte Redeabsicht, die sich jedoch nicht vollständig durchgesetzt hat, sondern gestört wurde. Anhand der vorgefallenen Störung lässt sich erkennen, dass es neben der bewussten Intention noch eine *latente* – also eine *unbewusste* Absicht des*der Redner*in – gibt, die sich deuten lässt. So lenkt uns das Verdrängte weiterhin unbemerkt in Richtungen, in die wir auf der Ebene des Bewusstseins nicht unbedingt wollen, oder verhindert immer wieder, dass sich unsere bewussten Absichten und unsere Ich-Ideale vollständig durchsetzen lassen (vgl. Freud 1933: 508).

»Anerkennung einer *eigenständigen Sinnebene* unterhalb der bedeutungsgenerierenden Sinnebene sprachlicher Symbolik. Während der manifeste Textsinn sich in der Ebene der sozial anerkannten Bewußtseinsfiguren bewegt, drängt im latenten Textsinn eine sprachlos-wirksame Sinnebene, die Ebene unbewußter Interaktionsformen, zum Bewußtsein. […] Doch zugleich bleibt der manifeste Sinn wichtig – als Gegenspieler vom verborgen-verbotenen.« (Lorenzer 1986: 29, Herv. i. O.)

Folglich bewegt sich nach Lorenzer (ebd.) und nach König (H.-D. 2019a; 2019b) der Gegenstand der Tiefenhermeneutik gerade *im Spannungsfeld* von manifestem und latentem Sinn. Es geht um die »Doppelbödigkeit« (König, H.-D. 2019a: 31), die sich zwischen manifest und latent entfaltet.

»Der Text lebt von der Doppeldeutigkeit des Textsinnes. Manifest-latent, das sind die beiden nicht voneinander abtrennbaren Seiten eines Symbolzusammenhangs. Der Textsinn ist dieser Zusammenhang, und zwar deshalb, weil der Text den Charakter eines sinnlich-unmittelbaren Symbols hat.« (Lorenzer 1986: 57)

Im Vordergrund dieser analytischen Unterscheidung steht also die Gleichzeitigkeit symbolischer Sinngehalte. Wenngleich diese Begrifflichkeiten von manifest und latent für die tiefenhermeneutische Methode also sehr wichtig und charakteristisch sind, werden sie in den Interpretationen der vorliegenden Studie nicht derart zentral Verwendung finden, wie es in der Tiefenhermeneutik sonst üblich ist. Grund dafür ist, dass dieses Forschungsprojekt in einem Wissenschaftskontext entstanden ist, in dem kaum tiefenhermeneutisch gearbeitet wurde, weshalb diese Begrifflichkeiten in meinen Texten immer wieder für Irritationen sorgten, da sie als in einem hierarchischen Verhältnis stehend missverstanden wurden.[65] Um zu verhindern, dass es bei zukünftigen tiefenhermeneutikfernen Leser*innen erneut zu diesem Missverständnis kommt, werde ich diese Begrifflichkeiten nicht so prominent setzen, wie es andere, der Tiefenhermeneutik nahestehende Leser*innen viel-

65 Dieses Missverständnis ist vermutlich bereits in den Begrifflichkeiten von manifest und latent selbst angelegt, weshalb es lohnenswert sein könnte, nach anderen Bezeichnungen zu suchen, die weniger aufgeladen sind. Beispielsweise könnte sich in der Analogie zu einem Bild anbieten, von ›vordergründig‹ und ›hintergründig‹ zu sprechen – in dem Sinne, dass ein Teil des Bildes sofort ins Auge fällt, ein anderer hingegen erst bei näherer Betrachtung sichtbar wird, jedoch beide Teil des Gesamtbildes sind. Doch auch Begriffe wie vordergründig, offensichtlich oder oberflächlich legen nahe, dass der *wahre* Gehalt woanders zu finden sei. In diesem Sinne habe ich dafür bislang noch keine Lösung gefunden. Das Modell des Vexierbildes von Lorenzer (1986: 32) könnte ein guter Anhaltspunkt sein, um diesbezüglich weiterzusuchen, da hierbei die *Gleichwertigkeit* der beiden Ebenen deutlich wird und die Frage, welche Ebene zuerst gesehen wird, subjektiv unterschiedlich ist und auch wechseln kann.

leicht gewohnt sind, sondern auf die Doppelbödigkeit der Texte bzw. auf das Spannungsverhältnis verschiedener Sinnebenen auch auf andere Weise abheben, indem ich etwa »einerseits« und »andererseits« schreibe.

In diesem Zusammenhang möchte ich nochmals auf das Problem der »objektivierenden Einschreibungen« (Mecheril 1999: 253) eingehen, wonach es ein problematisches Vorhaben ist, wenn die Sozialwissenschaft versucht, nach »wahrhaften Stimmen« oder einer dahinterliegenden Wahrheit zu suchen (siehe Kap. 3.1). Wenngleich die Tiefenhermeneutik versucht, das Unbewusste zu verstehen und an den latenten Gehalt zu gelangen, verstehe ich diese Methode keineswegs als widersprüchlich zu dieser Kritik an objektivierenden Einschreibungen. Zwar wird sie als psychoanalytisch inspiriertes Verfahren oftmals vorschnell als psychologisierende und pathologisierende Methode fehlgedeutet, jedoch richtet sich die Tiefenhermeneutik selbst gerade *nicht* auf ein individualpsychologisches Bezugsfeld, wie es Gegenstand der psychoanalytischen Praxis ist, sondern versucht an den überindividuellen Gehalt zu gelangen. Die Tiefenhermeneutik schließt somit an Adornos Verständnis einer kritischen Sozialforschung an, welche »die lebendige Erfahrung der Sache durch eine deutende Spurensicherung dechiffriert, die über exemplarische Einzelfallrekonstruktionen im Besonderen das Gesellschaftlich-Allgemeine erfasst« (König, H.-D. 2019a: 16, im Anschluss an Adorno 1969c). In diesem Sinne zielt die Tiefenhermeneutik gerade nicht darauf, herauszufinden, wie Subjekte *wirklich* sind oder ein authentisches Bild von ihnen zu zeichnen. Es geht vielmehr um »die vom gesellschaftlichen Konsens ausgeschlossenen Lebensentwürfe« (Lorenzer 1986: 27) und darum, das gesellschaftlich Unbewusste sichtbar zu machen.

3.3.4 Das tiefenhermeneutische Vorgehen

Um zu der doppelbödigen Bedeutung zu gelangen, wird in der Tiefenhermeneutik nach der *Wirkung* gefragt, die der Text (oder das Bild, der Film usw.[66]) in den Leser*innen entfaltet. Es geht also nicht nur um die Inhalte und die Frage, was im Text steht, sondern auch darum, was der Text mit seinen Leser*innen macht. König hat für die tiefenhermeneutische Auswertung eine

66 Da ich lediglich geschriebene Texte (transkribierte Interviews und Beobachtungsprotokolle) tiefenhermeneutisch interpretiert habe, spreche ich im Folgenden ausschließlich von Texten, obwohl sich König und Lorenzer auf die Analyse sämtlicher Kulturprodukte beziehen.

ganze Reihe von Regeln festgehalten (vgl. König, H.-D. 2020: 29 ff.), auf die ich im Folgenden punktuell eingehen werde, während ich zugleich das konkrete Vorgehen in meinen Interpretationsgruppen beschreibe.

Nicht nur, weil die eigene Perspektive immer auch blinde Flecken aufweist und man verschiedene Lesarten und Thematisierungsmöglichkeiten am besten in der Gruppe zusammentragen kann (vgl. Breidenstein et al. 2013: 156), ist in der Tiefenhermeneutik die Interpretation in einer Forschungsgruppe zentral. Insbesondere geht es darum, die Gruppe zu nutzen, um über die sich dort entfaltenden Affekte und Dynamiken etwas über den latenten Sinn des interpretierten Gegenstandes herauszufinden. Die Gruppe soll also verborgene Anteile des Textes spiegeln. Diese Arbeitsweise in tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppen wird häufig mit der Arbeit in Balint-Gruppen[67] verglichen, wie sie in der Weiterbildung und Ausbildung von Ärzt*innen, Psycholog*innen, Lehrer*innen usw. eingesetzt wird (vgl. Lorenzer 1986: 87; König, H.-D. 2019a: 31 f.). Nachdem beispielsweise eine Ärztin den Fall einer Patientin vorgestellt hat, wird die Balint-Gruppe aufgefordert, Assoziationen zu dem Fall zu sammeln und frei zu diskutieren. Auf diese Weise treten bei den Gruppenmitgliedern Gefühle auf oder es entstehen Konflikte, die etwas über die unbewussten Dynamiken der behandelten Patient*innen aussagen. Man spricht dabei auch von einem »Prisma-Effekt« (König, H.-D. 2019a: 32), durch den die Bedeutungsvielfalt des Falls oder des Textes in einander widerstreitende und miteinander konkurrierende Verstehenszugänge zerlegt wird. Darauf zielt auch das Vorgehen in der tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppe. Grundlegend für die tiefenhermeneutische Interpretationsarbeit ist zunächst, dass man den Text »so voraussetzungslos wie möglich aus sich selbst heraus zu verstehen sucht« (ebd.: 30). Das heißt, wissenschaftliche Theorien und Erklärungsmodelle werden vorerst zurückgestellt und der Text stattdessen vor dem Hintergrund eigener lebenspraktischer Erfahrungen gedeutet. Dazu kommt, dass sich die Gruppe auf den Text affektiv einlassen muss wie etwa Theaterbesucher*innen, die ein Stück auf ihr eigenes Erleben wirken lassen und auf diese Weise emotional daran teilhaben. Die Interpret*innen vermeiden somit, sich irgendetwas besonders merken zu wollen oder auf

67 Diese Methode wurde nach dem Psychoanalytiker Michael Balint benannt. Es handelt sich dabei um Arbeitsgruppen, bei denen sich beispielsweise Ärzt*innen unter psychotherapeutischer Leitung regelmäßig treffen, um einzelne Fälle von Patient*innen zu besprechen und Möglichkeiten für eine bessere Behandlung zu finden (vgl. Luban-Plozza/Dickhaut 1984).

etwas Bestimmtes zu achten, sondern nehmen stattdessen eine Haltung »gleichschwebender Aufmerksamkeit« (ebd.) ein, wie es schon Freud für Psychoanalytiker*innen in ihrer Behandlungspraxis empfahl (vgl. Freud 1912: 171).[68] Zugleich übernehmen sie aber auch die – bei Freud den Analysand*innen zukommende – Aufgabe der »freien Assoziation« und lassen sich bei der Interpretation von ihren spontanen Gedanken und Einfällen lenken, die sie, möglichst ohne eine Vorauswahl oder Sortierung zu treffen, aussprechen.

Um in der Gruppe zu den verborgenen, latenten Sinngehalten zu gelangen, führt der Weg also zunächst über Assoziationen, Affekte und Irritationen, die sich bei der Arbeit mit dem Material einstellen. Irritationen können dabei zum einen durch im Text »zutage tretende Ungereimtheiten und Widersprüche« (König, H.-D. 2019b: 28) auftreten. Zum anderen kann aber auch die Art und Weise, wie andere Interpretationsteilnehmer*innen mit dem Material umgehen oder dieses erleben, irritieren (vgl. Haubl/Lohl 2017: 564). In Bezug auf die verschiedenen Einfälle, Reaktionen und Assoziationen zum Text lässt sich im Anschluss an Freud davon ausgehen, dass jedes dieser Elemente »*mehrfach* determiniert« (Freud 1900: 286, Herv. i. O.) ist. Das heißt, unabhängig davon, wie unauffällig oder nebensächlich im Text auftretende Widersprüche oder Inkonsistenzen wirken: »[A]lle diese Elemente bilden szenische Bestandteile einer doppelbödigen Interaktionsstruktur, die aufgrund der Verbindung von Manifestem und Latentem auf mehrfache Weise bedeutsam sind« (König, H.-D. 2019a: 33). Wenngleich die Suche nach dem latenten Sinn zunächst vom eigenen Erleben und den sich daraus ergebenen Affekten ausgeht, eröffnet sich der Zugang zum Latenten »auf der Grundlage der Fülle der divergierenden Assoziationen und Verstehenszugänge, welche die Gruppenmitglieder zum Text entwickeln« (ebd.: 29).

So beginnt die tiefenhermeneutische Textinterpretation in der Gruppe mit einem »Blitzlicht« (König, H.-D. 2019b: 29), in dem alle Gruppenmitglie-

---

68 So Freud in seinen *Ratschlägen für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung*: »Der Erfolg leidet in solchen Fällen, die man von vorneherein der wissenschaftlichen Verwertung bestimmt und nach deren Bedürfnissen behandelt; dagegen gelingen jene Fälle am besten, bei denen man wie absichtslos verfährt, sich von jeder Wendung überraschen läßt, und denen man immer wieder unbefangen und voraussetzungslos entgegentritt. Das richtige Verhalten für den Analytiker wird darin bestehen, sich aus der einen psychischen Einstellung nach Bedarf in die andere zu schwingen, nicht zu spekulieren und zu grübeln, solange er analysiert und erst dann das gewonnene Material der synthetischen Denkarbeit zu unterziehen, nachdem die Analyse abgeschlossen ist« (Freud 1912: 174).

der spontan erzählen, wie sie den Text erlebt haben und was sie angesprochen und irritiert hat. Danach beginnen die Interpret*innen aufeinander zu reagieren. Da es um persönliches Erleben geht und verschiedene Lesarten miteinander konkurrieren, stellt sich der oben genannte »Prisma-Effekt« (König, H.-D. 2019a: 32) ein. Durch die verschiedenen Verstehenszugänge entwickeln sich spezifische Dynamiken, z. B. Konflikte, auffällige Harmonien, affektgeladene oder affektarme Diskussionen oder Bündnisse, »die sich als zwischen den Interpret_innen Gestalt annehmende Szenen begreifen lassen, die Rückschlüsse auf die szenische Struktur der doppelbödigen Lebenspraxis erlauben, die sich im Text objektiviert« (ebd.). Das heißt also, dass durch die sich entfaltende Gruppendynamik in der Interpretationsgruppe den unbewussten Prozessen, die z. B. in einem Interview nicht versprachlicht werden können, Ausdruck verliehen wird und sich auf diese Weise ein Zugang zum latenten Sinngehalt des Textes eröffnet.

Nach König entfaltet sich somit das szenische Interpretieren in der Spannung von drei Interaktionsebenen:

> »Das szenische Gefüge des Textes (I) wird über die Wirkung auf die Interpret_innen erschlossen. Das emotionale Reagieren bedeutet eine szenische Teilhabe der Interpretierenden (II) an der im Text inszenierten Bilderwelt, deren latenter Sinn sich über die Szenen erschließt, welche in der Gruppe aufgrund der Kontroverse über verschiedene Lesarten Gestalt annehmen (III).« (ebd.: 34)

Doch obwohl das szenische Verstehen darauf basiert, dass man versucht, den Text möglichst voraussetzungslos vor dem Hintergrund eigener lebenspraktischer Erfahrungen zu verstehen, bedarf es zugleich eines gewissen Vorverständnisses. So weist König darauf hin, dass es neben der sensiblen Offenheit gegenüber dem Text und dem eigenen Erleben auch einer flexiblen Bereitschaft bedarf, »Vorurteile zu korrigieren und Ressentiments zu reflektieren (die sich im Verlaufe des Verstehensprozesses aufgrund neurotischer und ideologischer Verblendungen einschleichen)« (ebd.: 35). Das bedeutet, dass die eigenen Vorannahmen durch die lebendige Aneignung des sozialwissenschaftlichen Theoriewissens – etwa im Anschluss an die Einsichten der Psychoanalyse oder der kritischen Gesellschaftstheorie – aufgeklärt sein müssen (vgl. ebd.).[69]

---

69 In diesem Sinne kann es natürlich auch ›bessere‹ und ›schlechtere‹ Gruppeninterpretationen geben, was neben der eigenen Erfahrung auch davon abhängt, wie erfahren, geübt und reflektiert die Interpretationsgruppe ist und wie gut sie sich affektiv auf das Material einlassen kann.

In den von mir genutzten Interpretationsgruppen (siehe Kap. 3.3.6) arbeiteten wir im Anschluss an Hans-Dieter König und dessen Lesart von Lorenzer und gingen dabei folgendermaßen vor:

Die Interpret*innen lasen das Material – ein transkribiertes Interview oder Beobachtungsprotokoll – vorab mit gleichschwebender Aufmerksamkeit. Für die Interpretationssitzungen wurden genau zwei Stunden Zeit eingeplant und die gesamte Sitzung wurde als Audioaufnahme aufgezeichnet. Es wurde immer mit einem Blitzlicht gestartet, bei dem alle spontan ihre ersten Eindrücke zum Text mitteilten. Daraufhin begannen die Interpret*innen aufeinander zu reagieren, wobei sich meist Diskussionen entwickelten, in denen sich bereits bestimmte Dynamiken szenisch entfalteten. Schließlich wandten sich die Interpret*innen einer Textpassage zu, die aufgrund von Assoziationen und Irritationen die Aufmerksamkeit der Gruppe auf sich gezogen hatte, wobei die Wahl der Passage meist nicht eindeutig ausfiel und z. T. kontrovers ausgehandelt wurde. Nachdem die Passage mit verteilten Rollen laut vorgelesen wurde, ließen sich die Gruppenmitglieder auch in der Auslegung dieser Szene weiter von Irritationen leiten, um auf diese Weise zu der verborgenen Sinnebene jenseits des manifesten Sinns zu gelangen (vgl. ebd.: 31). Gegebenenfalls wurden zusätzliche Szenen hinzugezogen, mit denen gleich verfahren wurde, um das, was irritierend blieb, weiter zu plausibilisieren und zu erklären. Am Ende jeder Interpretationssitzung wurden schließlich auf einer Metaebene die bisher stattgefundenen Interpretationsprozesse, das heißt die affektiven Reaktionen und Gruppendynamiken, reflektiert und Ideen gesammelt, was diese bedeuten könnten. Im Idealfall formulierten die Interpret*innen hier schon erste Thesen dazu, welche Aspekte der manifesten und welche der latenten Sinnebene zuzuordnen sind. Nach genau zwei Stunden wurde stets die gemeinsame Interpretation in der Gruppe beendet, womit der tiefenhermeneutische Verstehprozess jedoch nicht abgeschlossen war. Mit der Audioaufnahme der Sitzung folgte nun für mich allein eine intensive Arbeit mit dem Material, bei der es darum ging, die bereits angedachten Thesen zur Sinnstruktur am Material weiter herauszuarbeiten und zu plausibilisieren, also auf diese Weise das Verhältnis von Manifestem und Latentem auszubauen und die Gestalt dieses szenischen Gefüges plausibel an Materialpassagen darzulegen.

Hinsichtlich meiner Heuristik beziehe ich mich in meinem tiefenhermeneutischen Vorgehen auf drei Analyseebenen, die in einem reziproken Verhältnis zueinander stehen: (1) das Datenmaterial, (2) die Interpretations-

gruppe und (3) meine eigenen Affekte und subjektiven Verwobenheiten. Ausgangspunkt der Analyse bildet zunächst das Material selbst (Beobachtungsprotokolle und Interviewtranskripte), das exemplarisch vorgestellt und deskriptiv erfasst wird. *Erstens* erfolgt eine Betrachtung der Lebenswelt, die in den Interviews und den Beobachtungsprotokollen erzählt wird. Hierbei interessieren vor allem Widersprüche, Ambivalenzen und Paradoxien, die im Material zutage treten. *Zweitens* greife ich in meiner Analyse inhaltliche Diskussionen und Dynamiken auf, die in den tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppen während der Betrachtung und Besprechung des empirischen Materials entstanden sind, um so auch zu latenten Sinngehalten zu gelangen. Die auf diese Weise gesammelten Facetten zum Spannungsverhältnis von manifest und latent werden ans Material rückgebunden und hier plausibilisiert. *Drittens* beziehe ich mich selbst, meine Affekte und meine Gegenwart als Forscherin im Feld punktuell in die Analyse mit ein. Hier dient mir etwa die Selbstreflexion meines konkreten Verhaltens im Feld als Hinweis auf Feldlogiken, die Reflexion eigener Affekte bei der Betrachtung des Materials als Ansatzpunkt dafür, Momente von projektiver Identifizierung, Übertragung und der Reinszenierung von Feldlogiken aufzuspüren.[70]

Im Unterschied zu anderen Auswertungsmethoden, die sich der Deduktion und Induktion als Formen des logischen Schließens bedienen, verfolgt die Tiefenhermeneutik die Form des abduktiven Schließens, wonach die Forscher*in von neuen Erkenntnissen wie ein Blitz überrascht wird. König beschreibt diesen Prozess wie folgt:

»Einerseits werden im Zuge der szenischen Textinterpretation wechselnde Versuchsanordnungen derart durchgespielt, dass sich im Zuge eines abduktiven Schließens die verschiedenen Szenen zu einer szenischen Konstellation zusammenschließen, die das Rätsel der im Text arrangierten Lebenspraxis blitzartig erhellen. Andererseits werden die Ergebnisse der tiefenhermeneutischen Fallinterpretation so lange im Lichte sozialisationstheoretischer Konstrukte betrachtet, bis sich die zueinander in Beziehung gesetzten theoretischen Konzepte zu einer begrifflichen Konstruktion zusammenschließen, die der Eigen-

70 Diese drei Analyseebenen werden auch in den jeweiligen Interpretationstexten im Empirieteil dieser Arbeit sichtbar, wenngleich der Einbezug bzw. die Darstellung von Gruppenassoziationen oder Selbstreflexionen in den Interpretationen variiert. In einigen Interpretationsteilen werden die Dynamiken und Affekte der Interpretationsgruppe stärker in die Deutung einbezogen oder meine eigenen Affekte transparenter gemacht, was die Leser*innen den Interpretationsprozess besser nachvollziehen lässt; in anderen Interpretationstexten werden sämtliche Deutungen ausschließlich aus dem Material hergeleitet.

art des Textes gerecht wird und ihn zugleich auf einen verallgemeinerungsfähigen Begriff bringt.« (König, H.-D. 2019a: 35 f.)

Das zentrale Kriterium für die Validität meiner Interpretationen war für mich die Frage, wie nachvollziehbar, plausibel und überzeugend meine Interpretationen für die Leser*innen sind. Daher habe ich einige meiner verschriftlichten Interpretationen erneut in die Interpretationsgruppen oder an Einzelpersonen gegeben, um mir zur erarbeiteten szenischen Struktur und deren Plausibilität Feedback einzuholen.

3.3.5 Die Interpretation von narrativen Interviews und Beobachtungsprotokollen

Während Lorenzer die tiefenhermeneutische Kulturanalyse als Wirkungsanalyse kultureller Objektivationen entwickelt hat und damit untersuchen wollte, wie sich in Kulturprodukten und Kunstwerken Impulse symbolisieren können, die unbewusst sind und aufgrund ihrer sozialen Anstößigkeit nicht in die diskursive Ordnung der Sprache zugelassen werden (vgl. König, H.-D. 2019a: 26), handelt es sich bei der tiefenhermeneutischen Interpretation von narrativen Interviews oder Beobachtungsprotokollen um Modifikationen dieser Methode. Nach Julia König sind solche Modifikationen »entsprechend des Adornoschen Diktums zu begreifen, die Methode am Gegenstand zu entwickeln, anstatt jenen unter ein starres Methodengerüst zu subsumieren und damit die ›lebendige Erfahrung‹ systematisch aus dem Erkenntniszusammenhang auszuschließen« (König, J. 2019: 95, im Anschluss an Adorno 1957: 212). Bei der Interpretation von Interviews wird davon ausgegangen, dass sich die Interviewinszenierung im Transkript niederschlägt, weshalb das Interviewgeschehen als szenisches Interaktionsgefüge interpretiert wird und dessen Wirkung auf die Interpretationsgruppe Rückschlüsse auf das Interviewgeschehen und auf die beteiligten Personen (also Interviewte*r und Interviewende*r) mit bewussten und unbewussten Anteilen zulässt (vgl. König, J. 2019: 95).

Bei den Beobachtungsprotokollen gibt es noch eine andere Spezifik. Wie bereits oben beschrieben wurde, handelt es sich bei diesem Material nicht um Aufzeichnungen oder Videomitschnitte, sondern um von mir verfasste Texte. Sie müssen daher als »Dokumentationen des *subjektiven* Niederschlags (in der Forscher*in) eines *bestimmten* Interaktionsgefüges«

(ebd.: 96) verstanden werden. Das heißt, in einer Situation, in der maßgeblich auch andere Personen aktiv beteiligt waren, ist etwas Bestimmtes passiert, was die Forscherin subjektiv erlebt und niedergeschrieben hat. Bei Beobachtungsprotokollen handelt es sich also um Verschriftlichungen davon, wie die Forscher*in eine bestimmte Situation und das Handeln der darin beteiligten Akteur*innen erlebt hat. Da es bei der Interpretation nun darum geht, die »in diesem Interaktionsgefüge virulenten, *bestimmten* Erlebnisfiguren (der an den Szenen Beteiligten) zu erschließen in dem Maße, in dem sie in diesen Szenen ausagiert oder symbolisiert werden« (ebd.), ist für König die Interpretationsgruppe von zentraler Bedeutung, da es sonst unmöglich wäre, die verschiedenen im Text enthaltenen Dynamiken zu rekonstruieren (vgl. ebd.: 97). So ist der zu interpretierende Text »einerseits in seiner Eigenschaft als subjektiv zu betonen wie auch andererseits als Dokument des Niederschlags eines bestimmten Interaktionsgefüges, welches sich in dem Niederschlag in einer beteiligten subjektiven Perspektive (in derjenigen der Forscherin) objektiviert hat« (ebd.). Wenn mit den Beobachtungsprotokollen auf andere Beteiligte des Interaktionsgefüges geschlossen werden soll (wie in meinem Fall etwa auf die Jugendlichen und Sozialarbeiter*innen), bedarf der subjektive Niederschlag (von mir) im Text einer weiteren Objektivierung:

»In der Rekonstruktion und Interpretation der Szenen in der Interpretationsgruppe findet eine intersubjektive objektivierende Überprüfung statt, indem das Erlebte, welches in den Protokollen als das Erleben der Forscherin dokumentiert ist, wie in einem Intervisionsverfahren in der Gruppe diskutiert wird.« (ebd.)

Dadurch also, dass verschiedene Lebensentwürfe und Vorannahmen über das Erleben anderer Menschen in den Interpretationsprozess eingebracht werden, lassen sich einzelne Erlebnisfiguren der beteiligten Akteur*innen rekonstruieren. Damit also die Subjektivität der Forscher*innen als Erkenntnisinstrument eingesetzt werden kann, »muss die ›lebendige Erfahrung‹ dieses Erlebens ernst genommen und als Teil eines szenischen Situationsgeschehens begriffen werden« (ebd.). Die Art und Weise, wie sich die Forscher*in selbst in dieses Geschehen eingebracht hat, wird dabei nicht als zufällig verstanden, »sondern hat mit dem jeweiligen Interaktionsgefüge zu tun« (ebd.).

3.3.6 Meine Interpretationsgruppen

Ich habe mein Datenmaterial in unterschiedlichen Forschungszusammenhängen ausgewertet. Zunächst bin ich Teil des *TiefenhermeneutikKollektivs Berlin* – einer Gruppe von Forscher*innen, die gemeinsam Materialien aus verschiedenen Qualifikationsprojekten und mit unterschiedlichen disziplinären Perspektiven tiefenhermeneutisch im Anschluss an Hans-Dieter König interpretiert. Den Großteil meines Datenmaterials habe ich in dieser Gruppe eingebracht. Einen weiteren Rahmen, das Datenmaterial zu interpretieren, bot mir das *Graduiertenkolleg Gender Studies* der Universität Basel sowie eine daraus hervorgegangene selbstorganisierte Interpretationsgruppe. Dieser Interpretationszusammenhang arbeitet zwar nicht explizit tiefenhermeneutisch, hat sich aber trotzdem dazu bereit erklärt, sich bei der Auswertung meines Materials auch auf einen tiefenhermeneutischen Interpretationsprozess einzulassen. Zudem bin ich Teil eines selbstorganisierten dreiköpfigen Forschungskolloquiums in Berlin, in dem ich nicht nur einzelne Textpassagen interpretiert habe, sondern mich über den gesamten Forschungsprozess regelmäßig ausgetauscht und mir Feedback zu Interpretationstexten und fertigen Kapiteln eingeholt habe. Schließlich nahm ich regelmäßig an einer tiefenhermeneutischen Onlinegruppe teil, in der ich einmalig Interviewmaterial eingebracht habe, und besuchte mehrmals den Workshop zu Tiefenhermeneutik des Magdeburger Methodentreffens.

Da die Interpretationsgruppe »als Resonanzraum in der Tiefenhermeneutik das zentrale Erkenntnisinstrument ist, um die latente Sinnebene im Verhältnis zur manifesten zu entschlüsseln« (Abd-Al-Majeed et al. 2020: 27), lässt sich davon ausgehen, dass die Zusammensetzung der Interpretationsgruppe eine relevante Rolle für die Ergebnisse spielt. In diesem Sinne ist in Bezug auf das vorliegende Forschungsprojekt und meine Fragestellung von Bedeutung, dass nicht nur alle Mitglieder in den Interpretationsgruppen Akademiker*innen waren und damit zum bildungsbürgerlichen Milieu gehören. Auch waren im *TiefenhermeneutikKollektiv Berlin* – bei den meisten Interperpretationssitzungen meines Materials – abgesehen von mir keine pädagogischen, erziehungswissenschaftlichen und/oder sozialarbeiterisch ausgebildeten Akademiker*innen beteiligt. Aufgrund dieser Gruppenzusammensetzung zeigte sich in den Interpretationsgruppen wiederholt eine abwertende Sicht von außen auf die Soziale Arbeit wie auch teilweise auf als problematisch geltende Jugendliche. Dadurch reinszenierte sich in den Gruppen eine gesellschaftlich verbreitete Abwertung von Sozialer Arbeit

und ein Mangel an Anerkennung, was ich versucht habe, reflexiv in den Analyseprozess zu integrieren (siehe Kap. 4). Zudem waren die Teilnehmer*innen der Interpretationsgruppen größtenteils nicht von Rassismus betroffen, was ein Grund dafür sein könnte, warum Fragen von natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit, *Weißsein* und Rassismus keine große Rolle in den Interpretationen spielte, wogegen Geschlecht in den Interpretationssitzungen auch dann thematisiert wurde, wenn es in Interviews oder Beobachtungsprotokollen nicht oder nur beiläufig zur Sprache kam (siehe dazu Kap. 3.4.3).

3.4 Forschungsreflexion

Bevor ich zum empirischen Teil dieser Studie komme, will ich zunächst noch auf einige Spezifika des Forschungsfeldes und damit zusammenhängende Herausforderungen für den Forschungsprozess eingehen sowie getroffene Forschungsentscheidungen und -entwicklungen transparent machen und kritisch diskutieren. Ausgangspunkt sind aufgetretene Dilemmata und Konflikte, die jedoch nicht lediglich – im Sinne eines Selbstzwecks – dargestellt werden sollen. Vielmehr soll deren Darstellung und Diskussion dazu dienen, diese forschungsmethodisch rückzukoppeln, also danach zu fragen, wie sie den Forschungsprozess beeinflusst und geprägt haben, welche Ergebnisse damit erzielt werden und auch was diese einzelnen Aspekte über den untersuchten Gegenstand bzw. das konkrete Forschungsfeld aussagen. Dabei geht es insbesondere um meine Rolle im Feld (3.4.1), das Verhältnis von Theorie und Praxis in der Sozialen Arbeit (3.4.2) und die theoretische Engführung auf Klassen- und Geschlechterverhältnisse bzw. die damit einhergehende Dethematisierung von Rassismus (3.4.3).

3.4.1 Ich und die Forschung – meine Rolle im Forschungsprozess

Wie ich bereits in Kapitel 3.2 erwähnt habe, bin ich ausgebildete Sozialarbeiterin und war in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe tätig. Durch meine Kontakte aus der Praxis war es mir daher leicht möglich, Zugang zu Einrichtungen zu bekommen, die bereit waren, mich in meinem Forschungsvorhaben zu unterstützen. Durch meinen eigenen Hintergrund hatte ich einen niedrigschwelligen und einfachen Einstieg in das

Forschungsfeld und genoss einen Vertrauensvorsprung bei den Sozialarbeiter*innen vor Ort. Jedoch waren damit auch Schwierigkeiten und Herausforderungen verbunden, auf die ich an dieser Stelle eingehen will. So zeigte sich bereits hier eine Rollendiffusion zwischen meiner Positionierung als (ehemalige) Sozialarbeiterin, die die Strukturen und Abläufe bereits kennt und selbst darin involviert war, und meiner Funktion als Sozialwissenschaftlerin, die von außen auf die Praxis blickt und diese in gewisser Weise kritisch untersucht. Diese Rolle und die damit zusammenhängenden Schlüsse und Ergebnisse, zu denen ich komme, galt es im gesamten Forschungsprozess zu reflektieren und vor dem Hintergrund dieses spezifischen Verhältnisses zu kontextualisieren.

Insbesondere zu Beginn meiner Feldforschung hatte ich immer wieder den Eindruck, dass ich sowohl von den Jugendlichen als auch von den Sozialarbeiter*innen auf der Seite der Betreuenden positioniert werde und – vor allem den Jugendlichen gegenüber – erst beweisen muss, dass ich kein pädagogisches, sondern ein spezifisches Forschungsinteresse an ihnen habe. Obwohl ich in allen Einrichtungen meine Position als Forscherin und mein konkretes Vorhaben wiederholt transparent zu machen versuchte, wurde ich besonders am Anfang sehr oft als eine Art (Hilfs-)Sozialarbeiterin gleichsam als Praktikantin adressiert. Etwa wurde ich regelmäßig von den Jugendlichen bei verschiedenen Dingen um Erlaubnis gefragt, weswegen ich mich immer wieder betont von dieser Rollenzuschreibung abgrenzen und darauf verweisen musste, dass ich solche Dinge nicht weiß und nicht entscheiden kann und will, da ich keine Betreuerin bin. Doch waren es nicht nur die Jugendlichen, die mich in dieser Weise wahrnahmen. Auch von den Sozialarbeiter*innen wurde ich zum Teil als potenzielle Kollegin adressiert. So beispielsweise wurde mir in einer der Wohngruppen ein Schlüssel für das Büro der Betreuer*innen angeboten und ich dazu ermutigt, für die Jugendlichen Aktivitäten anzubieten (wie z. B. gemeinsames Kochen, Backen oder Ausflüge), worauf ich mich auch eingelassen habe, ohne die Konsequenzen dieser Entscheidung im Vorfeld erschöpfend einschätzen zu können. Diese Aktivitäten erleichterten mir enorm den Zugang zu den Jugendlichen, da es einen niedrigschwelligen ersten und regelmäßigen Kontakt und Zeit mit ihnen alleine ermöglichte. Zugleich kam ich dadurch, dass ich genuin pädagogische Aufgaben übernahm, aber erst recht in die Rolle einer Sozialarbeiterin, weshalb ich mich immer wieder explizit bemühen musste, die erzieherische Funktion zurückzuweisen und mich den Jugendlichen auf einer Ebene zu nähern, die offenes Interesse auf Augenhöhe und ei-

ne solidarische, nichterzieherische Haltung signalisierte. Da ich mich im Bereich der Adressat*innenforschung befinde und mich die Perspektive und Lebenswelt der Jugendlichen wie auch ihre Sicht auf die Soziale Arbeit interessierte, musste ich versuchen, ein Verhältnis herzustellen, in dem die Jugendlichen bereit sind, mir das zu erzählen, was sie tatsächlich bewegt und umtreibt – und nicht das, was aus ihrer Sicht die Sozialarbeitenden möglicherweise gerne hören wollen.

Da mir die Jugendlichen anfänglich mit Skepsis begegneten, musste ich erst ihr Vertrauen gewinnen, bevor sie bereit waren, mir ein Interview zu geben. Entsprechend wurde ich von ihnen auf die Probe gestellt. Beispielsweise wurden mir Geheimnisse anvertraut, die aber die Betreuer*innen nicht erfahren sollten, oder ich wurde mit verbotenen Aktivitäten konfrontiert, die bei mir z. T. auch Rollenkonflikte hervorriefen. Eine solche Konstellation zeigt sich etwa in der folgenden Sequenz aus einem Beobachtungsprotokoll, als ich mit zwei jungen Frauen zum Kochen verabredet bin. Der Abschnitt setzt ein, als ich mich gerade aufmachen wollte, um die notwendigen Zutaten einzukaufen, die aus der Gruppenkasse bezahlt wurden:

»Tess fragt Jasmin daraufhin: ›Sollen wir auch was kaufen?‹ Jasmin reagiert etwas seltsam auf die Frage, tut erst so, als habe sie das nicht gehört. Als Tess seelenruhig ihre Frage wiederholt, antwortet Jasmin immer noch nicht direkt, sondern versucht nur mit den Augen auf mich zu deuten, ohne dass ich das mitkriegen soll. Mir ist klar, dass es um etwas Verbotenes geht. Tess: ›Hä? Das ist doch gar keine Betreuerin! Ich hab' Lust auf ein Bier. Hast du noch Geld?‹ Ich sage nichts. Jasmin: ›Ja trotzdem.‹ Beide schauen mich an. Ich sage noch immer nichts. Jasmin holt ihren Geldbeutel, kippt ihn auf der Blumenbettwäsche aus und zählt. Sie hat noch zehn Euro. Dann beschließen sie, dass sie beide mitkommen. Während wir aus Jasmins Zimmer laufen, schimpft Tess wieder, dass die Betreuerinnen sie bestimmt gleich wieder nerven werden, dass sie noch zum Arzt müsse. Dann sagt sie, sie würde gleich einfach behaupten, dass sie beim Arzt gewesen sei. Dabei schaut sie mich an. Ich sage nichts. Sie wiederholt, was sie gerade gesagt hat, und fragt mich dann, ob ich das decken könne. Ich antworte, dass ich nicht lügen werde, wenn mich jemand fragt, aber ich sie auch nicht von mir aus verpetzen werde. Jasmin motzt daraufhin Tess an und sagt: ›Musst du das hier direkt vor dem Büro besprechen?‹ Tess: ›Ach, die kriegen doch eh nichts mit.‹ Also gehen wir zu dritt los zu Netto. Wir kaufen alles ein, was es zum Kochen braucht. Während ich mich an der Kasse anstelle, verschwinden die beiden in der Alkoholabteilung und holen sich zwei Bier. Jasmin muss ihren Ausweis vorzeigen. Als wir aus Netto raus sind, fragt Tess: ›Sollen wir das Bier jetzt oder später trinken?‹ Jasmin: ›Vor dem Essen?‹ Tess: ›Naja, ich hab' halt kein Bock, dass die Betreuerinnen mir gleich das Bier wieder abnehmen.‹ Jasmin nimmt die beiden Flaschen und steckt sie kommentarlos in ihre Tasche. Tess: ›Ach wie gut, dass du eine Tasche dabeihast.‹ Wir machen uns auf den Weg zurück.«

Ich hatte hier sehr stark den Eindruck, dass ich von Tess getestet wurde. Bemerkenswerterweise kam es zu dieser Situation, nachdem ich Tess bereits mehrfach gefragt hatte, ob sie bereit wäre, mir ein Interview zu geben, wobei sie jedes Mal zustimmte, sich jedoch auf keinen Termin festlegen wollte bzw. mich immer wieder vertröstete. Ich hatte im Anschluss die Fantasie, dass Tess zuerst diesen Vertrauensbeweis von mir brauchte, bevor sie bereit war, etwas von sich zu erzählen. Obwohl ich eine eindeutige Rolle als Forscherin in dieser Einrichtung hatte und es sich als Erfolg anfühlte, dass ich das Vertrauen der Jugendlichen gewinnen konnte, empfand ich angesichts solcher Situationen auch ein Gefühl von Schuld oder schlechtem Gewissen den Sozialarbeiter*innen gegenüber. Wenn ich etwa mit den Betreuer*innen im Büro saß und diese mir ihre Sicht auf die Jugendlichen mitteilten, fühlte ich mich zeitweise so, als würde ich zwischen den Stühlen sitzen oder eine Art doppeltes Spiel spielen. Diese Gefühle sind forschungsmethodisch äußerst lohnenswert, um theoretisch sensibilisiert an Hinweise über eigene innere Mechanismen (Selbstreflexion) und Dynamiken des Forschungsfeldes (Feldlogiken) zu gelangen. So weist das Bild des doppelten Spiels etwa darauf hin, dass ich mich als Forscherin in der Jugendhilfeeinrichtung ja tatsächlich in einem Feld befand, in dem es zwei idealtypische Seiten gibt, die sich punktuell gewissermaßen antagonistisch gegenüberstehen: die Jugendlichen vs. die Betreuer*innen. Beide vertrauten mir Wissen an, das zu Konflikten mit der anderen Seite hätte führen können, was die Effekte hatte, auf die eine oder andere Seite gezogen zu werden, oder dass ausgelotet wurde, auf welcher ich stehe. Ich befand mich also innerhalb eines Raums, in dem sich sonst kaum Personen aufhalten, die eine Position in diesem Dazwischen einnehmen. Das Gefühl des doppelten Spiels lässt sich somit als Ausdruck bzw. Reinszenierung eines Spiels verstehen, das im Feld gespielt wird. So spielen die Jugendlichen etwa das Heimlich-Bier-kaufen-Spiel, die Betreuer*innen das Im-Büro-sitzen-und-nichts-mitkriegen-Spiel. Beides sind Spiele, von denen auszugehen ist, dass sie auch ohne meine Anwesenheit gespielt würden, und die unweigerlich die Frage nach sich ziehen, auf welcher Seite ich eigentlich mitspiele (Tess).

Das Bild des doppelten Spiels lässt sich als ein konstitutives Moment für Forschung in der Jugendhilfe verstehen. In einem Feld, in dem es zwei Seiten gibt, deren Interessen sich an bestimmten Punkten widersprüchlich zueinander verhalten, bin ich als Forscherin und insbesondere als *teilnehmende* Beobachterin zwangsläufig damit konfrontiert, in dieses Spiel »hineingezogen« zu werden. Um eine forschungsethisch vertretbare und integre For-

schung (vgl. Unger 2014) in diesem Feld gewährleisten und realisieren zu können, bin ich gefordert, zu diesen Spielen möglichst Distanz einzunehmen und mich eben nicht in die Logiken des Feldes verwickeln zu lassen. In diesem Sinne galt es, die Aufmerksamkeit auf Mechanismen und Affekte wie etwa ein schlechtes Gewissen oder Schuldgefühl zu lenken und produktiv reflexiv einzufangen, um an spezifische Feldlogiken und an das zu gelangen, was in der Interaktion zwischen Jugendlichen und Sozialarbeiter*innen passiert.

3.4.2 Was wird beforscht? Oder: die Angst, überwacht zu werden

Meine Studie war von Anfang an als Adressat*innenforschung angelegt. Bereits als ich die Jugendhilfeeinrichtungen für eine Forschungskooperation anfragte, formulierte ich mein Vorhaben als Untersuchung der Lebenswelt, Alltagskultur und Perspektive von Jugendlichen in der Jugendhilfe. Ich wollte beforschen, wie sie mit gesellschaftlichen und institutionellen Normen, Zuschreibungen und Anforderungen konfrontiert sind und welche Deutungsweisen, Selbstverhältnisse und Umgangsstrategien sie dadurch entwickeln. Da in der Jugendhilfeforschung die Adressat*innenforschung lange Zeit unterbelichtet war und die Situation und die Stimme der Jugendlichen nur wenig gesehen und gehört wird, war es mir ein zentrales Anliegen, mich auf ihre Perspektive einzulassen und ihr Sprechen auch hörbar zu machen – bei allen Schwierigkeiten, die damit einhergehen. Ich wollte mit den Heranwachsenden parteiisch sein, auch weil ich durch meine eigenen Erfahrungen in der Praxis genau wusste, dass im sozialarbeiterischen Gefüge die Sozialarbeiter*innen die hegemoniale Position einnehmen, das heißt, in der Position sind, die mit Macht und Privilegien ausgestattet ist, wogegen sich die Jugendlichen – zumindest strukturell gesehen – in einer Position der Abhängigkeit und des Ausgeliefertseins befinden. Entsprechend verspürte ich aus dieser Forschungsperspektive von Anfang an den Impuls, mich mit den Heranwachsenden zu solidarisieren und mich somit – zugespitzt gesagt – auf die Seite der Marginalisierten zu stellen.

Was bei diesem Selbstverständnis als Forscherin jedoch zugleich aus dem Blick zu geraten droht, ist das hierarchische Verhältnis zwischen mir als Forscherin gegenüber den Sozialarbeiter*innen an der Basis, welches das hierarchische und machtvolle Verhältnis zwischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit repräsentiert. Denn, während ich mich zwar in erster Linie für die

Jugendlichen und ihre Lebenswelt interessiere, beobachte ich – insbesondere durch meinen ethnografischen Zugang – zugleich auch die Sozialarbeiter*innen, sodass ich diese – wie die Einrichtungen und die Soziale Arbeit als Ganzes – daher ebenfalls mit beforsche. Was also haben die Sozialarbeiter*innen und Akteur*innen im Feld für Möglichkeiten, ihre Stimme und ihre Position in diesem Diskurs sichtbar zu machen? Was produziere und reproduziere ich, wenn ich über die Praxis Sozialer Arbeit aus Adressat*innenperspektive schreibe und die Sozialarbeiter*innen selbst keine Möglichkeit haben, sich zu äußern? So habe ich zwar Interviews mit den Jugendlichen erhoben, nicht jedoch mit den beteiligten Betreuer*innen. Für diesen Aspekt möchte ich eine weitere Protokollsequenz hinzuziehen – diesmal aus einer teilnehmenden Beobachtung aus einer anderen Einrichtung –, in der ich mit den Sozialarbeiter*innen im Büro sitze und mich mit diesen unterhalte:

»Ich erzähle auch nochmal von meiner Forschung. Anja deutet zweimal in neckischer Weise an, dass ich ja vielleicht gar nicht über die Jugendlichen forsche, sondern möglicherweise da bin, um die Sozialarbeiter*innen auszuspionieren. Sie lacht dabei und formuliert das als Witz, weshalb ich glaube, dass sie mich damit in erster Linie ein bisschen aufziehen will. Dennoch verunsichert mich diese Aussage auch und ich frage mich, ob sich darin vielleicht auch eine ernst gemeinte Sorge oder Skepsis verbergen könnte. Daher versuche ich erneut, transparent zu machen, worüber ich forsche und wie meine Vorgehensweise konkret aussieht.«

Als ich in dieser Situation über meine Forschung rede, macht Anja gleich mehrmals eine scherzhafte Bemerkung darüber, dass ich möglicherweise unter anderen Vorzeichen in der Einrichtung bin, als ich vorgebe zu sein – dass ich womöglich eine Spionin sein könnte, welche (geheime) Informationen an eine höhere Instanz weitergibt. Obwohl ich zu Anja ein sehr entspanntes, fast kollegiales Verhältnis habe, erscheint es mir bereits in der Situation so, als sei das nicht nur witzig gemeint, sondern könnte auch ein ernst zu nehmender Ausdruck von Angst und Sorge sein. Diese Deutung korrespondiert auch mit einer Fehlleistung einer Interpretin aus der Interpretationsgruppe, in der dieses Beobachtungsprotokoll analysiert wurde. Die Interpretin bezeichnete das Beobachtungsprotokoll mehrfach aus Versehen als »Überwachungsprotokoll«, was zwar in der Interpretationsgruppe zunächst ebenfalls für Lacher sorgte, dann aber als Hinweis für die Angst der beteiligten Akteur*innen, kontrolliert zu werden, gedeutet wurde. Diese Angst, die sich in dem Witz von Anja und der Fehlleistung der Interpretin zeigt, könnte erstens mit dem Feld zu tun haben, nämlich insofern, dass auch die Jugendlichen in der Jugendhilfe in gewisser Weise durch diese

Institution und den staatlichen Zugriff überwacht werden (siehe Kap. 5). Zweitens könnte es sich dabei auch um eine projektive Angst handeln, die mein Forschungsprojekt von Anfang an auf latenter Ebene begleitet hat und sich als meine eigene verborgene Befürchtung als ausgebildete Sozialarbeiterin zeigt, in der Beforschung der Jugendhilfe etwas Unangenehmes, Abgewehrtes herauszufinden. Drittens drängt sich damit – und angesichts des Witzes von Anja – auch die Frage auf: Wo sind eigentlich die Grenzen dessen, was ich beforsche? Meine Forschungsfrage richtet sich zwar auf die Situation der Jugendlichen, die im Fokus meiner Beobachtungen stehen und mit denen ich Interviews führe. Zugleich spielt aber auch der Kontext der Jugendhilfe eine zentrale Rolle, weshalb durch die Erzählungen der Jugendlichen sowie durch meine Feldforschung und die erstellten Beobachtungsprotokolle auch die Einrichtungen und das pädagogische Handeln zum Gegenstand meiner Forschung werden. In diesem Sinne war es mir durch die Situation mit Anja möglich, zu erkennen, dass es sich bei der Beurteilung der Praxis vonseiten der Wissenschaft – wie bereits erwähnt – um ein Ungleichgewicht bzw. ein hierarchisches Verhältnis handelt. Ich schreibe als Forscherin über die Praxis bzw. die Sozialarbeitenden und habe somit die Deutungshoheit darüber, was in dieser Studie steht, wogegen sie nur sehr wenig mitbestimmen können. Somit ist mit der Forschung in der Jugendhilfe also immer auch das Risiko verbunden, dass eine hegemoniale Theorie-Praxis-Hierarchie reproduziert wird. Andersherum besteht das Risiko, dass Praxis romantisiert wird und Wissenschaft darauf verzichtet, eine kritische Position einzunehmen. Hier zeigt sich also ein grundlegendes Spannungsverhältnis, das für dieses Forschungs- und Praxisfeld spezifisch ist und einer beharrlichen Reflexion bedarf.

Vor dem Hintergrund meiner eigenen beruflichen Vorerfahrung und situativen Anrufung als professionelle Fachkraft vonseiten des Feldes galt es daher besonders, in einen offenen Verstehensprozess zu kommen und der Versuchung vorschneller Praxisurteile zu widerstehen. Das Forschungsinteresse richtete sich deshalb auch nicht auf die individuellen Sozialarbeiter*innen, die dann analysiert und bewertet werden, sondern auf Strukturen und strukturelle Verhältnisse, die maßgeblich bestimmen, dass die beteiligten Akteur*innen auf eine bestimme Art und Weise agieren und z. T. auch nicht aus ihren Rollen und Funktionen ausbrechen können. Dieses Moment, nicht aus der jeweiligen Rolle aussteigen zu können, wurde ja bereits in dem Beispiel mit dem heimlichen Bierkauf von Tess deutlich. Während ich als Außenstehende in dieser Situation die Möglichkeit hatte,

den Sozialraum und die damit verbundenen Spiele zu erkunden, ohne moralisierend oder sanktionierend intervenieren zu müssen, befindet sich eine Sozialarbeiter*in qua Funktion in einer vollkommen anderen Rolle. Denn, während die Forscher*in in erster Linie der Wissenschaft verpflichtet ist, hat die Erstgenannte einen expliziten Erziehungsauftrag und trägt eine spezifische Verantwortung.[71] Würde sie diese nicht übernehmen und die Jugendlichen einfach sich selbst überlassen – so wie ich in dieser Situation –, dann wäre dieses Verhalten nicht nur unprofessionell, sondern auch ein Zeichen von Gleichgültigkeit den Jugendlichen gegenüber und somit Ausdruck von sozialer Kälte. So etwa kritisiert Bernhard jene vermeintlich emanzipatorischen linken Kreise, die statt einer Aufarbeitung des Erbes der antiautoritären Erziehung dazu tendieren, den Erziehungsgedanken zu verwerfen, um sich auf diese Weise gegenüber neuen Ansätzen autoritärer Pädagogik abzusetzen. Eine solche Antihaltung ist ihm zufolge nicht nur gesellschaftspolitisch, sondern auch aus pädagogischer Perspektive zutiefst verantwortungslos und letztlich fahrlässig (vgl. Bernhard 2019: 35):

»Es zeugt von Kälte, wenn Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit verwehrt wird, sich an den Grenzziehungen einer pädagogischen Autorität abarbeiten zu können. Wem keine Strategien zum Umgang mit gesellschaftlichen Anforderungen und Zwängen zur Verfügung gestellt werden, wird sich nicht aus ihnen befreien können. […] Die künstliche Verrohung der gesellschaftlichen Beziehungsverhältnisse kann nicht auf erzieherischem Wege allein überwunden werden, ebenso wenig wie die Kälte, die jenen entspringt. Verantwortungslos ist es allerdings, auf den schützenden Einfluss der Erziehung zu verzichten.« (ebd.)

In diesem Sinne *müssen* Sozialarbeiter*innen ihren Erziehungsauftrag wahrnehmen. Zugleich sind sie damit jedoch in viele Widersprüche verstrickt. Die Arbeit an den Protokollen und die Deutungen in den Inter-

71 Ich hingegen trage für den Alkoholkonsum der Jugendlichen keine Verantwortung und muss mich zu dieser Situation nicht einmal positionieren. Zugleich stellt sich hier allerdings durchaus die Frage, wie nah ich an den Jugendlichen dran bin und welche Konsequenzen damit möglicherweise einhergehen. So wird durch die Nähe zweifellos viel ermöglicht: Die Jugendlichen vertrauen sich mir an und teilen mit mir bestimmte Sorgen und Bedürfnisse, die sie den Betreuer*innen teilweise nicht anvertrauen, weil sie möglicherweise mit Bewertungen oder Konsequenzen rechnen müssen (etwa teilte mir eine Jugendliche die Befürchtung mit, schwanger zu sein, woraufhin ich mit ihr einen Test kaufen ging, was die Sozialarbeiter*innen auf keinen Fall wissen sollten). Zugleich kann diese Nähe zu den Jugendlichen aber auch negative Folgen haben und möglicherweise Verletzungen hervorrufen – etwa, wenn die Jugendlichen unterschiedlich viel Aufmerksamkeit bekommen oder eine enge Beziehung wieder abgebrochen wird.

pretationsgruppen waren daher auch für mich selbst zentrale Reflexionserfahrungen und ein wichtiger Erkenntnisgewinn. Die Befremdung vom Material, die Perspektiven von außen, die nichts mit Sozialer Arbeit zu tun haben, und deren unterschiedliche Identifikationen mit den beteiligten Akteur*innen ermöglichten mir, Distanz zu meinen eigenen Einsichten und Gewissheiten hinsichtlich der pädagogischen Praxis einzunehmen – sie somit zu entselbstverständlichen. Erst dadurch ist etwa die Erkenntnis zu erlangen, dass es sich bei beiden Seiten – also einer parteilichen Haltung den Jugendlichen gegenüber oder einer großen Nähe zur sozialarbeiterischen Praxis – um problematische Positionierungen handelt, wenn es darum geht, Zusammenhänge zu verstehen. Es galt im Forschungsprozess, eine Balance in diesem Spannungsverhältnis zu finden, das heißt mit einem aufrichtigen Interesse den Jugendlichen gegenüberzutreten. Ebenso galt es, den Sozialarbeiter*innen mit einer offenen, verstehenden Haltung zu begegnen, ohne ein bestimmtes Handeln gleich von vornherein zu rechtfertigen, aber dieses auch nicht zu delegitimieren.

3.4.3 Thematisierung der Dethematisierung von Rassismus

»Dies ist eine interessante Perspektive und die Herangehensweise überzeugt, doch beunruhigt die Tatsache, dass die Analyse Rassismus und Migration nicht zu interessieren scheint.«
(Castro Varela 2015a: 659)

An dieser Stelle möchte ich meinem Material bzw. dem anschließenden Empirieteil vorweggreifen: Es wird in dieser Arbeit nicht um Rassismus gehen, wenngleich es sich bei Migration und natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit um wichtige gesellschaftliche Analyseperspektiven handelt, die auch für Jugendhilfe und Soziale Arbeit als Ganzes relevant sind. So etwa bemerkt Castro Varela, dass Migration in Deutschland Normalität ist und »konsequenterweise eine Pädagogik, die ihre Theorie und Praxis weiterhin an einer imaginierten Mehrheitsbevölkerung ausrichtet, bestenfalls als problematisch zu beschreiben ist und zum Scheitern verurteilt bleiben muss« (ebd.: 657). Aus diesem Grund gilt es angesichts einer fortgesetzt eurozentrischen Orientierung in der Sozialarbeits- und Erziehungswissenschaft zu verdeutlichen, wie es dazu kam, dass der Forschungsschwerpunkt dieser Studie auf Klasse und Geschlecht fiel, wogegen die Analyse von Rassismus und Migration weit-

gehend ausbleibt. Ferner ist zu reflektieren, welche Rolle dabei das konkrete Forschungsfeld spielt und welche Konsequenzen mit dieser Entscheidung verbunden sind. Ich möchte hierfür im Folgenden auf vier zentrale Punkte zu sprechen kommen, an denen sich meine inhaltliche Schwerpunktsetzung entschieden hat.

Bei dem ersten Aspekt handelt es sich um eine notwendige *methodische Engführung*, auf die ich bereits in den Ausführungen zu Multidimensionalität hingewiesen habe (siehe Kap. 2.2.5). Wenngleich eine multidimensionale Aufmerksamkeit den Forschungsprozess stets begleitet hat, fand im Laufe dieses Prozesses eine Zuspitzung meines Interesses auf die Themen Klasse und Geschlecht statt, was notwendigerweise Reduktionen mit sich brachte. So sind Intersektionalität und Multidimensionalität maßgebliche theoretische Bezugspunkte, jedoch ließ sich der Anspruch einer umfassenden herrschaftsanalytischen Perspektive im Rahmen des Forschungsprojektes nur bedingt umsetzen. In dem von mir gesammelten empirischen Material fanden sich vielfältige Hinweise auf potenziell wirksame Macht- und Herrschaftsverhältnisse jenseits von Klasse und Geschlecht. Diesem Forschungspotenzial gerecht zu werden, hätte beinhaltet, sich intensiv in unterschiedlichste Forschungsbereiche einzuarbeiten. In der Frage von Rassismus und Migration verlangt dies etwa eine umfassende Auseinandersetzung sowohl mit den verschiedenen (historischen) Strängen deutscher Migrationsforschung und aktueller Fluchtforschung als auch mit der Diskussion zentraler Rassismustheorien, postkolonialer Theorien sowie fachspezifischer Perspektiven auf interkulturelle oder postkoloniale Pädagogik bzw. Migrationspädagogik. Bedenkt man, dass in meinem Datenmaterial noch weitere Differenzmarkierungen und Herrschaftsverhältnisse auftauchen wie z. B. psychische Gesundheit, Medikalisierung und Psychiatrisierung, Sexualität, Heteronormativität, Etikettierungen, Kriminalisierung, Behinderung und Alter, wird deutlich, dass eine wirklich erschöpfende multidimensionale Aufarbeitung im Rahmen dieser Qualifizierungsarbeit nicht leistbar ist und der möglichen Vorstellung eine Absage zu erteilen ist, dass eine intersektionale bzw. multidimensionale Analyse von Prozessen sozialer Ungleichheit so »günstig« zu haben ist.

Der zweite Aspekt hängt ebenfalls primär mit forschungsmethodischen Überlegungen zusammen, nämlich wie es zu *Sampling und Materialpräsentation* kam. Wie bereits deutlich wurde, habe ich zum großen Teil Interviews mit Angehörigen der *weißen* deutschen Dominanzgesellschaft geführt. Lediglich fünf meiner Interviewpartner*innen hatten selbst Migrationserfahrung

oder waren rassistisch belangbar, wovon drei die Themen Migration und Zugehörigkeit explizit im Interview angesprochen haben. Dieses Sampling hing zunächst mit der damaligen Zusammensetzung in den Einrichtungen zusammen. So waren in den Verselbstständigungs-WGs zu diesem Zeitpunkt nur wenig migrantische/migrantisierte Jugendliche untergebracht. Im Laufe meiner Feldforschung änderte sich die Zusammensetzung jedoch und es kamen immer wieder neue Bewohner*innen dazu, von denen einzelne beispielsweise einen Fluchthintergrund hatten. Der Forschungskontakt gestaltete sich hier schwierig, was ich einerseits auf die Sprachbarrieren zurückführte, andererseits darauf, dass diese jungen Menschen gerade erst in Deutschland angekommen waren und angesichts zahlreicher neuer sozialer Kontakte und Anforderungen nur begrenzt Kapazitäten für eine weitere Anfrage besaßen. In der Kriseneinrichtung war die Zusammensetzung von Jugendlichen mit und ohne sogenannten Migrationshintergrund ausgeglichen. Hier habe ich mit sieben von elf Bewohner*innen Interviews geführt, von denen drei rassistisch belangbar waren. In zwei von diesen Interviews kam natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit jedoch nicht zur Sprache bzw. wurde diese lediglich einmal kurz erwähnt, als es um die Frage von Männlichkeit ging:

»Männlichkeit, dass man (6) Behaarung, nein Spaß (lacht), weiß nich, keine Ahnung. Ich hab sehr viel Behaarung, deswegen, weil ich halt so'n Südländer bin, äh aber, äh, puhh.« (Omar, 15)

Bemerkenswerterweise habe ich im Interview nachgefragt, was Omar unter Männlichkeit versteht, jedoch nicht, was er damit meint, wenn er sich als »Südländer« positioniert.

Damit bin ich beim dritten Aspekt angelangt, der zu einer Auslassung der Themen von Migration und Rassismus geführt hat: *mein eigener Standort und die damit zusammenhängende Position im Feld* (siehe auch Kap. 3.1). Wie bereits deutlich geworden ist, war eine Fokussierung auf Klasse und Geschlecht nicht von Anfang an gesetzt, sondern hat sich vielmehr aus dem Forschungsprozess heraus entwickelt. So habe ich offene narrative Interviews geführt und dabei versucht, die Relevanzsetzungen entsprechend einem Paradigma qualitativer Forschung den Jugendlichen selbst zu überlassen (siehe Kap. 3.2.3) sowie meine Nachfragen an dem zu orientieren, was mir in den jeweiligen Interviews bisher erzählt worden war. Die migrantischen/migrantisierten Jugendlichen, die ich im Rahmen meiner Feldforschung über einen längeren Zeitraum begleitete, sprachen in ihren

Interviews auch über ihre eigene natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit (Lucy und Tess), während bei den Jugendlichen in der Kriseneinrichtung, zu denen im Vorlauf der Interviews keine längere Phase der Kontaktaufnahme bestanden hatte, dies eher nicht thematisiert wurde. Das könnte einerseits mit einer fehlenden Vertrauensbasis der Jugendlichen zur Forscherin aufgrund eines unzureichenden Beziehungsaufbaus zusammenhängen. Andererseits könnte jedoch auch von Bedeutung gewesen sein, dass ich als Angehörige der Dominanzgesellschaft wahrgenommen wurde und mir somit bestimmte Erzählungen gar nicht erst präsentiert wurden, weil durch meine Positionierung bzw. Positioniertheit andere Schwerpunktsetzungen vorgenommen wurden. Die Auslassung dieser Themen muss jedoch als wechselseitiger Prozess verstanden werden, an der auch meine Position als Forscherin wesentlich beteiligt war, indem ich selbst aufgrund eines spezifischen Aufmerksamkeitsfokus meine eigenen Schwerpunkte setzte. Denn während ich z. B. in den Verselbstständigungs-WGs bei Selbstpositionierungen der Jugendlichen grundsätzlich nachfragte, reagierte ich in der eben beschriebenen Situation mit Omar aus der Kriseneinrichtung nur mit einer Nachfrage zum Thema Männlichkeit, nicht aber in Bezug auf seine Positionierung als »Südländer«. Dabei könnten auch unbewusste Unsicherheiten meinerseits oder erneut die Frage von Schuld als Angehörige der Dominanzgesellschaft eine Rolle gespielt haben.

Der vierte und letzte Punkt lässt sich sowohl als Begründung als auch als Ergebnis einer thematischen Auslassung der Themen Migration und Rassismus verstehen. Es handelt sich um die *strukturellen und psychodynamischen Mechanismen des konkreten Feldes*. So hat sich ja bereits gezeigt, dass in zwei der beforschten Einrichtungen (zumindest zum Zeitpunkt meiner Feldforschung) zum großen Teil Angehörige der Dominanzgesellschaft untergebracht waren. Dies könnte reiner Zufall sein oder aber damit zusammenhängen, dass diese Einrichtungen kein spezifisches differenzsensibles oder migrationspädagogisches Konzept besaßen und sie damit für rassistisch belangbare Jugendliche weniger attraktiv waren. Auch wiesen keine der dort angestellten Sozialarbeiter*innen Migrationserfahrung auf oder waren Angehörige natio-ethno-kultureller Minderheiten. Solche strukturellen Gegebenheiten beeinflussen also wesentlich das Sampling und damit auch das vorliegende Material. Gleichzeitig führte ich ja aber durchaus auch Interviews, in denen – wenn auch nur vereinzelt – Migration und Rassismus thematisiert wurden. So äußerten sich nicht nur drei rassistisch belangbare Jugendliche zur Frage von Zugehörigkeit und

Rassismus, sondern auch drei Jugendliche, die sich zumindest in Hinblick auf ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit zur Dominanzgesellschaft zählen lassen; sie nahmen Bezug auf Migrant*innen oder die sogenannte Flüchtlingskrise, wovon sich eine auch explizit rassistisch äußerte. Darüber hinaus lassen sich in meinen Beobachtungsprotokollen einzelne Sequenzen finden, in denen Rassismus und die Frage von Zugehörigkeit auftauchen und Ansatzpunkte für eine weitere Analyse geboten hätten. Wenngleich die Kategorie *race* im Vergleich zu *gender* und *class* in meinem Material deutlich weniger sichtbar bzw. offensichtlich ist, hat die Auslassung oder Nichtbeachtung von jenen Sequenzen, in denen etwas sichtbar wird, durchaus etwas zu bedeuten. Diese Auslassungen können zum einen als Ausdruck eigener »blinder« Flecken beim Thema Rassismus gelesen werden. Sie können zum anderen möglicherweise aber auch auf eine verborgene Struktur der Jugendhilfe hinweisen, vergleichbar mit einem Reinszenierungsphänomen, in dem sich psychosoziale Dynamiken des Feldes auch im Material und in dessen Bearbeitung zeigen. So wird eine Dethematisierung von Rassismus auch an verschiedenen Stellen in meinem Material deutlich, etwa wenn Jugendliche von Sozialarbeiter*innen in konkreten Situationen darauf hingewiesen werden, rassistische Begriffe nicht zu verwenden, daraus jedoch nicht folgt, Rassismus als pädagogisches Thema zu bearbeiten. Mit dem Einzug geflüchteter Jugendlicher in den Wohngruppen wurden zudem Otheringprozesse und rassistische Strukturen in den Einrichtungen und auch vonseiten einiger Betreuer*innen deutlich. Besonders explizit äußerte sich das etwa, als nach dem Einzug einer jungen Muslima in eine Wohngruppe der Einrichtungsleiter nicht einsehen wollte, sich bei seinen – sehr seltenen – Besuchen in der Einrichtung vorab anzukündigen, damit das Mädchen genügend Zeit hat, ihr Kopftuch zu binden. Obwohl es zwischen dem Einrichtungsleiter und den Betreuer*innen eine lange Diskussion dazu gab, wurde Rassismus dabei nicht thematisiert. In die inhaltlich-analytische Schwerpunktsetzung auf Geschlecht und Klasse – mag sie noch so gut forschungsmethodologisch begründet sein – schrieb sich so eine Dethematisierung von Rassismus bzw. Marginalisierung von Migration ein, die auch auf das breitere Forschungs- und Praxisfeld verweist. Dennoch muss vermieden werden, Migration und Rassismus formelhaft einzufangen, in der Annahme allein dadurch rassismuskritische Forschung zu betreiben. Diese Forschungsarbeit stellt eine Ent-Täuschung solcher Strategien dar. Es besteht nämlich ein Bedarf an komplexen Studien, die die psychosozialen Dynamiken und strukturellen Bedingungen von Rassismus

in der Jugendhilfe und der Jugendhilfeforschung gezielt untersuchen und dabei Rassismus etwa in seiner Verwobenheit mit Geschlecht und kolonialhistorischen Diskursen umfänglich in den Blick nehmen. Diese Forschungsarbeit nimmt indes eine Perspektive ein, die Intersektionen von Geschlecht und Klasse beforscht und diese vor dem Hintergrund einer bürgerlich-kapitalistischen gesellschaftlichen Ordnung verortet.

4 Das System Jugendhilfe: psychosoziale Dynamiken in der pädagogischen Beziehung

In diesem Kapitel will ich mich mit den psychosozialen Dynamiken auseinandersetzen, die in der Jugendhilfe und insbesondere in der pädagogischen Beziehung zwischen Sozialarbeiter*innen und Jugendlichen wirkmächtig sind. Ausgangspunkt dafür war die Beobachtung, dass sich die Sozialarbeiter*innen selbst als Unterstützer*innen der Jugendlichen verstanden und in der Regel sehr bemüht waren, den Jugendlichen einen schönen Ort und eine Art Zuhause zu bieten. Zugleich jedoch schienen diese Bemühungen teilweise ins Leere zu laufen und es nicht zu schaffen, alle Jugendlichen zu erreichen oder zu halten. Auch kam es im Alltag oftmals zu Konflikten zwischen einzelnen Jugendlichen und den Sozialarbeiter*innen. Aus diesem Grund lege ich einen analytischen Fokus auf die konflikthaften Dynamiken zwischen Jugendlichen und Sozialarbeiter*innen. Ich betrachte genauer, wie sich beide begegnen, was in der Interaktion zwischen Betreuenden und Betreuten genau passiert, welche Rolle Macht und Hierarchien in diesen Beziehungen spielen und inwiefern Konflikte auf Spezifika des Jugendhilfefeldes verweisen.

Um den Interaktionsdynamiken innerhalb der pädagogischen Beziehung nachzugehen, greife ich auf die Beobachtungsprotokolle zurück, die ich im Rahmen meiner teilnehmenden Beobachtungen erhoben habe. Wie bereits in Abschnitt 3.2.1 ausgeführt, fanden in den Einrichtungen neben freiwilligen Gruppenaktivitäten auch regelmäßige Gruppenplenen statt, an denen alle Bewohner*innen der Einrichtung verpflichtet waren teilzunehmen. Gewöhnlich wurde dabei zusammen gegessen und anstehende Themen besprochen, jedoch war das Essen nicht obligatorisch. Manchmal fand an diesem Termin auch ein Ausflug oder eine besondere gemeinsame Aktivität statt. Im Rahmen meiner teilnehmenden Beobachtung habe ich regelmäßig an diesen gemeinsamen Gruppennachmittagen teilgenommen.

Den folgenden Unterkapiteln liegt ein Beobachtungsprotokoll eines solchen Nachmittags zugrunde, das ich in Interpretationsgruppen tiefenhermeneutisch ausgewertet habe. Die Beobachtungen stammen aus unterschiedlichen Einrichtungen. Aus Gründen der Anonymisierung werde ich die Einrichtungen jedoch nicht kennzeichnen und den gemeinsamen Gruppentermin im Folgenden einheitlich als Gruppennachmittag bezeichnen.

4.1 Klassenbildung durch Autorität und Ressentiment

Ich beginne mit einer Protokollsequenz, in der es angesichts des anstehenden Gruppennachmittags zu Unzufriedenheiten seitens der Jugendlichen kam. In dieser Einrichtung fand dieser wöchentliche Termin regelmäßig um 18 Uhr statt. Die Jugendlichen sollten dafür mindestens eine Stunde Zeit einplanen; oftmals wurde der Gruppennachmittag aber schon früher beendet. An dem Termin in dieser Woche war kein gemeinsames Essen vorgesehen, weil sich keine*r der Jugendlichen dazu bereit erklärt hatte, sich am Kochen zu beteiligen.

Der folgende Protokollauszug beschreibt eine Sequenz kurz vor Beginn des Gruppennachmittags. Anwesend sind die Jugendlichen Leonie (16), Simon (17) und die Praktikantin Charlotte. Leonie und Charlotte sitzen am Wohnzimmertisch und kniffeln, während Simon in ein Spiel auf seinem Handy vertieft ist. Die Sozialarbeiter*innen Nina und Kathrin sind noch im Büro, das auf dem gleichen Stockwerk liegt. Es kommen noch der Bewohner Björn (18) und später Sophia (17) und Nikolas (19) hinzu:

»Es ist kurz vor 18 Uhr. Björn kommt rein. Er setzt sich breitbeinig an den Tisch, stützt seine Ellenbogen auf und schaut unruhig auf die Uhr über der Tür. ›Charlotte? Wie lange geht Gruppe heute?‹ Charlotte: ›Hm, weiß nicht, ich schätze nicht so lange. Wir haben kein großes Programm heute.‹ Er wirkt angespannt: ›Ich hab gar kein Bock und keine Zeit. Ich bin mit einer Freundin verabredet, die zum ersten Mal seit zwei Wochen Zeit hat und auch nur heute. Die nächsten zwei drei Wochen kann sie wieder nicht.‹ Charlotte: ›Naja, Gruppe geht ja nicht so lange, in ner halben Stunde hast du immer noch Zeit, sie zu sehen.‹ Charlotte und Leonie kniffeln die ganze Zeit über weiter. Björn legt seine Hände vors Gesicht und beginnt nervös mit dem Bein zu wackeln. Nach kaum zwei Minuten fängt er an zu schimpfen: ›Boa, was soll das denn? Wann geht's denn los? Wo sind denn alle? Es ist jetzt schon NACH sechs.‹ Er zappelt weiter mit dem Bein. Charlotte: ›Es ist jetzt grade sechs. Es geht gleich los. Wir warten noch auf Nina und Kathrin.‹ Björn: ›Und wo ist der Rest? Wer kommt noch?‹ Charlotte: ›Ich weiß es nicht, ich hoffe, es kommen noch mehr.‹ Björn bleibt sitzen und starrt vor sich hin. Leonie und Charlotte kniffeln weiter. Björn: ›Boa, JETZT ist

aber schon nach sechs. Was soll das denn?‹ Leonie und Simon steigen nun auch mit ein und schimpfen durcheinander: Aber echt, was soll das? Wir sind pünktlich und dann warten wir hier ewig und keiner kommt. Björn: ›Wenn in drei Minuten niemand da ist, dann geh ich wieder. Dann könnt ihr mich mal.‹ Leonie: ›Aber echt, ich geh dann auch. Da fühlt man sich doch voll verarscht.‹ Charlotte beschwichtigend: ›Wie spät ist es denn jetzt?‹ Leonie schaut auf die Uhr: ›Schon 18:06 Uhr‹. Simon, der immer noch auf dem Sessel mit seinem Handy spielt: ›Hä, nee! 18:04 Uhr! Dein Handy geht falsch!‹ Björn, der ebenfalls die Uhr im Blick hat: ›Aber echt, was ist denn mit deinem Handy los?‹ Leonie dreht sich halb zu Simon um und sagt angesäuert: ›Dafür bin ich immer pünktlich!‹ Björn: ›Also gut, also gut, wenn es also in FÜNF Minuten nicht losgeht, bin ich weg.‹ Charlotte steht auf und geht ins Büro. In der Zwischenzeit klingelt Sophia und setzt sich zu den anderen. Charlotte, Kathrin und Nina kommen nun zu dritt ins Wohnzimmer. Kathrin: ›Wer wird hier unruhig? Kein Tisch gedeckt, kein Tee gekocht. Hallo? Und ihr werdet unruhig?‹«

In dieser Sequenz zeigt sich manifest eine Unzufriedenheit der Jugendlichen darüber, dass der Gruppennachmittag, an dem sie verpflichtend teilnehmen müssen, nicht pünktlich beginnt. Sie beschweren sich über die Verspätung der Sozialarbeiter*innen und fühlen sich durch deren Unpünktlichkeit »verarscht«. Die Empörung mündet schließlich in der »Drohung«, wieder zu gehen, wenn es nicht gleich losgeht.

4.1.1 Szenische Rekonstruktion: Machtdynamiken in der pädagogischen Beziehung

Hier ist bereits irritierend, in welchem Ausmaß die Jugendlichen auf die geringfügige Verspätung reagieren. Es handelt sich um nur wenige Minuten, dennoch scheint es für sie ein völlig inakzeptables Vergehen zu sein. Die Jugendlichen wirken geradezu kleinlich: Nach wenigen Minuten empören sie sich in einer Weise, die für andere vielleicht nach einer halben Stunde Wartezeit angebracht wäre. Auffällig ist auch, dass sie die Verspätung als Respektlosigkeit ihnen gegenüber deuten. Dass die Sozialarbeiter*innen Gründe für ihr Zuspätkommen haben könnten, wird nicht in Erwägung gezogen.

Doch nicht nur das unverhältnismäßig erscheinende Aufgebrachtsein der Jugendlichen, sondern auch die darauffolgende Reaktion der Sozialarbeiter*innen sorgt für Irritationen. Es ist anzunehmen, dass Charlotte, die Praktikantin, ins Büro gegangen ist, um Nina und Kathrin dazu aufzufordern, zu kommen und mit dem Gruppennachmittag zu beginnen, da die Jugendlichen schon unruhig würden. Möglicherweise hätten sich die Betreuer*innen ohne die Intervention der Praktikantin noch weiter ver-

spätet. Nina und Kathrin betreten das Wohnzimmer also bereits mit dem Wissen, dass die Jugendlichen warten und angesichts dessen unzufrieden sind. Anstatt sich aber für die Verspätung zu entschuldigen oder diese zu erklären, treten sie den Jugendlichen mit den Worten gegenüber: »Wer wird hier unruhig? Kein Tisch gedeckt, kein Tee gekocht. Hallo? Und ihr werdet unruhig?«. Noch bevor die Jugendlichen die Gelegenheit haben, ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck zu bringen, greifen die Sozialarbeiter*innen der Kritik vorweg und wehren den Vorwurf mit einer nahezu aggressiven Geste ab. Dabei lassen sie keinen Raum für Widerspruch. Es gibt keine Möglichkeit, etwas gemeinsam auszuhandeln, stattdessen scheint klar: Die Jugendlichen haben kein Recht, sich zu beschweren. Vielmehr haben sie sich offenbar selbst eines Vergehens schuldig gemacht, da sie weder den Tisch gedeckt noch Tee gekocht hätten.[72] Obwohl die anwesenden Jugendlichen ja tatsächlich pünktlich waren, wozu sie von den Sozialarbeiter*innen auch immerzu angehalten werden, bekommen sie keine Wertschätzung, kein Verständnis und keine Entschuldigung. Die Anforderung von Pünktlichkeit scheint also nicht für alle Parteien gleichermaßen zu gelten.

Warum reagieren die Sozialarbeiter*innen derart hart und unemphatisch? Warum begegnen sie dem Bedürfnis der Jugendlichen nicht mit Verständnis? Warum konfrontieren sie die anwesenden Jugendlichen sogar noch mit einem Vorwurf? Und auf der anderen Seite: Warum reagieren die Jugendlichen schon auf die geringe Verspätung derart empfindlich? Warum sind sie nach wenigen Minuten in diesem Maße aufgebracht? Dass sowohl das Verhalten der Jugendlichen als auch die Reaktion der Sozialarbeiter*innen für Irritationen sorgt, gibt einen ersten Hinweis darauf, dass es sich um eine sehr spezifische Dynamik in dieser Betreuende-Betreute-Beziehung handelt. Es wirkt wie eine Art von Machtkampf, wobei zwischen den beiden Parteien eindeutig ein hierarchisches Verhältnis besteht, bei dem sich die Sozialarbeiter*innen in der dominanten Position befinden.

In dem Hinweis von Leonie, dass sie selbst immer pünktlich sei, deutet sich etwa an, dass es sich bei Pünktlichkeit in dieser Einrichtung um einen geltenden und erwünschten Wert handelt und die Jugendlichen selbst von den Sozialarbeiter*innen zur Pünktlichkeit aufgefordert und angehalten werden. An unterschiedlichen Sequenzen in den Beobachtungsprotokol-

72 Diese Reaktion überrascht auch deshalb, da zwar *oftmals* bei den Gruppenterminen etwas gegessen oder Tee getrunken wird, es aber weder eine feste Regel dazu gibt, dass dies passieren muss, noch, dass die Jugendlichen dafür verantwortlich sind.

len zeigt sich, dass diejenigen, die zu spät kommen oder dem Gruppennachmittag vollständig fernbleiben, sich erklären müssen und gute Gründe für ihre Verspätung oder ihr Versäumnis vorzubringen haben.[73] Wenn es häufiger vorkommt, kann die Unpünktlichkeit oder das Fernbleiben der Jugendlichen auch Konsequenzen nach sich ziehen.

Betrachtet man die Sequenz vor diesem Hintergrund, erscheint es bereits sehr viel plausibler, warum sich die Jugendlichen derart über die Unpünktlichkeit der Betreuer*innen empören: Sie haben von den Sozialarbeiter*innen gelernt, dass Pünktlichkeit ein normativer Wert ist, der in der Gesellschaft zählt und wichtig ist. Sie haben selbst zuvor unzählige Male Rede und Antwort stehen müssen, wenn sie sich verspätet haben und die Sozialarbeiter*innen haben warten lassen. Sie mussten also eine Norm verinnerlichen und sich selbst zurichten; dies meinen sie nun, auch von den Betreuer*innen einfordern zu können. Jedoch scheint die Fähigkeit, Pünktlichkeit einzufordern, nicht in gleicher Weise anerkannt zu werden. Indem die Sozialarbeiter*innen den Jugendlichen eine Abfuhr erteilen und deren Kritik abwehren, wird die bestehende Hierarchie perpetuiert. Es handelt sich beinahe um eine Machtdemonstration, die den Jugendlichen vermitteln soll, dass Pünktlichkeit noch lange nicht ausreicht, um mit den Betreuer*innen gleichwertig oder gar ebenbürtig zu sein. Im Gegenteil gibt es noch eine Reihe anderer Anforderungen, die die Jugendlichen erfüllen müssen, um Gehör und Anerkennung zu finden. Solange sie noch nicht einmal den Tisch gedeckt und Tee gekocht haben, haben sie auch kein Recht, sich über die Unpünktlichkeit der Sozialarbeiter*innen zu beschweren. Erst wenn auch diese Anforderungen erfüllt sind, können sie dieses Recht für sich in Anspruch nehmen. Damit werden sie vor allem auf ihre untergeordnete soziale Position verwiesen. Notfalls auch mit autoritären Dominanzgesten, wie es sich im weiteren Verlauf des Beobachtungsprotokolls zeigt:

»[Nachdem auch Nikolas verspätet zur Gruppe dazugestoßen ist, eröffnet Nina den Gruppennachmittag:]

Nina: ›Also los geht's. Was sind eure Themen?‹

Niemand reagiert.

---

73 Das wird in diesem Beobachtungsprotokoll etwa auch in einer Szene deutlich, in der Nikolas verspätet zum Gruppennachmittag dazustößt: »Plötzlich klingelt es Sturm. Kathrin öffnet die Türe und kommt zusammen mit Nikolas zurück ins Wohnzimmer. Kathrin: ›Nikolas hat es vergessen. Die Wahrheit ist manchmal halt doch das Beste.‹«

Nina: ›Was denn? Keine Probleme? Keine Konflikte?‹

Kurze Stille. Die Jugendlichen sehen leicht gelangweilt drein.

Björn: ›Nee! Können wir dann wieder gehen?‹

Nina: ›HA! HA! Für jede so ’ne Frage zwei Minuten länger.‹«

Nina fragt explizit nach den Themen der Jugendlichen und signalisiert, dass *deren* Bedürfnisse sowie *deren* Probleme und Konflikte bei dem Gruppennachmittag im Zentrum stehen. Hier wird also ein Interesse an den Wünschen der Jugendlichen formuliert und damit ein pädagogisches Ideal von Partizipation und Mitbestimmung erkennbar.[74] Dass keine*r der Jugendlichen reagiert, verdeutlicht nicht nur, dass dieses Konzept in der Situation nicht zu funktionieren scheint. Auch zeigt ihre Reaktion auf Björn, dass die Anliegen der Jugendlichen offenbar *nur dann* Platz finden, wenn sie auf eine ganz bestimmte Weise artikuliert und in dem von den Sozialarbeiter*innen vorgegebenen Rahmen bearbeitet werden. Das bereits vorgebrachte Thema von Björn, dass er nämlich eigentlich gar nicht da sein will und sich wünscht, dass es pünktlich losgeht, damit er möglichst früh wieder gehen kann, wird übersehen.

Zwar lässt sich die Aussage von Björn durchaus als Provokation oder widerständige Trotzreaktion verstehen, da er mit seiner Frage signalisiert, dass der Gruppennachmittag in diesem Fall überflüssig sei und somit alle wieder gehen könnten. Zugleich aber steckt darin auch eine Bedürfnisäußerung – nämlich nicht am Gruppennachmittag teilnehmen zu müssen und sich stattdessen mit seiner Freundin treffen zu können. Ninas Reaktion darauf, in der sie androht, bei jeder Frage dieser Art den Gruppennachmittag zu verlängern, lässt sich als autoritäre Dominanzgeste erkennen, durch die Björn in eine Zwangslage gebracht wird: Er darf seinen Wunsch oder seine Unzufriedenheit gerade *nicht* formulieren, da er sonst mit Sanktionen rechnen muss und damit entgegen seinem eigenen Interesse handeln würde. Die Machthierarchie wird damit weiter verfestigt.

Angesichts ihrer ohnehin schon dominanten Position ist Ninas autoritäre Geste irritierend. Warum muss sie ihre Autorität auf diese Weise einfor-

74 Noch expliziter wird diese Idee des Gruppennachmittags als Ort der Mitbestimmung in anderen Beobachtungsprotokollen: So definiert eine andere Sozialarbeiterin den Gruppennachmittag als Raum der Jugendlichen, wo sie die Möglichkeiten hätten, über ihre Anliegen zu sprechen und ihre Wünsche einzubringen oder bestehende Konflikte gemeinsam offen auszutragen.

dern? Wie kommt so etwas zustande? Aus anderen Datenmaterialien wissen wir, dass Nina keinesfalls als autoritäre Pädagogin einzustufen ist. In der Interpretationsgruppe gibt es die Fantasie, dass sie sich an dieser Stelle zu etwas hinreißen lässt, was mit anzusehen zwar traurig und erschreckend ist, jedoch – so sind sich die Interpret*innen einig – »jedem in so einer Situation passieren könnte«. Gehen wir im Protokoll noch etwas weiter.

Im weiteren Verlauf des Gruppennachmittags fragt Björn immer wieder nach, ob der Termin zu Ende ist. Es werden die Ideen für die Ferienplanung besprochen, woran sich auch Björn beteiligt. Nachdem die Optionen besprochen wurden und festgelegt ist, wer jeweils teilnimmt, erhofft er sich erneut das Ende des Gruppennachmittags:

»Björn: ›Sind wir jetzt endlich fertig?‹

Kathrin: ›Nun warte doch. Was ist denn mit den diesjährigen Weihnachtspaketen? Dafür sollten wir uns doch noch bedanken. Was meint ihr? Die waren doch dieses Mal nicht so schrottig wie sonst, oder?‹«

Nachdem auch über dieses Thema ausgiebig diskutiert wurde, fragt er wieder:

»Björn: ›Sind wir jetzt fertig?‹

Kathrin: ›Jetzt warte doch. Wir wollten ja eigentlich diese Woche Börek machen. Ich finde es auch gut, wenn wir hier zusammen kochen.‹«

Björn versucht also wieder und wieder, sein Bedürfnis zu artikulieren und wird jedes Mal aufs Neue abgespeist und hingehalten. Warum gehen die Sozialarbeiter*innen nicht auf ihn ein? Sie könnten auf seine Frage auch anders reagieren, etwa: »Ja, Björn, wir hören dich. Wir verstehen, dass du es heute eilig hast und losgehen willst. Wir haben noch folgende Themen zu besprechen und versuchen, das nun zügig zu tun, damit du dich möglichst bald mit deiner Freundin treffen kannst.« Ein solches Entgegenkommen gibt es jedoch nicht. Björn findet kein Gehör und wird immer nur mit einem »Nun warte doch« abgespeist und hingehalten.[75] Dem Jugendlichen werden kei-

---

75 Ein solches Hinhalten zeigt sich auch am Ende des Gruppennachmittags: »Kathrin: ›Wir machen übernächste Woche Burger.‹ Simon steht auf, rückt seine Hose zurecht und klappt den Stuhl zusammen. Kathrin: ›Was machst du? Wir sind noch nicht fertig.‹ Simon: ›Ich muss nur meine Hose richtig machen. Und stell den Stuhl schonmal weg.‹ Kathrin: ›Okay, dann machen wir Schluss für …‹ Simon, Björn und Leonie springen gleichzeitig auf und stürmen raus. Leonie ruft noch ›Tschüss‹ aus dem Flur.«

nerlei Zugeständnisse gemacht. Aber warum nicht? An den Reaktionen der Sozialarbeiter*innen zeigt sich, dass es bei dem Gruppennachmittag noch um etwas anderes zu gehen scheint. Zwar formulieren sie manifest, dass dieser Raum von den Jugendlichen genutzt werden kann und soll, um ihre Themen und Anliegen einzubringen und zu verhandeln. Zugleich aber werden die tatsächlich stattfindenden Bedürfnisartikulationen systematisch überhört oder übergangen. Damit ist das Handeln der Sozialarbeiter*innen also bereits auf einer professionellen Ebene zu problematisieren, da sie ihren selbst explizit formulierten Arbeitsauftrag verfehlen, sich beim Gruppennachmittag an den Themen und Bedürfnissen der Jugendlichen zu orientieren. Darüber hinaus – und das ist für mich an dieser Stelle der zentrale Punkt – handelt es bei dem Format des Gruppennachmittags offenbar in erster Linie um eine pädagogische Normalisierungsmaßnahme, in der es darum geht, den Jugendlichen etwas beizubringen; das heißt konkret, ihnen ein vorherrschendes Wertesystem und soziale Hierarchien zu vermitteln. Indem die Jugendlichen immer wieder hingehalten und ihre Bedürfnisäußerungen abgeblockt werden, offenbart sich eine Norm, in der es darum geht, still zu sitzen, auszuhalten, sich zu fügen. Die Jugendlichen werden dazu gebracht, sich zu unterwerfen, sich anzupassen und auch unangenehme oder ungewünschte Situationen zu ertragen. Was hier also auf der latenten Ebene passiert, ist eine Form der Disziplinierung und der Zurichtung als bürgerliches Subjekt – also der Versuch, den Jugendlichen eine bürgerliche Subjektivierungsweise näherzubringen, in der sie in der Lage sind, ihre Bedürfnisse und Triebe zu kontrollieren und sich der Norm zu unterwerfen.

Diese Zurichtung passiert hier auf eine ganz bestimmte Weise. An Ninas autoritärer Reaktion auf Björn zeigt sich, dass eine Nichteinpassung in dieses System mit einer sozialen Platzanweisung[76] einhergeht: Die Jugendlichen, die sich den geltenden Regeln und Normen unterwerfen – sich aktiv am Gruppennachmittag beteiligen, pünktlich sind, ihre Ideen und Themen auf eine bestimmte Art und Weise einbringen usw. –, werden gehört und ernst genommen. Jene Jugendlichen aber, die sich dem Wertesystem gegen-

76 Der Begriff des »sozialen Platzanweisers« findet sich etwa bei Knapp (1988: 12), die mit dem Konzept von Geschlecht als sozialem Platzanweiser ausdrückt, dass Geschlecht ein soziales Strukturprinzip darstellt, welches Männer und Frauen in ein hierarchisches Verhältnis setzt. Ähnlich wie Geschlecht lässt sich auch natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit wie eben Klasse bzw. sozioökonomische Zugehörigkeit als sozialer Platzanweiser verstehen, so Knapp: »›Geschlecht‹ ist (ähnlich wie ›Klasse‹ oder ›Rasse‹) ein sozialer Platzanweiser, der Frauen und Männern ihren Ort in der Gesellschaft, Status, ihre Funktion und Lebenschancen zuweist« (ebd.).

über verweigern oder daran scheitern, bekommen zu spüren, dass sie auf der sozialen Leiter unten stehen.

Diese soziale Platzanweisung wird in der letzten Sequenz des Protokolls besonders deutlich. In dieser Szene ist der Gruppennachmittag bereits beendet und fast alle Jugendlichen haben die Einrichtung verlassen. Lediglich Nikolas ist noch da, der die Sozialarbeiter*innen in ihr Büro begleitet, um dort seine Medikamente abzuholen. Während Nina und Kathrin Büroarbeiten erledigen, bleibt er noch eine Weile dort sitzen.

»Nikolas sitzt mittlerweile auf einem Stuhl im Büro und starrt auf die Pinnwand, an der ein großer Bogen von McDonalds-Gutscheinen hängt. Nina: ›Nikolas möchtest du von den Gutscheinen was haben? Lecker gesunde Burger? Viel Geld ausgeben für überteuertes Trash-Essen, wovon man etwa 15 Minuten satt bleibt?!‹ Nikolas murmelt, dass er sparen muss und kein Geld ausgeben kann. Dann nimmt er den Gutscheinbogen, faltet ihn auseinander und betrachtet ihn genüsslich: ›Mmh. Das wird mein neues Pin-up-Playmate.‹ Kathrin: ›Nimm!‹«

Nina scheint Nikolas' Interesse an den McDonalds-Gutscheinen sofort zu erkennen. Ihrer Frage haftet beinahe etwas Perfides an: In der Annahme, dass Nikolas Interesse daran hat, fragt sie ihn, ob er etwas davon haben möchte, und macht das Essen im selben Atemzug mittels Ironie komplett zunichte. In dem Begriff »Trash-Essen«, das nicht schmeckt, ungesund, zu teuer und nicht sättigend ist, wird klar, was die Betreuerin davon hält: Es ist eigentlich kein richtiges Essen, sondern Müll. Die Ironie, mit der Nina über die Fastfoodkette herzieht, wirkt somit vergemeinschaftend nach innen – das heißt gegenüber der anderen Sozialarbeiterin, die diese Einschätzung mutmaßlich teilt – und abgrenzend wie abwertend nach außen: gegenüber Nikolas, der das offenbar anders sieht. Diese Abwertung, die ihm vermittelt wird, scheint Nikolas sofort zu verstehen, so lässt sich sein Vergleich mit einem Pin-up-Playmate als feinsinnige und ironische Antwort verstehen, mit der er diese abgewertete Position sofort affirmiert und sich so dagegen wehrt, auf diese Weise subjektiviert zu werden. Er will die Burger nicht, weil sie gesund oder eben nicht gesund sind, sondern weil er sie »geil« findet. Zugleich offenbart der Vergleich der Gutscheine mit einem Pin-up-Playmate aber auch, was das McDonalds-Essen für ihn bedeutet: Es fungiert als ultimatives Fetischobjekt, das ihm derzeit jedoch verwehrt bleibt, weil er nur wenig Geld zur Verfügung hat und sparen muss. Der Gutscheinbogen, den er ins Zimmer hängen kann, dient somit als Belohnungsaufschub. Er hat die Funktion einer Ersatzbefriedigung, die ihm jedoch – genau wie das Objekt seiner Begierde selbst – von den Sozialarbeiter*innen madig gemacht wird. Ihm wird

von Nina signalisiert, dass seine Wünsche und Begierden wertloser Abfall sind; dass das, wonach er sich so sehr sehnt, die Sozialarbeiter*innen nicht einmal geschenkt haben wollten. Dies wird auch in dem abschätzig klingenden »Nimm!« deutlich. Kathrin unterstreicht damit noch einmal, dass sie mit den Gutscheinen absolut nichts anfangen können.

Bei den Reaktionen der Sozialarbeiter*innen handelt es sich also um Gesten der Abgrenzung und Abwertung. Sie transportieren damit: »Wer so etwas begehrt, ist dumm. Wir wissen es genau: Was du ersehnst, ist wertlos, aber wenn du es trotzdem haben willst, sieh selbst, wohin dich das führt.« Die Sozialarbeiter*innen erheben sich gegenüber dem Jugendlichen und konstituieren sich selbst als überlegen, womit sie auch ein hierarchisches Klassenverhältnis perpetuieren.

Die psychosoziale Struktur, die sich bereits in den vorherigen Sequenzen abgezeichnet hat, wiederholt sich hier: Es gibt Normen, Werte und Ideale, die hegemonial sind und an denen sich alle orientieren müssen. Die Subjekte, die diesen hegemonialen Habitus verkörpern – hier die Sozialarbeiter*innen –, gelten als überlegen, wogegen all jene, die sich weigern, sich diesen Normen zu unterwerfen oder daran scheitern, als unterlegen und minderwertig gelten. Eine bürgerliche Subjektivierung – und damit die Chance, als Gleichwertige anerkannt zu werden – ist, wie im Theoriekapitel bereits ausgeführt wurde, nur durch die Unterwerfung unter hegemoniale bürgerliche Normen möglich. Folglich wird den Jugendlichen beigebracht, sich an diesen vorherrschenden Normen zu orientieren. Sie bekommen vermittelt, dass sie nur dann eine Chance haben, als gleichwertige Subjekte anerkannt zu werden, wenn sie sich diesem System fügen und die gültigen Regeln und Werte verinnerlichen. Gleichzeitig offenbart sich in der pädagogischen Beziehung zwischen Betreuer*innen und Jugendlichen eine Form der sozialen Differenzierung und Distinktion. Die Jugendlichen werden auf ihren untergeordneten sozialen Platz verwiesen. Sie bekommen zu spüren, dass sie weniger wert sind und ihre Existenzweise Ziel von Spott und Abwertungen ist. Es handelt sich also um ein Spannungsverhältnis von zwei Ebenen: Die Jugendlichen werden einerseits angerufen, sich den hegemonialen Normen zu unterwerfen und eine (klein)bürgerliche Subjektivierungsweise auszubilden. Andererseits werden sie auf ihren sozialen Platz verwiesen und dort erniedrigt und abgewertet.

4.1.2 Keine Entspannung dulden

In den Reaktionen der Sozialarbeiter*innen – wenn sie etwa über Nikolas' Essensvorlieben herziehen, die Unzufriedenheit der Jugendlichen abschmettern oder Björns Widerstand mit Autorität und Sanktion begegnen – offenbart sich nicht nur eine starke Missbilligung, Abwehr und Abwertung von *nicht angepasstem* Verhalten. Auch scheint es bei den Sozialarbeiter*innen ein latentes Bedürfnis zu geben, widerständiges Verhalten zu sanktionieren sowie diejenigen eines Besseren zu belehren, die glauben, sie könnten sich das Recht herausnehmen, bestimmte als allgemeingültig dargestellte Regeln zu übertreten. Dass dieser Mechanismus nicht einzelnen Sozialarbeiter*innen individuell anzulasten ist, sondern er vielmehr in der Tiefenstruktur der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft verwurzelt ist, wird etwa dadurch deutlich, dass sich in der Interpretationsgruppe einige Interpret*innen stark mit den Sozialarbeiter*innen identifizieren konnten. Obgleich sich die Interpret*innen selbst als autoritäts- und herrschaftskritisch verstehen, konnten sie die Perspektive der Sozialarbeiter*innen nachvollziehen und reagierten teilweise selbst auf den widerständigen »Trotz« der Jugendlichen genervt. Es gab etwa die Überlegung, dass, wenn sich die Sozialarbeiter*innen Jugendlichen wie etwa Björn gegenüber total empathisch zeigten und ihnen erlauben würden, dem Gruppennachmittag fernzubleiben, es von den Jugendlichen womöglich ausgenutzt würde, wodurch man als Betreuer*in früher oder später verständlicherweise autoritär und disziplinierend reagieren und von jeglichen Zugeständnissen absehen würde. Obwohl die Interpret*innen autoritäres Verhalten theoretisch missbilligen, räumen sie ein, dass sie sich in solch einer Situation möglicherweise genau wie die Sozialarbeiter*innen verhalten würden: »Man wird plötzlich jemand, der*die man gar nicht sein will.« So ist zu vermuten, dass die Sozialarbeiter*innen, die ebenfalls eine autoritäre Pädagogik zurückweisen und sich Idealen von Freiheit und Partizipation verpflichtet fühlen, in eine Dynamik verwickelt werden, die noch von weiteren Faktoren bestimmt wird als ihrem pädagogischen Selbstverhältnis. Darüber hinaus tritt in der Art und Weise, wie sie bestimmten Bedürfnissen der Jugendlichen – etwa nach Muße oder Fastfood – begegnen, ein latenter Argwohn, eine Art Missgunst zutage: Björn darf jetzt nicht seine Freizeit mit seiner Freundin genießen, er hat gefälligst wie alle anderen auch in der Einrichtung zu sein und seine Pflicht zu erfüllen. Nikolas darf sich seinen Fastfoodgelüsten hingeben, aber nicht, ohne dass er die Stimme der Vernunft gehört hat. So gab es in

der Interpretationsgruppe die Assoziation eines Aufrechnens: »Ich habe gelernt, es auszuhalten, wenn ich mal fünf Minuten warten muss. Warum sollte es für dich eine Extrawurst geben? *Du* musst das jetzt gefälligst auch aushalten.« Gegen diejenigen, die sich weigern, sich den Normen zu fügen, gibt es ein Ressentiment bzw. einen versteckten Groll, der den Wunsch nach Strafe nach sich zieht.

Wenden wir uns dem zu, was Adorno und Horkheimer in *Dialektik der Aufklärung* im Kapitel *Elemente des Antisemitismus* beschreiben, so zeigt sich eine charakteristische Ähnlichkeit zu den hier vorgefundenen Mechanismen:

> »Es war der Sinn der Menschenrechte, Glück auch dort zu versprechen, wo keine Macht ist. Weil die betrogenen Massen ahnen, daß dieses Versprechen, als allgemeines, Lüge bleibt, solange es Klassen gibt, erregt es ihre Wut; sie fühlen sich verhöhnt. Noch als Möglichkeit, als Idee müssen sie den Gedanken an jenes Glück immer aufs Neue verdrängen, sie verleugnen ihn um so wilder, je mehr er an der Zeit ist. Wo immer er inmitten der prinzipiellen Versagung als verwirklicht erscheint, müssen sie die Unterdrückung wiederholen, die der eigenen Sehnsucht galt. Was zum Anlaß solcher Wiederholung wird, wie unglücklich selbst es auch sein mag, […] zieht die Zerstörungslust der Zivilisierten auf sich, die den schmerzlichen Prozeß der Zivilisation nie ganz vollziehen konnten.« (Adorno/Horkheimer 2011: 181)

Also gerade, weil den Sozialarbeiter*innen selbst der Gedanke an Glück verwehrt bleibt, können sie es auch anderen nicht zugestehen und müssen die Unterdrückung jener Wünsche und Begierden, die ihnen selbst verwehrt bleiben, wiederholen. Sie haben selbst lernen müssen, sich zuzurichten und an die geltenden Normen anzupassen, haben gelernt pünktlich zu sein und sich nicht zu beschweren. Warum sollte es anderen besser ergehen?

»Die Wut entlädt sich auf den, der auffällt ohne Schutz« (ebd.: 180), heißt es ebenfalls in der *Dialektik der Aufklärung*. Das sind in diesem Fall die Jugendlichen. Sie werden zum Anlass solcher Wiederholung, wenn sie sich etwa vorsätzlich den hegemonialen Normen und Werten widersetzen; wenn sie wie beispielsweise Björn, der ohne Schul-, Praktikums- oder Arbeitsplatz aus der Sicht der Sozialarbeiter*innen ohnehin kaum Verpflichtungen hat, den einzigen obligatorischen Termin am Tag am liebsten noch absagen wollen; wenn sie denken, sie hätten ein Anrecht, sich bei wenigen Minuten Wartezeit zu beschweren; ja, bereits die Tatsache, dass die Jugendlichen einen Wohnraum, Geld und Lebensmittel bekommen, ohne dafür arbeiten gehen zu müssen, bietet im Anschluss an Adorno/Horkheimer Anlass für diese Wiederholung. Denn »inmitten der prinzipiellen Versagung« erscheint das Glück dadurch in gewissem Sinne verwirklicht – »wie unglücklich es

auch sein mag«. Die Sozialarbeiter*innen wollen »keine Entspannung dulden« (ebd.), weil sie selbst keine Erfüllung kennen. »Alles Lebendige wird zum Material ihrer scheußlichen Pflicht, der keine Neigung mehr Eintrag tut« (ebd.: 181). Die Jugendlichen sollen angepasst und eingepasst werden in ein System, mit dem sie bislang Schwierigkeiten haben. Wenn sie sich dieser Zurichtung fügen und den hegemonialen Normen unterwerfen, können sie eine entspannte Zeit in der Jugendhilfe haben. Diejenigen, die aber aufbegehren und widerständig sind, begeben sich in einen Machtkampf mit den Sozialarbeiter*innen, den sie nur verlieren können.[77]

4.2 Die Verwaltung des alltäglichen Elends

Im Folgenden wende ich mich einem anderen Beobachtungsprotokoll zu, das mit meiner Ankunft in der Einrichtung etwa eine halbe Stunde vor dem gemeinsamen Gruppennachmittag beginnt. Wie häufig berichtet mir die anwesende Sozialarbeiterin von den jüngsten Vorkommnissen und davon, was sich seit meinem letzten Besuch verändert hat. In diesem Zusammenhang erzählt sie, dass Leonie und Simon – ein Paar, das gemeinsam in einer Jugendhilfe-Wohnung lebt – am Wochenende einen eskalierenden Streit hatten, bei dem Simon körperlich auf Leonie losgegangen sei, weshalb die beiden räumlich getrennt werden mussten und Leonie nun in der Wohngruppe wohne. Die beiden würden aber just in diesem Moment

77 Wenngleich dieser Aspekt, bei dem es darum geht, »keine Entspannung zu dulden« (Adorno/Horkheimer 2011: 180), in keiner Weise spezifisch für die Sozialarbeitenden ist, sondern es sich dabei um ein konstitutives Moment bürgerlicher Subjektivierung handelt, so haben Ahlheim et al. (1978) auf eine Spezifik hingewiesen, die mit dem individuellen Werdegang von Sozialarbeiter*innen einhergeht und in diesem Zusammenhang aufschlussreich sein kann. So zeichnen die Autor*innen nach, dass zu deren Zeit gerade bei Heimerzieher*innen der Wunsch nach sozialem Aufstieg ein wichtiges Motiv für die Berufswahl gewesen sei. Dieser Aufstieg, insbesondere, wenn er auf dem zweiten oder dritten Bildungsweg erfolgt, erfordere von den Erzieher*innen eine starke und »tiefgreifende Identifikation mit den Normen und Werten der Schicht, auf die sich der Aufstiegswunsch richtet« (Ahlheim et al. 1978: 162), welche sich auch in der Haltung und den Anforderungen gegenüber den Kindern und Jugendlichen bemerkbar mache: »Der tägliche Umgang mit den deklassierten Kindern und Jugendlichen aus der Arbeiterklasse und den deklassierten Gruppen beinhaltet für die Erzieher unbewußt eine permanente Bedrohung. Die Lebensläufe und Verhaltensweisen der Zöglinge spiegeln komprimiert die schlimmsten Folgen der gesellschaftlichen Situation wider, der die Erzieher durch den angestrebten sozialen Aufstieg gerade entgehen wollten« (ebd.: 163).

zusammen im Hof sitzen, rauchen und versuchen, etwas zu klären. An dem Gruppennachmittag nehmen Sophia, Michelle, Jacky, Nikolas, Leonie und Simon teil. Kathrin ist als einzige Betreuerin dabei, ihre Kolleg*innen haben bereits Feierabend gemacht.

4.2.1 Szenische Rekonstruktion pädagogischen Handelns: Pragmatismus und Vernunft

Die erste Szene, die ich mir nun genauer ansehen möchte, ereignet sich während des gemeinsamen Gruppennachmittags. Dieses Mal gibt es kein konkretes Thema zu besprechen, weshalb die Jugendlichen und die Betreuerin lediglich gemeinsam zu Abend essen und dabei größtenteils Small Talk führen:

»Beim Essen wird über dieses und jenes gesprochen. Irgendwie kommt es schließlich auf das jüngste Attentat in der Türkei. Sophia schaut verwundert und fragt: ›Gab es schon wieder einen Anschlag?‹ Die anderen nicken und erzählen von den ›Typen‹, die sich am Flughafen in der Türkei in die Luft gejagt hätten. Leonie erzählt, dass sie das Video im Fernsehen gezeigt haben und dass sie das ganz schön krass fand. Dass man sowas doch nicht im Fernsehen zeigen könne. Dann geht es um Medien und Journalismus. Simon meldet sich zu Wort und erzählt, dass die Journalisten immer nur lügen würden und einfach erzählen und schreiben würden, was sie wollen, und das überhaupt nicht stimmen würde. Sie würden einfach schreiben, was sie wollen, weil es gute Schlagzeilen sind. Kathrin sagt: ›Alles Lügenpresse, wa?!‹ Simon: ›Genau!‹«

Mit seiner ablehnenden Haltung gegenüber Journalist*innen und seiner verschwörungstheoretischen Fantasie lässt sich Simons Äußerung klar innerhalb von antidemokratischen Diskursen verorten, die zu diesem Zeitpunkt gesellschaftlich an Konjunktur gewinnen. Die Sozialarbeiterin Kathrin begegnet Simon daraufhin mit der Frage: »Alles Lügenpresse, wa?!«, was als pädagogische Intervention in mehrfacher Hinsicht irritierend ist. Da sie sich als politisch links versteht und das Berliner Dialektwort »wa« nicht zu ihrem üblichen Sprachgebrauch zählt, ist zwar davon auszugehen, dass es sich bei ihrer Frage um Ironie handelt und sie damit vermutlich den demokratiefeindlichen Gehalt von Simons Kommentar offenlegen will, um auf diese Weise Simon mit der politischen Verortung seiner Äußerung zu konfrontieren. Allerdings drängt sich die Frage auf, warum Kathrin an dieser Stelle auf Ironie zurückgreift, zumal sie *nicht* davon ausgehen kann, dass die Jugendlichen sie richtig verstehen. Wie ist diese pädagogische

Intervention von Kathrin zu deuten? Welche Effekte werden durch diese ironische Frage erzielt?

Kathrins Reaktion auf Simons populistischen Kommentar irritiert vor allem deshalb, weil sie als Sozialarbeiterin einen pädagogischen Auftrag hat und man daher von ihr erwarten würde, dass sie in solch einer Situation während eines Gruppennachmittags stärker interveniert und erzieherisch tätig wird. Beispielsweise wäre es möglich, die Äußerung von Simon als Aufhänger zu nutzen, um mit den Jugendlichen über Demokratie zu sprechen und einen Austausch zum Thema Populismus und Verschwörungstheorien anzustoßen. Auch gäbe es die Option, die autoritäre Rhetorik von Simon explizit (statt nur subtil ironisch) offenzulegen und mit ihm so in eine direkte Auseinandersetzung zu gehen. Die Sozialarbeiterin hat also diverse Handlungsmöglichkeiten, pädagogisch zu intervenieren, die jedoch alle ungenutzt bleiben.[78] Stattdessen reagiert sie eher reflexhaft mit einer ironischen Geste, die lediglich ihre Verachtung zum Ausdruck bringt und signalisiert, dass sie an einer ernsthaften Auseinandersetzung mit den Jugendlichen nicht interessiert ist. Das zeigt sich auch daran, dass sie ihre Frage offen in den Raum stellt, ohne eine ergänzende Kontextualisierung oder Erklärung dazu abzugeben, welche einen weiteren Austausch mit Simon oder den Jugendlichen anregen würde. Selbst als Simon auf ihren ironischen Kommentar mit dem Ausruf »Genau!« reagiert, geht Kathrin nicht darauf ein. Dabei deutet seine begeisterte Zustimmung darauf hin, dass er entweder die Ironie nicht verstanden hat und sich durch Kathrin in seiner Überzeugung bestätigt fühlt, oder aber, dass er die Ironie einfach ignoriert und damit *sie* mit ihrer Strategie auflaufen lässt. In beiden Fällen wird deutlich, dass Kathrins ironischer Kommentar nicht als kritische Intervention funktioniert hat, sondern sich Simon am Ende bestätigt fühlen kann. Diese Bestätigung Simons wird als Ergebnis auch den anderen Jugendlichen vermittelt.

Dadurch, dass Kathrin lediglich eine ironische und damit zweideutige Frage in den Raum stellt, anstatt mit den Jugendlichen in einen Dialog zu treten oder einen kritischen Austausch etwa zum Thema Rechtspopulismus

78 Warum die Sozialarbeiterin nicht anders reagiert bzw. interveniert, wird später ausführlich diskutiert. An dieser Stelle sei jedoch bereits darauf hingewiesen, dass es nicht mit ihrem individuellen Unvermögen zu tun hat, sondern dem eine strukturelle Ursache zugrunde liegt: Die Sozialarbeitenden sind mit derart vielen Aufgaben und Anforderungen konfrontiert, dass oftmals pädagogisch wichtige Themen wie Liebe, Beziehung, Sexualität, Politik, Gesellschaft auf der Strecke bleiben, weil es dringlicher ist, sich um akute Krisenintervention, Schule, Ausbildung, Wohnung, Job usw. zu kümmern.

zu suchen, erscheint es, als seien es die Jugendlichen in ihren Augen nicht wert, diese Anstrengung zu unternehmen. Somit zeigt sich auch in dieser Textsequenz eine doppelbödige Struktur: Obwohl Kathrin Simons Position offensichtlich missbilligt und es für notwendig erachtet, auf einen solchen Kommentar zu reagieren, zeigt sich zugleich eine Motivationslosigkeit dafür, den Jugendlichen politisches Wissen zu vermitteln und damit eine Auseinandersetzung anzustoßen. Es wirkt, als habe die Sozialarbeiterin die Jugendlichen bereits aufgegeben bzw. als sei sie selbst resigniert über die Möglichkeiten, die ihr ihre Arbeit bietet.

Gehen wir in dem Beobachtungsprotokoll noch ein Stück weiter. In der darauffolgenden Sequenz wird weiter das Thema Journalismus verhandelt – diesmal aber zeigt sich eine Interaktion zwischen Kathrin und Leonie:

»Leonie erzählt dann, dass sie den Job von Journalisten voll gut finden würde, weil man da in der Welt rumreisen könne und sogar noch Geld dafür kriege. Kathrin sagt, dass die Realität genau andersrum sei, man müsse rumreisen und alles selber zahlen und prekär gute Titelstorys schreiben, in der Hoffnung, dass man die irgendwie abgenommen bekommt. Leonie: ›Ey, hör auf, meine Hoffnung zu zerstören.‹«

Als Leonie erzählt, dass ihr die Tätigkeit von Journalist*innen gefällt, weil man reisen könne und Geld dafür bekäme, korrigiert Kathrin Leonies Bild von diesem Beruf und klärt sie darüber auf, dass die journalistische Realität eine ganz andere – nämlich sehr prekäre – sei, die von den Journalist*innen sehr viel Engagement und Eigenkapital abverlange und ihnen zugleich kaum Sicherheiten böte. Auch hier sorgt Kathrins Reaktion für Irritationen. So wäre doch auch möglich, den Traum einer journalistischen Karriere aufzugreifen und Leonie in diesem Wunsch zu bestärken. Sie könnte mit Leonie darüber ins Gespräch kommen, worüber diese gerne schreiben wolle oder wohin sie gerne reisen würde; auch könnten sie gemeinsam überlegen, welche Möglichkeiten es noch gibt, das Reisen zum Beruf zu machen. Anstatt aber das Mädchen in ihren Wünschen zu bestärken, konfrontiert Kathrin sie mit der Realität und signalisiert ihr, dass ihre Vorstellungen naiv seien und sie sich keine Illusionen machen solle. Warum ist sie hier zu Leonie so hart? Warum schmettert sie ihren Traum derart vehement ab?

Die empörte Reaktion von Leonie mit dem Ausruf, »hör auf, meine Hoffnung zu zerstören«, offenbart den destruktiven Gehalt in Kathrins Intervention. Leonies Traum von einer erfolgreichen journalistischen Karriere, in der sie reisen kann und dafür bezahlt wird, wird durch die Betreuerin rigoros zunichtegemacht. Sie signalisiert Leonie, dass ihre Vorstellungen vom guten

Leben bloße Fantasie sind und dass es sich um eine Illusion handelt, die sie besser schnell vergessen sollte. So etwas gibt es nicht, darum solle sie besser aufhören, sich etwas vorzumachen. Ähnlich wie Kathrin schon Simons populistische Ansichten nicht ernst genommen und eine potenzielle Auseinandersetzung darüber unterbunden hat, nimmt die Sozialarbeiterin auch Leonies Träume nicht ernst und wehrt deren Fantasien eines guten Lebens ab.

Damit reproduziert sich in der zweiten Hälfte der Szenensequenz das gleiche Spannungsverhältnis von manifest und latent wie im ersten Teil: Während Kathrin auf der manifesten Ebene die Jugendliche über die Arbeitsbedingungen freier Journalist*innen aufklärt und ihr damit zu einer realistischeren Vorstellung verhilft, gibt sie ihr auf der latenten Ebene zu verstehen, dass sie sich keinen Illusionen und falschen Hoffnungen auf ein gutes Leben hingeben soll, und signalisiert, dass Leonies Fantasien naiv sind. Anstatt auf ihre Wünsche einzugehen und ihre Träume weiterzuspinnen, wird Leonie mit den Tatsachen konfrontiert, werden klare Grenzen gezogen und Hoffnungen genommen. Hier zeigt sich manifest also eine Aufklärung über die Arbeitsbedingungen im Journalismus, hinter der sich latent eine resignierte Haltung verbirgt, welche die Jugendlichen schon aufgegeben hat.

Wenden wir uns nun einer dritten – diesmal etwas längeren – Sequenz aus demselben Beobachtungsprotokoll zu, die sich an dessen Ende abspielt. Der Gruppennachmittag ist bereits beendet und ich stehe mit Sophia (18) und Leonie (16) im Hof. Ich unterhalte mich mit Sophia, während Leonie ein Telefonat mit ihrer Mutter führt.

»Plötzlich nimmt Leonie ihre Hand mit dem Handy vom Ohr, bricht in Tränen aus und sagt zu uns: ›Sie hat einfach den Kontakt abgebrochen.‹ Sophia und ich schauen sie entsetzt an. Leonie: ›Sie hat jetzt aufgelegt und gesagt, dass sie von mir nichts mehr wissen will, wenn ich weiter was mit Simon habe.‹ Ich verstehe gar nichts. Sophia antwortet, dass Mütter so manchmal seien, wenn sie sich Sorgen machen. Dass sie dann Sachen machen, um uns vor uns selbst zu schützen. Aus dem Gespräch verstehe ich, dass Leonies Mutter will, dass Leonie keinen Kontakt mehr zu Simon hat. Sophia sagt recht schlaue Sachen wie: ›Sie versucht dich vor dir selbst zu schützen, tut das aber eben auf eine sehr ungeschickte Weise. Ich kann auch verstehen, dass sie so handelt. Wenn du mein Kind wärst, mit dem ich den ganzen Samstag im Krankenhaus saß, würde ich das vielleicht auch so machen.‹ Dann richtet sich Sophia an mich: ›Oder was meinst du dazu?‹ Ich schaue leicht geschockt und sage, dass ich gar nicht richtig verstehe, um was es genau geht. Leonie erzählt mir daraufhin, dass Simon sie am Freitag richtig zusammengeschlagen hat. Ihr ganzes Gesicht sei blau und geschwollen gewesen, ihr Lippenbändchen sei gerissen und sie hatte überall blaue Flecke, darum sei ihre Mutter mit ihr im Krankenhaus gewesen. Simon ha-

be dann auch ihre Mutter übelst beleidigt und sie als Hure und Ähnliches bezeichnet. Jetzt habe sie an der Stimme von Leonie gemerkt, dass sie wieder was mit ihm hatte, weshalb sie jetzt den Kontakt zu ihr abbrechen würde. Sophia schlägt vor, dass sie ihr ja später einfach nochmal schreiben könne, das würde bei ihrer Mutter auch ziehen, wenn die den Kontakt abbricht. Ich bin immer noch verstört und fassungslos. Leonie erzählt daraufhin weiter: ›Ja, Simon ist voll abgegangen. Und kein Schwein hier glaubt mir. Der hat mich so zusammengeschlagen, dass ich ins Krankenhaus musste und keiner glaubt mir!‹ Ich: ›Wieso glaubt dir keiner? Wer glaubt dir nicht?‹ Leonie: ›Na die Betreuer glauben mir nicht. Sonst hätten die ja was gemacht. Wenn die mir glauben würden, dann würde der ja Konsequenzen kriegen, aber nix.‹ Ich weiß nicht, was ich sagen soll. […] Ich frage sie, was denn jetzt mit ihr und Simon sei und ob sie ihn angezeigt hätte. Sie verneint das und sagt, sie könne ihn nicht anzeigen, da er ja auf Bewährung draußen sei und dann in den Knast kommen würde. Ich versuche sie darin zu bestärken, dass sie sich weniger um ihn als um sich selbst sorgen müsse und er die Konsequenzen für sein Handeln selbst tragen müsse. Dann sagt sie, dass sie heute wieder mit ihm Sex hatte und deshalb nun ihre Mutter mega sauer sei. Währenddessen schreibt sie wieder WhatsApp-Nachrichten, ich vermute mit ihrer Mutter. Irgendwann klingelt ihr Handy und es ist ihre Mutter. Sie geht ran und fängt direkt wieder an zu weinen. Sophia und ich wollen nicht zuhören, also unterhalten wir uns über ihre Ausbildung und dies und jenes. Leonie weint neben uns und dicke schwarze Tränen voll von Kajal tropfen auf ihre Schenkel und ihre Tasche. Irgendwann legt sie wieder auf. Sophia und ich stellen unser Gespräch sofort wieder ein und schauen sie an. Leonie schluchzt, dass ihre Mutter sie nun vor die Wahl gestellt hat, dass sie sich zwischen ihr und Simon entscheiden soll. Sie solle sich aber darüber im Klaren sein, dass, wenn sie sich für Simon entscheide, sie auch ihre gesamte Familie nicht mehr sehen könne und sie auch den Kontakt zu ihrer Schwester verlieren würde. […] Irgendwann kommen wir wieder auf Leonies Problem mit Simon zurück. Ich frage nochmal nach, wie es am Freitag dazu gekommen ist, und sie erzählt, dass Simon entdeckt habe, dass Leonie noch die Nummer von ihrem Ex im Handy eingespeichert hat. Daraufhin sei er total ausgerastet und habe alle Fotos auf ihrem Handy gelöscht und die SIM-Karte zerstört und sie dann krass zusammengeschlagen. Ich bin wieder fassungslos. Ich weiß nicht, was ich sagen soll und frage dann aber, ob sie denn jetzt nicht mehr sauer auf ihn sei. Und sie sagt: ›Irgendwie kann ich nicht sauer auf ihn sein. Ich mein, ich kenn das nicht anders. In jeder Beziehung wurde ich geschlagen. Das gehört für mich fast dazu. Ich kenn das gar nicht anders.‹ Ich bin geschockt und denke daran, wie sie mir im Interview erzählt hat, dass sie selbst immer andere Menschen verprügelt hat. Nun kommt auch Kathrin raus und sagt: ›Mensch, ihr seid ja immer noch hier. Ist alles okay?‹ Leonie erzählt, dass ihre Mutter sie vor die Wahl gestellt habe und beginnt daraufhin wieder zu weinen. Kathrin nimmt sie in den Arm und sagt, dass sie ihrer Mutter ja nicht alles erzählen müsse. Leonie: ›Ich will sie nicht anlügen.‹ Kathrin: ›Du musst sie ja auch nicht anlügen. Aber auch nicht alles erzählen. Oder erzählst du ihr auch sonst immer, wenn du Sex hast?‹ Leonie lacht und sagt nein. Kathrin: ›Na also. Das war halt jetzt Sex mit dem Ex. Das heißt ja nun nicht, dass ihr wieder zusammen seid. Sowas passiert und dass deine Mutter das nicht will, ist ja auch klar, wenn er sie vor ein paar Tagen noch aufs Übelste beleidigt hat.‹ Leonie nickt. Kathrin streichelt noch

ein bisschen ihren Arm, dann sagt sie, dass sie nun auch los müsse. Ich schließe mich an, verabschiede mich und gehe mit Kathrin los.«

In dieser Szene lässt sich unmittelbar erkennen, dass die Jugendlichen in der Jugendhilfe alltäglich mit einer Vielzahl von schwerwiegenden und komplexen Problemen konfrontiert sind. Leonie wurde von Simon, mit dem sie als Paar zusammen in der Jugendhilfeeinrichtung lebt, derart verprügelt, dass sie ins Krankenhaus musste. Kurz nach diesem Vorfall hat sie sich erneut mit ihm sexuell eingelassen, was sie hier am Telefon ihrer Mutter gesteht, die daraufhin den Kontakt zu Leonie abbricht und das Telefonat abrupt beendet. Leonie steht in Tränen aufgelöst da und hat das Gefühl, ganz alleine zu sein. Ihre Aussage, dass sie in jeder Beziehung geschlagen wurde und das für sie »fast dazugehört«, offenbart, dass die Gewalteskalation mit Simon keinen Einzelfall darstellt und Leonie schon häufig Erfahrungen mit solchen körperlichen Übergriffen machen musste. Auch meine Erinnerung an das narrative Interview mit Leonie, in dem sie mir erzählt hat, dass sie selbst regelmäßig anderen Menschen gegenüber gewalttätig war, verdeutlicht, dass körperliche Auseinandersetzungen in Leonies Leben ein wiederkehrendes Thema darstellen.[79] Eine Situation, wie sie sich in dieser Protokollsequenz zeigt, stellt somit keine Ausnahmeerscheinung dar, sondern scheint vielmehr zum »Alltagsgeschäft« der Jugendhilfe zu gehören.

Auch bei dem Kontaktabbruch von Leonies Mutter handelt es sich offenbar um keine Ausnahme. Als Sophia versucht, Leonie zu trösten, und rät, dass Leonie ihrer Mutter »später nochmal schreiben könne«, was bei ihrer eigenen »Mutter auch ziehen [würde], wenn sie den Kontakt abbricht«, verdeutlicht, dass auch Sophia eine derartige Erfahrung durch ihre eigene Mutter kennt. Es scheint nichts Ungewöhnliches zu sein, dass die Jugendlichen mit solchen Beziehungsabbrüchen konfrontiert sind und umgehen müssen.

---

79 Wenngleich ich diesen Widerspruch nicht ausführlicher diskutieren werde, möchte ich an dieser Stelle zumindest kurz darauf eingehen: Während Leonie in der vorliegenden Protokollsequenz ausschließlich davon spricht, dass für sie Gewalt alltäglich ist und sie bereits ihr ganzes Leben immer wieder Gewalt erfahren musste, spart sie diesen Teil ihrer Biografie in dem Interview komplett aus: Sie erzählt ausschließlich davon, wie sie selbst andere junge Menschen auf brutale Weise verprügelt hat. Diese Selbststilisierung im Interview als aktive, gewaltausübende Person lässt sich als Umgangsweise mit ihren Erfahrungen von Ohnmacht und Hilflosigkeit deuten. Indem sie selbst zur gewaltausübenden Person wird und als Täterin andere verprügelt, kann sie sich handlungsmächtig fühlen und das unliebsame Gefühl von Ohnmacht und Hilflosigkeit vermeintlich loswerden oder für immer hinter sich lassen.

An diesen Beispielen zeigt sich also bereits eindrucksvoll die Alltäglichkeit des Leids bzw. die alltägliche Dimension von stark belastenden Situationen und schmerzhaften Erfahrungen innerhalb der Jugendhilfe.

Ich rekonstruiere vor diesem Hintergrund nun das Handeln der Sozialarbeiterin in dieser Sequenz und beginne dafür wieder mit dem manifesten Gehalt dieser Szene: Als Kathrin beim Verlassen der Einrichtung auf die aufgelöste Leonie trifft, die zusätzlich zu der Gewalt durch ihren Freund nun auch noch von ihrer Mutter vor die Wahl zwischen Simon und ihr gestellt wird, versucht Kathrin Leonie mit einer Umarmung und dem Ratschlag zu beruhigen, dass sie ihrer Mutter nicht alles erzählen solle. Sie bringt Leonie zum Lachen und signalisiert ihr, dass sie sich keine Sorgen machen müsse, weil so etwas wie »Sex mit dem Ex« manchmal vorkomme und die Reaktion der Mutter als Folge von deren Kränkung zu verstehen sei. Nachdem sie Leonie noch eine Weile den Arm gestreichelt hat, macht Kathrin Feierabend und verlässt die Einrichtung.

Diese Szene verweist auf ein Missverhältnis, das sich zwischen dem Grad der stattgefundenen Verletzung und dem Umfang der pädagogischen Behandlung auftut. Obwohl die Sozialarbeiterin auf Leonies Problem eingeht und sie versucht zu beruhigen, erscheint Kathrins Reaktion in keiner Weise angemessen für die Schwere und Ernsthaftigkeit der Situation. Anstatt wirkliche Anteilnahme zu zeigen und Leonie zu trösten, geht die Sozialarbeiterin nur peripher auf den Schmerz der Jugendlichen ein. Mit dem gut gemeinten Rat, dass sie ihrer Mutter nicht alles erzählen müsse, bietet sie eine pragmatische Lösung auf der Handlungsebene und versucht somit, ein komplexes Problem simpel zu lösen.[80] Kathrin nimmt Leonie in den Arm, jedoch bleibt die emotionale Teilnahme oberflächlich.

Auch meine Gefühle in dieser Situation verweisen auf das genannte Missverhältnis: Ich beschreibe meine Reaktionen im Gespräch mit Leonie mehrmals mit den Worten »geschockt«, »fassungslos« und damit, dass ich nicht weiß, was ich sagen soll. Diese Überforderung, Fassungslosigkeit und

80 Schütze begreift eine solche Umgangsweise als zentrale Paradoxie der Sozialen Arbeit. Er beobachtet eine Tendenz bei den Sozialarbeiter*innen, die Biografie der betroffenen Klient*innen auszublenden, da es einfacher sei, sich auf Probleme »ganz partialisierend zu konzentrieren, als die empirischen Bedingungen ihrer Wirksamkeit in Gestalt ihrer konkreten Einbettung in eine ganz bestimmte Lebenssituation und Lebensgeschichte mitzuerfassen. Das würde ja die Gefahr aufkommen lassen, daß zusätzliche, möglicherweise zentrale, Hintergrundprobleme in den Blick geraten, die noch viel mehr Arbeit machen könnten, als bisher schon von der Sozialarbeiterin zu leisten ist« (Schütze 1992: 159).

Sprachlosigkeit lassen sich in Bezug setzen zur komplexen Problemlage, die Leonie offenbart. Der Zugang zu diesen Gefühlen lässt sich somit als ein Hinweis darauf verstehen, was hier eigentlich wirkt – nämlich eine ganz entsetzliche Tragödie, die aber weder von Leonie noch von Sophia oder Kathrin als solche angesprochen wird – alle haben einen pragmatischen Umgang damit, haben vielleicht ein Stück weit akzeptiert, dass es nur wenig gibt, was sie individuell gegen die Problemlage unternehmen können.

Diese erste Deutung korrespondiert mit dem Erleben in der Interpretationsgruppe, die einen weiteren Hinweis für die psychosoziale Dynamik in dieser Situation bietet. So berichtet eine Interpretin davon, dass es ihr beim Lesen richtig wehgetan habe, dass die Sozialarbeiterin einfach aus der Situation geht und Leonie alleine lässt. Bei dieser Interpretin ist der Schmerz zu spüren, welcher bei Leonie seltsam abgespalten bleibt: Leonie war im Krankenhaus und berichtet davon, dass sie mit Verletzungen übersäht ist; die Verletzung der Mutter aber scheint viel schwerer zu wiegen. Zugleich formuliert eine weitere Interpretin aber auch Unsicherheiten, ob sie aus ihrer Position denn in der Lage sei, zu beurteilen, welches die richtige, angemessene oder notwendige pädagogische Intervention bei diesen Jugendlichen darstelle. Angesichts der Alltäglichkeit des Leidens und der Annahme, dass die Mutter bereits öfter den Kontakt abgebrochen haben könnte, gibt es die Fantasie, dass ein solcher Vorfall in der Jugendhilfe womöglich als »gar nicht so krass« erlebt werden würde. Somit wäre Kathrins Reaktion eventuell ein angemessener oder sogar genau der richtige Umgang. Ein Modus, der sich bewährt habe. Wenngleich hiermit versucht wurde, das Handeln der Sozialarbeiterin zu erklären oder nachzuvollziehen, bleibt in der Interpretationsgruppe der Grundtenor bestehen, dass ihre Umgangsweise mit Leonie ungenügend sei. Ihr Handeln wird als pädagogisch enttäuschend erlebt.[81]

An diesen Wahrnehmungen des sozialarbeiterischen Handelns wird fassbar, wie sich das Spannungsfeld zwischen den individuellen Bedürfnissen der Jugendlichen und den pädagogischen Maßnahmen entfaltet. Angesichts der Vielzahl und der Alltäglichkeit von schmerzhaften Erfahrungen kann nachvollzogen werden, wie Sozialarbeiter*innen einen Pragmatismus entwickeln, womit jedes Problem der Jugendlichen – und sei es noch

81 Diese Wahrnehmung zieht sich in der Interpretationsgruppe durch das gesamte Protokoll. An sämtlichen anderen Stellen wird sich darüber empört, dass die Sozialarbeiterin permanent unbefriedigend reagiere und die Jugendlichen immer nur abgekanzelt würden, womit deren Bedürfnisse auf der Strecke blieben.

so schwerwiegend und leidvoll – auf ein *business as usual* abgeflacht wird. Die Problembehandlung folgt der Logik eines rationalen Pragmatismus, was bedeutet, dass die Hilfe und Unterstützung weder an die Ursachen heranreichen noch dem Ausmaß der Verletzung gerecht werden kann. Die Sozialarbeiterin versucht zu helfen und zu trösten in dem Maße, wie es in der Jugendhilfe angesichts der Alltäglichkeit von Problemen und Unterstützungsbedarf angemessen und möglich erscheint, was allerdings nicht über eine oberflächliche Versorgung hinausgeht. Zugleich aber zeigt sich, dass die Verletzungen und der Schmerz sehr tief sitzen und es sehr viel mehr bräuchte als ein bloßes Behandeln an der Oberfläche – etwas, was den Schmerz zu lindern vermag, anstatt nur zu betäuben. Durch die verwalterische Tätigkeit und den rationalen, pragmatischen Charakter, der in der Arbeit mit den Jugendlichen zutage tritt, wird man den Jugendlichen und ihren Bedürfnissen nicht gerecht. Ihre Wunden werden nicht angemessen behandelt und sie bekommen nicht den Trost und die Aufmerksamkeit, die sie eigentlich bräuchten. Die Jugendlichen und ihre Bedürfnisse bleiben auf der Strecke.

In diesem Sinne bestätigt sich auch hier die aus den vorigen Sequenzen herausgearbeitete Interaktionsstruktur: Während die Jugendhilfe strukturell eine oberflächliche Notfallversorgung, pragmatische Hilfe und schnelle Lösungen bietet,[82] bleiben weitergehende Bedürfnisse – etwa nach Sicher-

82 Das allerdings bedeutet nicht, dass die Sozialarbeiter*innen auf jede Wunde nur ein Pflaster kleben. Im Gegenteil bedeutet auch die ›oberflächliche Notfallversorgung‹ für die Hilfeleistenden sehr viel Arbeit und Anstrengung, die oftmals nicht gesehen werden. Im Jugendhilfe-Alltag ist es meist nicht möglich, allen Jugendlichen mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen gerecht zu werden. Es können nicht alle Wunden ausreichend versorgt und alle stattgefundenen Verletzungen angemessen bearbeitet oder aufgefangen werden. Wenn sich die Sozialarbeiter*in einzelnen Jugendlichen intensiver zuwendet, kann es sein, dass dadurch andere in der konkreten Situation weniger Aufmerksamkeit bekommen. Ihre Arbeit ließe sich vielleicht mit der von Ersthelfer*innen an einer Unfallstelle vergleichen: Sie versuchen, allen Verwundeten die Hilfe zukommen zu lassen, die diese brauchen. Wenn die eine Person versorgt ist, schreit aber schon die nächste und manchmal rufen mehrere gleichzeitig. Schließlich geht es darum, allen so weit zu helfen, dass sie stabil sind. Das hängt sicherlich auch mit der sogenannten Ökonomisierung des Sozialen zusammen und der Tendenz zu neoliberaler Rationalisierung, die seit einigen Jahrzehnten im Sozialen Bereich um sich greifen (vgl. etwa Kessl 2013; Lutz 2010). Jedoch lassen sich nicht alle meine Ergebnisse auf diese neoliberalen Entwicklungen zurückführen. Wenngleich die Sozialarbeiter*innen unter prekären Bedingungen arbeiten (Personalmangel, geringe Entlohnung usw.), lässt sich das sozialarbeiterische Handeln (wenn etwa Björn mit Ironie begegnet oder Leonie mit ihrem Berufswunsch eine Abfuhr erteilt wird) nicht ausschließlich durch eine Ökonomisierung des Sozialen erklären. Zwar sind die Interventionsmöglichkeiten der Sozialarbeiterin eingeschränkt und

heit, tiefem Trost und Geborgenheit – verborgen und unbearbeitet. Vor dem Hintergrund einer komplexen und durchaus auch überfordernden und potenziell lähmenden Problemlage gewinnen die Akteur*innen und auch die Jugendlichen durch die pragmatische Bearbeitung durchaus ein Stück Handlungsmacht bzw. die Möglichkeit, etwas zu tun und ihre Situation mitzubestimmen. Zugleich aber verdeckt die alltägliche Verwaltung des Leids und die Art, wie Probleme pragmatisch bearbeitet werden, dass es sehr viel weitergehende Bedürfnisse gibt, die dadurch unerfüllt bleiben, und dass die Jugendlichen gerade *durch* diesen vorherrschenden Umgang vernachlässigt – ja in gewisser Weise sogar aufgegeben – werden.

Allerdings will ich auch hier nochmals betonen, dass diese unzureichende Hilfe gerade nicht als individuelles Versagen der Betreuer*innen zu verstehen ist. Vielmehr handelt es sich dabei um ein strukturelles Problem, das im System der Jugendhilfe eingelagert bzw. für die Soziale Arbeit konstitutiv ist. Der strukturelle Charakter zeigt sich beispielsweise daran, dass sich diese spezifische psychosoziale Dynamik in der Interpretationsgruppe, in der das Beobachtungsprotokoll tiefenhermeneutisch ausgewertet wurde, eindrücklich reinszeniert hat. Obwohl von einem Teilnehmer explizit der Wunsch geäußert wurde, in eine Textstelle des Beobachtungsprotokolls tiefer einzusteigen, konnten sich die Interpret*innen über einen auffällig langen Zeitraum nicht darauf einigen, welche Sequenz sie sich genauer ansehen wollen. Alle formulierten unterschiedliche Bedürfnisse, die nicht gleichzeitig zu befriedigen waren, sodass es kaum zu einer Einigung kam. Schließlich fiel die Entscheidung auf die oben zitierte Sequenz mit Leonie. Nach einem gemeinsamen Lesen sprangen die Interpret*innen erneut von einem Aspekt zum nächsten. Anstatt sich auf den Text und die enthaltenden Themen wirklich einzulassen, um zu verstehen, was hier vor sich geht, wurde die Textstelle schnell und oberflächlich abgearbeitet, bis eine Teilnehmerin aufstöhnte, dass sie keine Lust mehr habe, weiterzumachen, und die Interpretation dieser Sequenz damit abgebrochen wurde. Das Bedürfnis, sich einer Textstelle intensiv zu widmen und diese gründlich zu analysieren, blieb damit unerfüllt. Stattdessen wurde die Sequenz von den Interpret*in-

---

sie hat nur begrenzte Kapazitäten, dennoch hat sie alternative Handlungsmöglichkeiten in ihrem Arbeitsalltag und nutzt auch jene Möglichkeiten nicht, die sich ganz konkret bieten. In diesem Sinne lässt sich also auch hier davon ausgehen, dass ihr Handeln – wie schon in 4.1.2 – mit der spezifischen Subjektivierungsweise in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zusammenhängt.

nen pflichtbewusst, pragmatisch und oberflächlich abgearbeitet. In der Interpretationsgruppe fingen die Akteur*innen an zu »verwalten« und wie in der Jugendhilfeeinrichtung nach einer Logik »instrumenteller Vernunft« (Horkheimer 2007) zu verfahren. Dass die Interpretationsgruppe selbst in diese Dynamik verfällt und das unzureichende, pragmatische Handeln der Sozialarbeiterin reinszeniert – obwohl genau das im Verlauf der Analysesitzung kontinuierlich und vehement kritisiert wurde –, verweist m. E. eindrücklich auf den strukturellen Charakter dieser Problematik.

Nachdem es bislang vor allem um die Tiefenstruktur sozialarbeiterischen Handelns ging, stellt sich nun die Frage, welche psychosoziale Dynamik sich in den Reaktionen der Jugendlichen zeigt.

4.2.2 Aggression und die reinigende Kraft des Ausschlusses

Um mich dieser tieferen Bedeutungsstruktur der jugendlichen Umgangsweisen zu nähern, möchte ich mit einer signifikanten Wendung des affektiven Verlaufs beginnen, die sich bei der Auswertung des Beobachtungsprotokolls innerhalb der tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppe vollzogen hat. Während der Interpretationssitzung herrschte die meiste Zeit ein Konsens darüber, dass die Sozialarbeiterin Kathrin nicht angemessen auf die Jugendlichen reagiere und von ihr deutlich mehr zu erwarten wäre. Es böten sich diverse pädagogische Handlungsmöglichkeiten, die sie jedoch an keiner Stelle befriedigend nutzen würde. Es wurde gewünscht, dass sie mehr auf die Jugendlichen eingehe, mehr Interesse an deren Themen und Probleme zeige, mehr Hilfestellung leiste und mehr pädagogisch interveniere. Bei sämtlichen Szenen und Sequenzen des Protokolls zeigten sich die Interpret*innen ernüchtert und betonten ihre Enttäuschung über die als unzureichend empfundene Arbeit der Sozialarbeiterin, die nicht angemessen auf die Bedürfnisse der Jugendlichen reagieren würde. Als wir uns aber schließlich gegen Ende der Interpretationssitzung auf eine Metaebene begaben und gemeinsam versuchten, die Übertragungsdynamik während der Textanalyse zu reflektieren, passierte etwas Bemerkenswertes: Erstmals äußerte ich mich inhaltlich zum Diskussionsverlauf und berichtete, dass ich während der Analyse häufiger das Bedürfnis verspürt hatte, die Sozialarbeiterin gegen die harten Urteile der Interpret*innen zu verteidigen und Kathrins Handlungen zu erklären und zu rechtfertigen. Ich führte aus, dass in meinen Augen das Problem nicht ausschließlich und nicht in erster Linie

in dem mangelnden pädagogischen Anspruch oder dem unzureichenden Vermögen der Fachkräfte läge, sondern vor allem in den strukturellen Bedingungen zu finden sei, mit denen die Angestellten im sozialen Bereich zu kämpfen hätten. Die Sozialarbeiter*innen hätten womöglich selbst auch emanzipatorische Ideale und Werte, jedoch würden sie in der Praxis immer wieder an Grenzen stoßen – etwa, weil es zu wenig Ressourcen, Zeit und Personal gibt –, womit die Sozialarbeitenden permanent an ihren eigenen Ansprüchen scheiterten sowie mit strukturellen Mängeln zu kämpfen hätten, was natürlich auch individuell zu Frustration und Resignation führe. Durch dieses Plädoyer für eine empathische Sicht auf die Sozialarbeiter*innen veränderte sich die Stimmung in der Gruppe plötzlich gravierend: Wo bislang das Gefühl der Enttäuschung über das als unzureichend empfundene Handeln der Pädagogin dominierte, brachten die Interpret*innen nunmehr sehr heftige und starke Affekte von Wut und Aggression zum Ausdruck. Einige Teilnehmer*innen reagierten mit absolutem Unverständnis auf das von mir Gesagte und waren vollkommen aufgebracht darüber, dass ich versuchte, die Sozialarbeiterin zu verteidigen. Sie bekräftigten, dass das Handeln der Betreuer*innen streng verurteilt werden müsse, was sich etwa vor allem an dem fahrlässigen und pädagogisch unverantwortlichen Umgang mit Simon festmachen ließe: Dass Simon, der seine Freundin verprügelt hat, nicht unmittelbar aus der Einrichtung entlassen werde, sondern einfach weiter da wohnen dürfe, sei unverzeihlich.[83] Es mache sie wütend, wie die Sozialarbeiter*innen Simon trotz seiner vielfachen Fehltritte einbinden würden,[84] wodurch die anderen Jugendlichen noch weniger Aufmerksamkeit bekämen. Die Interpret*innen sind überzeugt davon, dass Simons Handeln nicht tragbar sei und die Gewalt gegen Leonie eine strenge Sanktion in Form einer sofortigen Entlassung verlangt hätte. Der Einwand einer einzelnen Interpretin, dass man nicht alle gewalttätigen Jugendlichen sofort rausschmeißen könne und die Jugendlichen möglicherweise keinen anderen Ort hätten, wo sie hingehen könnten, bringt die anderen Disku-

83 Dieser Begriff »unverzeihlich« transportiert sehr plastisch, was da zwischen der (nichtsozialarbeiterischen) Interpretationsgruppe und der Sozialen Arbeit in ihrer gesellschaftlichen Funktion passiert. Es ist erstaunlich, dass von außen so strenge Anforderungen an die Soziale Arbeit gestellt werden – von Menschen, die sich ohne ›schlechtes Gewissen‹ nicht um diese Probleme zu kümmern brauchen. Diese Anforderungen an die Soziale Arbeit spiegeln ein gesellschaftliches Verhältnis wider: »Ihr Sozialarbeiter*innen müsst euch gefälligst um diese schwierigen Jugendlichen kümmern und euer Bestes geben, sonst seid ihr Schuld daran, dass es nicht funktioniert«.

84 Dies geschehe etwa, indem er an dem Gruppennachmittag teilnehmen darf.

tant*innen noch weiter auf. Sie betonen nachdrücklich die Notwendigkeit einer kompromisslosen Sanktionierung seines Verhaltens, ohne Rücksicht darauf, was das für ihn für Folgen haben könnte:

»Ist doch egal, was dann mit ihm ist. Der muss sich halt zusammenreißen. Wenn er auf der Straße steht, wird er aufhören, Leute zusammenzuschlagen. Das ist dann halt auch sein Problem. Er kann ja nicht die Leute zusammenschlagen und da wohnen bleiben.«

»Im Knast hat er auch ein Bett und Essen.«

»Der sprengt ja das ganze System. Er macht den Ort für alle unsicher. Er führt das ganze Prinzip von Solidarität ad absurdum. Er hält sich an keine Regeln. Er macht keinen Abwasch. [...] Er hat den Gewaltexzess. Es gibt so viele Dinge, die man nicht entschuldigen kann. Die man ihm unabhängig von den Strukturen und seiner Geschichte vorwerfen kann.«

»Dann sitzt er halt auf der Straße. Besser, als wenn er mit der Masche immer wieder durchkommt.«

Die Wut und Bestrafungsfantasien Simon gegenüber lassen erst nach, als ich offenbare, dass der Jugendliche kurze Zeit nach der teilnehmenden Beobachtung tatsächlich aus der Einrichtung entlassen wurde: »Na Gott sei Dank! Erleichterung!«

Die Dynamik, die sich hier in der Interpretationsgruppe entfaltet, weist auf eine weitere, tiefere Sinnebene hin, die bislang verborgen war: In den ersten eineinhalb Stunden steht vor allem das Versagen und Verschulden der Sozialarbeiter*innen sowie die Bedürftigkeit und Verletzlichkeit der Jugendlichen im Zentrum der Aufmerksamkeit. Es bildet sich in der Interpretationsgruppe eine dichotome Opfer-Täter-Struktur und ein Bewertungssystem heraus, in dem es nur richtig oder falsch zu geben scheint: Wer Täter (Sozialarbeiterin und Simon) und wer Opfer (Leonie und Sophia) ist, scheint genauso eindeutig zu sein, wie es auch klare Vorstellungen davon gibt, wann die Jugendlichen sanktioniert und wann sie unterstützt werden müssen.

Betrachten wir die letzte Protokollsequenz von Leonie hinsichtlich dieses Aspekts, wird jedoch deutlich, dass es kein Schwarz-Weiß gibt, sondern alles unglaublich schnell passiert und die Zuweisungen doch nicht so eindeutig sind: »Schuldig« wird plötzlich zu »unschuldig« (Simon, der schlägt und unschuldig bleiben soll, weil ihm sonst Gefängnis droht) und umgekehrt (die rettende Mutter, die zur eigentlichen Übeltäterin wird). Dazu kommt eine breite Palette an Abstufungen und Schattierungen, die eine eindeutige Bestimmung dessen, was ist, nahezu unmöglich machen (Leonie, die Gewalt erfährt, aber in ihrem Interview erzählt, wie sie selbst Schwächere verprü-

gelt; oder die Sozialarbeiterin, die Hilfe leistet, ohne dabei wirklich zu helfen). In der Interpretationsgruppe werden diese Zwischentöne ignoriert und in ein dichotomes Kategoriensystem einsortiert. So wird Leonie beispielsweise ausschließlich als Betroffene gesehen, obwohl in dem Protokoll auch deutlich wird, dass sie selbst schon oft gewalttätig geworden ist und dadurch keinesfalls lediglich »Opfer« ist. In dem Moment aber, in dem ich mich ebenfalls in der Diskussion äußere und eine differenziertere Betrachtung der Sozialarbeiter*innen einfordere, werden die bislang geglaubten Gewissheiten brüchig und die klare Opfer-Täter-Dichotomie gerät ins Wanken.[85]

Die Interpretationsgruppe steht somit – wie auch die Akteur*innen in der Jugendhilfe – einer komplexen, unübersichtlichen Situation gegenüber, in der die Frage von richtigem Handeln nicht so leicht zu beantworten ist. Um zu einer angemessenen Entscheidung zu kommen, bräuchte es die Zeit und Ruhe, sich einer einzelnen Sache intensiv zu widmen, die angesichts struktureller Dispositionen jedoch nicht zur Verfügung steht. Das Ausmaß und die Alltäglichkeit des Elends sind erdrückend. Dass die Jugendlichen mit sehr vielschichtigen Konflikten in der Jugendhilfe landen und auf komplexe Situationen helfend reagiert werden soll, scheint eine unlösbare Aufgabe. Angesichts dieser Zustände bleibt das Bedürfnis unbefriedigt, den Jugendlichen wirkliche Hilfe zuteilwerden zu lassen. Es entsteht ein Gefühl von Überforderung, Ungerechtigkeit und Ohnmacht, das kaum zu ertragen ist.

Insofern ist es bezeichnend, dass genau in dem Moment, als die Sozialarbeiterin verteidigt und das dichotome Richtig-falsch-Schema erschüttert wird, die Wut sich vollständig auf Simon richtet und zunehmend aggressiv an ihm ausagiert wird. Die Teilnehmer*innen der Interpretationsgruppe leben an ihm sämtliche autoritäre Fantasien ungebremst aus, wie an den oben zitierten Kommentaren deutlich wird. Es geht um individualisierte Schuld, um »wegsperren«, »aufgeben«, »rausschmeißen« – so jemanden brauchen »wir« nicht. Dass die Sozialarbeiter*innen versuchen, den Jugendlichen so lange zu halten wie nur möglich, um einen positiven Einfluss auf ihn nehmen zu können, wird genauso abgeurteilt wie das Verhalten des Jugendli-

85 Während die Sozialarbeiterin vorher eindeutig auf der Täter*innen-Seite verortet wurde, wogegen sich die Teilnehmer*innen der Interpretationsgruppe in ihrem Idealismus selbst als bessere Helfer*innen oder gar Retter*innen imaginieren konnten, bringe ich durch meine Behauptung, dass die Sozialarbeiter*innen einst die Ideale der Interpret*innen geteilt hätten, die beiden Positionen in ›gefährliche‹ Nähe zueinander.

chen selbst. Erst der Ausschluss von Simon sorgt für die erwünschte Ersatzbefriedigung. Denn über die kompromisslose Sanktionierung seines unverzeihbaren Verhaltens kann nicht nur ein Gefühl von Handlungsmacht (wieder)hergestellt werden (denn die Fantasie, Leonie zu retten, wird mit dem Rauswurf Simons ein Stück weit befriedigt). Darüber hinaus – und das ist hier zentral – übernimmt Simon die Funktion des Sündenbocks.[86] Der Akt seines Ausschlusses hat eine entgiftende und reinigende Wirkung: Die Interpret*innen können (wie auch die Sozialarbeiter*innen) erneut ein Selbstverhältnis als moralisch richtig handelnde Instanz errichten.[87]

4.2.3 Verborgene Aggressionen der Jugendlichen

Dass genau in dem Moment in der Interpretationsgruppe Wut aufkommt, als ich mich mit der Sozialarbeiterin identifiziere und ihr Verhalten und die unzureichende Hilfe rechtfertige, verweist aber noch auf eine weitere Deutungsmöglichkeit – nämlich, dass die Jugendlichen in der Jugendhilfe ebenfalls eine starke Aggression verspüren müssen, die jedoch größtenteils latent bleibt. Zwar benennen die Jugendlichen selbst im Beobachtungsprotokoll an einigen Stellen Unzufriedenheit oder Ärger gegenüber den Betreuer*innen, jedoch bleibt die Wut insgesamt abgespalten und wenig greifbar. So etwa in der ersten Sequenz, in der Leonie zu Kathrin sagt: »[H]ör auf, meine Hoff-

86 Beim Sündenbock-Komplex handelt es sich ursprünglich um ein christlich-religiöses Ritual. Der Sündenbock wird symbolisch mit allen Verfehlungen und Fehlern einer Gruppe beladen und in die Wüste verstoßen. Durch seine Verbannung kann das Kollektiv entgiftet, befriedet und gereinigt werden, womit der Sündenbock zur Versöhnung zwischen Gott und den Menschen dient (vgl. Brinton-Perera 1987).

87 Bemerkenswerterweise wird in der Interpretationsgruppe am Ende auf die gleiche Art argumentiert, wie es die Sozialarbeiter*innen tun. Über Simon wird gesagt: »Der sprengt ja das ganze System. Er macht den Ort für alle unsicher. Er führt das ganze Prinzip von Solidarität ad absurdum. […] Ich verstehe schon, dass man ihn dann auch nicht einfach aufgeben darf und man ihm Optionen aufzeigen muss, aber auf der anderen Seite kann man nicht das Ideal der Mission gefährden, um ihn noch mitzuziehen.« Diese Aussage ist sehr aufschlussreich. Obwohl in der Interpretationsgruppe vorher vor allem die Jugendhilfe und die Sozialarbeiter*innen problematisiert werden, findet hier eine Verschiebung statt: Plötzlich wird mit diesem Kommentar suggeriert, dass dieser Ort *eigentlich* (das heißt ohne einen Jugendlichen wie Simon) ein sicherer sei, der nach dem Prinzip von Solidarität funktioniere. Die Formulierung, man könne wegen ihm »nicht das Ideal der Mission gefährden«, lässt die religiöse Dimension sichtbar werden, wonach die Jugendhilfe offenbar einen (christlichen) Auftrag hat, die Seelen der Jugendlichen zu retten und sie zu einem moralisch besseren Leben zu bekehren.

nung zu zerstören.« Die Bildung des Imperativs zeigt, dass es Leonie damit ernst ist. Es klingt fast wie ein durch eine Verletzung hervorgerufener Aufschrei (»Hör auf, mir wehzutun.«). Das Verb zerstören weist ebenfalls darauf hin, dass Kathrins Handlung als sehr gewaltvoll erlebt wird. Leonie macht an dieser Stelle also deutlich, wie schlimm sie den Eingriff der Betreuerin empfindet, und doch folgt daraus nichts weiter. Es werden keine Gefühle explizit gemacht. Der Gruppennachmittag läuft weiter, als sei nichts gewesen.

Ähnlich verhält es sich auch in der Sequenz, in der Leonie darüber spricht, wie die Sozialarbeiter*innen auf Simons Gewaltausbruch reagiert hätten:

»Ja, Simon ist voll abgegangen. Und kein Schwein hier glaubt mir. Der hat mich zusammengeschlagen, dass ich ins Krankenhaus musste und keiner glaubt mir! […] Sonst hätten die ja was gemacht. Wenn die mir glauben würden, dann würde der ja Konsequenzen kriegen, aber nix.«

Wie auch die Interpret*innen versteht Leonie nicht, dass Simons Handeln keine Bestrafung nach sich zieht. Sie fühlt sich nicht ernst genommen und bezeichnet die Sozialarbeiter*innen indirekt als Schweine, die ihr nicht glauben, nicht angemessen reagieren und intervenieren würden. Obwohl sie also eine deutliche Unzufriedenheit mit dem Handeln der Sozialarbeiter*innen äußert und sich darüber empört, scheint sie seltsam distanziert zu dieser Emotion. Sie klingt beinahe unbeteiligt und scheint sich damit irgendwie abzufinden, dass ihr ein solches Unrecht widerfährt. In der Interpretationsgruppe reinszeniert sich dieser Mechanismus dadurch, dass die Interpret*innen während des gesamten Interpretationsverlaufs zwar Kritik an der Sozialarbeiterin formulierten und ihre Unzufriedenheit mit ihren pädagogischen Tun zum Ausdruck brachten, aber diese Unzufriedenheit nicht von einer Emotion getragen war. Erst ganz am Ende der Sitzung wird die Wut, die bei Leonie also offenbar unterdrückt oder verdrängt ist, in der Interpretationsgruppe explizit gemacht und zunehmend aggressiv an Simon ausagiert.

Doch warum muss diese Wut verdrängt werden? Leonie gibt auf diese Frage eine – zumindest vorläufige – Antwort, wenn sie über ihr Verhältnis zu Simon und dessen Gewalthandeln spricht:

»Irgendwie kann ich nicht sauer auf ihn sein. Ich mein, ich kenn das nicht anders. In jeder Beziehung wurde ich geschlagen. Das gehört für mich fast dazu. Ich kenn das gar nicht anders.«

Nehmen wir an, diese Gewalterfahrung steht symbolisch für das, was die Jugendlichen ihr ganzes Leben erfahren: Sie werden abgewertet, verachtet, erniedrigt, verletzt und in all dem Schmerz und all den Verletzungen, die ihnen widerfahren, nicht ernst genommen. Trotz dieser Erfahrungen können die Jugendlichen keine Wut entwickeln, weil sie eine solche Behandlung von klein auf kennen. Es gehört für sie dazu. Wie Leonie auf Simon nicht böse sein kann, sondern sein Verhalten hinnimmt und bei ihm bleibt, so nimmt sie auch die schlechte Behandlung durch die Sozialarbeiter*innen hin, ohne es ihnen übel zu nehmen oder Konsequenzen zu ziehen. Denn damit ist sie zumindest nicht alleine. Wie sie sich nicht von Simon abwenden kann, weil sie sonst in partnerschaftlicher Hinsicht alleine wäre, kann sie sich nicht gegen die Sozialarbeiter*innen wenden, da sie dadurch ihren Betreuungsplatz riskieren würde und am Ende völlig auf sich allein gestellt wäre. So sehnt sie sich womöglich durchaus danach, dass ihre Bedürfnisse erfüllt werden; dass sie in ihrem Traum, Journalistin zu werden, unterstützt wird; dass sie sich bei häuslicher Gewalt durch ihren Freund der Solidarität der Sozialarbeiter*innen sicher sein kann und sein Handeln Konsequenzen hat; dass ihre äußeren und inneren Wunden angemessen versorgt werden; und dass sie Trost findet, wenn ihre Mutter den Kontakt abbricht. All diese Bedürfnisse nicht erfüllt zu bekommen und stattdessen noch vor den Kopf gestoßen und vernachlässigt zu werden, ist sicher schmerzhaft und muss unglaublich viel Wut erzeugen.[88]

Da aber die Sozialarbeiter*innen immerhin da sind und Unterstützung bieten, welche zwar nicht ausreichen mag, aber immer noch besser ist, als gar keine Versorgung zu erhalten, *kann* diese Wut nicht an den Sozialarbeiter*innen ausagiert werden. Denn, wenn sich die Jugendlichen aggressiv gegen die Sozialarbeiter*innen wenden, laufen sie damit Gefahr, dass ihnen am Ende auch diese Zuwendung versagt bleibt. Dieses Verbot oder Tabu, wonach sich die Wut nicht gegen die Sozialarbeiter*innen richten kann, zeigt sich auch innerhalb der Interpretationsgruppe. Obwohl gerade in dem Moment die Wut explizit wird, als ich beginne, die Betreuerin zu verteidigen, können die Interpret*innen sie nicht an dieser ausagieren, weil ich nun mit

88 Besonders, wenn sich die Sozialarbeiterin erst damit verteidigt, dass sie ja eigentlich nur helfen will, und sie ihre unzureichende Hilfe dann noch damit rechtfertigt, dass sie individuell nichts ausrichten könne, sondern die Strukturen und institutionellen Beschränkungen nun einmal so seien, wie ich es (gewissermaßen als Fürsprecherin der Sozialarbeiterin) gegenüber der Interpretationsgruppe argumentiert habe.

ihr identifiziert bin. Die Aggression der Interpret*innen würde sich damit auch auf mich richten, was zu diesem Zeitpunkt in der Interpretationssitzung offenbar nicht ohne Weiteres geht. Es braucht also ein weiteres Ersatzobjekt, an dem sich die negative Emotion entladen kann. In der Interpretationsgruppe ist dieses Ersatzobjekt Simon. Die Wut wird auf ihn umgeleitet und hier aggressiv ausagiert, was sich an den Zitaten oben deutlich ablesen lässt. Auch die Wut der Jugendlichen, die sich unter anderem gegen die Sozialarbeiter*innen, gegen das gesamte System und alle Ungerechtigkeit richtet, die ihnen tagtäglich widerfährt, wird entweder verborgen und verdrängt oder auf einen Dritten umgeleitet, wo sie sich schließlich entladen kann. Diese Umleitung der Aggression zeigt sich bei den Jugendlichen, wenn sie beispielsweise ohne ersichtlichen Grund Leute verprügeln, wie es mir Leonie in einem Interview berichtet, oder wenn sie – wie Simon – auf populistische Weise Journalist*innen schlechtmachen.[89]

4.2.4 Die Jugendlichen auf ihren sozialen Platz verweisen

Jugendliche werden in der Regel in der Jugendhilfe untergebracht, wenn sie kurz- oder langfristig nicht mehr in ihren Familien leben können oder wollen (vgl. Rätz et al. 2014; Kap. 2.1.1). In den Einrichtungen sollen sie betreut, versorgt und gefördert werden und jene Zuwendung und Unterstützung erhalten, die ihnen – aus welchen Gründen auch immer – woanders nicht gewährt werden kann (vgl. ebd.). Da Adressat*innen in der Jugendhilfe zum Teil bereits aus prekären und sozial benachteiligten Verhältnissen kommen und somit viele nicht auf finanzielle, soziale oder kulturelle Ressourcen ihrer Familien zurückgreifen können, wie es beispielsweise Jugendlichen aus bürgerlichen Familien häufig möglich ist, würden die Adressat*innen in der Jugendhilfe eigentlich *mehr* Hilfe, Unterstützung und Support benötigen als junge Menschen, deren Ausgangssituation vorteilhafter ist. Anstatt jedoch hier eine umfassende emotionale, soziale wie auch strukturelle Versorgung zu bekommen, werden sie oftmals lediglich mit sozialen Hilfeleistungen bedacht, die ihre Bedürfnisse nur notdürftig erfüllen können. Auf diese Wei-

---

89 Das zeigt sich zudem – teilweise noch deutlicher – in anderen Interviews, wenn Jugendliche etwa von Gewaltexzessen berichten (Lucy), gegen Geflüchtete hetzen (Roxy) oder Stellung gegen Menschen beziehen, die vermeintlich Nutznießer*innen des Systems sind bzw. ungerechterweise Privilegien genießen (Maik, Björn).

se wird eine möglicherweise ohnehin schon prekäre Lebensweise in der Jugendhilfe strukturell aufrechterhalten, reproduziert oder gar verschlimmert (siehe Kap. 5.1).

Doch was ist mit ihrem Wunsch nach einem guten Leben? Sie haben ebenfalls die Sehnsucht nach mehr – z. B. mehr Erfüllung, Luxus oder Glück – und wollen auch die Chancen und Möglichkeiten bekommen, die das Leben anderen Jugendlichen bereithält. Dieser Wunsch nach einem besseren Leben zeigte sich etwa an Leonies empörter Aufforderung Kathrin gegenüber: »[H]ör auf, meine Hoffnung zu zerstören.« Zwar sagt Leonie in dem narrativen Interview, das ich mit ihr führte, dass sie eine Ausbildung als Verkäuferin anstrebt, woran sich zeigt, dass sie sich selbst keine großen Chancen auf eine journalistische Karriere ausrechnet. Jedoch will sie zumindest das Recht haben, von solchen Traumberufen und den damit zusammenhängenden Privilegien zu träumen, und bei ihren beruflichen Perspektiven solidarisch unterstützt werden. Stattdessen wird ihr jedoch gespiegelt, dass das gute Leben eine Illusion ist. Das Verfolgen von höher gesteckten Zielen oder Traumberufen wird ihr nicht zugestanden. Obwohl die Jugendlichen unentwegt mit bürgerlichen Werten und Normen adressiert werden und aufgefordert sind, sich diesen Normen zu unterwerfen, geht es in der Jugendhilfe offenbar nicht darum, dass sie in eine bürgerliche Klasse hinein sozialisiert werden.[90] Im Gegensatz zu einem Verständnis von Pädagogik als Dialektik von Unterwerfung und Ermächtigung – nämlich dass die Individuen lernen, sich Normen zu unterwerfen, um sich auf diese Weise zu ermächtigen – zeigt sich hier etwas anderes. Offenbar geht es

90 Kessl entwirft in seiner Studie *Der Gebrauch der eigenen Kräfte* eine Art Genealogie der Pädagogik, in der er sich auf die Überlegungen zu Erziehung von Aristoteles und Platon bezieht. Beide beschäftigen sich mit der Frage von Erziehung in Bezug auf die Ausbildung zukünftiger politischer Führer. Sie gehen davon aus, dass Jungen geführt werden müssen, um eigene Führungsfähigkeiten zu entwickeln (vgl. Kessl 2020: 36). Während bei Aristoteles die Demokratie eine generelle Selbstführungsfähigkeit erfordert, weshalb sich seine Vorstellung von Erziehung an alle Bürger richte, ist bei Platon nur ein auserwählter Teil der Männer zur Selbstführung und damit auch zur späteren Fremdführung fähig. »Politische Aufgabe ist es im platonischen Staatssystem, die zur Führung begabten jungen Männer zu identifizieren. Die zur Selbstführung Fähigen seien dann auch für die (Fremd-) Führung derjenigen zuständig, die selbstführungsunfähig seien« (ebd.: 37 f.). Entsprechend schlägt Platon drei hierarchisch organisierte soziale Stände vor: »den Stand der Bauern, Handwerker und Krämer (*Gehorsam*), den Stand der Wächter (*Tapferkeit*) und den Stand der philosophischen Regenten (*Vernunft*)« (ebd.: 38). Für Platon sind also nur wenige zur Erkenntnis und zur Führung anderer fähig. Die große Mehrheit »verweile aber in einer Betrachtung der Schatten in der Höhle der Unkenntnis« (ebd.: 39).

in diesem Prozess der Unterwerfung nicht nur oder nicht in erster Linie darum, dass die Jugendlichen ermächtigt und befähigt werden, ein besseres Leben zu leben. Vielmehr scheint hier die Unterwerfung lediglich dem Zweck zu dienen, sie gehorsam bzw. gefügig zu machen. Sie werden damit auf ihren sozialen Platz verwiesen. Und dieser Platz befindet sich – wie es sich schon im vorherigen Abschnitt gezeigt hat – in einer untergeordneten sozialen Position. Erfolgreiche oder auch erfüllende Berufe sind für andere Menschen vorgesehen. Das gute Leben und damit zusammenhängende Privilegien und Ressourcen werden ihnen ebenfalls verwehrt. Sogar, dass sie bloß den Wunsch nach mehr haben oder Rechte einfordern, wird ihnen gewissermaßen abgesprochen. Das zeigt sich auch an einer weiteren Sequenz aus dem Beobachtungsprotokoll, in der Kathrin, Sophia und ich zusammen im Hof stehen:

»Kathrin sagt, dass sie nun wieder hoch [in die Gruppenräume] gehen würde. Sie verabschiedet sich und fragt Sophia, ob sie denn Freitag auch kommt. Sophia reagiert empört: ›Ich hab doch …‹ Kathrin unterbricht sie: ›Ach stimmt, klar, du hast ja Geburtstag. Das hatte ich gerade nicht auf dem Schirm. Wir haben jetzt gar keine Uhrzeit mehr ausgemacht. Wann kannst du denn? Zum Schulprojekt gehst du Freitag nicht, oder?‹ Sophia: ›Ne Mann. Das nervt voll. Ich muss in zwei Wochen jetzt extra nochmal hin und mein Geburtstag und meinen Abschied feiern. Eigentlich wollten wir das direkt an diesem Freitag feiern, aber die Lehrer haben ausgerechnet an dem Tag eine Fortbildung gebucht. Jetzt muss ich deshalb in zwei Wochen nochmal hin. So'n Scheiß.‹ Kathrin: ›Na komm. Da warst du ja jetzt schon voll lange. Da kannst du auch nochmal hin zum Abschiedfeiern.‹ Sophia: ›Ich war da viel zu lange. Zwei Jahre war ich jetzt da.‹ Kathrin lacht und verabschiedet sich. Mir ist ein bisschen kalt, also gehe ich mit Kathrin nach oben, um dann auch Feierabend zu machen. Im Treppenhaus meint Kathrin leise zu mir: ›Ach unsere kleinen Narzissten. Jetzt haben die einfach eine Fortbildung gebucht. Wo doch Sophia an dem Tag Geburtstag hat.‹ Sie lacht. Ich lache mit.«

Kathrin hatte zunächst Sophias Geburtstag vergessen. Als sich Sophia dann enttäuscht darüber zeigt, dass in ihrem Schulprojekt genau an ihrem letzten Schultag, an dem außerdem ihr Geburtstag gefeiert werden sollte, die Lehrer*innenschaft auf eine Fortbildung geht, reagiert die Sozialarbeiterin wenig verständnisvoll. Im Gegenteil: Mit mir unter vier Augen pathologisiert sie Sophias Enttäuschung und bezeichnet die Jugendlichen als kleine Narzissten, worüber wir gemeinsam lachen. Der Wunsch, dass Sophias Geburtstag Anlass dafür sein soll, dass eine Fortbildung für ein ganzes Lehrer*innenkollegium verschoben wird, erscheint lächerlich. Wenn man jedoch versucht, diese Sache aus Sophias Perspektive zu sehen, dann ist ihr

Wunsch, dass es wenigstens einmal im Jahr um sie gehen soll, eigentlich nicht sonderlich übertrieben oder exzentrisch. *Einen* Tag im Jahr will sie im Zentrum stehen und Wertschätzung erfahren. Stattdessen bekommt sie gespiegelt, dass sie kein Recht auf so etwas hat, dass sie keine Ansprüche stellen soll und ihre Bedürfnisse nicht so wichtig sind. Dabei wurde bereits eingangs dargelegt, dass Jugendhilfe auch den expliziten Auftrag hat, eine gegenüber der Familie bzw. den Personensorgeberechtigten stellvertretende Erziehungsfunktion zu übernehmen. Das Feiern von Festen und Geburtstagen lässt sich darin als wichtiger Bestandteil von Erziehung und jugendlicher Lebenswelt verstehen.

An diesem Beispiel zeigt sich also erneut eindrücklich, dass die Jugendlichen sowohl im Großen, also bezogen auf ihre Berufswünsche und Lebensträume, als auch im Kleinen, etwa hinsichtlich ihres Geburtstags, auf einen spezifischen sozialen Platz verwiesen werden. Sobald die Jugendlichen versuchen, aktiv zu werden, mehr einzufordern oder lediglich weitere Wünsche äußern, werden sie zurechtgewiesen. Und nicht nur das: Indem die Sozialarbeiter*in und ich gemeinsam über Sophias vermeintlich unangebrachten Wunsch lachen, erheben wir uns über sie, während wir sie zugleich massiv abwerten. So werden die Jugendlichen kleingehalten und bekommen signalisiert: »Aus dir wird eh nichts, du wirst es zu nichts bringen, du bist es nicht wert, dass sich die Welt um dich dreht«.

Es ist davon auszugehen, dass diese Signale nicht (nur) von einzelnen Sozialarbeiter*innen ausgehen, sondern es sich um ein strukturelles Problem handelt, das in dem System der Jugendhilfe bzw. der gesamten Gesellschaft eingelagert ist. Die Tatsache, dass die Jugendlichen immer wieder auf ihren sozialen Platz verwiesen werden, lässt sich in diesem Sinne als Ausdruck eines »gesellschaftlich Unbewussten«[91] begreifen, das mit den Machtverhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft eng verknüpft ist. Darauf weisen unter anderem die Dynamiken und Aussagen innerhalb der Interpretationsgruppen hin. Zwar wurde bei den Interpretationen der Beobachtungsprotokolle immer wieder gesagt, dass das, was da im Feld passiert, »ganz schrecklich« ist; die Jugendlichen abwertend behandelt werden und nicht die Hilfe bekommen, die sie eigentlich bräuchten. Zugleich wurde in sämtlichen Interpretationsgruppen bei der Analyse meines Materials wiederholt betont,

91 Mario Erdheim prägte das Konzept des gesellschaftlich Unbewussten, um zu verdeutlichen und analysierbar zu machen, »dass es zwischen dem individuellen Unbewussten und den gesellschaftlichen Verhältnissen Bezüge gibt« (Erdheim 1992: 1028; siehe auch Kap. 3.3).

dass die Protokolle auch gerne gelesen wurden und das Material als unterhaltsam oder gar belustigend empfunden wurde. Die Beobachtungsprotokolle wurden beispielsweise mit Theaterstücken oder Daily Soaps verglichen, die Vergnügen bereiten. In der Interpretationssitzung zu diesem Beobachtungsprotokoll wurde in der Blitzlichtrunde etwa gesagt:

»Ich fand es irgendwie total unterhaltsam, das zu lesen. Ich hab die ganze Zeit so an eine Daily Soap wie so *Berlin Tag und Nacht*[92] gedacht. Ich weiß auch nicht. Es hatte irgendwie so was Komödiantisches für mich. Es fiel mir sehr, sehr schwer, diese Probleme, die die Mädchen hier schildern, ernst zu nehmen. An manchen Stellen war das Protokoll auch sehr poetisch geschrieben. Es gab diesen einen Satz, wo die Träne runterfließt, so die lidschattendurchtränkte Träne fällt auf den Oberschenkel, das hat bei mir so szenische Bilder entfaltet. Ja und ich musste ganz häufig lachen irgendwie. Ich fand das irgendwie auch lustig, das zu lesen, und da wusste ich auch nicht: Werde ich der Sache jetzt gerecht? Warum finde ich das so lustig? Ja, aber es hatte irgendwie so was Klamaukiges für mich.«

In diesem ersten Eindruck des Interpreten wird ein Unterhaltungswert des Beobachtungsprotokolls beschrieben. Er fand es amüsant, vergnüglich und an manchen Stellen auch poetisch. Es scheint, als hätte es auch Lust bereitet, dieses Protokoll zu lesen. Die Jugendlichen, ihre Vorstellungen und Probleme (die zugleich als sehr schlimm und gravierend beschrieben wurden), werden offenbar nicht oder nicht ausschließlich als solche ernst genommen, sondern dienen der Unterhaltung. Obwohl in der Interpretationsgruppe immer wieder darüber gesprochen wird, welche schrecklichen Erfahrungen die Jugendlichen machen und wie traurig deren Lebenssituation wahrgenommen wird, kommen die Interpret*innen immer wieder in eine Stimmung von Belustigung. Es wird viel gelacht und sich amüsiert.

Dies verweist auch hier auf eine doppelbödige Struktur, die im Text eingelagert ist: Zum einen wird in der Interpretationsgruppe manifest betont, dass die Probleme der Jugendlichen als schrecklich empfunden werden; die Sozialarbeiter*innen werden kritisiert, weil sie die Probleme nicht ernst genug nehmen bzw. nicht angemessen behandeln würden. Zum anderen zeigt sich eine weitere, verborgene Bedeutungsebene, die darin besteht, dass man nicht nur mit den Jugendlichen emphatisch leidet, sondern ihr Leiden auch voyeuristisch und aus einer erhobenen Position heraus genießt. Man erlebt das Beobachten der jugendlichen Lebensrealität auch als

92 Dabei handelt es sich um eine deutsche Reality-Seifenoper des Fernsehsenders RTL II mit größtenteils wechselnden Laiendarsteller*innen im Teenager- und Erwachsenenalter, die alle in Berlin leben und mit verschiedenen Alltagsproblemen konfrontiert sind.

unterhaltsam und kann sich an den beschriebenen Situationen erfreuen. In diesem gemeinsamen Lachen über die Tragik in der Jugendhilfe lässt sich – als gesellschaftlich Unbewusstes – die Perspektive einer bürgerlichen Klassenposition erkennen, die es auch genießt, sich in der privilegierten Position zu befinden, und froh ist, selbst nicht in einer derart prekären Situation zu stecken. Dabei wird – ähnlich wie in der McDonalds-Szene im vorigen Kapitel – eine Klassenhierarchie bzw. eine klassistische Zugehörigkeitsordnung zementiert, wenn die Lebensverhältnisse in der Jugendhilfe und die Themen der Jugendlichen zur Belustigung akademisch gebildeter bürgerlicher Subjekte dienen.[93]

4.3 Wut und Ohnmacht

In der folgenden Interpretation psychosozialer Dynamiken beziehe ich mich auf ein Beobachtungsprotokoll, welches ausnahmsweise nicht im Rahmen eines Gruppennachmittags entstand, sondern an einem Tag, an dem ich in die Einrichtung kam, weil ich mit der Jugendlichen Jasmin zu einem narrativen Interview verabredet war.

»Ich komme in die Einrichtung, da ich mit Jasmin zu einem Interview verabredet bin. Ich betrete die Wohnung. Aus einem Zimmer schallt laut deutscher Rap. Jasmin steht an der Spüle und spült. Sie hat Kopfhörer in den Ohren und nimmt mich daher erst gar nicht wahr. Ich nähere mich ihr also vorsichtig und begrüße sie. Sie grüßt nicht wie sonst mit einem Lächeln zurück, sondern schaut mich nur kurz von der Seite an, sagt: ›Hi‹ und spült weiter. Die Bürotür ist abgeschlossen. Ich frage sie, ob denn keine Betreuer*innen da seien. Jasmin sagt etwas patzig, dass Yvonne gerade bei Lidl sei und vermutlich gleich wiederkommen würde. Ich frage sie, ob ich ihr etwas helfen könne. Sie verneint, woraufhin

93 Einerseits spiegelt sich hierbei in der Interpretationsgruppe etwas Gesellschaftliches bzw. Diskursives wider, was auch in der pädagogischen Praxis und im strukturellen Verhältnis von Professionellen und Adressat*innen wirkmächtig ist. Andererseits haben die Jugendlichen aber auch selbst nicht immer einen emotionalen Bezug zu ihrer eigenen Lebenssituation, wodurch Probleme teilweise dramatisiert oder relativiert werden, sodass die Sozialarbeiter*innen oder andere Jugendliche zu voyeuristischen Beobachter*innen werden. Dies zeigt sich in zahlreichen anderen Sequenzen aus diesem und weiteren Protokollen. Beispielsweise hat sich eine Jugendliche beim Zigarettenanzünden die Wimpern abgesenkt. Was für sie ein großes Drama mit vielen Tränen und intensiven Betreuungsgesprächen darstellte, sorgte für Unverständnis und Belustigung bei den anderen Jugendlichen und Betreuer*innen. Auch bezeichnen die Jugendlichen ihre Heimgenoss*innen teilweise als »Assis« und amüsieren sich über »Hartz-IV-TV«, das sie zugleich selbst am liebsten schauen.

ich mich an den Küchentisch setze und sie beobachte. Offensichtlich hat Jasmin richtig schlechte Laune, weshalb ich überlege, ob ich sie fragen soll, was los ist. Da sie immer noch die Ohrstöpsel drin hat, entscheide ich mich dagegen. [...] Nun kommt Tess in die Wohnung gestürmt. ›Warum antwortet mir denn keiner?‹, fragt sie laut und vorwurfsvoll in die Runde. Ihre Frage bezieht sich darauf, dass sie vor etwa 30 Minuten eine WhatsApp-Nachricht über die Gruppe geschickt hat mit der Frage, wer denn zu Hause sei. Jasmin antwortet: ›Tja, weil ich hier direkt nach der Schule die Küche putzen muss. Dabei hab ich nicht mal Küchendienst.‹ Jasmin hat kaum ausgeredet, da fängt Tess laut und aggressiv an zu schimpfen: ›WIE BITTE? Was geht denn? Wir sind doch nicht deren Hunde! Es wäre mal Zeit, dass wir für eine Woche die Rollen tauschen. Dann würden die mal am eigenen Leib erfahren, wie wir hier behandelt werden.‹ Sie regt sich lauthals über die Betreuer*innen auf und flucht und kommt erst langsam wieder zur Ruhe, als sie einen Stapel von dreckigem Geschirr aus ihrem Zimmer holt und diesen mit den Worten: ›Wenn wir eh schon dabei sind.‹ beginnt abzuspülen. Einige Minuten später kommt Yvonne, die Betreuerin, zurück in die Wohnung. Kaum ist sie da, fängt Tess wieder an sich aufzuregen. Wieder sagt sie, dass sie nicht deren Hunde seien. [...] Doch Yvonne schimpft Tess an, dass sie sich überhaupt nicht aufzuregen habe. Sondern sie gestern extra für alle gekocht habe und der Deal gewesen sei, dass sie alle am Abend aufräumen. Als sie heute in die WG gekommen ist, sah es hier aber aus wie Sau, obwohl sie gestern mehrfach gesagt hätte, dass heute ein Mädchen zum Vorstellungsgespräch kommt. Tess schreit zurück, dass ihr das doch egal sei, ob ein neues Mädchen kommen würde und dass es ja wohl nicht geht, dass Leute direkt nach der Schule putzen müssten. Man könne ja wohl einfach mal auch zehn Minuten warten usw. Der Schlagabtausch geht weiter, bis Tess gemeinsam mit Jasmin wutentbrannt in deren Zimmer geht und die Tür zuknallt.«

Diese Sequenz bietet Anlass für drei zentrale Irritationen:

Zunächst ist besonders irritierend, mit welcher Wut und mit welcher Intensität sich Tess über die Betreuer*innen aufregt. Sie empört sich laut und aggressiv darüber, wie die Sozialarbeiter*innen mit den Jugendlichen umgehen würden und protestiert aufgebracht gegen die ungerechte Behandlung. Vor dem Hintergrund, dass es hier darum geht, die Küche zu putzen, wirkt ihre aggressive Schimpftirade irgendwie unverhältnismäßig und übertrieben. In der Interpretationsgruppe gibt es die Assoziation zu einem Kammerspiel im Theater. Die Küche in der Einrichtung kann man sich vorstellen wie eine Bühne, auf der eine Theaterszene inszeniert wird: Die Tür geht auf; die Tür geht zu. Tess kommt herein mit einer Stimmung, die schon hinter der Bühne gebildet wurde. »Warum antwortet mir denn keiner?«, fragt sie, ohne erst einmal Hallo zu sagen oder abzuwarten, welche Situation sie in der Wohngruppe vorfindet. Als Jasmin sich damit erklärt, dass sie direkt nach der Schule putzen müsse, platzt es aus Tess förmlich heraus: »WIE BITTE? Was geht denn? Wir sind doch nicht deren Hunde!« Wie im Theater, wo

die Emotionen sehr viel stärker moduliert werden, sodass sie zum Publikum transportiert werden können, erscheint Tess' Ausbruch ebenfalls drastisch und übersteigert – viel stimmungsgeladener, als es für diese Situation passend erscheint. Insbesondere der drastische Vergleich mit den Hunden wirkt beinahe verstörend. Wie kommt sie dazu, so etwas zu sagen? Was haben die Betreuer*innen getan? Wie kommt es, dass sie sich derart schlecht behandelt fühlt?

Zweitens sorgt auch der große Kontrast zwischen der Aussage der Sozialarbeiterin Yvonne und der Reaktion von Tess für Irritationen. So behauptet ja die Betreuerin, dass es am Abend zuvor eine Absprache bezüglich des Abwaschs gegeben hätte. Wenn es tatsächlich eine solche Vereinbarung gab, wieso fühlt sich Tess dann so ungerecht behandelt? Warum reagiert sie derart aggressiv und zeigt nicht zumindest einen Hauch von Einsicht? Warum erscheint ihr das, was von ihnen verlangt wird, als vollkommen illegitim?

Schließlich jedoch – und das ist die dritte große Irritation – holt Tess aus ihrem Zimmer noch mehr schmutziges Geschirr, welches sie dann abzuspülen beginnt. Diese Szene wird in der Interpretationsgruppe als vollkommen absurd – ja fast schon bizarr – wahrgenommen. So vehement, wie sie sich gegen die scheinbar illegitime Anforderung der Sozialarbeiter*innen gewehrt hat, wäre zu erwarten gewesen, dass sie sich wütend zurückzieht und sich der vermeintlichen Schikane der Sozialarbeiter*innen widersetzt. Stattdessen aber erbringt sie quasi noch schreiend den Gegenbeweis ihrer Unterdrückung, indem sie einen Stapel dreckiges Geschirr holt, das sie offensichtlich selbst produziert und in ihrem Zimmer gestapelt hat. Es sei – so eine Interpretin – doch selbstverständlich, dass, wenn man zusammenlebt und das Geschirr dreckig wird, man sich auch darum kümmern müsse. Somit erscheint die Anforderung der Sozialarbeiterin doch recht plausibel, was uns jedoch angesichts Tess' Ausbruch und ihrem ambivalenten Handeln zunächst ratlos zurücklässt.

Die verschiedenen Irritationen weisen allesamt darauf hin, dass es auf einer Ebene zwar um konkrete unliebsame Hausarbeit geht und darum, sich gegen diese Anforderung aufzulehnen. Zugleich muss es aber eine weitere Sinnebene geben, der ich mich im Folgenden zu nähern versuche. Was könnte der Anlass von Tess' Wutausbruch sein? Wogegen muss sie derart vehement kämpfen? Was bedeutet dieser ambivalente Umgang, dass sie sich lautstark beschwert und zugleich Folge leistet?

4.3.1 Szenische Rekonstruktion: die Wut der Unterworfenen

Betrachten wir die Stelle, als Tess in die Wohngruppe kommt, so fällt auf, dass sie eigentlich schon bei ihrer Ankunft aufgebracht ist. Mit dem Vorwurf, »Warum antwortet mir denn keiner?«, bringt sie diese Empörung zum Ausdruck. Hier wird zudem deutlich, dass Tess schon *vor* ihrem Eintreffen in der Wohngruppe versucht hat, über die gemeinsame WhatsApp-Gruppe Kontakt zu ihren Mitbewohner*innen (oder den Sozialarbeiter*innen) herzustellen. Offenbar war ein Interesse vorhanden, jemanden zu Hause vorzufinden, wenn sie in die Einrichtung kommt. Da sie auf ihr Bedürfnis nach Kontakt und Aufmerksamkeit keine Antwort erhalten hat, ist es nachvollziehbar, dass sie bereits zum Zeitpunkt ihrer Ankunft enttäuscht ist. Denn offenbar *ist* jemand zu Hause, aber sie haben ihr nicht geschrieben. Sie wurde ignoriert. Während Tess also mit der lauten und vorwurfsvollen Frage Empörung signalisiert und ihr Aufgebrachtsein zum Ausdruck bringt, zeigt sich darin zugleich ein unerfülltes Bedürfnis nach einer Anderen, die für sie da ist und mit ihr in Kontakt tritt – die Sehnsucht nach einer Beziehung. Gehen wir in der Sequenz ein Stück weiter.

Tess kommt also schon mit einer enttäuschten Erwartung herein, aber ihre negativen Gefühle sind bislang ungerichtet und diffus. Sie richtet ihre Frage (»Warum antwortet mir denn keiner?«) an niemand Bestimmtes. Es ist nicht klar, was der Grund dafür ist, dass sie ignoriert wurde. In dem Moment aber, in dem Jasmin ihr Schweigen damit begründet, dass sie direkt nach der Schule die Küche putzen müsse, beginnt sich die Wut von Tess zu richten: Offenbar sind die Betreuer*innen Schuld daran, dass sie keine Antwort bekommen hat und ihr Bedürfnis nach Beziehung und Aufmerksamkeit unerfüllt bleibt. Ihre enttäuschte Erwartung findet in den Sozialarbeiter*innen nun ein Ziel und kann sich in einer Schimpftirade und dem impliziten Vorwurf: »Wir sind doch nicht deren Hunde!« entladen. Indem sie sich hier vom Hundsein distanziert, bringt sie zum Ausdruck, wie sie sich von den Sozialarbeiter*innen behandelt fühlt. Dieses Bild drückt auf sehr drastische Weise aus, dass sich Tess zu den Sozialarbeiter*innen in einer sehr ungleichen und hierarchischen Beziehung empfindet, die durch eine klare Rollenverteilung von Dominanz und Unterwerfung gekennzeichnet ist. Der Hund von jemandem zu sein, bedeutet, komplett unfrei und unterworfen zu

sein. Das »Herrchen«[94] gibt Anweisungen, die der Hund zu befolgen hat, und der Hund ist vollkommen auf sein »Herrchen« und dessen (guten) Willen angewiesen. Indem sich Tess dieser Unterwerfungsterminologie bedient, setzt sie sich in der Beziehung zu den Sozialarbeiter*innen als vollkommen unterlegen und überantwortet jede Befehlsgewalt den Betreuer*innen. Die Küche soll geputzt sein. Was die Bewohner*innen wollen, spielt dagegen keine Rolle. Wie in einer Hund-Herrchen-Beziehung geben die Sozialarbeiter*innen die Anweisungen und die Jugendlichen sollen dieser Aufgabe nachkommen, ungeachtet ihrer eigenen Wünsche und Bedürfnisse. Gerade indem Tess betont, dass sie *nicht* der Hund der Sozialarbeiter*innen ist, drückt sie damit aus, dass sie sich genau auf diese Rolle verwiesen fühlt. Das wird schließlich in ihrem Wunsch des Rollentauschs auch explizit: »Es wäre mal Zeit, dass wir für eine Woche die Rollen tauschen. Dann würden die mal am eigenen Leib erfahren, wie wir hier behandelt werden.«.

Die Fantasie, die Rollen umzukehren, lässt sich zwar einerseits als Ermächtigungs- oder Rachefantasie lesen: Tess artikuliert das Verlangen, selbst in die dominante Position zu kommen und die Sozialarbeiter*innen sozusagen an die Leine zu nehmen, damit diese zu spüren bekommen, wie es ist, auf diese Weise behandelt zu werden. Andererseits verbirgt sich in diesem Wunsch jedoch eine große Verzweiflung und Hilflosigkeit, durch die sie versucht, die Ungerechtigkeit auszudrücken, der sie selbst ausgesetzt ist und durch die sie sich nicht mehr anders zu helfen weiß als durch den Wunsch, die Verhältnisse umzukehren. Offenbar fühlt Tess sich von den Sozialarbeiter*innen absolut nicht gesehen und verstanden, weshalb der Rollentausch als letztes Mittel erscheint, um ihnen diese Zumutung begreiflich zu machen – das letzte Mittel, sich Gehör zu verschaffen. Weil die Betreuer*innen die Bewohner*innen nicht verstehen, müssen sie es *am eigenen Leib erfahren* und selbst in diese Position – oder anders gesagt – in das Bewusstsein der geknechteten, unterdrückten Jugendlichen kommen, um zu verstehen, wie es diesen in dieser Situation geht. Nur auf diese Weise ist es offenbar möglich, das Machtverhältnis offenzulegen und das stattfindende Unrecht zu entlarven.

Die Position von Tess lässt sich in diesem Sinne auch mit der hegelschen Herr-Knecht-Dialektik (Hegel 1807) und daran anschließende Standpunkttheorien deuten, bei denen der Knecht einen erkenntnistheoretischen

94 Ich nutze hier bewusst nur die männliche Form, um die *Herr*schafts- und Unterwerfungsstruktur des Bildes von Tess zu unterstreichen.

Vorteil hat: Der Knecht »sieht« den Herrn, aber andersherum kann der Herr den Knecht nicht »sehen« und damit verstehen, da er nur die Rückspiegelung seines eigenen Selbst erkennen kann. Vergleichbar können auch die (marginalisierten) Jugendlichen die Position der (dominierenden) Sozialarbeiter*innen erkennen, aber die Sozialarbeiter*innen verstehen die betreuten Jugendlichen nicht. Nur wenn sie in Form eines Rollentauschs selbst in den Standpunkt der Unterlegenen kommen, können sie die Einsicht gewinnen, die sich aus diesem Standpunkt ergibt. Das Bild des Rollentauschs ist somit vor allem Ausdruck eines Gefühls von Hilflosigkeit, Unterlegenheit und Ohnmacht. Bei Tess drückt sich also in dem wütenden und rebellischen Aufbegehren gegen die Betreuer*innen und in dem Wunsch, sich selbst in der hierarchisch höheren Machtposition zu befinden, zugleich der verzweifelte Wunsch aus, gesehen und verstanden zu werden.

Gehen wir von hier nochmals einen Schritt weiter und wenden uns der dritten Ungereimtheit zu – nämlich der Ambivalenz, die Tess im Umgang mit dem schmutzigen Geschirr und der Aufgabe des Spülens zeigt. Es ist irritierend, dass sich Tess erst lauthals über die Betreuer*innen beschwert und sich die Rolle des Hundes zuweist, um sich kurz darauf doch dem Wunsch der Sozialarbeiter*innen zu beugen, noch mehr Geschirr zu holen und abzuspülen. Obwohl sie nicht direkt dazu aufgefordert wurde und obwohl sich die Betreuer*innen zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal in der Wohngruppe befinden, fügt sie sich deren impliziter Aufforderung und macht sich in gewisser Hinsicht damit selbst zum Hund. Der Satz, »Wenn wir eh schon dabei sind«, signalisiert einen pragmatischen Umgang und es erscheint fast so, als fände sie es ganz plötzlich nicht mehr so schlimm, zu spülen, was jedoch wenig plausibel erscheint oder zumindest erklärungsbedürftig ist. Ihr Handeln könnte als eine Art Friedensangebot gegenüber den Sozialarbeiter*innen gedeutet werden und als Eingeständnis, dass sie sich bisher nicht gekümmert hat, nun aber einsieht, dass sie für dieses Geschirr mitverantwortlich ist. Da Tess jedoch in dem Moment, als die Sozialarbeiterin die Wohnung betritt, direkt wieder loszuschreien beginnt, zeigt sich, dass es weniger um eine Versöhnung mit der Betreuerin geht. Wie lässt sich dieses paradoxe Verhalten von Tess dann erklären?

Einen ersten Hinweis dafür gibt die Stelle etwas früher im Protokoll, wo es heißt, dass sie »*erst wieder zur Ruhe kommt,* als sie einen Stapel Geschirr […] mit den Worten: ›Wenn wir eh schon dabei sind‹ beginnt abzuspülen«. Offenbar hat diese Handlung einen beruhigenden Effekt auf Tess. Die aggressive Spannung lässt nach; Befriedigung setzt ein; ein Bedürfnis wird ge-

stillt. Lesen wir diese Stelle vor dem Hintergrund der bisherigen Erkenntnisse, so liegt auf der Hand, welches Bedürfnis hier befriedigt wird. Es handelt sich um den Wunsch nach Beziehung und Kontakt, mit dem Tess bereits die Wohngruppe betreten hat. Würde sich Tess nach ihrem Ausbruch wütend in ihr Zimmer zurückziehen, wäre sie dort alleine. Indem sie aber in der Küche bleibt und ebenfalls zu spülen beginnt, hat sie nicht nur die Gesellschaft von Jasmin. Es findet außerdem eine Vergemeinschaftung statt, was in dem Satz, »Wenn wir eh schon dabei sind«, deutlich wird. Tatsächlich war Tess nicht »eh schon dabei« – Jasmin hat vielmehr alleine abgewaschen und geputzt. Erst indem sich Tess auf die Ebene von Jasmin begibt und ebenfalls zu spülen beginnt, wird es möglich, ein gemeinsames »Wir« zu konstruieren (und das heißt auch, sich selbst in die Position des Hundes zu begeben). In diesem Sinne wird in der scheinbaren Paradoxie, dass sich Tess erst massiv gegen die Anforderung auflehnt, um dann kurz darauf pragmatisch Folge zu leisten, erneut eine Hilflosigkeit deutlich. Es handelt sich um eine Hilflosigkeit in ihren Wünschen. Tess kommt bereits mit einem Beziehungswunsch und dem Bedürfnis nach Aufmerksamkeit und Anlehnung in die Wohnung. Das Einzige, was sie hier aber vorfindet, ist ein hierarchisches Hund-Herrchen-Verhältnis. Obwohl sie sich eigentlich nicht in eine solche Position begeben will, muss sie selbst zum Hund werden, um ihre Bedürfnisse nach Beziehung und Aufmerksamkeit zumindest teilweise erfüllt zu bekommen.

Somit wird also die tiefere Bedeutungsstruktur der gesamten Sequenz fassbar: In der Wut und Aggression von Tess kommt erstens ein unerfüllter Beziehungswunsch und ein Bedürfnis nach Aufmerksamkeit und Anlehnung zum Ausdruck, dass sich erst durch die Gesellschaft von Jasmin und die Konstitution eines Gemeinsamen, eines Wir befriedigen lässt. Zweitens sind damit auch ein Gefühl von Ohnmacht, das Gefühl, nicht verstanden zu sein, und eine große Hilflosigkeit verknüpft, die durch die Aggression latent gemacht werden. Diese Hilflosigkeit zeigt sich bereits in ihren Wünschen, da sie sich eigentlich nach einer gleichberechtigen Beziehung sehnt, in der *ihre* Bedürfnisse gesehen werden, aber lediglich eine hierarchische Struktur vorfindet. Auch die Fantasie des Rollentauschs ist auf der latenten Ebene Ausdruck von Hilflosigkeit, Ohnmacht und einer tiefen Verzweiflung, da sie sich nicht mehr anders zu helfen weiß, als sich zu wünschen, dass die Sozialarbeiter*innen selbst erfahren, wie es ist, so behandelt zu werden. Wo Tess mit Wut, Aggression und Aufbegehren reagiert, zeigt sich zugleich eine Sehnsucht nach Anerkennung und Aufmerksamkeit sowie eine Verzweiflung und Hilflosigkeit darüber, in diesem Wunsch nicht gesehen zu werden.

Ergänzend dazu lässt sich die Aggression von Tess schließlich auch als eine Umgangsstrategie mit der erlebten Demütigung und den damit zusammenhängenden Gefühlen von Ohnmacht und Hilflosigkeit verstehen. So stellt das Gefühl, sich zu beugen bzw. Hund zu sein, eine Erniedrigung dar. Tess gibt vermutlich nicht gerne zu, dass sie selbst noch Geschirr in ihrem Zimmer stehen hat oder dass die Sozialarbeiter*innen möglicherweise recht haben könnten mit der Abwaschvereinbarung. Aus diesem Grund fügt sie sich der Anforderung des Abwaschens, aber nicht, ohne deutlich zu machen, dass es ihre Entscheidung ist bzw. sie die damit einhergehende Subjektivierung auch ablehnt und sich widersetzt. Damit gelingt es ihr, sich innerhalb des Herr-Knecht-Verhältnisses in gewissem Sinne auch Handlungsmacht zu bewahren.

Im Folgenden wende ich mich der Frage zu, *warum* sich Tess derart machtlos und verzweifelt fühlt und inwiefern dieses Gefühl in der spezifischen Betreuer*innen-Jugendlichen-Beziehung eingelagert ist.

4.3.2 Machtlosigkeit unter dem Primat der Gleichheit

Um sich dem Hintergrund der Machtlosigkeit zu nähern, ist es notwendig, den Kontext der Jugendhilfe und die Position der Sozialarbeiter*innen in der Analyse zu berücksichtigen. Richten wir dafür also den Blick auf die Sozialarbeiterin Yvonne in der beschriebenen Sequenz:

> »Yvonne schimpft Tess an, dass sie sich überhaupt nicht aufzuregen habe. Sondern sie gestern extra für alle gekocht habe und der Deal war, dass sie alle am Abend aufräumen und sie heute in die WG gekommen wäre und es hier aussah wie Sau, obwohl sie mehrfach gesagt hätte, dass heute ein Mädchen zum Vorstellungsgespräch kommt.«

Mit der Bezugnahme auf einen Deal suggeriert Yvonne eine gerechte Absprache unter zwei gleichwertigen Parteien: Sie habe für die Bewohner*innen gekocht, im Gegenzug sollten diese danach die Küche aufräumen. Dies erscheint zunächst wie ein fairer Handel, der gemeinsam und auf Augenhöhe beschlossen wurde. Warum zeigen die jungen Frauen dann keinerlei Einsicht, wo sie ihren Teil der Absprache doch nicht eingehalten haben? Das wirft die Frage auf, wie diese Absprache zustande kam. Inwiefern waren die beiden Mädchen daran beteiligt? Wollten sie diesen Tausch überhaupt eingehen? Auf diese Fragen gibt das Protokoll keine direkte Antwort, weshalb wir nur mutmaßen können. Was wir jedoch wissen ist, dass Tess gerade *nicht* das

Gefühl hat, als gleichberechtigtes Subjekt anerkannt zu werden, sondern als unterworfenes, das einseitig den Wünschen der Sozialarbeiter*innen Folge leisten muss.

Schauen wir uns diese Absprache im spezifischen Kontext der Jugendhilfe an und untersuchen, welche Vorannahmen und welches Gerechtigkeitsverständnis dieser zugrunde liegen, wird das Missverhältnis erklärbar, das sich zwischen der Perspektive der Sozialarbeiter*innen und jener der Jugendlichen auftut. Die Sozialarbeiterin Yvonne bietet den Bewohner*innen an, zu kochen, wenn diese dafür aufräumen. Da diese üblicherweise für sich selbst kochen müssen und es sich somit um eine Aktivität außer der Reihe handelt, lässt sich davon ausgehen, dass die Sozialarbeiterin sämtliche bürokratischen Aufgaben bereits erledigt hat. Da Yvonne ohnehin bis zu ihrem Dienstschluss in der Einrichtung bleiben muss, ist es erstmal eine nette Idee, den Jugendlichen etwas zu Essen zuzubereiten. Da das Kochen während Yvonnes Arbeitszeit stattfindet und die Lebensmittel aus der Gruppenkasse bezahlt werden, die die Sozialarbeiterin verwaltet, wird Yvonne für diese Tätigkeit nicht nur bezahlt, sondern bekommt darüber hinaus noch ein kostenloses Abendessen. Sie kann entscheiden, ob sie diesen Deal überhaupt anbietet oder nicht und alle Konditionen bestimmen. Für Yvonne sind mit dem Deal somit keine Nachteile verbunden, im Gegenteil stellt er für sie sogar einen Gewinn dar.

Die Jugendlichen hingegen befinden sich in einer sehr viel prekäreren Verhandlungsposition. Da sie weder über das Gruppengeld verfügen können noch Einfluss darauf haben, wie die Sozialarbeiter*innen ihre Arbeitszeit gestalten, obliegt es ihnen nicht, einen solchen Deal anzubieten. Sie leben in dieser Einrichtung und müssen von einem äußerst geringen Einkommen am Rande des Existenzminimums Nahrungsmittel kaufen und sich selbst versorgen. Selbst wenn sie nicht gerne kochen oder nicht gut kochen können, ist es ihnen nicht möglich, außerhalb essen zu gehen. Der Deal stellt für sie insofern einen Gewinn dar, weil sie ein idealerweise leckeres, kostenloses Abendessen bekommen, ohne es selbst zubereiten oder dafür bezahlen zu müssen. Doch es ist nicht umsonst. Sie müssen sich offenbar dazu bereit erklären, im Anschluss die Küche zu putzen. Wenn sie das Bedürfnis haben, einen entspannten Abend auf der Couch zu verbringen, müssen sie sich entscheiden, welches Bedürfnis schwerer wiegt: Sie können entweder ihren freien Abend für ein leckeres Essen opfern oder aber auf das Essen verzichten. Der Wunsch, ein Abendessen *und* einen freien Abend zu haben, erscheint absurd, was es aber angesichts der unterschiedlichen Ressourcen

gar nicht ist. Im Gegensatz zu der Sozialarbeiterin, die keine vergleichbaren Nachteile hat, müssen die Jugendlichen sorgfältig zwischen den Vor- und Nachteilen abwägen.[95] Das heißt, in diesem Deal, der auf den ersten Blick gerecht erscheint, lässt sich bei genauerem Hinsehen ein Missverhältnis feststellen, das auf eine ungleiche Verhandlungsposition, unterschiedliche Ressourcen und Privilegien zurückgeht.

Damit wird das Unrechtsgefühl, das sich in Tess' Hunde-Vergleich ausdrückt, plausibler: Während die Sozialarbeiter*innen alle Konditionen bestimmen können, haben die Jugendlichen keine Möglichkeit, den Handel entsprechend ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen mitzugestalten. Sie können innerhalb der Einrichtung nicht wirklich mitentscheiden, sondern sind (ähnlich wie der Hund von seinem Herrchen) vor allem auf den guten Willen der Sozialarbeiter*innen angewiesen.

Dieses Ungleichheitsverhältnis wird von den Betreuer*innen aber als solches nicht erkannt. Wie in dem bereits erwähnten Herr-Knecht-Verhältnis wissen die Jugendlichen zwar, was die Sozialarbeiterin will, aber diese wiederum scheint nicht dazu in der Lage, deren Standpunkt zu verstehen. Das wird exemplarisch deutlich, wenn Yvonne mit Bezug auf die Absprache zu Tess sagt, dass diese sich gar nicht aufzuregen habe. Die Sozialarbeiterin sieht und versteht nicht, warum Tess nun unzufrieden ist und sich beschwert. Im Gegenteil, aus ihrer Sicht handelt es sich bei dem Tausch »Essen gegen Spülen« durchaus um ein faires Geschäft, bei dem beide »Parteien« gleichermaßen etwas einbringen. Diese Sichtweise wird auch in der Interpretationsgruppe geteilt: Es sei doch selbstverständlich, dass die Bewohner*innen aufräumen, wenn sie schon bekocht werden. Die Sichtweise der Betreuerin erscheint den Interpret*innen auf Anhieb plausibel, wogegen die Perspektive der Jugendlichen als irritierend und erklärungsbedürftig erlebt wird.

Doch gerade, dass der Deal als gerecht erscheint und die Betreuerin so tut, als handele es sich um eine faire Absprache, die sie gemeinsam mit den Jugendlichen als gleichberechtigte Partner*innen getroffen hat, macht Tess so wütend. Denn diese Sichtweise, die sich ausschließlich am Prinzip der

95 Dazu kommt, dass sie bei einer Entscheidung für das Essen noch nicht einmal selbst den Zeitpunkt bestimmen können, wann sie den Abwasch machen. Zwar leben sie alleine in dieser Wohnung, aber trotzdem können sie nicht sagen: »Heute habe ich keine Lust zu spülen, ich lasse den Abwasch einfach einmal zwei Tage stehen«, ohne dass es zum Konflikt mit den Sozialarbeiter*innen kommt.

Gleichheit orientiert und dabei noch die eigene Vorstellung als Maßstab setzt, wogegen die bestehenden Differenzen nicht berücksichtigt werden, verdeckt sowohl das zugrunde liegende Missverhältnis als auch die hierarchische Struktur, die zwischen den Jugendlichen und den Betreuer*innen besteht. Das heißt, gerade *indem* die Sozialarbeiterin die Jugendlichen als *gleichwertige* Vertragspartner*innen adressiert und suggeriert, dass es sich um einen fairen Deal handelt, nimmt sie ihren eigenen privilegierten Standpunkt als Maßstab und lässt die Differenz zwischen den beiden Positionen – Sozialarbeiter*in und Jugendliche – unberücksichtigt. Dadurch bleiben die Verschiedenheit der beiden Standpunkte und die damit zusammenhängenden unterschiedlichen Ressourcen und Möglichkeiten außen vor, was aber in Verhältnissen, die durch strukturelle Ungleichheit gekennzeichnet sind, gerade *nicht* gerecht ist.[96]

Könnte Tess ihren Wunsch nach einem Rollentausch realisieren, könnten die verschleierten Hierarchien aufgedeckt und das zugrunde liegende Unrecht sichtbar werden: Nur wenn die Betreuer*innen es am eigenen Leib erfahren, würden sie endlich verstehen, wie wenig Mitspracherecht den Jugendlichen zugestanden wird, wie deren Bedürfnisse systematisch übergangen werden und in welcher machtlosen Position sie sich dadurch befinden.

4.3.3 Aggression und der Wunsch nach Aufmerksamkeit

Vor diesem Hintergrund einer hierarchischen Positionierung zwischen Sozialarbeiter*innen und Jugendlichen, welche in dem Deal zwischen den beiden Parteien jedoch verschleiert wird, will ich nun nochmals auf das Verhältnis von Wut und Ohnmacht zu sprechen kommen, das sich in der Reaktion

---

96 So etwa kritisieren materialistische und feministische Rechtswissenschaftler*innen das hegemoniale Verständnis von vermeintlicher Gleichheit und Gerechtigkeit, wie es durch die Augenbinde der Justitia symbolisiert wird: »In der Augenbinde der Justitia offenbart sich damit eine Grundfrage feministischer Rechtswissenschaft, die sich mit dem Geschlecht im Recht systematisch auseinandersetzt. Es ist die Frage, ob ein geschlechtsneutrales, also mit verbundenen Augen agierendes Recht oder aber ein geschlechtssensibles, also mit offenen Augen die Geschlechterdifferenzen wahrnehmendes Recht das bessere, und also das gerechtere Recht sei« (Baer 2004: 20). Auch Adorno und Horkheimer weisen darauf hin, dass das hegemoniale Rechts- bzw. Gerechtigkeitsverständnis unmittelbar mit bürgerlicher Herrschaft zusammenhänge: »Die Binde über den Augen der Justitia bedeutet nicht bloß, daß ins Recht nicht eingegriffen werden soll, sondern daß es nicht aus Freiheit stammt« (Adorno/Horkheimer 2011: 23).

von Tess offenbart. Dafür möchte ich den Fokus auf den Anfang der besprochenen Sequenz lenken. Erinnern wir uns daran, womit das Beobachtungsprotokoll beginnt, so wird deutlich, dass es zu der teilnehmenden Beobachtung an diesem Tag überhaupt nur deshalb kam, weil ich mit Jasmin zu einem Interview verabredet war. So lautet der erste Satz des Protokolls: »Ich komme in die Einrichtung, da ich mit Jasmin zu einem Interview verabredet bin.« Jasmin ist auch die erste Person, die ich in der WG antreffe, weshalb die erste Sequenz eine Interaktion zwischen mir und Jasmin beschreibt, während sie mit dem Abwasch beschäftigt ist und sichtlich schlechte Laune hat. In der Interpretationsgruppe sammelten die Interpret*innen zwar erste Assoziationen dazu, wie sie Jasmin wahrnehmen, in welcher Situation sie sich gerade befindet, welche Rolle sie in der WG einnimmt, wie sie sich fühlt. Doch im Verlauf der Interpretation treten diese ersten Einfälle schnell in den Hintergrund, wogegen sich die gesamte Aufmerksamkeit zunehmend auf den Auftritt von Tess richtet.

Auch ganz am Ende des Beobachtungsprotokolls wird eine Interaktion zwischen Jasmin und mir beschrieben. Nachdem sich Tess und Jasmin als Reaktion auf den Konflikt mit der Sozialarbeiterin in ihr Zimmer verzogen haben, klopfe ich schließlich bei Jasmin, um abzuklären, wie es mit unserem Interviewtermin steht.

»Ich […] frage Jasmin, ob ihr das mit dem Interview heute doch nicht so gut passt und ob sie es lieber verschieben wolle. Sie fragt: ›Geht das denn?‹ Ich nicke. Sie sagt: ›Ja gerne. Aber wann denn dann?‹ Ich schlage ihr Dienstag vor, was ihr ganz gut passen würde, da sie wegen einer Klassenarbeit früher Schluss habe. Wir vereinbaren, dass wir dann nochmal schreiben. Ich pack daraufhin meine Sachen zusammen und gehe los.«

Auch diese Sequenz sorgt bei den Interpret*innen für Irritationen. So ist es seltsam, dass Jasmin auf meine Frage mit der Gegenfrage »Geht das denn?« reagiert. Zwar lässt sich diese Frage zunächst als ein Versuch verstehen, mir und meiner Zeit wertschätzend und respektvoll zu begegnen, anstatt leichtfertig diesen Termin zu verschieben. Zugleich aber weist ihre Frage noch auf etwas anderes hin. So drückt Jasmin damit auch Verwunderung darüber aus, dass der Termin flexibel an ihre Bedürfnisse angepasst werden kann. Sie scheint überrascht, fast sogar ungläubig zu sein, dass es einfach möglich ist, den Termin auf einen anderen Tag zu verschieben, und ihr Befinden dafür ausschlaggebend ist. Dass sie derart verwundert ist, deutet darauf hin, dass sie die Verabredung zum Interview als eine Art verpflichtende Vereinbarung eingeordnet hat, die sie nicht einseitig aufheben, über die sie nicht selbst-

bestimmt entscheiden darf. Daraus könnte geschlossen werden, dass sie im Sozialraum Jugendhilfeeinrichtung die Erfahrung gemacht hat, dass ihren Bedürfnissen üblicherweise nur wenig Beachtung geschenkt wird. Offenbar kommt sie nicht auf die Idee, dass ihre Bedürfnisse eine Rolle spielen oder *sie* bestimmen kann, wann ein guter Zeitpunkt für das Interview wäre. Für sie ist es anscheinend so vertraut, dass ihre Bedürfnisse unberücksichtigt bleiben oder übergangen werden, dass sie überrascht ist und noch einmal nachfragen muss, wenn sie plötzlich entscheiden kann.

Ein Übergehen von Jasmin wiederholt sich im Interpretationsverlauf: Obwohl die teilnehmende Beobachtung nur deshalb stattfand, weil ich für das Interview mit Jasmin in die Einrichtung kam, und das Beobachtungsprotokoll durch die Interaktion mit ihr gerahmt war, schob sich der Fokus zunehmend von ihr weg. Zwar wurde in der Interpretationsgruppe zunächst auch über Jasmin gesprochen, jedoch rief das Verhalten von Tess eine sehr viel größere Resonanz bei den Interpret*innen hervor, bis sich schließlich die gesamte Aufmerksamkeit vollkommen auf Tess richtete und ihr Wutausbruch als Schlüsselsequenz identifiziert wurde. Auch treten im Beobachtungsprotokoll eigentlich noch zwei weitere Jugendliche auf, Celine und Nora, welche in der Interpretationsgruppe ebenfalls nur marginal zur Kenntnis genommen wurden, bis sie schließlich komplett von der Bildfläche verschwanden.

In diesen Fokusverschiebungen deutet sich eine grundlegende Struktur des Feldes an, die sich in meinem gesamten Forschungsprozess reinszeniert: Die Jugendlichen, die als laut, auffällig, aggressiv, extrovertiert oder schwierig wahrgenommen werden – wie etwa Tess –, bekommen die meiste Aufmerksamkeit geschenkt. Wogegen die ruhigen, introvertierten, angepassten Jugendlichen – wie etwa Jasmin – tendenziell vernachlässigt und außer Acht gelassen werden. Sogar in der Auswahl der Interviews, die ich als Erstes und teilweise auch am intensivsten ausgewertet habe, zeigt sich ein Gros von »lauten« und »auffälligen« Jugendlichen. Das legt die Vermutung nahe, dass dieses Phänomen – zumindest teilweise – erst dazu führt, dass die Jugendlichen laut werden. Erinnern wir uns an die von der Interpretationsgruppe beschriebene Assoziation einer Theateraufführung und daran, wie der Auftritt von Tess mit einer schauspielerischen Darbietung verglichen wurde, so wird plausibel, warum Tess ihre Emotionen derart stark – ja fast schon überzeichnet – modulieren *muss*. Wie im Theater braucht es eine expressive Präsenz, damit die Gefühle überhaupt transportiert werden können. Nur eine überbetonte Dramatik schafft es, das Publikum zu erreichen, und so findet

auch hier in der Wohngruppe Tess nur dann Gehör, wenn sie sich laut und emotionsgeladen darbietet. Dass diese Strategie erfolgreich ist, zeigt sich schließlich daran, dass nicht nur die Sozialarbeiter*innen und die anderen Bewohner*innen auf sie fokussiert sind, sondern ihr auch in der Interpretationsgruppe und dem fertigen Interpretationstext die meiste Beachtung zuteilwird. Tess zieht alle Aufmerksamkeit auf sich, wogegen die anderen Jugendlichen mehr und mehr aus dem Blickfeld geraten. Zugleich jedoch bleibt diese Umgangsstrategie auch erfolglos, da Tess zwar Aufmerksamkeit bekommt, sie aber von der Sozialarbeiterin in ihren Bedürfnissen trotzdem nicht gehört und verstanden wird. In diesem Sinn sitzen am Ende Jasmin und Tess im selben Boot. Das »Wir«, welches Tess in ihren Sätzen »Wir sind doch nicht deren Hunde« und »Wenn wir schon dabei sind« konstruiert, hat eine materielle Basis, da *beide* Mädchen in ihren Bedürfnissen nicht wahrgenommen, nicht gehört werden. Die eine wird nicht gehört, weil sie zu leise ist: Sie wird überhört. Die andere wird nicht gehört, weil sie zu laut ist: Sie übersteuert. Wie bei einem Verstärker werden ihre Worte mit zu hoher Spannung überlastet, sodass Verzerrungen auftreten und es kaum möglich ist, sie richtig zu verstehen. An dieser Stelle gilt es aber auch, die Perspektive umzudrehen und die Sozialarbeiter*innen mit in die Verantwortung zu nehmen. Das heißt: Die Jugendlichen – ob leise oder laut – werden auch deshalb nicht gehört, weil die Sozialarbeiter*innen nicht richtig hinhören.

Da ich mich in diesem Kapitel nun mehrfach auf das Herr-Knecht-Theorem bezogen habe, lässt sich nun die Frage anschließen, wie sich die Rolle von Sozialer Arbeit bzw. das Verhältnis von Sozialarbeitenden und Jugendlichen vor dem Hintergrund feministischer Standpunkttheorien fassen lässt. Die klassische feministische Standpunkttheorie, die auf das hegelsche Herr-Knecht-Bildnis aufbaut, geht in Bezug auf Geschlechterverhältnisse, Rassismen oder Klassenverhältnisse davon aus, dass der herrschenden Klasse, dem herrschenden Geschlecht und der weißen Dominanzkultur die Sicht auf gesellschaftliche Verhältnisse grundsätzlich verstellt ist und somit insbesondere reiche, christliche, weiße (Cis-)Männer aufgrund ihrer privilegierten Position nicht in der Lage sind, Machtverhältnisse zu erkennen (vgl. Harding 1994; Hartstock 1983; Ang 1995; sowie kritisch: Thym 2019; Singer 2003). Diese hätten aufgrund ihrer spezifischen Erfahrung der Dominanz daher auch kein Interesse an Gesellschaftskritik und -veränderung, sondern würden eher einen Wunsch nach Machterhalt verfolgen (ebd.). Übertragen wir nun diese Argumentation auf das Feld der Jugendhilfe und das Verhältnis von Betreuer*innen und Betreute, würde das bedeuten, dass es überhaupt

nur den Jugendlichen möglich ist, die Probleme aufgrund der bestehenden Machthierarchie zu erkennen. Der Blick der Sozialarbeiter*innen hingegen wäre aufgrund ihrer gewissermaßen privilegierten, hierarchisch übergeordneten Position verstellt und sie hätten kein genuines Interesse daran, ihre Machtposition im Jugendhilfealltag zu reflektieren oder ihre Privilegien aufzugeben. Den Sozialarbeiter*innen wäre es qua ihrer sozialen Position in diesem Gefüge per se nicht möglich, die Jugendlichen zu verstehen.

Gegen diese Vorstellung einer deterministischen Verknüpfung von (gesellschaftlicher) Position und (kritischer) Haltung spricht jedoch bereits der Umstand, dass insbesondere in den 1970er Jahren und auch verstärkt wieder seit den 2010er Jahren radikale Kritik an Sozialer Arbeit stattfand und stattfindet, die explizit von *innen heraus* – das heißt von Sozialarbeiter*innen selbst – formuliert wurde.

Entgegen klassischer Standpunkttheorien wurde jedoch in jüngeren Debatten auch eine Perspektive entwickelt, welche die deterministische Verknüpfung von Standort und Standpunkt zurückweist (vgl. Singer 2003; 2019) und stattdessen die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Hegemonieselbstkritik – also einer Kritik aus einer privilegierten Position heraus – betont. So argumentiert etwa Thym aus einem hegemonietheoretischen Verständnis, dass Hegemonie nie allumfassend, sondern immer umkämpft ist und es daher auch keine determinierende Verbindung zwischen Standort und Standpunkt gäbe; dieses Verhältnis müsse vielmehr immer individuell und historisch spezifisch bestimmt werden (vgl. Thym 2019).[97] Hegemonieselbstkritik im Sinne einer »Kritik an Hegemonie von innen heraus« (Thym 2019: 7) ist somit nicht nur möglich, sondern auch dringend notwendig, um Gesellschaft im emanzipatorischen Sinn verändern zu können. Übertragen wir nun diese Perspektive auf die Jugendhilfe, können Sozialarbeiter*innen durchaus dazu in der Lage sein, ihre Position kritisch zu reflektieren, eine solidarische Haltung zu den Jugendlichen einzunehmen und ein eigenes Interesse daran zu entwickeln, die Verhältnisse, in denen sie arbeiten, zu verändern. Dies lässt

97 Nach Thym muss Hegemonie immer »als historisch, gesellschaftlich und je individuell situiert« (Thym 2019: 8) verstanden werden. Verallgemeinerungen würden nur in dem Maße zutreffen, wie der hegemoniale Diskurs in der Gesellschaft verbreitet und im einzelnen Individuum präsent ist (vgl. ebd.; Maihofer 1995: 107). Danach seien also nicht alle Männer hegemonial, »auch wenn es in der aktuellen Ausgestaltung der bürgerlich-kapitalistischen Geschlechterordnung nicht möglich ist, nicht in diese verstrickt zu sein« (Thym 2019: 9). Im Anschluss an Spivak (1990) argumentiert sie folglich dafür, dass es einer Hegemonieselbstkritik bedarf – und zwar einer Hegemonieselbstkritik von privilegierten wie auch von marginalisierten Personen (vgl. ebd.: 12).

sich etwa im Rahmen der antiautoritären Revolte um 1968 veranschaulichen, in der auch Bündnisse zwischen Sozialarbeiter*innen und Adressat*innen entstanden sind, die auf eine grundlegende Transformation Sozialer Arbeit zielten. Doch auch, wenn Kritik oder eine kritische Haltung nicht den marginalisierten Subjekten vorbehalten ist, sondern eine selbstkritische Transformation privilegierter Subjektpositionen möglich und notwendig ist, zeigt sich an der Situation mit Yvonne und Tess (wie auch an den Identifikationen der Interpretationsgruppe mit der Sozialarbeiterin), dass sich diese nicht »automatisch« einstellt, sondern es vermutlich oftmals vorkommt, dass sich das in einer privilegierten Position befindende Subjekt mit den herrschenden Verhältnissen arrangiert und die damit zusammenhängenden Privilegien und das Herrschaftsverhältnis als solches verleugnet. Kritik – insbesondere, wenn sie von den marginalisierten Positionen innerhalb jener Herrschaftsverhältnisse formuliert wird – wird dann schnell abgewehrt oder abgewertet, etwa indem der Fokus auf die Form der Kritik (zu wütend, zu emotional) anstatt auf die kritisierten Inhalte gelenkt wird und auf diese Weise die Kritik delegitimiert wird.[98]

Allerdings ist zu bedenken, dass Soziale Arbeit und Sozialarbeiter*innen sich zwar im Verhältnis zu den Jugendlichen in einer privilegierten (oder auch hegemonialen) Position befinden, jedoch dieser Beruf sich gesamtgesellschaftlich keineswegs als hegemonial bezeichnen lässt. Im Gegenteil erfährt die Soziale Arbeit kaum gesellschaftliche Anerkennung, was sich nicht nur an der geringen Bezahlung erkennen lässt, sondern auch daran, wie sie in vorherrschenden Diskursen besprochen und bewertet wird. So ließ sich bereits im vorherigen Kapitel in der Wut der Interpretationsgruppe auf die Sozialarbeiterin eine gesamtgesellschaftliche Abwertung

---

98 So hat auch die Interpretationsgruppe zunächst lediglich auf die ›zu starke‹ Reaktion von Tess mit dem Ausdruck »Wir sind doch nicht deren Hunde« reagiert. Die Art und Weise, *wie* Tess die Sozialarbeiter*innen an den Pranger stellt, wurde als unverhältnismäßig, als viel zu krass und emotional wahrgenommen. Obwohl Tess sich in diesem pädagogischen Verhältnis strukturell in der marginalisierten Position befindet und im Vergleich zu den Betreuer*innen nur wenig Handlungsmacht besitzt, wird sie durch ihren Wutausbruch als »extrem« und »übertrieben« erlebt und damit die Legitimität ihrer Kritik zunächst infrage gestellt. Gehen wir davon aus, dass sich in den Affekten der Interpret*innen auch ein Erleben der Sozialarbeiter*innen reinszeniert, wird nachvollziehbar, wie sich hieraus eine fatale Dynamik, gleichsam eines *Circulus vitiosus*, entwickelt, wodurch es immer schwieriger wird, sich zu verständigen bzw. sich zu verstehen: Die Legitimität der Kritik der Jugendlichen wird angezweifelt und zurückgewiesen. Sie wird daraufhin lauter und ärgerlicher, womit ihre Kritik nur noch unverhältnismäßiger wirkt und dadurch schließlich völlig illegitim erscheint.

dieser Berufsgruppe und der geleisteten Betreuungsarbeit erkennen (siehe Kap. 4.2.3). Dass Sozialarbeiter*innen damit beauftragt sind, sich um Jugendliche zu kümmern, die in dieser Gesellschaft ausgestoßen und abgewertet werden, sie unter prekären Arbeitsbedingungen und angesichts mangelnder Ressourcen den Mangel auffangen sollen, der in einem gesellschaftlichen Sozialisationsprozess bei den Jugendlichen erst produziert wurde, und dass sie kritisiert und abgewertet werden, wenn sie an diesem Drahtseilakt scheitern, ist nur symptomatisch für die destruktive Logik bürgerlich-kapitalistischer Herrschaft.

4.4 Zwischenergebnis I: die innere Logik der Sozialen Arbeit

In diesem Kapitel habe ich verschiedene Beobachtungsprotokolle herangezogen, um mich tiefenhermeneutisch mit den psychosozialen Dynamiken zu beschäftigen, die in der pädagogischen Beziehung zwischen Sozialarbeiter*innen und Jugendlichen wirkmächtig sind. Es hat sich gezeigt, dass die Jugendlichen in der Jugendhilfe vor allem mit Anforderungen einer bestimmten hegemonialen Subjektivierungsweise adressiert werden; sie sind gefordert, sich an allgemeingültigen bürgerlichen Normen zu orientieren. Wie beispielsweise an dem Gruppennachmittag deutlich wurde, dienen Autorität und Disziplin dabei (noch immer) als zentrale pädagogische Mechanismen, um die Jugendlichen in die vorherrschenden gesellschaftlichen Normen und Werte einzupassen. Gleichzeitig aber werden die Heranwachsenden – insbesondere, wenn sie an diesen Normen scheitern – immer wieder auf einen hierarchisch untergeordneten sozialen Platz verwiesen und dort gehalten. Wo die Soziale Arbeit Jugendliche einerseits befähigen und ermächtigen will, wird also andererseits ein hierarchisches Verhältnis zementiert, das den Jugendlichen zugleich ihre Position im Klassenverhältnis zuweist. Dabei werden bestehende Machtverhältnisse durch die postulierten Ideale von Hierarchiefreiheit und Partizipation noch verschleiert.

In diesem Sinne sind Macht, Autorität und Repression aus der pädagogischen Beziehung keineswegs verschwunden. Vielmehr zeigen sich in den pädagogischen Interaktionen mit Björn, Simon, Leonie und Tess auch eindrückliche Kontinuitäten zu den Bedingungen, die bereits im Zuge der 1968er Bewegung kritisiert wurden, wenn auch in gänzlich anderem Ausmaß und im neuen Gewand. Indem die Sozialarbeiter*innen versuchen, die

Jugendlichen repressiv einzupassen und sie bei widerständigem Verhalten auf ihren sozialen Platz zu verweisen, offenbart sich sowohl die Disziplinierungsfunktion Sozialer Arbeit als auch deren Funktion zur Pazifizierung, das heißt dazu, potenzielle Emanzipationsbestrebungen zu kontrollieren und zu unterdrücken (vgl. Müller 2012: 127).

Wenn man bedenkt, dass es in den antiautoritären Bewegungen der sogenannten 1968er nicht nur um eine kritische Theorie Sozialer Arbeit ging, sondern auch um die Etablierung einer neuen, progressiven, nicht-autoritären und solidarischen Berufspraxis und es in der Folge zu zahlreichen strukturellen und konzeptionellen Veränderungen in der Jugendhilfe kam (siehe Kap. 2), so mag es zunächst überraschen, dass meine Analyse aus den 2020er Jahren zu ähnlichen Aussagen über die Praxis kommt, wie sie schon damals getroffen wurden. Zwar hat sich seitdem einiges verändert. So werden die Analysen aus den 1970er Jahren heute wieder verstärkt diskutiert und aktualisiert (vgl. u. a. Anhorn et al. 2012; Hünersdorf/Hartmann 2013), viele der kritischen Erkenntnisse haben Eingang in die Lehrpläne gefunden und auch die Praxis und die Selbstverständnisse der Sozialarbeiter*innen haben sich dahingehend gewandelt, dass sie heute vor allem durch nicht-autoritäre Paradigmen (etwa der Mitbestimmung, Förderung und Partizipation) geprägt sind. Dennoch machen meine Ergebnisse deutlich, dass Autorität und Repression keineswegs verschwunden, sondern im pädagogischen Alltag noch immer virulent sind – wenn auch weniger offensichtlich.[99]

---

99 Repression, Disziplinierung und Autorität finden heute weniger explizit und offensichtlich statt als etwa noch in den 1950er Jahren. Das zeigt sich nicht nur daran, dass rigide Zwangsmaßnahmen, körperliche Züchtigung und vergleichbare Maßnahmen in der Jugendhilfe heute vollständig abgeschafft sind und ein Großteil der Sozialarbeiter*innen eine autoritäre Haltung explizit ablehnt (wenngleich seit einigen Jahren auch wieder ein Trend hin zu neuer Autorität bzw. autoritärer Pädagogik zu beobachten ist). Auch in meinem Erleben während meiner Feldaufenthalte ist mir das professionelle Handeln der Sozialarbeiter*innen nicht negativ aufgefallen. Ich war weder irritiert noch schockiert angesichts dessen, was ich beobachtete. Im Gegenteil habe ich die Interventionen der Betreuer*innen als »ganz normal« empfunden. Erst durch die Distanz im Interpretationsprozess offenbarte sich mir die inhärente autoritäre Struktur. Indem sich die Betreuer*innen an Idealen von Partizipation und Freiheit orientieren, werden die machtvollen Impulse unsichtbar, bevor sie rationalisiert dann doch in Erscheinung treten. Wie spezifisch diese These für die heutige Zeit ist, müsste allerdings in einem historischen Vergleich herausgearbeitet werden. Denn auch hier finden sich Kontinuitäten zu Studienergebnissen aus den 1970er Jahren. Beispielsweise haben Peters und Cremer-Schäfer (1975) in ihrer breit rezipierten Studie *Die sanften Kontrolleure* herausgefunden, dass Sozialarbeiter*innen zwar kontrollieren, aber gerade *nicht* in einer gewaltvollen Weise: »Die beobachteten Sozialarbeiter bleiben zwar auch Kontrolleure. Sie versuchen, die Adressaten zur Aufgabe devianten Verhaltens zu bewegen. Das geschieht je-

In diesem Zusammenhang ist es bedeutsam, was Adorno in seinem Text *Tabus über den Lehrerberuf* schreibt, was sich gleichsam auf die Soziale Arbeit übertragen lässt. Dort argumentiert Adorno, dass Lehrer*innen (was im übertragenen Fall die Sozialarbeiter*innen sind) zu Unfairness gezwungen seien: Die Unfairness stecke bereits in der Ontologie dieses Berufs, denn die lehrende Person sei gegenüber den Schüler*innen im Vorteil, weil sie etwa einen Vorsprung im Wissen habe. Somit handelt es sich bei dem Lehrer*in-Schüler*in-Verhältnis also grundsätzlich um ein ungerechtes. »Zur unfairness zwingt den Lehrer aber nicht nur bis zu einem gewissen Grad sein Beruf: daß er mehr weiß, den Vorsprung hat, ihn nicht verleugnen kann. Sondern er wird dazu, und das halte ich für wesentlicher, von der Gesellschaft gezwungen« (Adorno 1965: 77). So würde die Gesellschaft selbst im Grunde auf Gewalt beruhen. Diese Gewalt würde von der Gesellschaft (an die Lehrer*innen) delegiert und im Delegierten verleugnet, womit diejenigen, die sie ausübten, zu den Sündenböcken jener würden, welche die Anordnung träfen.[100] Für die innere Zusammensetzung dieses Komplexes scheint Adorno wesentlich, dass die »Gewalt, deren eine auf Herrschaft basierende Gesellschaft bedarf, zugleich von ihr, soweit sie sich als bürgerlich-liberal auslegt, um keinen Preis eingestanden wird« (ebd.: 78).

Was Adorno hier über das Verhältnis von Gesellschaft und Lehrer*innen schreibt, halte ich für sehr aufschlussreich auch in Bezug auf den Beruf der Sozialarbeiter*innen und deren Verhältnis zur Gesellschaft. Angesichts der Ergebnisse in diesem Kapitel, lässt sich behaupten, dass die Unfairness auch im Wesen der Sozialen Arbeit liegt. Diese ist qua ihrer Position mit mehr Macht ausgestattet, womit sie ebenfalls eine Imago von Unfairness präsentiert. Darüber hinaus werden auch Sozialarbeiter*innen zu dieser Unfairness »von der Gesellschaft gezwungen« (ebd.: 78); so besteht der gesellschaftliche Auftrag an die Jugendhilfe auch darin, die Jugendlichen anzupassen, zu normalisieren und zu disziplinieren. Es gibt also einen Anpassungs- bzw. Zurichtungsauftrag, der von der Gesellschaft an die Sozialarbeiter*innen delegiert und zugleich in ihnen verleugnet wird. Die Disziplinierung bzw. Normalisierung ist somit ein strukturelles Problem, das sich nicht nur in der Sozialen Arbeit verorten lässt, sondern in der

---

doch selten durch Drohungen oder direkte Verbote. […] Die Macht der Sozialarbeiter, so können wir sagen, äußerte sich selten als Zwang. Sie blieb meist latent« (ebd.: 71).

100 Diese Dynamik hat sich bereits in Kap. 4.2 gezeigt.

gesamten bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft problematisiert werden muss.

Wenden wir uns vor diesem Hintergrund erneut der Frage von Kritik (in) der Sozialen Arbeit zu. Wie bereits deutlich wurde, zielte die Kritik der 1968er Bewegung unter anderem auf eine Neubestimmung der sozialarbeiterischen Praxis. Steinacker fasst die Bestrebungen wie folgt zusammen:

»Es ging dabei um nichts weniger als den Entwurf einer bedürfnisorientierten, parteiischen und emanzipativen Form der Sozialen Arbeit – einer Sozialen Arbeit, die sich nicht mehr unhinterfragt als Befriedigungs- und Disziplinierungsagentur vereinnahmen ließ, sondern sich solidarisch an den Bedürfnissen ihrer AdressatInnen orientieren sollte, in einem partnerschaftlichen Verhältnis gemeinsam mit ihnen arbeitete und dadurch (individuelle) Bewusstseins- und Veränderungsprozesse in Gang setzen konnte.« (Steinacker 2013: 41 f.)

Offenbar dominierte die Vorstellung, dass sich Soziale Arbeit der ihr zugewiesenen Funktion der Kontrolle, Disziplin und Repression entledigen müsse und es auf diese Weise möglich sei, eine emanzipatorische und progressive Praxis zu entfalten. Wenn aber die Vorstellung vorherrschend war, dass man den disziplinierenden, strafenden und autoritären Teil von Sozialer Arbeit zugunsten von Partizipation, Hilfe und Solidarität aufgeben *kann*, und – wie im Zitat deutlich wird – eine ursprünglich »gute« solidarische Soziale Arbeit einem »bösen« repressiven Staat gegenüberstellt wird, dann verwundert es nicht, dass dieses Ziel scheitern musste und heute, wie sich an meinem Material zeigt, nach wie vor repressive und kontrollierende Praxen aufzufinden sind. Denn die Spaltung von Sozialer Arbeit in einen repressiven Teil und einen helfenden Teil, wie sie auch im sozialarbeiterischen Diskurs um Hilfe und Kontrolle häufig reproduziert wird, verkennt nicht nur, dass es sich bei diesen beiden vermeintlich getrennten Aspekten um eine dialektische Struktur ein und derselben Sache handelt. Dementsprechend *kann* es in der Sozialen Arbeit keinen solchen machtfreien Raum geben.[101]

101 Diese dialektische Struktur von Hilfe/Kontrolle findet sich auch in Foucaults Konzept von Subjektivierung als Gleichzeitigkeit von Ermächtigung und Unterwerfung oder bei seinem Verständnis von Selbsttechniken als Herrschaftstechniken, in denen er Kritik immer konstitutiv verwoben mit Macht denkt, womit sich insbesondere Kessl in Bezug auf die Debatte um Hilfe und Kontrolle beschäftigt hat. Wie bereits in Kap. 2.1.4 ausgeführt wurde, problematisiert Kessl die Vorstellung, dass es sich bei Hilfe und Kontrolle um zwei voneinander differenzierbare Aspekte handeln würde, die durch Fachkräfte in ihrem Spannungsverhältnis bearbeitet werden müssten und bei einer gelingenden Intervention in ein Gleichgewicht gebracht werden könnten (vgl. Kessl 2020). Zwar räumt er ein, dass dieses Begriffsmodell einsichtig machen könne, dass Subjek-

Auch wird mit der Idee, einen »unschuldigen« Ort der reinen Hilfe zu schaffen, die herrschaftsförmige Struktur, die Sozialer Arbeit notwendigerweise inhärent ist, erneut verleugnet. Damit wird eine reflexive und selbstkritische Auseinandersetzung verunmöglicht.

Zugunsten einer tatsächlich unterstützenden und kritischen sozialarbeiterischen Praxis geht es aber darum, gerade *nicht* die eigene Autorität auszublenden, sondern darum, sich selbst zu befragen und die eigenen Mechanismen wahrzunehmen. In eine ähnliche Richtung weist auch Adornos Feststellung in *Tabu über den Lehrerberuf*, dass eine veränderte Verhaltensweise der Pädagog*innen notwendig sei:

> »Sie dürfen ihre Affekte nicht unterdrücken und dann rationalisiert doch herauslassen, sondern müßten die Affekte sich selbst und anderen zugestehen und dadurch die Schüler entwaffnen. Wahrscheinlich ist ein Lehrer überzeugender, der sagt: ›Jawohl, ich bin ungerecht, ich bin genauso ein Mensch wie ihr, manches gefällt mir und manches nicht‹, als einer, der ideologisch streng auf Gerechtigkeit hält, dann aber unvermeidlich verdrückte Ungerechtigkeit begeht. Aus solchen Reflexionen folgt, nebenbei gesagt, unmittelbar die Notwendigkeit psychoanalytischer Schulung und Selbstbesinnung im Beruf der Lehrer.« (Adorno 1965: 83)

Zwei Aspekte empfinde ich in diesem Zitat als besonders wichtig. Zum einen halte ich den Gedanken für bemerkenswert, dass gerade das ideologische Festhalten an Gerechtigkeit zu unterschwelliger Ungerechtigkeit führt. Das heißt, dass, gerade *indem* man sich ideologisch auf der »richtigen« Seite wähnt, man *zwangsläufig* die Fehler begeht, die man so versucht, in sich zu verleugnen. Damit machen sich also vor allem jene Pädagog*innen verdächtig, die sich als besonders gerecht, progressiv, gleichberechtigt oder freundschaftlich darstellen und die eigenen disziplinierenden Anteile auf diese Weise abzuwehren versuchen. Zum anderen finde ich es wichtig, den letzten Satz dieses Zitats hervorzuheben, dass nämlich aus solchen Reflexionen – etwa darüber, dass Sozialarbeiter*innen auch heute noch repressiv und autoritär handeln, da dies im Wesen der Sozialen Arbeit steckt – die

---

tivierungsweisen immer eine Ambivalenz von Subjektwerdung und Unterwerfung beschreiben. Jedoch würde meist das Gegenteil stattfinden: »Auffällig ist nun, dass die These des doppelten Mandats in den allermeisten Fällen nicht zu dieser theorie-konzeptionellen Vermeidung benutzt wird. Im Gegenteil: Das Verhältnis von ›Hilfe und Kontrolle‹ wird als an beiden Polen unabhängig regulierbar bestimmt, was nur dadurch möglich wird, dass beide Pole doch wieder als unabhängige Sphären gedacht werden. Die damit erneut ermöglichte Synthetisierung hat sich in den Feldern von Sozialer Arbeit gegenüber einer Konsequenz widersprüchlichen Lesart durchgesetzt« (ebd.: 64).

Notwendigkeit einer professionellen Selbstbesinnung folgt. Damit macht Adorno deutlich, dass es keineswegs darum gehen darf, sich mit dem eigenen Handeln »einzurichten«, in einen Fatalismus zu verfallen oder sich der Vorstellung, dass man ohnehin nichts ändern kann, resigniert oder »trotzig« hinzugeben. Im Gegenteil geht es um eine beständige Selbstbefragung in der Profession der Sozialen Arbeit hinsichtlich der Fragen: Was tun wir hier? Welche Ziele verfolgen wir (explizit und implizit) mit unserer Praxis? Welche psychosozialen Mechanismen stecken in unserem Denken und Handeln? Darüber hinaus verweist Adornos Formulierung der »psychoanalytischen Schulung« darauf, dass es bei dieser Reflexion gerade nicht darum geht, schnelle Lösungen zu finden oder eine Handlungstheorie für eine bessere Praxis zu entwerfen, sondern vielmehr darum, durch die reflexive Analyse die (auch unbewussten) Momente von Herrschaft zu verstehen, die in einzelnen Situationen wirksam werden und unsere Lebens- und Arbeitsweisen prägen.

5 Artikulationen als Jugendliche in der Jugendhilfe

Nachdem es bisher vor allem um die pädagogischen Beziehungen und Interaktionen zwischen Betreuenden und Betreuten am Beispiel von Beobachtungssequenzen ging sowie um die Frage, inwiefern deren psychosoziale Dynamiken der Struktur der Jugendhilfe inhärent sind, sollen nun die Narrationen, Artikulationsweisen und Selbstverhältnisse der Jugendlichen in den Fokus gerückt werden. Wie erzählen sich Jugendliche in der Jugendhilfe? Wie werden Anrufungen, Zuschreibungen und Fremdwahrnehmungen erlebt und verhandelt? Welche Umgangsstrategien und Subjektivierungsweisen entwickeln sich daraus?

Dieses Kapitel beginnt mit einer Darstellung von Stigmatisierungserfahrungen der Heranwachsenden als Adressat*innen der Jugendhilfe. Anhand einzelner Passagen aus unterschiedlichen Interviews wird erzählt, mit welchen Bildern von sich selbst die jungen Menschen konfrontiert werden, wenn sie in die Jugendhilfe kommen (5.1). In den folgenden drei Unterkapiteln steht dann jeweils ein Interview im Zentrum, anhand dessen spezifische Subjektivierungsweisen von Jugendlichen im System der Jugendhilfe intensiv beleuchtet werden. Am Beispiel von Sophias Differenzerzählung (5.2), Lucys Ideal von Autonomie (5.3) und Maiks Verkörperung von Coolness (5.4) wird untersucht, wie sich diese Heranwachsenden jeweils in spezifischer Weise in der Jugendhilfe und in der Gesellschaft positionieren, wie sie mit hegemonialen Normen, aber auch mit eigenen Wünschen ringen und welche psychosozialen Mechanismen sich in ihren dominanten (Selbst-)Erzählungen und Inszenierungsweisen verbergen. Dabei geht es immer auch um die Frage, wie diese Selbstverhältnisse der Jugendlichen mit institutionellen und gesellschaftlichen Bedingungen zusammenhängen, was in einem abschließenden Unterkapitel intensiver diskutiert wird (5.5).

5.1 Stigmatisierung als »Problemjugendliche«

Im Folgenden geht es darum, wie die Heranwachsenden in der Jugendhilfe von Stigmatisierungen und Etikettierungen betroffen sind und wie sie sich entlang dieser negativen Zuschreibungen positionieren. Ich möchte dafür mit einer bemerkenswerten Interviewsequenz beginnen, die für mich den Anlass gab, mich mit der Frage des Zusammenhangs von Anrufungen und Selbstverhältnissen eingehender zu beschäftigen. Im Nachfrageteil der narrativen Interviews stellte ich meinen Interviewpartner*innen die Frage: »Wie ist es für dich, in der Jugendhilfe zu sein?« Für mich war es bereits überraschend, dass viele Jugendliche bei dieser Frage nicht über die Jugendhilfe selbst und ihre Erfahrungen in den Einrichtungen gesprochen haben, sondern vielmehr von Abwertung und Stigmatisierungen berichteten, die ihnen *aufgrund* ihrer Unterbringung in der Jugendhilfe diskursiv entgegengebracht würden. Besonders eindrücklich erschien mir dabei die Antwort von Nikolas (19):

I.: »Was bedeutet es für dich, in der Jugendhilfe zu sein?«

Nikolas: »Laut anderen Menschen, ein Schmarotzer zu sein.«

Diese Reaktion von Nikolas ist in meinen Augen sehr aufschlussreich in Bezug darauf, was in der Jugendhilfe die Bedingungen des Sprechens sind. Die Frage, die ich Nikolas stelle, ist eine Frage nach dem persönlichen Erleben und Befinden. Sie will etwas über *den Jugendlichen selbst* herausfinden, wie er das Leben in der Jugendhilfe wahrnimmt, wie es ihm damit geht, was er daraus macht. Es geht um seine Sicht der Dinge, seine Sicht auf die Jugendhilfe. Auf diese Frage, was es für ihn bedeutet, geht Nikolas jedoch gar nicht ein oder zumindest nicht explizit. Er könnte sagen: »Für mich bedeutet es, ein Dach über dem Kopf zu haben, Geld zu kriegen, benachteiligt zu sein usw.« Er könnte auch antworten: »Ich fühle mich in der Jugendhilfe gut, schlecht, verloren, erfüllt usw.« Doch seine Antwort gibt zunächst – zumindest auf den ersten Blick – nichts darüber preis, wie es ihm geht oder wie er die Dinge sieht und wahrnimmt. Stattdessen spricht er über den Blick von außen und darüber, was andere über sein Jugendhilfe-Dasein denken. Wenn man seine Antwort jedoch als Antwort auf eine Frage nach dem individuellen Befinden ernst nimmt, so können wir annehmen, dass Nikolas über dieses Außen indirekt etwas über sich aussagt, indem er sich selbst im Spiegel der anderen sieht. Bemerkenswerterweise spricht er nach dem Satz zunächst auch nicht

weiter. Er lässt seine Aussage als legitime Antwort stehen und sieht keinen Anlass, sie weiter auszuführen oder zu erklären, sondern wartet auf meine nächste Frage.

Indem Nikolas lediglich die hegemoniale Zuschreibung wiederholt und nicht weiter auf sein eigenes Erleben eingeht, bringt er auf performative Art und Weise zum Ausdruck, dass es keine nennenswerte Rolle spiele, was *er* denkt oder was seine Sichtweise und Positionierung ist. Der gesellschaftliche Schmarotzer-Diskurs erscheint derart dominant, dass er dem nicht wirklich etwas entgegensetzen kann. Für ihn gibt es keinen Anlass, sein Erleben und seine Sichtweise darzulegen, da diese ohnehin kein Gehör finden würden, sondern er ohnehin nur durch den dominanten Diskurs und die Zuschreibung als Schmarotzer gesehen wird. So verweigert er das eigene Sprechen über sich und zeigt damit, dass diese Zuschreibung unmittelbare Auswirkungen auf sein Selbst, sein Verhältnis zu sich und seine gesamte Existenzweise hat. Alles, was er sagt, bleibt von dem Diskurs gerahmt – eine eigene Positionierung jenseits dieser hegemonialen Abwertung scheint für ihn unmöglich oder nicht sinnvoll. Deutlich wird die eigene Sprachlosigkeit angesichts des hegemonialen Diskurses.

Mit dieser Antwort verweist Nikolas auf seine Bedingungen, (nicht) zu sprechen, und gibt somit durchaus eine Antwort auf die von mir gestellte Frage, was es für ihn bedeute, in der Jugendhilfe zu sein. Es bedeutet für ihn, mit diskriminierenden Zuschreibungen konfrontiert zu sein, mit denen er umgehen muss, und dass er durch diese hindurch ein Selbstverhältnis entwickeln muss. Wer bin ich? Oder mehr noch: Wer kann ich sein? Wie kann ich diese Fragen angesichts dieses Diskurses beantworten? Es handelt sich in diesem Sinne um einen »performativen Akt« (Butler 1998), mit dem Nikolas zum einen die »epistemische Gewalt« (Castro Varela 2015b: 17) deutlich macht, der Jugendliche in der Jugendhilfe ausgesetzt sind, und zum anderen zeigt, wie diese Diskurse das Sprechen und Erleben der Jugendlichen bestimmen.

Wie dominant die gesellschaftlichen Zuschreibungen und Fremdpositionierungen für das Selbstverhältnis der Jugendlichen sind, zeigt sich auch in sämtlichen anderen Interviews. So geht auch die Antwort von Jasmin (16) auf meine Frage nach ihrem Befinden in der Jugendhilfe in eine ähnliche Richtung wie die Antwort von Nikolas:

I.: »[W]ie is es denn für dich, in der Jugendhilfe zu sein?«

Jasmin: »Mhh. (..) Anfangs bin ich nich so gut damit klargekommen. Weil ich hab halt die Erfahrung gemacht, dass man von andern Leuten auch ziemlich schnell in 'ne Schublade gesteckt wurde und / aber mittlerweile komm ich damit ganz gut zurecht.«

Auch in dieser Sequenz wird deutlich, dass Jasmins Erleben in der Jugendhilfe und ihr Selbstverhältnis als dort lebende Jugendliche vor allem durch die Perspektive eines hegemonialen Außen bestimmt ist. Als Begründung für ihre Schwierigkeiten zu Anfang benennt sie weder die finanziellen Einschränkungen oder die Erfahrung der Trennung von ihrem gewohnten Umfeld noch das Gefühl von Einsamkeit. Die größten Schwierigkeiten schienen ihr die stereotypisierenden Zuschreibungen und Urteile anderer Menschen zu bereiten, insbesondere das Gefühl, von anderen »ziemlich schnell in eine Schublade gesteckt« zu werden. Das Bild der Schublade bringt das Erleben zum Ausdruck, aufgrund ihrer Unterbringung in der Jugendhilfe irgendwo einsortiert und kategorisiert zu werden, ungeachtet dessen, ob sie sich selbst dort sieht oder nicht. Das In-der-Jugendhilfe-Sein wird für Jasmin zu einer Identitätskategorie, in der sie sich plötzlich wiederfindet. Es ist nicht einfach eine soziale Hilfeleistung, die sie – wie BAföG oder Krankengeld – beziehen kann, vielmehr scheint die Jugendhilfe zu einem wesentlichen Aspekt ihrer selbst zu werden, der etwas über sie auszusagen vermag oder sie vielleicht sogar ausmacht. Plötzlich sieht sie sich mit bestimmten Zuschreibungen als »Jugendhilfe-Jugendliche« konfrontiert und genau *das* – eine »Jugendhilfe-Jugendliche« – scheint sie nun zu sein. Alles, was sie sonst ausmacht, alle anderen Erfahrungen und Eindrücke, die sie gemacht und gesammelt hat und die sie prägen, werden unsichtbar und sind nicht mehr wichtig. Jasmin ist in dieser Schublade gefangen und kommt nicht raus.

Ihre Problembeschreibung hat zudem eine zeitliche Dimension. So betont Jasmin, dass man *ziemlich schnell* in eine Schublade gesteckt würde. Auch bei Marie (17) findet sich dieser temporale Bezug:

»Wir werden halt einfach ganz zu schnell abgestempelt.« (Marie, 17)

Das »ziemlich schnell« in der Schublade landen oder »ganz zu schnell« abgestempelt werden – die Betonung also, dass diese Prozesse des Aburteilens auch eine zeitliche Komponente haben, ist bedeutsam. Dies wird plausibel, wenn man die Aussagen der Jugendlichen umdreht: Eine Bewertung der Jugendlichen, die sich Zeit nimmt, würde deren Verhalten, Auftreten und Lebensführung mit in die Beurteilung einfließen lassen. Die Jugendlichen hätten die Gelegenheit, sich zu beweisen, und die Urteilenden müssten davon ausgehend versuchen, sich ein komplexeres Bild zu machen. Wenn sie aber

ganz schnell abgestempelt werden, ist es offensichtlich völlig egal, was die Jugendlichen tun und wie sie sich verhalten. Nicht ihre Taten oder ihr bisheriges Leben zählen, sondern einzig und allein die Tatsache, dass sie in der Jugendhilfe leben. Dieser Umstand wird zu einer Eigenschaft, einem Merkmal, einer Wesensart, der sie ausgeliefert sind. Das Bild, das die Menschen in ihren Köpfen haben, ist das, was zählt. Es bildet die Grundlage dafür, wie in diesem Fall Jasmin und Marie wahrgenommen und bewertet werden. Diese Eindrücke – abgestempelt oder in eine Schublade gesteckt zu *werden* – verdeutlichen, dass bei den Jugendlichen das Gefühl des Ausgeliefertseins dominiert. Sie scheinen sich diesen negativen Zuschreibungen machtlos ausgesetzt zu fühlen, ohne die Möglichkeit, selbst an ihrer Positionierung mitzuwirken und sich der Fixierung dieser machtvollen Bilder zu entziehen. Innerhalb dieser Zuschreibungspraxis wirken somit gewaltvolle Einschreibungen, die affektive Ohnmacht erzeugen.

Noch eindrücklicher zeigt sich dieses Gefühl, diskursiven Einschreibungen ausgeliefert zu sein, in einer weiteren Aussage von Nikolas:

»Ja, für die anderen ist man gebrandmarkt. Genauso wie als wenn man einfach anders is als deren Bild davon, was normal zu sein hat.«

Die Beschreibung, gebrandmarkt zu sein, hat eine nochmals stärkere und gewaltvollere Qualität als die Bilder von Schublade und Stempel. Darauf weist bereits die Wortherkunft hin, denn das Brandmarken zählte vor allem im Mittelalter zu den schwersten Strafen nach der Todesstrafe und wurde bis ins 18. Jahrhundert verhängt. Es handelte sich dabei um eine brutale Form der Bestrafung, bei der mit einem glühenden Eisen ein Zeichen der Strafe auf die Stirn oder auf den Rücken eingebrannt wurde. Dadurch mussten die Verurteilten nicht nur Schmerzen erleiden, sondern wurden auch öffentlich und lebenslänglich gekennzeichnet (vgl. Dülmen 1995: 70). Heute ist das Brandmarken als Praxis nur noch als Kennzeichnung bei Tieren üblich und auch der alltägliche Gebrauch des Begriffs hat sich verändert. Heute drückt die Formulierung, dass jemand gebrandmarkt ist, vor allem aus, dass eine Person in stigmatisierender Weise gekennzeichnet bzw. öffentlich bloßgestellt ist. Wenn Nikolas also sagt, dass er gebrandmarkt sei, wird deutlich, dass sein Dasein in der Jugendhilfe für ihn eine öffentliche Bloßstellung bedeutet, die mit Sanktion und Leiden verbunden ist.

Sämtliche interviewten Jugendliche beschreiben, wie sie etikettierenden Anrufungen als »Problemjugendliche« ausgesetzt sind:

»Also wir werden anders gesehen als andere Jugendliche. (.) Also wenn du so neue Leute kennenlernst und denen so sagst: ›ja, ich wohn in der Jugendhilfe‹, dann wirst du komplett anders behandelt. Also dann tun die immer so, als ob du, keine Ahnung, der übelste Junkie wärst oder der übelste Alkoholiker, oder, ähm, total aggressiv und so überhaupt nicht mit deinem Leben klarkommen würdest.« (Sophia, 18)

»Manche denken halt: ›ja, ey, dieses Krisenkind Nummer eins, die können nicht erzogen werden, sie klauen ganz oft.‹ Ich kriege das halt mit, wie die Leute drüber reden.« (Maik, 17)

»Der Asoziale. Macht nichts aus sein Leben. Werden irgendwo in ein / in irgendeiner Wohnung gammeln, werden Straßenpenner, alles Mögliche. Werden einfach nix aus ihrem Leben machen.« (Taylor, 14)

In allen Zitaten wird sehr deutlich, dass sich die Jugendlichen herabgesetzt fühlen und mit vielfachen und unterschiedlichen stereotypen Zuschreibungen konfrontiert sind. Sie haben den Eindruck, dass sie als gewalttätig, delinquent, deviant, verwahrlost, drogenabhängig, straffällig, usw. gelten – als hoffnungslose Fälle, die »nichts aus ihrem Leben machen«.

Signifikant ist, dass in diesem Erleben der Jugendlichen sehr häufig auch die Frage von Schuld und Verantwortung verhandelt wird, wie sich in der Metapher des Brandmarkens – als Strafe für ein schweres Vergehen – bereits andeutet. So berichten mehrere Jugendliche davon, wie sie explizit dafür verantwortlich gemacht werden, dass sie sich nun in dieser Lebenssituation befinden:

»Naja, ich hatte damals halt (räuspern) ich weiß nich, ich hatte damals mal 'ne Lehrerin, die war so ein bisschen komisch, die wusste halt, dass ich in der Jugendhilfe bin und die (..) da kam dann halt doch öfters mal so Sprüche wie selbst schuld blabla. (..) Du bist ja selbst schuld, du bist ja damals zum Jugendamt gegangen, hätteste ja nich haben müssen. Also quasi so, dass man im Endeffekt immer selbst dran schuld is, dass man da gelandet is. Und die hatte halt auch so im Kopf, dass da oft Drogenabhängige auch sind oder welche, die jetzt vielleicht auch aus der Psychiatrie kommen. Und da wurde man dann halt schnell so ein bisschen so reingeschoben. Ja.« (Jasmin, 16)

»es gibt Jugendliche, die einfach zu Hause nicht leben können, weil die Eltern dran schuld sind und nicht die Jugendlichen. Oder Kinder allgemein. (.) Und ich meine, klar gibt es Kinder und Jugendliche, die dran schuld sind, dass sie nicht mehr zu Hause wohnen, weil sie sich einfach nicht benehmen können oder einfach zu anstrengend für die Eltern sind. (.) Aber es gibt auch Jugendliche, die es halt nicht können, zu Hause leben, weil gerade das passiert ist. Du wirst halt geschlagen, keine Ahnung. Und des ist halt manchmal sehr enttäuschend, dass man forsch/eilig da einfach abgestempelt wird.« (Marie, 17)

»Also, wenn Leute urteilen, also sowas verstehe ich nicht, weil, die kennen mich ja nich und die kennen auch die anderen Jugendlichen nich. Die wissen gar nicht, was da Phase ist, ob vielleicht ein Kind vergewaltigt worden ist oder die andere geschlagen, die andere nur Probleme hatte, die andere vielleicht gar keine Eltern mehr HAT. [...] Man findet's vielleicht auch nich immer schön, man möcht manchmal vielleicht auch einfach lieber bei seinen Eltern zu Hause sein, in seinem eigenen Kinderzimmer, also 'nem richtigen Zimmer.« (Roxy, 16)

Diese drei Sequenzen stehen exemplarisch für eine ganze Reihe von Interviewsequenzen, in denen die Jugendlichen versuchen, deutlich zu machen, wie unfair und falsch sie es erleben, dass sie für ihre Unterbringung in der Jugendhilfe und ihre jeweilige Lebenssituation verantwortlich gemacht und verurteilt werden. Sie alle argumentieren, dass sie nicht völlig freiwillig dort gelandet sind bzw. es nicht unbedingt ihr Wunsch war, in dieser Situation zu sein. Vielmehr verweisen sie darauf, dass viele der Jugendlichen von gewaltvollen und schmerzhaften Erfahrungen betroffen sind, sie z. T. keine andere Wahl hatten, als in der Jugendhilfe Entlastung von prekären, gewaltvollen oder anderen ungünstigen Lebensbedingungen zu suchen.

Wie auch in den zitierten Beispielen deutlich wird, appellieren die Jugendlichen in ihren Interviews auch an das Mitgefühl und die Fähigkeit zur Empathie von anderen Menschen. Sie sind davon überzeugt, dass, wenn andere ihre Geschichte kennen würden oder selbst ähnliche Erfahrungen hätten machen müssen, sie nicht vorschnell urteilen, sondern verständnisvoll reagieren würden. Doch genau das – Empathie, Mitgefühl und Verständnis zu erfahren – scheinen die Jugendlichen bei anderen Menschen zu vermissen. Stattdessen entsteht ein Bild davon, in welchem Maße sie sich nicht gesehen, sondern beschuldigt, verurteilt und abgestempelt erleben und diesen Urteilen und Fremdwahrnehmungen teilweise hilflos ausgeliefert sind.

Nachdem anhand dieser unterschiedlichen Interviewpassagen deutlich wurde, dass sich Jugendliche durch die Unterbringung in den öffentlichen Einrichtungen vielfach mit negativen Zuschreibungen und Anrufungen konfrontiert fühlen, werde ich in den folgenden drei Unterkapiteln anhand der Interviews mit Sophia, Lucy und Maik den Fragen nachgehen, wie hegemoniale Normen und Anrufungen die Selbst- sowie Weltverhältnisse der Jugendlichen prägen und welche psychosozialen Dynamiken und Artikulationsweisen sich daraus entwickeln. Wenngleich dabei jeweils ein Interview besonders im Zentrum steht, werden vereinzelt auch Bezüge zu Narrationen anderer Jugendlicher hergestellt.

5.2 Zwischen Selbsthass und Anerkennungswunsch

Als Erstes möchte ich Sophia (18) vorstellen, die ich im Rahmen meiner teilnehmenden Beobachtungen kennenlernte. Während meiner Gegenwart in der Jugendhilfeeinrichtung erlebte ich Sophia meist als offene, lustige und temperamentvolle junge Frau, die bei den beobachteten gemeinsamen Gruppennachmittagen vor allem durch ihre vielen witzigen Geschichten die Interaktion innerhalb der Gruppe bestimmte, indem sie den ganzen Tisch unterhielt. Auch in der Interviewsituation nahm ich Sophia lebendig und locker wahr, die durch ihre Art zu erzählen eine unterhaltsame und fast schon leichte Atmosphäre schuf, obwohl ihre Eingangserzählung von vielen schrecklichen Geschichten und leidvollen Erfahrungen durchzogen war:

Wenngleich Sophia im Interview nichts von ihrer Kindheit berichtet, sondern ihre Erzählung zu dem Zeitpunkt einsetzt, kurz bevor sie in die Jugendhilfe kam, wird schon durch die Erzählung ihres Lebens zwischen vierzehn und achtzehn Jahren deutlich, dass sie stark unter der Beziehung zu ihren Eltern leidet und in diesem Verhältnis vielfach schmerzhaften Erfahrungen ausgesetzt war und ist. So beginnt sie ihre Erzählung mit der Schilderung von zahlreichen Konflikten mit ihren Eltern zu Hause am gemeinsamen Essenstisch. Sophia beschreibt, wie sie sich immer wieder von ihrer Mutter »runtermachen lassen« musste und das Gefühl hatte, sich deren Beschimpfungen nicht entziehen zu können. Schließlich habe sie sich, mit dem Wunsch, von zu Hause auszuziehen, an das Jugendamt gewandt, woraufhin sie wenige Wochen später einen Platz in einer Wohngruppe vermittelt bekam. Zu diesem Zeitpunkt war Sophia vierzehn Jahre alt. Nach wenigen Wochen in dieser ersten Einrichtung bekam Sophia die Nachricht, dass ihre Mutter einen Suizidversuch verübt habe, woraufhin sich ihre Eltern scheiden lassen wollten. Die Mutter gab dafür Sophia die Schuld, weil diese zum Jugendamt gegangen sei:

»also meine Mutter ist ja der Meinung, dass ich schuld bin, weil ich zum Jugendamt gegangen bin und ICH hab gesagt, dass sie eine Belastung für mich ist. (.) Weil sie eine Belastung ist, wollte sie sich was antun. Deswegen bin ich schuld, weil ich gesagt hab, sie ist eine Belastung. Das ist total hirnrissig. Und, ähm, dann bin ich ja schuld, weil, wenn (.) ich das nicht gesagt hätte, dann hätte sie nicht den Suizidversuch gehabt, und wenn sie den Suizidversuch nicht gehabt hätte, dann hätt' Papa sich nicht von ihr getrennt.«

Sophia begann kurz darauf, Stimmen zu hören und sich selbst etwas anzutun, woraufhin sie für sechs Monate in eine psychiatrische Klinik eingeliefert

wurde. Kurze Zeit nach ihrer Entlassung verübte sie selbst einen Suizidversuch, worauf weitere stationäre Aufenthalte in der Psychiatrie folgten. Zwischenzeitlich lebte sie immer wieder bei einem ihrer Elternteile, was jedoch jedes Mal in Eskalationen mündete. Sophia entwickelte verschiedene Symptome wie z. B. Depressionen, selbstverletzendes Verhalten, Essstörungen, starker Gewichtsverlust und suchtartiger Konsum von Alkohol und illegalen Drogen. Sie hatte große Probleme in der Schule, die zum Schulabbruch führten. Auch berichtete sie immer wieder von Situationen, in denen sie anscheinend grundlos mit Mitbewohner*innen, Familienmitgliedern oder anderen Personen in Konflikte verwickelt wurde, denen sie sich ohnmächtig ausgeliefert fühlte. So etwa eskalierte es einmal beim Abendessen in einer Wohngruppe:

»[A]uf einmal schreit mich eine von den Mitbewohnerinnen total an. Und die hatte auch richtig schlimme Aggressionsprobleme. Ich hab ihr PROBLEM gar nicht verstanden. Und habe sie wohl unbewusst provoziert, indem ich sie gefragt habe, was ihr Problem ist. Des meint ich gar nicht böse, wirklich überhaupt GAR NICHT. Des war einfach für mich ne Frage und danach schmiss sie, ähm, mit nem Glas und ner Gabel nach mir, und die Gabel ist echt wirklich so ein Stück an meinem Auge vorbeigeflogen, so, minimal ein Stück, und dann [unv.] dann bin ich irgendwie auf die Betreuerin losgegangen, und meinte, was denn ihr Problem ist, weil sie NICHTS dazu gesagt / Die hat einfach mit uns am Essenstisch gesessen und hat sich des angeguckt. Ich dacht mir so, Alter, du musst doch was SAGEN.«

Mit sechzehn kam Sophia schließlich in die Einrichtung, in der sie zum Zeitpunkt des Interviews wohnt. Dort stabilisierte sie sich. Nach vielen Drogen- und Alkoholexzessen und zahlreichen Konflikten mit den Betreuer*innen hörte Sophia schließlich mit dem Konsum von Drogen auf und holte in einem alternativen Schulprojekt ihren Abschluss nach. Zum Zeitpunkt des Interviews war sie auf der Suche nach einer eigenen Wohnung, da sie aufgrund ihres Alters – sie war gerade achtzehn geworden – bald aus der Jugendhilfe entlassen werden sollte.

Entgegen meiner Wahrnehmung der Interviewsituation als locker und entspannt wurde das Interview in der tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppe vor allem als unverdaulich und überschwemmend erlebt.[102] Sophia beschreibe in ihrer biografischen Erzählung eine schreckliche Er-

102 Da Dynamiken und Deutungen der Interpretationsgruppe in diesem Fall sehr aufschlussreich für die Prozessstruktur des Interviews und Sophias Wirkung auf andere Menschen sind, werde ich in diesem Kapitel sehr ausführlich – und stärker als in anderen Kapiteln – auf die Interpretationssitzung eingehen.

fahrung nach der anderen, in der sie schlecht behandelt, angegriffen oder verletzt wird. Das erscheint den Interpret*innen zum Teil wie ein »Schwall«, bei dem alles so unerträglich sei, dass man sich ganz überfordert fühle. Obwohl Sophias Erzählung auch Mitleid evoziert, steht in der Diskussion der Interpretationsgruppe jedoch weniger ihr Schmerz und ihr Leid im Zentrum. Vielmehr äußerten sich die Interpret*innen immer wieder irritiert darüber, dass Sophia sich ausschließlich als passiv, ohnmächtig und »Opfer« erzählt und nicht zu erkennen scheint, dass ihr Handeln auch Auswirkungen auf andere hat.

Auffällig in dieser Interpretationssitzung war außerdem, dass sich die Gruppe erst äußerst spät dazu entschied, eine Textstelle gemeinsam zu lesen.[103] Während in anderen Interpretationen schon nach wenigen Minuten eine Sequenz aus dem Material gemeinsam gelesen wird, wurde hier zunächst sehr lang über die allgemeinen Eindrücke gesprochen und es wurden zahlreiche Thesen zu Sophia aufgestellt, bevor die Gruppe sich intensiv einer Stelle widmete. Auch war der Entscheidungsprozess, welche Textstelle gemeinsam gelesen werden sollte, schwierig und verhältnismäßig langwierig. Was es mit diesen Reaktionen und der Dynamik in der Interpretationsgruppe auf sich hat, werde ich im Folgenden anhand verschiedener Sequenzen aus Sophias Interview aufschlüsseln. Dabei geht es weniger um das Seelenleben der Jugendlichen, als vielmehr darum, wie Sophia von außen wahrgenommen wird. Im darauf folgenden Abschnitt wird schließlich rekonstruiert, wie Sophia in der Verhandlung mit einem gesellschaftlichen Außen ein spezifisches Selbstverhältnis ausbildet.

---

103 Wie im Methodenteil in Kapitel 3.3.4 bereits ausgeführt wurde, wird in der tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppe nach einer ersten Blitzlichtrunde und dem Sammeln und Austauschen von allgemeinen Eindrücken zum Material eine Textstelle ausgewählt, die dann gemeinsam laut vorgelesen wird und anhand derer versucht wird, eine Prozessstruktur zu erarbeiten. Es kommt in anderen Interpretationssitzungen durchaus häufig vor, dass die Entscheidung, in den Text zu gehen, bereits nach kurzer Zeit getroffen wird und sich die Interpret*innen schon in wenigen Minuten auf eine Textstelle einigen. In dieser Sitzung zum Interview von Sophia kam der Impuls, in den Text zu gehen und sich gemeinsam eine Textstelle genauer anzusehen, erst nach 50 Minuten, woraufhin weitere 25 Minuten darüber diskutiert wurde, welche Textstelle gelesen werden sollte. Die Interpret*innen sind also erst nach insgesamt 75 Minuten gemeinsam tiefer ›in den Text‹ eingestiegen.

5.2.1 In ihrer Not nicht gesehen werden

Ich beginne mit einer Sequenz aus Sophias Interview, die sich etwa in der Mitte ihrer narrativen Eingangserzählung befindet. Sophia hatte zuvor von ihrem ersten Klinikaufenthalt berichtet, der sich über mehrere Monate erstreckte. Dann lebte sie kurzzeitig wieder bei ihrem Vater. Nach einem Besuch bei ihren Großeltern ging es ihr sehr schlecht, weshalb sie am Morgen vor der Schule den starken Impuls verspürte, sich selbst zu verletzen, dem sie schließlich nachgab:

»Und, irgendwie, keine Ahn / irgendwie hatt' ich mich gar nicht mehr unter Kontrolle, und dann gings mir morgens total schlecht. Und an sich habe ich eigentlich nur irgendwie, keine Ah / irgendwas Stumpfes gesucht, um mir wehzutun. Also irgendwas, was halt nicht so, krasse, Verletzungen macht. Aber hab nichts gefunden. Und bin halt durch die ganze Wohnung gelaufen und hab halt gesucht. Hab halt auch irgendwie wann, irgendwann hab ich halt was gefunden gehabt. Und hab in meiner Wut das so wenig kontrollieren können, dass ich halt meine, also meine, also diese megamonster Narbe hier kassiert hab. Die hier. Und die sieht jetzt so schön klein aus, aber die war knapp zwei Zentimeter weit offen. Und ich war total überfordert. Und dann hab ich auf die Uhr geguckt und hab festgestellt, ja, jetzt ist Zeit zur Schule zu gehen. Hab mir 'ne Jacke angezogen und bin blutverschmiert, wie ich war, zur Schule gelatscht. Und dann (.), also es gab eh schon megaviele Gerüchte in der Schule über mich, deswegen hat's mich auch einfach auch gar nicht mehr interessiert. […] Und, ähm, (.) aus meiner Verzweiflung dann halt raus, weil ich halt auch selber gemerkt hab, dass ich jetzt gerade echt scheiße aussehe und ich nicht blutverschmiert in den Unterricht kann, zur, zu unseren Sozialarbeitern gegangen, und hab halt gesagt, ich glaub, ich muss in die Klinik, ich glaub, ich kann das jetzt nicht mehr kontrollieren. (.) und, ähm, der hat es halt nicht ganz gesehen, dass ich total blutüberströmt war, und hat des dann halt, ähm, hat mir halt irgendwann sein Handy in die Hand gedrückt, und hatte dann 'n kompletten, blutverschmiertes Handy in der Hand, weil, es, es war ja nicht abgeklebt oder so, sondern es halt mir so überall, runtergelaufen, und, ähm, war dann todeswütend, und hat mich todesangeschrien. Daran kann ich mich noch erinnern, wie er mich anschrie (lacht).«

I.: »Wieso hat er dich angeschrien?«

Sophia: »Ich glaub, dass es, dass es einfach Überforderung war. Ich glaub, das hat der in seiner ganzen Laufbahn noch nicht gehabt, dass ein Jugendlicher des so überhaupt nicht mehr kontrollieren kann, dass er sogar einfach noch so voll neutral zur Schule läuft. (.) Und dann, ähm, (.) musste ich hoch zur Sekretärin und mir das verbinden lassen. Dann ham die mir mit Schulverweis gedroht und, ähm, allem Möglichen, und meinten, des geht so nich, des können die nich unterstützen. Ich meinte so, ich hab niemanden hier was getan. Ich tu, also dem einzigen Menschen, dem ich was getan hab, ist vielleicht mir. Aber ich

hab hier niemandem was getan. Meinten die, das ist denen egal, wenn ich mich selbst verletzte, das können die nicht unterstützen. (.) Total hirnrissig eigentlich.«

In dieser Sequenz erzählt Sophia davon, wie es ihr schon am Morgen vor der Schule sehr, sehr schlecht ging. Sie konnte diese Gefühle kaum aushalten und wusste sich nicht anders zu helfen, als sich selbst zu verletzen und sich auf diese Weise Erleichterung zu verschaffen. Noch blutend geht sie in die Schule. In dem Wissen, dass sie so nicht in den Unterricht kann, wendet sie sich hilfesuchend an den Schulsozialarbeiter, der – von ihrem Zustand völlig überfordert – beginnt, sie anzuschreien.

Obwohl Sophia völlig verzweifelt war – sie also von einem Moment von größter Not spricht –, verwendet sie in ihrer Erzählung zugleich ganz lapidare Formulierungen für das Erlebte: Sie habe eine »Narbe kassiert«, sei »so voll neutral« in die »Schule gelatscht« und die Schulangestellten handelten »voll hirnrissig«. Diese Art, die Vorfälle zu beschreiben, macht sie schwer affektiv greifbar. Die Begriffe wirken auf eine Weise dumpf und leer und passen affektiv nicht zu der Not, die Sophia beschreibt. Vielmehr deutet sich hier eine Kluft an zwischen dem inneren Erleben, das dazu geführt hat, dass sie sich sehr tief in die Haut schneidet, und jener Beschreibung, nach der sie dann »neutral« in die »Schule gelatscht« sei.

Ein ähnlicher Graben scheint sich auch auf einer äußeren Ebene, zwischen Sophias Verfassung und den Reaktionen des Schulpersonals, aufzutun. So ist es bemerkenswert, wie in dieser gesamten Passage in der Schule auf Sophia reagiert wird. Der Sozialarbeiter wird »todeswütend« und schreit Sophia an. Auch im Sekretariat, wo ihre Wunde verbunden werden soll, wird Sophia mit wenig Anteilnahme begegnet. Die Angestellten machen ihr Vorwürfe, dass sie in diesem Zustand zur Schule gekommen ist und unterstellen ihr implizite Mutwilligkeit, wenn sie ihr mit der Forderung entgegentreten, dass ein solches Verhalten zu unterlassen sei und durch Schulverweis sanktioniert werden müsse. Das gesamte Schulpersonal scheint ausschließlich auf den aggressiven Akt bzw. das Fehlverhalten von Sophia zu reagieren. In welcher Not Sophia sich befindet, wie verzweifelt sie ist und dass sie in einem Gefühl von Notwehr versucht, sich selbst zu helfen, wird nicht gesehen.

Betrachten wir nun die Dynamik in der Interpretationsgruppe, so ist bemerkenswert, dass fast alle Interpret*innen mit dem Schulpersonal und dieser Sichtweise auf Sophia identifiziert waren. Wenngleich diese Passage nicht gemeinsam gelesen wurde, nahmen die Interpret*innen wiederholt auf sie Bezug und zogen sie mehrfach als Beispiel dafür heran, dass Sophia

sich lediglich als »passiv« erleben und ihre eigenen Aggressionen leugnen würde: Sie könne nicht sehen, dass es sehr viel mit anderen Menschen macht, wenn sie diese mit ihren starken, selbst zugefügten Verletzungen konfrontiert, und begreife nicht, dass es sich dabei auch um ein sehr aggressives Verhalten gegenüber ihrem Umfeld bzw. gegenüber jenen Menschen handelt, die sich für sie verantwortlich fühlen. Stattdessen scheine Sophia sich ihrer Aggression nicht bewusst zu sein. So würde sie immer wieder vollkommen überzeugt behaupten, dass sie »doch niemandem etwas getan« habe. Sie erlebe sich als passiv und unschuldig, sehe sich lediglich als Opfer einer ungerechten Behandlung oder gemeinen Angriffen von außen. Wenngleich diese »Opferhaltung« zentraler Diskussionsgegenstand in der Interpretationsgruppe ist und in zahlreichen Sequenzen wiedererkannt wird, so gibt es doch eine Interpretin, die diese dominante Deutung beständig zurückweist und ihr entgegenhält, dass Sophia doch »wirklich nichts dafür« könne, dass sie sich in dieser Situation befinde, und es dementsprechend falsch sei, ihr die Schuld dafür zu geben. Sie empfindet vor allem Mitleid mit Sophia und versteht nicht, warum die junge Frau in der Interpretationsgruppe derart kritisiert wird, wo sie doch ohnehin schon permanent von allen Seiten schlecht behandelt wird. Diese Interpretin würde sich lieber anderen Sequenzen zuwenden, in denen etwa Sophia ihre Traurigkeit und Verzweiflung zum Ausdruck bringt. Sie versucht immer wieder, die Aufmerksamkeit der Gruppe auf diese Textstellen zu lenken, jedoch gehen die anderen Interpret*innen kaum darauf ein. Nachdem die Interpretin mit jeder Intervention erfolglos bleibt, zieht sie sich immer weiter aus der Diskussion zurück, bis sie sich gar nicht mehr beteiligt.

Diese Dynamik innerhalb der Interpretationsgruppe lässt sich als eine Reinszenierung dessen verstehen, wie mit dem Leid und Schmerz von Sophia umgegangen wird. Die Interpretin, die als Einzige mit der Verletzung und dem Schmerz von Sophia identifiziert ist, wird von den übrigen Teilnehmer*innen ignoriert und übergangen. Sie versucht immer wieder, zu Wort zu kommen und ihre empathische Deutung und die Traurigkeit von Sophia sichtbar zu machen, aber wird von den anderen nicht gehört. Stattdessen reden die übrigen Interpret*innen viel und engagiert über die (passive) Aggression und die mangelnde Verantwortungsübernahme von Sophia. Wie hier die Einwürfe der einzelnen Interpretin übergangen werden, so bekommt auch der Schmerz und die Traurigkeit von Sophia keinen Raum.

Diese Deutung lässt sich sowohl auf einen inneren Mechanismus als auch auf einen äußeren beziehen: Auf einer innerpsychischen Ebene könnte es ein Hinweis darauf sein, dass Sophia selbst keinen Zugang zu ihren Gefühlen von Traurigkeit und seelischem Schmerz findet, was sich in den lapidaren Formulierungen von Sophia andeutet. Doch auch im Außen bekommen ihre seelische Verletzung und ihr Leid keine Aufmerksamkeit. Der Schulsozialarbeiter und die Verwaltungsangestellten scheinen von Sophia Verantwortungsübernahme einzufordern und damit offenbar davon auszugehen, Sophia könne dieses Verhalten einfach unterlassen, als hätte sie die Wahl. Dass Sophia aber womöglich nicht anders *kann,* sondern dafür sehr viel Hilfe und Unterstützung braucht, wird nicht in Betracht gezogen. Ebenso wenig wird wahrgenommen, dass sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten durchaus versucht, verantwortlich zu handeln: So hat sie beispielsweise etwas Stumpfes gesucht, um sich keine allzu starke Wunde zuzufügen. Zudem entschied sie sich dazu, nicht in den Unterricht zu gehen, sondern sich direkt an den Schulsozialarbeiter zu wenden, um sich hier professionelle Hilfe zu holen. Doch das alles spielt in diesem Moment keine Rolle mehr. Ihre Versuche, sich zu regulieren und »das Richtige zu tun«, scheitern entweder oder genügen nicht. Übrig bleibt nur die (auto)aggressive Tat. Sophias Verhalten scheint für ihr Schulumfeld derart überfordernd zu sein, dass *ihr* Leid und ihre Verletzungen nicht mehr wahrgenommen werden.

Um diese erste Deutung noch um andere Aspekte zu erweitern, will ich mich noch einer weiteren Sequenz zuwenden, die sich im Interview unmittelbar an die Sequenz in der Schule anschließt:

»Und dann bin ich halt, hm dann in 'ner Klinik gewesen. Und auch megalustige Situation, ähm, Herr Teuer hat halt da gearbeitet. Und wir waren wirklich, also wir haben uns halt miteinander verstanden. Und er wuss / also er kannte mich halt auch von dem ganzen vorigen Dasein. Und dann, ähm, kam halt, hat, die Ärztin hat gesagt, sie glaubt, dass das genäht werden muss. Und ich möchte das nicht. Ich, also ich hätte, Klammerpflaster, das hätte ich alles, ich hätte so Gewebskleber, des hätt' ich alles zugelassen, außer nähen. Nähen möchte ich nicht. Ich finde, des tut mir weh, ich möchte das nicht. Total hirnrissig. Ich kann mir weh tun, aber ich möchte nicht, dass jemand näht, das tut mir weh, das möchte ich nicht (lacht). Und ähm, ja, dann saß sie da mit ihrem Nähzeug, weil sie mich ja nähen wollte, und dann meinte ich: ›Sie nähen mich nicht.‹ Und Herr Teuer stand da schon, hat schon gegrinst, weil er wusste, dass ich jetzt irgendwas sage, was wieder so nicht ins Bild passen wird. Dann meinte sie, doch, sie näht mich jetzt. Mein ich: ›Wenn Sie es wagen, mich zu nähen, ramm ich Ihnen diese Nadel so tief ins Bein, dass Sie die da nie wieder rauskriegen.‹ Und dann meinte er noch so: ›Machen Sie's wirklich nicht, die macht das wirklich, die rammt Ihnen die wirklich ins Bein.‹ Und dann saß die gan / und des war so

des war des war so / das tat mir so leid, weil, sie war so, sie war noch in der Ausbildung (lacht), und ich bedroh sie da erstmal in der Psychiatrie (lachend). Die ist bestimmt danach ins Studium gegangen und hat voll Angst, mit, nein, mach ich nicht mehr (lachend). Und, ähm, dann haben die es halt einfach nur verbunden. Und dann hatten wir auch ganz viele doofe Situationen beim Duschen, wo das dann geplatzt ist, und es sah einfach halt aus, als ob ich verblute.«

In der Klinik hat Sophia große Angst davor, genäht zu werden, und möchte sich lieber auf eine andere Weise versorgen lassen. Als die Ärztin darauf insistiert, dass Nähen die notwendige und zur Heilung führende Behandlung ist, und sich damit über Sophias Wunsch hinwegsetzen will, gerät diese in Panik. Sie fühlt sich massiv von der Ärztin bedroht und derart in die Ecke gedrängt, dass sie sich nicht anders zu helfen weiß, als ihrerseits die Ärztin aggressiv zu bedrohen. Angriff als Verteidigung.[104]

Auch in dieser Passage fällt zunächst auf, auf welche Weise Sophia diesen Vorfall erzählt. Die gesamte Schilderung wird mit den Worten »megalustige Situation« eingeleitet, obgleich sich nichts Komisches daran erkennen lässt. Nicht nur bezeichnet sie ihre Angst vor dem Genähtwerden als »total hirnrissig«, was eine massive Abwertung ihrer eigenen Gefühle darstellt. Auch lacht sie an Stellen, die eigentlich nicht zum Lachen sind; etwa, wenn sie nicht möchte, dass ihr jemand weh tut: »Ich kann mir weh tun, aber ich möchte nicht, dass jemand näht, das tut mir weh, das möchte ich nicht (lacht)«.

Auf diese Weise wehrt sie ihre Gefühle und ihre eigene Angst, die in der Situation sehr real gewesen sein muss, als komisch und unlogisch ab. Zudem lacht sie mehrfach über die Ärztin und die Fantasie, dass diese einen Schaden davongetragen habe und nun ihrerseits Angst vor ihrer beruflichen Pra-

---

104 Die Psychoanalytikerin Melanie Klein beschreibt diese Form des psychischen Funktionierens als paranoid-schizoide Position. Damit ist keine Pathologie gemeint, sondern eine universelle Art des Seins, also ein psychischer Zustand, in dem sich grundsätzlich alle Menschen befinden können. Es handelt sich dabei um eine Angst um einen selbst, in der eine Person das Gefühl hat, dass der*die andere hinter ihr her ist und sie angegriffen wird – daher auch die Bezeichnung ›paranoid‹. In diesem Zustand ist die Beziehung zum Objekt gespalten, das heißt, nur ein *Teil* des anderen wird wahrgenommen, wie auch nur ein *Teil* des Selbst wahrgenommen wird. So beispielsweise ist in der Wahrnehmung die andere Person *nur* böse und man selbst ist *nur* gut – auf diese Spaltung in der Objektbeziehung weist die Bezeichnung ›schizoid‹ hin. Dies zeigt sich bei Sophia daran, dass sie die Ärztin lediglich als Teilobjekt wahrnimmt und nur sieht, dass diese ihr wehtun, nicht aber, dass diese ihr helfen will. Nach Melanie Klein wirken in dieser Position vor allem primitive Abwehrmechanismen, um dieser Verfolgungsangst aus dem Weg zu gehen, wie beispielsweise die projektive Identifizierung (vgl. Klein 1946: 99–110, zit. n. Hinshelwood 2004: 263 ff.).

xis haben könnte. Dieses Lachen hat etwas Triumphales. Sophia hat über ihre »Angreiferin« gesiegt. Sie hat es geschafft, die eigene Angst in ihr Gegenüber zu projizieren, womit sie dieses Gefühl vermeintlich loswerden konnte und nicht mehr selbst spüren muss.[105] Erneut wird eine Ambivalenz von Angst sowie Überforderung auf der einen Seite deutlich, ein aggressives Ausagieren auf der anderen.

Darüber hinaus zeigen sich auch in Bezug auf die Frage nach dem Verhältnis ihres inneren Erlebens und der Art, wie auf sie reagiert wird, Parallelen zur vorherigen Sequenz. Sophia hat offenbar große Angst vor dieser Behandlung. Doch, obwohl sie mehrfach äußert, dass sie nicht bereit ist, sich nähen zu lassen, werden von der behandelnden Ärztin die Angst und die Verzweiflung der Jugendlichen nicht gesehen. In dem Wunsch, Sophia die beste Behandlung zukommen zu lassen, werden deren Einwände nicht ernst genommen. Offenbar erkennt die Ärztin nicht, dass sich Sophia sehr bedroht fühlt, sonst würde sie sich kaum über ihren Wunsch hinwegsetzen wollen. Sie reagiert erst dann auf Sophia und lässt von ihrem Vorhaben, sie zu nähen, ab, als Sophia ihrerseits mit Gewalt droht.

An dieser Stelle will ich noch eine dritte Sequenz hinzuziehen. Es handelt sich um das Ende ihrer biografischen Erzählung, als Sophia in der Gegenwart angekommen ist und davon berichtet, dass sie sich einerseits in der Jugendhilfeeinrichtung sehr wohl fühlt und den Betreuer*innen vieles zu verdanken habe. Es gäbe aber andererseits viele Situationen, wo sie keinen Bock mehr habe, dort zu sein. Auf die Frage nach einem Beispiel antwortet sie:

»Mh, zum Beispiel hab ich das Gefühl, dass die mit mir komplett anders umgehen wie mit Leonie und Simon in der Außenwohnung. Also bei mir ist es total normal einfach reinzukommen. Also ohne zu klingeln einfach durchzulaufen. Bei mir ist es auch einfach total, also ich meine, ich hab zwei BB-Gespräche in der Woche in meiner Wohnung. (.) Andere

---

105 Wenn die Ärztin Sophias Ängste *tatsächlich* übernommen hätte und nicht nur in Sophias Vorstellung, dann würde es sich um den bereits erwähnten und von Melanie Klein bezeichneten Mechanismus der »projektiven Identifizierung« handeln. Hier werden Gefühlszustände und Selbstaspekte unbewusst abgespalten und in die andere Person hineinverlagert. Bei der anderen Person werden diese Gefühle dann stellvertretend hervorgerufen. Indem sich Sophia vorstellt, wie die Ärztin zutiefst verunsichert ins Studium gegangen sei, verlagert sie ihre Angst in die Ärztin hinein. Nicht mehr Sophia ist es, die Angst hat, sondern die Ärztin. Damit hat sie dieses ungewollte Gefühl in der anderen ›entsorgt‹ (vgl. ebd.). Kleins Beitrag lässt sich als Vertiefung von Freuds Konzept der Projektion verstehen, indem sie die Aufmerksamkeit stärker darauf lenkt, dass »Triebregungen nicht einfach verschwinden, sobald sie projiziert wurden; sie gehen in ein Objekt ein, und sie verzerren die Wahrnehmung des Objekts« (Spillius 1983: 322, zit. n. Hinshelwood 2004: 268).

Menschen haben EIN BB-Gespräch oder gar keins. Ich hab gleich zwei, in meiner Wohnung. Und dann auch so, ich weiß nicht, so (.), wie soll man das erklären? Bei anderen werden Drogen gefunden, und dann ist es so: ›Ja, okay, ganz im Ernst, mach's nicht‹. Bei mir werden Drogen gefunden, und dann ist es (dramatische Stimme): ›Nein, dein Herz, was soll der Scheiß?‹ Also es ist wirklich so, ich hatte hier Hasch und ähm Gras-Stengel rumliegen. Des war aber wirklich nich, nich von mir. Wirklich nich. Ich hab damit nichts mehr am Hut. Und ich hab's selber einfach nich gesehen, weil's für mich nich interessant war. Ich hatte sofort so Ärger am Hals, obwohl es nicht von mir war. Ich hätt's auch weggeschmissen, is mir doch bums, des interessiert mich gar nich. Aber ich bin dann immer sofort die mega Angearschte und krieg immer todes den Anschiss. Und dann denk ich mir immer so: ›Und die jetzt nicht oder was?‹ WAS? (.) Des ist halt öfter so, hab ich das Gefühl. Oder halt auch so, wenn jemand in der Gruppe so sagt, ja, heute ist mir mal nicht nach Gruppe. (flüstert) Ja, genau so. Und ich denk mir, wenn ich das sage, heißt es immer, ›doch, setz dich jetzt hier hin und iss‹. (leise) ›Ich will gar nicht. Ich will meine Ruhe. Ich kann euch alle grad nicht ertragen.‹ Aber ich muss. Weißt du, was ich meine? «

In dieser Passage wird erneut deutlich, dass Sophia sämtliche pädagogische Maßnahmen als Angriff, Benachteiligung oder Bestrafung wahrnimmt. Dass die zwei wöchentlichen »BB-Gespräche«[106] in ihrer Wohnung und das besondere Augenmerk auf Drogen ein Versuch darstellen könnte, Sophia die Unterstützung zukommen zu lassen, die sie benötigt, wird von ihr nicht in Betracht gezogen. Auch, dass die Betreuer*innen bei dem Fund von »Hasch und Gras« alarmierend reagieren, erlebt Sophia ausschließlich als Ungerechtigkeit und individuelle Benachteiligung. Obwohl sie weiß, dass Drogenkonsum in der Einrichtung verboten ist, und sie dafür verantwortlich ist, was in ihrer Wohnung passiert, fühlt sie sich durch die Konfrontation mit den Betreuer*innen angegriffen, kontrolliert und ungerecht behandelt.

Diese Sequenz bietet somit erneut Anlass für die beschriebene Dynamik in der Interpretationsgruppe, in der die Interpret*innen bei Sophia eine mangelnde Verantwortungsübernahme kritisieren. Sophia präsentiere sich auch hier lediglich als Opfer einer ungerechten Behandlung und gibt nicht zu erkennen, dass sie durchaus auch Anteile an dieser Situation hat. Sie übernehme in ihrer Erzählung keine Verantwortung für den Vorfall, sondern bleibt auf dem Standpunkt, dass sie völlig zu Unrecht beschuldigt wird.[107]

---

106 Das ist die Abkürzung für Bezugsbetreuer*innen-Gespräche.

107 Hier wiederholen sich die Dynamiken aus den vorherigen Sequenzen. Als sie etwa blutüberströmt in die Schule kommt, versteht sie nicht, warum der Schulsozialarbeiter und die Schulangestellten derart überfordert auf sie reagieren und ihr mit Vorwürfen begegnen. Sie findet deren Verhalten »total hirnrissig«, weil sie doch niemandem etwas getan habe. Auch in der Klinik fühlt

Andersherum allerdings reagieren die Sozialarbeiter*innen in Sophias Darstellung ausschließlich mit Vorwürfen und sehen nur den vermeintlichen Regelverstoß. Dass Sophia möglicherweise wirklich nichts mit dem Marihuana zu tun hatte und selbst keine Drogen konsumierte, scheint keine Rolle zu spielen. Es wird nur ihr Fehlverhalten oder ihr Verschulden fokussiert. Ihre Leistungen, etwa dass sie schon lange clean ist und nichts konsumiert hat, obwohl sie die Gelegenheit dazu gehabt hätte, wird von den Sozialarbeiter*innen nicht gesehen; wie auch in der Schule nicht gesehen wurde, dass sie gleich zum Schulsozialarbeiter gegangen ist und in diesem Sinne versuchte, verantwortungsbewusst zu handeln. Sophia wird offenbar mit wenig Empathie, Verständnis und Anteilnahme begegnet.

In der Schule, in der Klinik und in der Jugendhilfe – in allen Bereichen scheint sich die gleiche Dynamik zu wiederholen, die sich in der Interpretationsgruppe eindrücklich reinszeniert hat: Wie bereits gezeigt wurde, reagieren die Interpret*innen (wie auch die Sozialarbeiter*innen, das Schulpersonal, etc.) vor allem auf Sophias aggressive Anteile und ihre mangelnde Verantwortungsübernahme. Dagegen gerät völlig aus dem Blick, dass sich Sophia selbst in großer Not befindet und im Rahmen ihrer Möglichkeiten versucht, verantwortlich zu handeln und den Anforderungen von außen gerecht zu werden. Anstatt sich empathisch auf sie und ihren Schmerz einzulassen, werden ihre Versuche, ihr Leid zu thematisieren, als Selbstmitleid oder aggressiver Akt abgewertet und problematisiert.

Bedeutsam ist auch, dass die Interpretationsgruppe über einen sehr langen Zeitraum nur über allgemeine Eindrücke vom Interview diskutierte und nicht – wie in anderen Interpretationssitzungen üblich – sich nach kurzer Eingangszeit eine Textstelle gemeinsam vornimmt. Offensichtlich besteht eine unbewusste Hemmung oder Weigerung, sich auf Sophia richtig einzulassen und ihre Perspektive tiefergehend zu verstehen. Niemand findet einen Zugang zu ihr. Niemand kommt zu ihr durch. Niemand kann oder will sich *wirklich* mit ihr beschäftigen. Stattdessen wird ausgiebig *über* sie gesprochen. Sie wird interpretiert und diagnostiziert, ihr Verhalten wird analysiert und kritisiert.

Die Reaktion der Interpretationsgruppe auf das Material, in der es den Impuls gibt, sich diese Jugendliche vom Leib zu halten, lässt sich überdies

sie sich von der Ärztin bedroht und angegriffen. Dass Sophia selbst eine Wunde produziert hat, die genäht werden muss, und sich damit auch in diese Situation gebracht hat, scheint sie nicht zu sehen.

als strukturelle Dynamik deuten, die über Sophia hinausweist und auf andere Jugendliche in der Jugendhilfe übertragen werden kann. Erinnern wir uns an die Zitate der Jugendlichen aus Kapitel 5.1, so beschreiben viele den Eindruck, dass sie vorschnell abgestempelt werden und ihnen keine Empathie und kein Mitgefühl entgegengebracht wird. Diese Zitate korrespondieren mit der Abwehr, die auch dem Material von Sophia entgegengebracht wird. Die jungen Menschen werden in ihrer schmerzvollen Geschichte und ihren Leiderfahrungen nicht gesehen. Niemand will sich wirklich mit ihren Perspektiven beschäftigen und sich tatsächlich auf sie einlassen. Stattdessen werden sie vorschnell abgestempelt und verurteilt, wobei ihre persönliche Biografie und ihre individuelle Sichtweise bedeutungslos zu sein scheinen. Das Einzige, was zählt, ist das, was unmittelbar sichtbar ist – und das ist häufig ihre Wut und ihre Aggressionen, die sie in deviant und delinquent markiertem Verhalten zum Ausdruck bringen.

Im Fall von Sophia entwickelt sich dadurch ein Teufelskreis: Indem sie sich in ihrer Lebens- und Leidensgeschichte nicht gesehen fühlt bzw. nur als Problem wahrgenommen wird, erlebt sie sich noch hilfloser und noch stärker ungerecht behandelt. Sie versucht, sich dem zu widersetzen, und beginnt förmlich zu schreien: »Aber ich hab hier niemandem was getan!« Auf andere wirken diese (Hilfe-)Schreie jedoch lediglich aggressiv und überfordernd. Sophia wird weiter abgewehrt und pathologisiert, worauf sie noch lauter um Hilfe schreit. Sie trägt dicker auf und wird noch lauter, noch verzweifelter und noch aggressiver und liefert damit den vermeintlichen Beweis: Sie *ist* die »Problemjugendliche«, die sich die Schulen, Einrichtungen und Nachbarschaften besser vom Leib halten wollen.[108]

In ihrer Erzählung wird deutlich, wie Sophia nach und nach ein negatives Selbstverhältnis entwickelt und sich in Abgrenzung zu gesellschaftlichen Normvorstellungen positioniert, was im Folgenden genauer untersucht wird.

---

108 Diese Dynamik ist auch Gegenstand des *Labeling Approach* bzw. Etikettierungsansatzes. Danach sind abweichendes Verhalten oder abweichende Subjekte nicht ontologisch begründbar, sondern werden erst durch Kategorisierungen, Etikettierungen oder hegemoniales ›Ticket-Denken‹ (vgl. Adorno/Horkheimer 2011: 215) produziert (vgl. u. a. Dellwing 2019; Cremer-Schäfer/Steinert 2014; Cremer-Schäfer/Lutz 2019; Keckeisen 1974; Steinert 1979; Steinert 1985).

5.2.2 »Ich bin so ein Stück Hautkrebs«: negative Selbststilisierungen als Umgangsweise

Im weiteren Verlauf des Interviews spricht Sophia über ihr Verhältnis zu gesellschaftlichen Normen und Anforderungen und darüber, wie sie sich selbst sozial positioniert. Auf meine Frage, was sie gerne an der Gesellschaft ändern wollen würde, antwortet sie:

»Alles. Alles. Ich mag die deutsche Gesellschaft nicht. Die sagt so viele Sachen, also DIE erwartet so viel von einem. Und du darfst bloß nicht aus dem Konzept rausfallen. (..) Weißt du, was ich meine? So dieses, ähm, du hast dünn zu sein, du hast dich ähm nicht darüber zu beschweren, dass du, ähm, also, dass du ein Mädchen bist. Du hast dich gut anzuziehen, gleichzeitig hast du aber bitte übergute Noten. Am besten studierst du noch Medizin. (...) Und dann fühl ich mich immer ein bisschen schlecht, weil ich mir dann so denke, joa, (.) äh, ich mach, was ich will.«

Sophia beschreibt in dieser Sequenz, dass sie darunter leidet, dass so vieles von ihr erwartet wird und sie mit unzähligen Normen konfrontiert ist, die sie nicht erfüllt. Deswegen würde sie sich immer ein bisschen schlecht fühlen. Etwas später führt sie das weiter aus:

»Jeder wird so in diese Form gepresst. Ich möchte keine Form sein. (.) Ah das, des ist wie Hautkrebs (lachend). Grad ganz schlechtes Beispiel, aber das ist wie so 'n Leberfleck. Alle werden in diesen Leberfleck gepresst. Und diese Hautkrebse, die sind immer so total ausgefranst. Ich bin so ein Stück Hautkrebs (lacht). Das war grad ein schlechter Vergleich. (lachend) Aber irgendwie war er auch gut. (...) Also wir sind alle diese ausgefransten Leberflecken. Und die Gesellschaft hätte gern runde Leberflecken. [...] Ich möcht mich nicht in 'ne Form pressen lassen. Das ist mir zu anstrengend. Vor allem, ich kann mir das auch nicht vorstellen. Ich meine, wär dann, nee, ich möcht nicht so glatt gebügelt sein. Ich bin, ich bin gerne faltig.«

Diese Beschreibung ihres Verhältnisses zur Gesellschaft und die Selbstbezeichnung als Hautkrebs sind in vielfacher Hinsicht aufschlussreich. Zunächst beschreibt Sophia damit eine Differenz: Sie nimmt sich anders als die Mehrheitsgesellschaft wahr und affirmiert ihr Anderssein im Gegensatz zur gleichförmigen Konformität der anderen. So sagt sie klar: »Ich will nicht in eine Form gepresst sein. [...] Ich bin gerne faltig.« Allerdings steckt in dem Verhältnis von Leberfleck und Hautkrebs nicht nur eine Differenz, sondern eine starke hierarchische Wertung: Leberflecke sind gut und gewollt, wogegen Hautkrebs krankhaft, bösartig, schlecht und nicht gewollt ist. Es handelt sich um eine Abnormität, einen Tumor, etwas Krankhaftes, das den Organismus angreift und sich nur schwer kontrollieren lässt. Sophia

beschreibt damit sich selbst – ähnlich wie auch Nikolas am Anfang dieses Kapitels – aus der Perspektive der Gesellschaft, von der sie als Problem, als Abnormität und als nicht gewollt angesehen wird.

Neben der Eigenschaft des Krankhaften weist die Metapher des Hautkrebses auch auf eine gewisse Kraft, auf ein Eigenleben hin, eine Art von Agency. Eine Wucherung oder ein Tumor wächst unkontrolliert und lässt sich nicht so einfach aufhalten. Er greift das gesunde Gewebe an und ist damit eine sehr starke Kraft – wenn auch eine destruktive. Dieser Aspekt lässt sich auf zwei Weisen deuten: Einerseits beschreibt Sophia damit, dass sie in der Zurückweisung sämtlicher gesellschaftlicher Normen auch ein ungeheures Handlungspotenzial erfährt. Indem sie ihr Schicksal als Hautkrebs annimmt, erlebt sie sich nicht mehr so hilflos und ohnmächtig aufgrund der Tatsache, dass sie die Normen nicht erfüllt. Vielmehr fühlt sie sich in ihrer Aktivität, Aggressivität und Destruktivität handlungsmächtig, widerständig und stark. Andererseits lässt sich die Selbstbezeichnung als Hautkrebs jedoch auch als Ohnmachtsgefühl gegenüber der eigenen Aggression lesen. Der Hautkrebs ist, wie er ist. Er wuchert und breitet sich unkontrolliert aus, ohne dass es in irgendeiner Weise zielgerichtet wäre. Er greift alles um sich herum an und macht alles in seiner Nähe kaputt – und es gibt keine Möglichkeit zu entscheiden, ob sie das will oder nicht. Sophia bringt somit mit dieser Aussage möglicherweise auch das Gefühl zum Ausdruck, ihren eigenen Gefühlen, ihren destruktiven Kräften und Impulsen ausgeliefert zu sein. Sie selbst *ist* etwas Krankhaftes, das alles Gesunde um sie herum angreift und kaputt macht und das sich – auch von ihr selbst – nicht aufhalten lässt.

In jedem Fall bringt die Selbstbeschreibung als Hautkrebs auch einen sehr negativen, abwertenden Blick auf sich selbst zum Ausdruck.[109] Denn Sophias Metapher hätte bereits mit der Gegenüberstellung von runden und ausgefransten Leberflecken funktioniert. Sie aber geht mit dem Symbol des Hautkrebses noch weiter, worin sich nicht nur eine positive Bezugnahme auf die eigene Differenz, sondern auch die Themen Selbsthass und Selbstabwertung zeigen. So scheint sich Sophia selbst über ihren Vergleich zu erschrecken, wenn sie darauf mit Lachen reagiert und den Worten: »Das war grad ein schlechter Vergleich. (lachend) Aber irgendwie war er auch gut.«

Obwohl Sophia also manifest hervorhebt, dass sie es gut findet, anders – eben nicht in eine Form gepresst und glattgebügelt – zu sein und sich da-

109 Was sich auch in Zusammenhang mit ihrem selbstverletztenden Verhalten deuten lässt.

mit den hohen Anforderungen nach Konformität nicht zu fügen, wird in der Hautkrebsmetapher zugleich ein Leiden unter dem Anderssein sichtbar und eine Abwehr und Abwertung dessen, wie sie von anderen gesehen wird und wie sie sich selbst sieht.

Auf diesen Selbsthass bzw. auf den Wunsch, anders zu sein, deutet eine weitere Stelle im Interview hin, in der Sophia von ihrer Bezugsbetreuerin Anja spricht. Anja ist für Sophia die Person, die ihr am meisten bedeutet, weshalb Sophia hofft, dass diese Beziehung auch hält, wenn sie bereits aus der Einrichtung ausgezogen ist. So stellt sie sich beispielsweise vor, wie sie eines Tages zurück in die Einrichtung kommt, um Anja ihr eigenes Kind zu zeigen:

»Ich meinte schon zu ihr, wenn ich ein Kind kriege, dann komme ich auf jeden Fall in die Einrichtung, und dann so: ›Hier, hier! Hab ich gemacht! Guck! Guck's dir an! Hab ich gut gemacht.‹ (lacht) Hab ich ihr schon gesagt. Meinte sie, darüber würde sie sich richtig freuen, wenn ich da mit meinem Kind so ankomme und so, äh, hab ich gut gemacht. Hab ich! Ja! Gut proportioniert.«

In dieser Fantasie von Sophia, wie sie eines Tages in die Einrichtung kommt, um ihr Kind zu präsentieren, drückt sich der Wunsch aus, etwas Gutes hervorzubringen und dafür Anerkennung zu bekommen. Mit dem Kind hat sie etwas geschaffen und will nun Bestätigung für ihr gelungenes Werk erhalten. Bemerkenswert ist dabei die Beschreibung des Kindes als »gut proportioniert«, denn mit dieser Formulierung wird deutlich, dass dieses Kind (im Gegensatz zu Sophia selbst) durchaus in eine Form eingepasst ist. Es ist nicht ausgefranzt, deformiert und formlos wie Hautkrebs, sondern die Proportionen stimmen. Es ist in einem guten Verhältnis. Dass Sophia davon träumt, eines Tages der Betreuerin ihr gut proportioniertes Kind zu zeigen, lässt sich somit als symbolischer Ausdruck eines Wunsches nach Normalität, Zugehörigkeit und Anerkennung verstehen. Die Kindfantasie erfüllt damit zweierlei. Einerseits steckt darin die Hoffnung, es eines Tages zu schaffen, etwas Gutes zu erzeugen, was sie zu diesem Zeitpunkt offenbar nicht über sich sagen kann. Andererseits funktioniert es wie ein Heilsversprechen: Ihre Andersartigkeit kann durch das Kind wieder korrigiert werden. Das krankhafte Gewebe kann Heilung finden und wieder gutartige Leberflecke hervorbringen.

In der Fantasie wird somit ihr Ich-Ideal deutlich. Sophia will es eines Tages geschafft haben, die geltenden Werte und Gebote, die heute durch die

Betreuerin repräsentiert sind, in sich aufzunehmen.[110] Sie würde gerne den Ansprüchen genügen, die an sie gestellt werden. Dass sie diesen Wunsch jedoch nur über die Fantasie mit dem Kind zum Ausdruck bringen kann, macht deutlich, dass sie für sich derzeit keine Möglichkeit sieht, an ihren eigenen »Proportionen« etwas zu ändern. Zugleich symbolisiert der Kinderwunsch aber nicht einfach das Begehren nach einer Anpassung an die gesellschaftliche Normalität. Wenn Sophia es – so wie sie ist – trotzdem schafft, ein »gut proportioniertes« Kind herzubringen, verbirgt sich darin auch die Hoffnung, in ihrem Nonkonformismus anerkannt zu werden.

Die bereits erarbeitete Doppelbödigkeit bestätigt sich also auch hier: Wenngleich Sophia selbstbewusst faltig ist und sich den einschränkenden gesellschaftlichen Anforderungen nicht fügen möchte, lässt sich die Fantasie, eines Tages ihr »gut proportioniertes« Kind zu zeigen, auch als ein Wunsch nach Anerkennung, Zugehörigkeit und Bestätigung verstehen. So gewendet, will Sophia in und trotz ihrer Differenz sowie in und trotz ihrer nonkonformistischen Existenzweise gesellschaftlich anerkannt sein.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch eine letzte Sequenz aus dem Interview mit Sophia hinzuziehen, in der sich nicht nur ihr ambivalentes Selbstverhältnis nochmals deutlich zeigt, sondern sich auch andeutet, wie sie mit diesem Selbstverhältnis umgeht.

I.: »Ja. (…) Ähm, gibt es irgendwas, was du an dir selber ändern würdest, wenn du könntest?«

Sophia: »Ja. Alles (lacht).«

I.: »Was?«

Sophia: »Ich wär gern jemand anders. (.) Ich find mich selber als Person sehr anstrengend. Des is ganz komisch, ne? Ich find, ich ich ich kann mich manchmal nicht ertragen. (leiser) Ähm, fühl mich dann (flüsternd) – ich denke mir dann immer so, Alter, Alter, ne hör auf mit dem Scheiß (lacht). Nee, keine Ahnung. Würd schon gerne, also mein Ordnungssystem wäre schon mal, das wäre schon mal geil, wenn ich eins hätte (lacht) (.) Aber so, dann denke

110 Aus einer psychoanalytischen Perspektive lässt sich das Zeigen des Kindes auch als ödipaler Wunsch verstehen, in der das Verhältnis zu der Betreuerin Anja die Elternbeziehung repräsentiert. Darauf weisen auch diverse Stellen im Interview hin, wenn Sophia sie etwa zugleich als »Mama, Schwester, Oma und beste Freundin« sowie als einziges Vorbild beschreibt. Anja ist in diesem Sinne Repräsentanz der Beziehung zu den Eltern, die psychoanalytisch für alle Gebote und Verbote stehen und vom Kind »als höhere Wesen gekannt, bewundert, gefürchtet werden« (Freud 1923: 303). Durch die Überwindung des Ödipuskomplexes werden diese gesellschaftlichen Normen als Ich-Ideal oder Über-Ich in das Kind aufgenommen.

ich mir wieder, eigentlich bin ich voll okay, so wie ich bin, und dann darf ich eigentlich so bleiben, und dann, also ich finde, das ist Situation / also situationsbedingt, ob ich was an mir ändern möchte. Jetzt gerade zum Beispiel bin ich ganz glücklich mit mir, so wie ich bin.«

I.: »Ja. Was meinst du mit Ordnungssystem?«

Sophia: »Ich hab keins. Also (.) sieht zwar gerade so aus, also ob ich eins hätte. Aber du darfst hier keine Schränke öffnen (lacht). Also in den meisten wird dir irgendwas entgegenfallen, weil ich's halt einfach reingeschmissen hab, weil ich nicht wusste, wohin damit.«

I.: »Und findest du, des ist ein Problem?«

Sophia: »Für mich ist das gar kein Problem. Alle anderen finden das immer schrecklich. Anja kommt dann immer, ›du hast kein Ordnungssystem‹. Für mich ist das einfach 'n Ordnungssystem auf irgend'ne Art und Weise. Ich meine, es ist ja im Schrank. (.) Solange der Schrank zubleibt, ist es, ich hab's verstaut. (..)«

In dieser Passage präsentiert sich Sophia in einer äußerst widersprüchlichen Weise. Sie beginnt ihre Antwort mit einem absolut negativen, defizitären Blick auf sich selbst, einer Abwertung dessen, was sie ist, wenn sie sagt, dass sie am liebsten *alles* an sich ändern würde, ja sogar gerne jemand anderes wäre. Das ist eine sehr radikale Aussage. Sie sagt nicht, dass sie gerne anders wäre oder sich selbst gerne irgendwie verändern würde, sondern sie wäre gerne *eine andere Person*. Sie will eine andere Geschichte. Sie will nicht sie selbst sein. Diese absolute Negation und Ablehnung des Selbst bezeichnet sie dann aber selbst als komisch und es scheint ihr kurz darauf schwerzufallen, weiterzusprechen. Sie wird leiser und führt ihre Gedanken nicht zu Ende: »(leiser) Ähm, fühl mich dann«. Hier bricht sie ab. Dann spricht sie flüsternd weiter: »ich denke mir dann immer so«. Wieder bricht sie ab. Sie kann nicht weitersprechen, nicht aussprechen, wie sie sich fühlt oder was sie denkt. Dann ruft sie sich selbst zur Vernunft: »Alter, ne hör auf mit dem Scheiß« und lacht. Es ist brutal, wie sie mit sich spricht – wie sie sich zur Ordnung ruft. Mit dem »Scheiß« sind vermutlich die Selbstzweifel und die Unzufriedenheit mit sich bzw. die (Auto-)Aggression und eine fehlende Selbstkontrolle gemeint. Diese selbstdestruktiven Gedanken und Gefühle dürfen nicht sein. Obwohl sie mit der Aussage schließt, dass sie mit sich gerade ganz glücklich sei, werden in ihrem ersten Impuls Momente von Selbstzweifeln und Selbsthass deutlich, was sich als ein äußerst ambivalentes Selbstverhältnis deuten lässt.

Bedeutsam an dieser Stelle ist aber vor allem auch ihre Bezugnahme auf das Ordnungssystem. Auf meine Rückfrage hin erklärt sie, dass es von außen zwar aussehen würde, als ob sie eines hätte, jedoch dürfe man keine Schränke öffnen, da einem sonst etwas entgegenfallen könnte. Auch hier begrüßt Sophia erst die Idee eines Ordnungssystems, schließt aber erneut mit der komplett gegensätzlichen Aussage, dass sie mit ihrem eigenen System doch ganz gut zurechtkomme und es nur für die anderen Menschen ein Problem darstelle.

Verstehen wir diese Bezugnahme auf ihr fehlendes, aber eventuell notwendiges Ordnungssystem nicht nur als Aussage über den Zustand ihrer Wohnung, sondern auch als Bild für ihr Seelenleben, lässt sie sich als symbolischer Ausdruck ihres mit sich im Widerstreit stehenden Selbstverhältnisses deuten. Sie sagt, es sähe von außen betrachtet zwar so aus, als sei bei ihr alles in Ordnung, wenn man jedoch hinter die Fassade – also in sie hineinschaut –, dann entdecke man totales Chaos. Hier finden sich die ganzen Themen und Probleme, ihre Aggressionen, Ängste und Verletzungen, die sich im Laufe ihres Lebens bei ihr angesammelt haben. Andere Menschen wie etwa ihre Bezugsbetreuern Anja meinen, dieses Chaos müsste bearbeitet und sortiert werden. Für Sophia aber scheint ihre Umgangsstrategie kein Problem: »Ich meine, es ist ja im Schrank. (.) Solange der Schrank zubleibt, ist es, ich hab's verstaut.« Solange der Schrank zubleibt, scheint alles in Ordnung. Aber man *darf* die Schränke nicht öffnen, denn, was dann passiert, wurde bereits in der Passage deutlich, als Sophia sich selbst verletzte und blutüberströmt in die Schule ging, oder in der Sequenz, als sie sich von der Ärztin bedroht fühlte. Wird die Schranktür geöffnet, drohen die verstauten und verborgenen Gefühle jenen Menschen entgegenzufallen, die es wagen, die Türen zu öffnen oder zufällig in der Nähe sind.[111]

Deutet man die Erzählung über das Ordnungssystem als Metapher für innerpsychische Mechanismen, so scheint es, als ob sich Sophia mit diesem ganzen Kram, dem ganzen seelischen Ballast, der sich im Laufe ihres Lebens bei ihr angesammelt hat, überfordert fühlt und nicht so richtig weiß, was der beste Umgang damit ist. Einerseits formuliert sie, dass eine andere Umgangsweise gut wäre (»das wäre schon mal geil, wenn ich eins hätte«). An-

111 Dieses Bild, dass einem Sachen entgegenfallen, wenn man bei Sophia einen Schrank öffnet, korrespondiert mit den Affekten aus der Interpretationsgruppe, in der die Teilnehmer*innen Sophias Interview als überfordernd und überschwemmend erlebt haben, »als Schwall, der einem entgegenkommt«.

dererseits betont sie, dass sie selbst mit ihrem System zurechtkommt und nur alle anderen es schrecklich fänden. So sagt sie, dass es für sie gar kein Problem und ihre Umgangsweise auch eine Art Ordnungssystem sei. Doch, dass es nicht nur die anderen Menschen sind, die Probleme mit ihrer Umgangsstrategie haben, sondern auch sie selbst in Momenten darunter leidet, zeigt sich daran, dass der Schrank zubleiben muss. Sobald er aufgeht, fallen die Dinge – also ihre Probleme und unliebsamen Gefühle – auch ihr wieder entgegen.

Erneut wird eine starke Ambivalenz deutlich: Einerseits besteht ein Wunsch, »aufgeräumt zu sein« und nicht immer wieder durch das Chaos und die vielen, ungeordneten Gefühle überwältigt zu werden. Andererseits zeigt sich zugleich das entgegengesetzte Bedürfnis, einfach so sein zu dürfen und sich nicht mit den Anforderungen, die von außen an sie herangetragen werden, sowie mit den inneren und überwältigenden Gefühlen auseinandersetzen zu müssen. Betrachten wir Sophias Äußerungen aus diesem Blickwinkel, scheint es, als sei ihr alles zu viel. Um ein anderes Ordnungssystem zu entwickeln, das heißt, diesen Berg an Emotionen und Problemen zu bearbeiten und an die schwierigen Themen zu gehen, bräuchte Sophia viel Hilfe und Unterstützung, einen sicheren Rahmen sowie eine stabile Beziehung etwa zu einer Therapeutin. Obwohl sie selbst darunter leidet, erweckt sie den Eindruck, als sehe sie im Augenblick keine andere Möglichkeit, als sich mit dem Bestehenden zu arrangieren und ihr nicht vorhandenes Ordnungssystem – genau wie ihr Dasein als »Hautkrebs« – zu affirmieren.

5.2.3 Jugendhilfe als paradoxe Sozialisationsinstanz und die Entstehung prekärer Selbstverhältnisse

Sowohl in dem Bild des Ordnungssystems als auch in der Fantasie, der Betreuerin das Kind zu zeigen, wird die Funktion der Jugendhilfe als (bürgerliche) Sozialisationsinstanz deutlich (siehe Kap. 2.1.3). Sophia hat ein eigenes System entwickelt, mit dem sie jedoch aneckt. Sie hat nicht gelernt, ihren Schrank auf eine Weise in Ordnung zu bringen, selbst in gewissem Sinne »aufgeräumt zu sein« und Dinge gut zu sortieren, die sich in die Erwartungen und Anforderungen ihrer Jugendhilfeeinrichtung einfügt. Dies lässt sich sowohl auf den Zustand in ihrem tatsächlichen Schrank beziehen als auch hinsichtlich ihres Seelenlebens interpretieren, in dem Chaos herrscht und

viele (aggressive) Impulse unkontrolliert »herausfallen« können. Ob ihr eine spezifische normierende Sozialisationserfahrung fehlt, in der sie lernen konnte, sich als selbstbe*herrschendes* Subjekt zu formieren, oder ob es *gerade* eine solche Sozialisationserfahrung war, die zu diesen inneren Konflikten geführt hat, lässt sich nur spekulieren. Deutlich wird aber, dass Sophia den Mangel eines Ordnungssystems bedauert und das Gefühl äußert, zu scheitern oder nicht richtig zu sein, wie es in dem Bild des Hautkrebses deutlich wird. Indem die Sozialarbeiterin Anja versucht, ihr zu einem Ordnungssystem zu verhelfen, zeigt sich, wie die Jugendhilfe hier genau jene Funktion (klein)bürgerlicher Subjektivierung zu erfüllen sucht, die sonst innerhalb der Familie stattfinden soll: ihr auf der materiellen Ebene zu zeigen, wie sie einen Haushalt führt und ihn in Ordnung hält, und sie auf einer psychosozialen Ebene dabei zu unterstützen, sich selbst und die eigenen Impulse so zu regulieren, dass sie in ein sozial erwünschtes Verhalten passen. Ziel ist es, ihr Verantwortung für ein Chaos zu vermitteln, sodass sie an sich arbeiten und lernen kann, sich selbst und die eigenen aggressiven Triebe und Impulse zu kontrollieren.[112]

Allerdings entsteht ein Widerspruch bzw. eine Paradoxie, die sich ebenfalls an der Schrank-Analogie und am fehlenden Ordnungssystem verdeutlichen lässt. So drängt sich die Frage auf, ob die Jugendlichen in der Jugendhilfe im Vergleich zu anderen Jugendlichen *tatsächlich* weniger aufgeräumt sind oder ob sie einfach nur nicht die Möglichkeit haben, ihre Türen zuzulassen und das innere Chaos zu verbergen. Sophias Gefühl, unaufgeräumter zu sein als andere, kann möglicherweise auch daher rühren, dass permanent jede*r in ihren Schrank schauen kann und von den Betreuer*innen regelmäßig kontrolliert wird, wie es da aussieht. Die Sozialarbeiter*innen können jederzeit vorbeikommen und nach ihrem Zustand schauen, was Sophia sogar an einer Stelle im Interview explizit beklagt: »Also bei mir ist es total normal, einfach reinzukommen. Also ohne zu klingeln einfach durchzulaufen.«

In diesem Sinne sind die erzählte Unordnung und das Chaos der Jugendlichen in der Jugendhilfe immer auch für andere sichtbar. Ständig wird in die unaufgeräumten Schränke geschaut und mit dem Finger darauf gezeigt. Jugendliche, die nicht in der Jugendhilfe leben, haben hingegen viel einfacher die Möglichkeit, das Chaos in ihren Schränken zu verbergen. Sie sind nicht dem sozialarbeiterischen Blick ausgesetzt, der beurteilt, ob es ordentlich genug ist oder nicht. Vielleicht würde Sophia den Schrank

112 Um diesen Aspekt wird es in Kapitel 5.3 ausführlicher gehen.

auch manchmal lieber zulassen, aber diese Entscheidung kann sie nicht alleine treffen und auch nur schwer beeinflussen. Im *Labeling Approach* bzw. Etikettierungsansatz, dem zufolge Abweichungen und Außenseiter*innen erst durch Kategorisierungen und Zuschreibungen von außen produziert werden (vgl. Dellwing 2019; Keckeisen 1974), wird somit von einer »doppelten Benachteiligung der unteren Schichten« (Dollinger/Raithel 2006: 78) gesprochen. Wo die Abweichung von gesellschaftlich Privilegierten oftmals gar nicht entdeckt würde, weil diese viele Ressourcen besäßen, um Devianz zu vertuschen, würden randständige Personen überproportional zum Fall von Kontrollinstanzen werden (vgl. ebd.). Im Anschluss an diese Perspektive lässt sich vermuten, dass sich Sophia gerade deshalb in dem Maße als unaufgeräumt und als Hautkrebs empfindet, *weil* sie in der Jugendhilfe lebt. Würde sie als Kind bürgerlicher Eltern noch zu Hause leben, wo sie die Obhut und den Schutz ihrer Eltern genießt, wenn sie etwa Partys feiert oder Drogen und Alkohol konsumiert, hätte sie sehr viel mehr Möglichkeiten, ihre Lebensweise wie auch ihre Probleme vor den Augen anderer zu verbergen und dem Zugriff durch die Öffentlichkeit zu entgehen. Die Themen und Umgangsweisen der Heranwachsenden in Jugendhilfeeinrichtungen sind dagegen viel stärker sichtbar und werden somit häufiger zum Gegenstand der öffentlichen Debatte, sodass auf diese Weise überhaupt erst »schwierige Jugendliche« als solche konstruiert werden.

Damit wird also eine zentrale Paradoxie der Jugendhilfe deutlich, aus der diese nicht entkommen kann: Auf der einen Seite sollen die Heranwachsenden in und durch die Institution Jugendhilfe gesellschaftlich integriert werden, ein positives Selbstverhältnis sowie ein Ordnungssystem entwickeln, wodurch sie Anerkennung und Zugehörigkeit erlangen können. Auf der anderen Seite werden die Jugendlichen erst *aufgrund* ihrer Unterbringung in der Jugendhilfe in einer spezifischen Weise sichtbar und dadurch als sogenannte Problemjugendliche hervorgebracht, abgewertet und stigmatisiert, wie es sich bereits an den Zitaten zu Beginn des fünften Kapitels gezeigt hat.

Folglich sind diese Heranwachsenden in spezifischer Weise gefordert, mit den Stigmatisierungen und Abwertungen einen Umgang zu finden. Einige Jugendliche versuchen, sich selbst von den »richtigen Heimkindern« zu distanzieren und immer wieder zu beweisen, dass sie anders sind, das heißt den negativen Zuschreibungen nicht entsprechen. Eine andere Umgangsweise ist es, aus der Not eine Tugend zu machen und sich die negativen Zuschreibungen anzueignen und positiv umzudeuten. Wie Sophia sich als »Hautkrebs« und »gerne faltig« beschreibt, finden sich im Datenmaterial

zahlreiche weitere Differenzkonstruktionen, durch die sich die Jugendlichen als nonkonforme, abweichende Andere positionieren:

»Du gehst in den Unterricht rein. Da sitzen überall Flachzangen und fangen an, über ihr stumpfes Leben sich zu unterhalten. Oder was ihnen so alles passiert. Und ich denke mir, scheiße Leute, ich hab doppelt so schlimme Sachen durch. Zumindest habe ich das so empfunden. Und ihr regt euch darüber auf, dass (..) keine Ahnung, ihr zu Weihnachten nicht das neueste iPhone bekommen habt oder so. [...] Ich bin 'nen ziemlich komisch denkender Mensch, weil ich mich nicht auf so Sachen beschränke, auf die sich vielleicht die breite Masse beschränkt. Und dann hör ich mir so was an und denk mir nur, das, das ist ziemlich flach. Wieso kann man da nicht tiefgründiger drüber nachdenken?« (Nikolas, 19)

»Im Vergleich zu anderen Jugendlichen (.) jungen Erwachsenen (..) äh (...) ich denk halt, dass ich mehr Erfahrungen gemacht hab, deutlich mehr Erfahrungen so auch im negativen Aspekt äh negativen Teilen, ähm (..), dass ich deutlich mehr von der Welt geseh'n hab (..), aber halt auch andere Seiten der Welt geseh'n hab [...]. Ich denk halt, dass ich im Vergleich zu vielen Jugendlichen halt deutlich deutlich deutlich mehr Hass in mir drinne habe, so. Deutlich mehr Wut auf irgendwie auf alle möglichen Sachen so und (...) keine Ahnung.« (Björn, 18)

Sowohl Nikolas als auch Björn grenzen sich von der »breiten Masse« oder anderen jungen Erwachsenen ab und präsentieren ein Selbstverhältnis als anders und besonders tiefgründig oder einsichtig, aber auch als aggressiv und hasserfüllt. Sie begründen diese Andersartigkeit mit den negativen Erfahrungen, die sie im Leben machen mussten, und verdeutlichen damit, dass sie sich durch ihre negative Biografie geprägt sehen, was sie besonders macht, da die meisten Menschen in ihrem Umfeld nicht so schlimme Sachen erlebt hätten oder nicht so viel Negatives von der Welt hätten sehen müssen. Trotz der impliziten Bezugnahme auf das Leid in ihren Biografien affirmieren die jungen Männer ihr Anderssein. Sie selbst seien zwar irgendwie »kaputter«, aber zugleich cooler, rebellischer und weniger langweilig als die »breite Masse«.[113]

Ein weiteres Beispiel dafür ist Maik (16), der sich selbst als verrückt bezeichnet:

»Ich bin halt dieser Verrückte, glaube ich. (.) Also alle meine Freunde sagen mir, dass ich so ein bisschen crazy bin. [...] Ich bin halt manchmal ein bisschen behindert im Kopf und bringe komische Aktionen, deswegen. Ich weiß schon ganz genau, wie die / warum die das meinen.«

---

113 Inwiefern dieser Mechanismus auch etwas mit Männlichkeit zu tun hat, diskutiere ich in Kapitel 6.1.

Es scheint, als würde Maik – genau wie auch Nikolas und Björn – mit dieser Rolle desjenigen, der ein »bisschen crazy« ist und »komische Aktionen« bringt, auch kokettieren. Dieses Phänomen zeigt sich bei vielen interviewten Jugendlichen, die in ihren Selbstbeschreibungen Adjektive wie »anders«, »assi«, »komisch«, »krank«, »behindert«, »verrückt«, »crazy« etc. verwenden und diese Differenzkonstruktionen auch mit einem gewissen Stolz präsentieren. Es werden also teilweise genau jene gesellschaftlichen Zuschreibungen und abwertenden Differenzkonstruktionen aufgegriffen, unter denen die Jugendlichen leiden.

In diesem Zusammenhang ist auch eine bemerkenswerte Szene aus meinen teilnehmenden Beobachtungen aufschlussreich. Es handelt sich um meinen allerersten Besuch in einer Jugendhilfeeinrichtung, bei dem es vor allem darum gehen sollte, die Einrichtung kennenzulernen und meinen Forschungsaufenthalt mit den anwesenden Pädagog*innen zu besprechen:

»Nachdem ich von dem Sozialarbeiter freundlich begrüßt wurde, schlug dieser vor, mir als Erstes die Einrichtung zu zeigen. Ich konnte meine Tasche im Büro ablegen und folgte ihm, als er mich durch die Räumlichkeiten führte. [...] Wir wollten gerade ein Stockwerk nach oben gehen, da klingelte das Telefon. Der Sozialarbeiter bat mich kurz zu warten, er sei gleich wieder da. Die Wohnungstür stand schon offen und ich blickte hinaus in das Treppenhaus des großen Altbauhauses. Eine Gruppe von Jugendlichen saß mit dicken Jacken auf den Stufen. Sie schienen sich nicht zu unterhalten, sondern hörten nur laut Rap auf dem Handy und spuckten abwechselnd auf den Boden zwischen ihren Füßen. Als ich sie so betrachtete, fing ein Junge meinen Blick auf und sagte zu mir: ›Willkommen beim Abschaum!‹ Ich war perplex und wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Irgendwie fühlte ich mich auf eine seltsame Weise ertappt.«

Ich verstehe diese Szene als ein eindrückliches Beispiel dafür, wie diesen Jugendlichen begegnet wird und wie sie ihrerseits auf die gesellschaftlichen Zuschreibungen reagieren, die in dieser Anrufung enthalten sind. Die Jugendlichen sitzen da auf den Stufen und spüren plötzlich meinen Blick – den Blick einer jungen, weißen Akademikerin, die an diesen Ort kommt, um im Rahmen ihrer Doktorarbeit zu forschen. Auch wenn sie die Gründe meines Besuches noch nicht kannten, so erkannten sie doch, dass ich keine von ihnen bin, nicht Teil der gesellschaftlichen »Anderen«. Unabhängig von meiner Intention findet sich in meinem Blick das Moment eines hegemonialen Blicks der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft auf Menschen,

wie sie es sind.[114] Einer der Jugendlichen reagiert darauf mit der Begrüßung »Willkommen beim Abschaum«. Die wahrgenommene Spaltung und die damit einhergehende Anrufung wird so performativ zugespitzt und sichtbar gemacht.

Mit Butler lassen sich solche negativen Selbstbeschreibungen als Versuch verstehen, den diffamierenden Begriffen die verletzende Kraft zu nehmen und auf diese Weise den eigenen Handlungsspielraum zu erweitern.[115] So gibt es zahlreiche Arbeiten, die den widerständigen Gehalt solcher Praktiken hervorheben und darauf fokussieren, dass die Jugendlichen dadurch auch Agency entwickeln (vgl. etwa Willis 1979; Landenberger/Trost 1988; Groß 2010). Groß beispielsweise zeigt, wie jugendliche Differenzartikulationen als Selbstermächtigungen funktionieren und somit »jugendliches Handeln als Bewältigungs- und Widersetzungshandeln verstanden« (Groß 2010: 45) werden kann. Ähnlich deutet auch Wellgraf die ironischen Umgangsweisen von Hauptschüler*innen, welche sich über die über sie kursierenden Stereo-

---

114 Im Anschluss an diese Szene gelang es mir nicht mehr, genau nachzuvollziehen, was meinen Blick begleitete. Trotz meines Forschungsanspruchs, den Jugendlichen wertschätzend und anerkennend zu begegnen, ist durchaus möglich, dass in meinem Blick etwas lag, was auf eine hierarchische Differenz zwischen mir und den Jugendlichen verwies. Im Nachhinein fallen mir zu dieser Situation diverse Assoziationen ein: Es wäre etwa möglich, dass ich irritiert davon war, dass sie in dem Treppenhaus, das sie selbst mehrfach täglich benutzen, derart viel auf den Boden spuckten. Womöglich empfand ich Ekel. Vielleicht war ich auch befremdet davon, dass sie in diesen dicken Jacken dasaßen und so laut und in schlechter Qualität diese Musik hörten, die mir nicht gefiel. Vielleicht habe ich mich gefragt, was sie da machen, oder interpretierte ihr Dasitzen als nutzloses Herumlungern. Vielleicht fürchtete ich mich. Eher unwahrscheinlich ist jedoch, dass ich ihnen einen Blick der Bewunderung oder der uneingeschränkten Wertschätzung entgegengebrachte. Trotz einem aufrichtigen Interesse an den Jugendlichen und dem bewussten Vorhaben, Offenheit und Wertschätzung auszustrahlen, brach hier offenbar etwas durch, was eine Grenze markiert und mich auf der Seite der Hegemonie situierte, während die Jugendlichen auf der anderen Seite – der Seite der Abweichenden – positioniert wurden.

115 Butler hat sich viel mit diesen *Signifying Practices* beschäftigt und mehrfach darauf verwiesen, dass in dem Prinzip von Performativität (wonach jegliche Identitätskategorien den Individuen nicht inhärent sind, sondern erst als Folge von sprachlichen Bezeichnungspraxen und permanenten Wiederholungspraxen entstehen) immer auch die Möglichkeit steckt, die Normen zu destabilisieren und zu verschieben. Danach lassen sich Worte, die ausgrenzen, verletzen und diskriminieren, auch gezielt aneignen und umdeuten, womit sich die performative Wirkung verändert, sie die verletzende Kraft verlieren können und es sogar gelingen kann, sich politisch Gehör zu verschaffen (vgl. Butler 1998: 145 ff.; 2001: 99 ff.). »Die Möglichkeit solche sprachlichen Ausdrücke in Form der radikalen öffentlichen Fehlaneignung zu dekontextualisieren und zu rekontextualisieren, stellt den Boden einer ironischen Hoffnung dar, dass die konventionelle Beziehung zwischen den Worten und dem Verwunden geschwächt und mit der Zeit sogar zerbrochen werden könnte« (Butler 1998: 145).

type lustig machen und mit ihrer Marginalisierung spielen, als Grundlage für die Ausbildung von Agency (vgl. Wellgraf 2012: 220 ff.).

Doch auch, wenn die Benennungspraxen der Jugendlichen eine positive Resignifizierung darstellen oder zumindest Versuche, sich gegen die hegemonialen Stigmatisierungen aufzulehnen, um damit den eigenen Handlungsspielraum zu erweitern, gelingt es dadurch nicht, die Stigmatisierung und die damit einhergehende Verletzung vollständig abzuwehren. Vielmehr wurde am Beispiel von Sophia und ihrer Differenzartikulation als Hautkrebs deutlich, dass die negativen Aspekte der Fremdzuschreibung immer Teil der Selbstkonstruktion bleiben, wodurch sich auf diese Weise negative Selbstverhältnisse ausbilden bzw. »beschädigte Identitäten« (Goffman 1988) formen. Wenngleich die Heranwachsenden durchaus auch »Spaß am Widerstand« (Willis 1979) haben, es genießen, sich als Rebell und Outcast zu repräsentieren (vgl. Landenberger/Trost 1988), oder sich ermächtigt fühlen, wenn sie mit provozierenden Differenzartikulationen Vertreter*innen der Dominanzgesellschaft herausfordern (vgl. Groß 2010), wurde in der vorliegenden Analyse zugleich ein Leiden unter der gesellschaftlichen Missachtung und der Wunsch nach Anerkennung, Wertschätzung und Zugehörigkeit deutlich.

5.3 Ringen zwischen Autonomie und Abhängigkeit

Während es im vorherigen Kapitel am Beispiel von Sophia darum ging, wie Jugendliche in der Jugendhilfe erst in einer spezifischen Weise sichtbar werden und als Folge negative Selbstverhältnisse entwickeln, so beschäftigt sich dieses Kapitel damit, welche Veränderungen in der Jugendhilfe stattfinden und wie hier positive Selbstverhältnisse geformt werden. Im Theorieteil (siehe Kap. 2.2) wurde bereits ausgeführt, dass die sozialarbeiterische Intervention in Institutionen der Heimerziehung das Ziel verfolgt, die Heranwachsenden zu mündigen Subjekten zu erziehen, das heißt die jungen Menschen so zu ermächtigen, dass diese in der Lage sind, ihr Leben autonom und selbstverantwortlich zu gestalten. Im Folgenden wird es am Beispiel von Lucy (19) darum gehen, wie in der Jugendhilfe ein gelingender Hilfeverlauf erzählt wird und welche Subjektivierungsweisen dadurch angeregt und angerufen werden.

Lucy ist zum Zeitpunkt des Interviews neunzehn Jahre alt und lebt – wie auch Sophia – mittlerweile im Betreuten Einzelwohnen, hat also bereits Ju-

gendhilfeerfahrung gesammelt. Ihre Betreuung ist strukturell an eine stationäre Wohngruppe, in der sie vorher wohnte, angegliedert, jedoch muss Lucy mittlerweile nur noch unregelmäßig an Gruppenaktivitäten teilnehmen. Lucy wählte als Ort für das Interview ein gut besuchtes Szenecafé in Berlin. Wir saßen draußen in der Sonne und ich hatte den Eindruck, dass sie es sehr genießt, interviewt zu werden. Sie erzählte viel und engagiert. Während des Interviews verschob sie den Anschlusstermin bei ihrer Therapeutin zweimal nach hinten.

Lucy kommt aus prekären Verhältnissen. Sie ist mit zehn Jahren mit ihrer alleinerziehenden Mutter von Thailand nach Deutschland migriert und hat bereits früh Erfahrungen von sozialer Benachteiligung und Rassismus machen müssen. Mit zehn Jahren – so sagt sie – war sie noch ein kleines süßes junges Mädchen, das »noch nicht so viele Erfahrungen im Leben gesammelt hat« und alles tat, was von ihr erwartet wurde. Mit Beginn der Pubertät aber habe sich alles geändert. Das Verhältnis zu ihrer Mutter wurde zusehends angespannt und schwierig. Zwar war Lucy immer schon eine gute Schülerin und besuchte das Gymnasium, jedoch begann sie in dieser Zeit immer häufiger der Schule fernzubleiben, was schlechte Noten und schließlich einen Wechsel – erst auf die Realschule, dann auf die Hauptschule – mit sich brachte. Lucy entwickelte starke Aggressionen, ließ sich zu Hause kaum mehr blicken und begann sich regelmäßig zu prügeln:

> »[D]amals habe ich's, ja / was fast jeder Jugendliche macht, die nicht aus ner guten Familienverhältnis kommt, ne, wie Diebstahl oder Körperverletzung, Beleidigung. Halt Scheiße bauen, was so, was üblich ist, ja. Ich hab, ich war sehr, wie gesagt, ich hatte sehr, sehr sehr sehr krasse Aggressionsprobleme. Das heißt, und vor allem, wenn jemand noch im Ghetto wohnt, da ist es halt noch extremer. Das heißt, wenn jemand mich schief anguckt, was guckst du so blöd oder Beleidigung und dann hey, oder gleich direkt sogar schon auf die Fresse hauen oder so. Es war re / also es war relativ krass.«

Auch mit ihrer Mutter verschärften sich die Konflikte zusehends. Lucy hat das Gefühl, mit ihr keine Kommunikationsebene mehr zu haben, weshalb es immer häufiger zu Eskalationen kommt. Ihre Aggressionen nehmen zu. Sie wird von sämtlichen Schulen suspendiert und erhält zahlreiche Strafanzeigen – von Diebstahl über Körperverletzung, Beleidigung bis hin zu versuchtem Totschlag. Eigentlich wollte sie einmal Stewardess werden, herumreisen und die Welt sehen, stellt dann aber irgendwann fest, dass sie in einer Sackgasse gelandet ist und sich schon viele Möglichkeiten im Leben »vermasselt« hat. Mit fünfzehn Jahren entscheidet sie sich schließlich, in eine Mädchenwohngruppe der Jugendhilfe zu ziehen, wodurch für sie »das selbstständige

Leben« beginnt. In dieser Zeit lernt sie, einen neuen Umgang mit ihren Aggressionen zu entwickeln. Ihre Strafanzeigen werden weniger, sie beginnt, wieder in die Schule zu gehen, und versteht, dass »Gewalt keine Lösung« ist. Zwar bekommt sie immer noch ab und zu Aggressionsausbrüche, aber nach und nach lernt sie, ein neues Verhältnis zu sich zu entwickeln, und erkennt, dass sie den Verhältnissen nicht ohnmächtig ausgeliefert ist, sondern ihr Leben aktiv (mit)gestalten kann.

Obwohl sie immer wieder Rückschläge einstecken muss, hat sie »nie aufgegeben«. Sie habe immer wieder versucht, auf eine andere Schule zu kommen oder in Form von Praktika an ihren Jobperspektiven zu arbeiten. Schließlich absolviert Lucy auf einer Abendschule einen erweiterten Schulabschluss und hält nun ein Zeugnis mit der Gesamtnote von 1,8 in den Händen. Wieder folgte ein sehr hartes Jahr, in dem es ihr zeitweise richtig schlecht ging und sie für sechs Wochen in eine psychiatrische Klinik musste. Doch auch wenn sie niemandem wünschen würde, »so richtig in der Psyche zu stecken«, so ist Lucy doch froh, dass sie diesen Schritt gegangen ist. Denn:

> »[W]enn du wirklich was willst oder wenn du wirklich Unterstützung und Hilfe brauchst, MUSST du deinen Arsch zusammenreißen und dich bewegen und dir Hilfe holen so. Und ich kenne halt auch ganz viele Menschen, deswegen, daher sag ich ja, von meiner Sicht aus, ich bin froh, dass ich halt, trotz, also dass ich ZUGEBEN konnte, dass ich Probleme habe. Und dass ich auch ZUGEBEN konnte, dass ich Hilfe brauche. So und das ist halt ’n richtig richtig großer Schritt.«

Heute sieht sie sich als unabhängige Frau, die weiß, was sie will, und mit beiden Beinen im Leben steht. Zwar kommen in bestimmten Situationen immer noch Aggressionen in ihr hoch und es kann passieren, dass sie »wieder Scheiße baut«. Aber sie sagt, sie sei noch dabei, sich weiterzuentwickeln. Lucy versucht, die erlernten Strategien anzuwenden und in solchen Momenten auf sich einzuwirken. Sie hat derzeit zwar keinen Arbeitsplatz, verfolgt aber das langfristige Ziel, eines Tages Flugbegleiterin zu werden, weshalb sie derzeit über eine Ausbildung im Gastronomiebereich als nächsten Schritt auf diesem Weg nachdenkt.

Obwohl Lucys Narration auf den ersten Blick wie eine klassische Emanzipationsgeschichte wirkt, gab es in der tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppe sehr unterschiedliche Wahrnehmungen und affektive Reaktionen auf das Interview. Einige Interpret*innen waren von ihr sehr angetan, begannen geradezu für Lucy zu schwärmen. Sie fieberten bei

ihren Erzählungen mit, waren fasziniert und beeindruckt von ihrem Leben und von dem, was sie alles schon durchgemacht und erreicht hat. Andere Interpret*innen reagierten dagegen eher ablehnend auf das Interview, empfanden insbesondere die Beschreibung ihrer Gewalthandlungen abstoßend oder fühlten eine tiefe Hoffnungslosigkeit und Vergeblichkeit. Eine Interpretin formulierte ihren Eindruck mit den Worten, die indirekt an Lucy gerichtet waren: »Mädchen, das wird doch nichts mehr mit dir.«

Diese widersprüchlichen Eindrücke aus der Interpretationsgruppe geben bereits einen ersten Hinweis darauf, dass es noch eine andere Seite – jenseits von Selbstermächtigung und Emanzipation – gibt, der ich im Folgenden auf die Spur kommen möchte.

5.3.1 Selbststilisierung als autonomes Subjekt

Wie sich bereits oben angedeutet hat, präsentiert sich Lucy heute als autonomes, souveränes Subjekt bzw. junge unabhängige Frau, die weiß, was sie will, und in der Lage ist, ihre Ziele entschlossen und ehrgeizig zu verfolgen. In einem permanenten Herstellungsprozess scheint sie dieses Ich-Ideal hervorzubringen und aufrechtzuerhalten. Als ich sie beispielsweise frage, ob sie ein Vorbild hat, lacht sie und antwortet: »Nee, ich hab' kein Vorbild. (.) Ich BIN ein Vorbild.« Sie ist davon überzeugt, dass andere Jugendliche zu ihr aufschauen und sich an ihr orientieren können. Sie selbst hingegen braucht niemanden. Für sie ist klar: Sie will unabhängig sein und das bedeutet, auf niemanden (emotional) angewiesen zu sein. So kann sie sich eine Zukunft mit Familie und Kindern kaum vorstellen, sondern will in erster Linie »mit ihrer Karriere beschäftigt sein« und »überall rumfliegen«. Sie formuliert ganz klar: »Ich glaub, das Singlesein steht mir.« Als Single ist sie von niemandem abhängig, im Gegenteil kann sie sich so permanent ihrer Autonomie und Souveränität vergewissern. Besonders deutlich wird dieses Selbstverhältnis in einer Passage, als ich sie frage, wie ein gewöhnlicher Tag bei ihr aussieht:

»Mein gewöhnlicher Tag? Also ich hab gerade erst mal ne richtige Umstellung in meinem Leben ähm. (.) Ein gewöhnlicher Tag für mich ist einfach aufstehen, wann ICH aufstehen möchte. (.) Da, weil ich jetzt grade kein Job hab. Und ähm (.) ich bin sehr ak/ also ein sehr aktiver Mensch. Ich mag es nicht, mich zu verkriechen, auch wenn ich Probleme habe, auch wenn ich gestresst oder auch wenn ich kein Bock ha/ ich mag es nicht. Ich ma/ ich bin eher so n abenteuerlicher Mensch oder beziehungsweise sehr actionmäßig, das heißt,

ich kann von mir aus um neun Uhr aufstehen und sagen, hallo und wir machen jetzt des und des oder was auch immer, und ähm, (.) ja, ich bin, wie gesagt, äh/ Ein gewöhnlicher Tag sieht für mich aus, dass ich erst mal rausgehe, und am Ende des Tages erst nach Hause komme. (.) Es ist EGAL, was ich mache, es ist alles random, es ist alles spontan und/ aber ich muss was machen, das is/ Punkt, ja. Freunde treffen, ins Kino gehen, shoppen, Sonne auch genießen oder überhaupt, Frühstücken gehen ist auch schon für mich ne Aktivität so, brunchen, einfach irgendwo auf ner Bank sitzen und quatschen oder manchmal einfach nur Musik hören auf der Straße, ganz alleine. Is auch nicht schlimm. Aber hauptsache, man genießt es. Oder man weiß, dass man grade was zu tun hat. […] Aber, weil du auch kein Job hast, heißt das nicht, ne, dass du immer jeden Tag frei hast, ne, sondern (..) du hast noch Termine, dann hast du, wie gesagt, ich mach im Moment Therapie, und dann, weil du keinen Job hast, dann rufen dir die ganzen Ämter dann auf und wollen alle was von dir. Dann bist von der Stelle zur anderen Stelle musst du immer rennen und hier und da, es ist relativ anstrengend. Ähm, kann man aber nicht ändern. Ja. Eines Tages irgendwann vielleicht, wenn man n festes Ziel oder n festen Job hat, dann ist es, dann nervt keiner dich mehr, ne ähm, aber (.) Ich pack das. Ich mach das schon. Also ich bin auch sehr froh, dass ich noch 'n, 'n Sozialmitarbeiterin habe, die mir, die mich dabei unterstützt, beziehungsweise, es ist wie so'n so'n, so'n, ich weiß nicht, es so wie, als wär ich Geschäftsleiter von etwas, und mein Ex / äh meine Assistentin so, so in diesem Sinne. Und das ist ganz cool. Es ist trotzdem im Endeffekt, selbst ist die Frau. Oder, man, es gibt nichts Gutes, außer man tut es, ne. Wenn du es wirklich WILLST, dann werden die Menschen dir auch helfen. […] Ich glaub in anderen Ländern ist's genauso, wenn du etwas willst, dann kriegst du auch, ne. Aber du musst auch was dafür tun. Es ist ja nicht so, dass du einfach nur da sitzt und sagst, hey, ich will des. Und, es wird nicht so. Ohne Fleiß kein Preis. Ähm, ja. So siehts aus, mein Tach.«

Bemerkenswert an dieser Passage ist, dass sich Lucy von Anfang an ganz klar als autonomes Subjekt beschreibt, das permanent beschäftigt ist und »actionmäßig« ihren gesamten Tag gestaltet. Zwar gibt es das Jobcenter, die Sozialarbeiter*innen und damit verbundene Angewiesenheiten, jedoch positioniert sich Lucy dazu in keiner Weise passiv oder abhängig. Im Gegenteil: Sie macht was sie will – was schon beim Aufstehen am Morgen beginnt – und präsentiert sich durchweg als aktives, »unternehmerisches Selbst« (Bröckling 2007), das das eigene Leben selbstverantwortlich organisiert. Besonders eindrücklich ist diese Selbstdarstellung, als sie auf ihre Beziehung zu den Sozialarbeiter*innen zu sprechen kommt. Was in dem Begriff der Sozial*mit*arbeiterin zunächst wie eine unbeabsichtigte Fehlleistung anmutet, wird kurz darauf explizit: Lucy sieht ihr Verhältnis zu den Betreuer*innen wie das einer Geschäftsführerin zu ihren Assistent*innen. Während eine Sozialarbeiterin als Hilfeleistende im Verhältnis zur Heranwachsenden als Hilfeempfangende in der Machthierarchie oben steht, konstruiert Lucy mit

dem Kunstwort Sozial*mit*arbeiterin ein Chef*in-Angestellten-Verhältnis, wodurch diese Machthierarchie genau umgedreht wird. Diese Selbstdarstellung ist nicht nur angesichts der tatsächlich bestehenden strukturellen Hierarchien zwischen Betreuenden und Betreuter bemerkenswert, sondern auch vor dem Hintergrund, dass es Lucy ist, die finanziell und strukturell von dem Jugendhilfesystem getragen wird und noch in vielerlei Hinsicht auf die Hilfe und Unterstützung ihrer Betreuer*innen angewiesen ist. Diese Abhängigkeit wird durch ihre Selbstpositionierung als »Geschäftsführer« jedoch geleugnet. Indem sie daraufhin noch betont, dass für sie die Devise: »Selbst ist die Frau« gilt, beharrt Lucy konsequent auf ihrer Handlungsfähigkeit, die sie sich durch nichts absprechen lassen will. Obwohl Lucys derzeitige Lebenssituation – als Empfängerin von Jugendhilfe und Arbeitssuchende beim Jobcenter – auch Momente von Hilfebedürftigkeit, Passivität oder Ohnmacht vermuten lässt, scheinen solche Gefühle oder Zustände in Lucys Wahrnehmung nicht enthalten. Vielmehr findet eine Überbetonung von Souveränität und Handlungsmacht statt. Das lässt sich daher als erster Hinweis verstehen, dass Lucys autonomes Selbstverhältnis nur durch das Leugnen der eigenen Abhängigkeit und Schwäche aufrechterhalten werden kann und damit möglichweise viel fragiler und brüchiger ist, als es auf den ersten Blick scheint.

So ist auch der weitere Verlauf bzw. das Ende dieser Passage aufschlussreich, in der Lucy sämtliche neoliberalen Self-Empowerment-Slogans, wie sie häufig in Ratgeberliteratur zu einem erfolgreicheren und glücklichen Leben zu finden sind, nahezu wahllos aneinanderreiht: »Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.« »Wenn du etwas willst, dann kriegst du's auch.« »Ohne Fleiß keinen Preis.« Diese und weitere Binsenweisheiten und Aphorismen zitiert Lucy im Verlauf ihres gesamten Interviews immer wieder. Insbesondere die Fülle dieser Phrasen, die sich durch das gesamte Interview ziehen, ist irritierend. Es scheint, als *müsse* sie sich diese Weisheiten – im Sinne einer Beschwörungsformel – kontinuierlich selbst erzählen, um sich auf diese Weise ihrer Handlungsfähigkeit und Selbstwirksamkeit zu vergewissern. Die mantraartigen Zitationen haben damit beinahe etwas Religiöses – gleichsam eines Heilsversprechens, das zu einem besseren Leben führen soll. In diesem Sinne lassen sich diese Sinnsprüche als Strategien der Beruhigung und Selbstvergewisserung verstehen und sind damit ein weiterer Hinweis, dass Lucys souveränes Selbstverhältnis einer permanenten Erneuerung bedarf und in sich zusammenzubrechen droht, sobald sie aufhört, solche Selbstermächtigungsnarrative darüberzulegen.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch, an welchen Stellen Lucy diese Binsenweisheiten anbringt. Die soeben zitierte Sequenz zu einem gewöhnlichen Tag, in der es implizit auch um ihre Arbeitslosigkeit und um die Frage geht, ob sie irgendwann einen festen Job hat, beendet sie mit dem Motto »Ohne Fleiß keinen Preis«. Damit werden mögliche Unsicherheiten bezüglich ihrer Chancen auf dem Arbeitsmarkt durch die Selbstvergewisserung ersetzt, dass sie sich nur genug anstrengen muss. Eine andere Passage, in der sie davon erzählt, dass sie zum wiederholen Mal von der Schule suspendiert wurde, schließt sie mit dem Satz: »Man muss ja irgendwie ganz auf dem Boden sein, um nach oben zu kommen, ne?« Wo also eigentlich ein Gefühl des Schmerzes oder ein Bedauern darüber aufkommen könnte, dass Lucy es schon so oft in der Schule versucht hat und immer wieder gescheitert ist, dient die optimistische Losung als Antwort auf den aufkommenden Schmerz, der dadurch sogleich wieder annulliert wird. Eine ähnliche Struktur zeigt sich schließlich auch, als Lucy von ihren Psychotherapien erzählt und erklärt, dass psychische Veränderung viel kontinuierliche Arbeit brauche. Wenn man nicht dranbleibe, würde man von den Problemen früher oder später wieder eingeholt.

»Nach sechs Wochen heißt ja nicht, dass du, alles, alles bei dir geheilt ist, weil, ’n Prozess ist sehr anstrengend. Und es ist, es ist einfach ’ne lang / es braucht auch so viel Zeit, aber es klappt. Es klappt auf jeden Fall. So und es gibt nichts Gutes, außer man tut es. Ne und ja. Genau.«

Wo wieder Ängste aufkommen könnten und Zweifel, ob sie es schaffen kann, einen neuen guten Umgang mit ihren psychischen Problemen zu finden, folgt schnell die vermeintliche Beruhigung: »Es klappt auf jeden Fall.« Sie nimmt sich selbst die Zweifel und Unsicherheit und beschwichtigt sich mit dem Gedanken, dass, wenn sie nur etwas tut, alles schon gut werden würde. Anstatt durch die Angst gelähmt zu sein, bieten ihr die Weisheiten anscheinend die Möglichkeit, weiterzumachen und zu funktionieren. Daher folgt dem Aufflammen eines unangenehmen Gefühls von Ohnmacht, Scheitern und Vergeblichkeit sofort ein neues »Yes, you can!« oder ein »Just do it!«.

Die formelhaften Ermutigungen bieten Lucy also einen Orientierungsrahmen dafür, was sie konkret tun kann bzw. tun muss, um sich aus ihren Herkunftsstrukturen und den damit zusammenhängenden Abhängigkeitsverhältnissen zu befreien. Nur, indem sie auf diese Weise an sich arbeitet, scheint es ihr möglich, ein autonomes, souveränes und erfolgreiches Selbstverhältnis auszubilden. Zugleich fehlt dadurch das Bedauern darüber, dass

sie es nie leicht hatte und manche Dinge für sie eben nicht möglich sind. Scheitern, Unsicherheit und Versagen haben keinen Platz, da sie runterziehen, lähmen und damit einem Weiterkommen im Wege stehen. Alles, was mit Schwäche, Abhängigkeit oder Ohnmacht zusammenhängt, muss folglich abgespalten oder verdrängt werden. Zusammenfassend lässt sich somit eine spezifische psychosoziale Dynamik festhalten: Indem sich Lucy als vollkommen autonom, souverän und aktiv erzählt, werden Momente von Passivität und Abhängigkeit geleugnet und mit den dabei aufkommenden Gefühlen auf eine latente Ebene verbannt.

5.3.2 Verwerfung des (eigenen) Anderen

Diese Abspaltung von allem, was nicht in das souveräne Ich-Ideal passt, zeigt sich in Lucys biografischer Erzählung auch daran, dass sie immer wieder radikale Brüche konstruiert, in denen sie sich von ihrem früheren Ich und von anderen Subjektpositionen abgrenzt. In diesem Sinne vollzieht sich Lucys Selbstkonstitution als autonomes, souveränes Subjekt durch eine ganze Reihe von dialektischen Prozessen der Selbstaffirmierung und Veranderung, die Maihofer als zentral für die bürgerlich-kapitalistische Subjektivierungsweise beschreibt (siehe Kap 2.2.4). Erinnern wir uns: Das (bürgerlich-patriarchale) Subjekt konnte sich selbst nur als fortschrittlich, modern und vernünftig affirmieren, indem es sich zugleich von Frauen, proletarischen, feudalen und »orientalischen« Männern abgegrenzt und diese etwa als dekadent, rückschrittlich und unbeherrscht verandert hat (vgl. ebd. sowie Maihofer 2014; 2019). Die Herausbildung des souveränen Subjekts steht nach Maihofer somit in einem konstitutiven Zusammenhang mit modernen Klassen- und Rassentheorien und der sich etablierenden Geschlechterordnung.

Auf eine ähnliche Weise zeigt sich dieser Mechanismus bei Lucy, deren Subjektivierung als autonomes Subjekt sich durch eine ganze Reihe von dialektischen Prozessen der Selbstaffirmierung und Veranderung vollzieht. So stellt Lucy – wie bereits erwähnt – schon zu Beginn des Interviews klar, dass sie vor fünf Jahren »noch ein relativ ähm kleines süßes junges Mädschen [sic] [war], die gerade nich so viele Erfahrungen im Leben gesammelt hat«.

Diese Figur des kleinen, jungen, süßen Mädchens nutzt sie als Abgrenzungsfolie, um ihr heutiges selbstständiges und unabhängiges Ich hervorzuheben. Heute beschreibt sie sich als »'ne sehr unabhängige Frau,

die durch durchs Leben geht und versucht, einfach selbst al / zu machen«.[116] Lucy scheint sich damit von einer spezifischen Form von Weiblichkeit abzugrenzen, die sie mit Schwäche, Abhängigkeit und fehlender Souveränität in Verbindung bringt. Diese Abgrenzung zeigt sich an einer anderen Stelle im Interview zugespitzt, wo sie sich von Frauen, die sie als verschlossen und verklemmt beschreibt, distanziert und sich dagegen selbst als »innerlich manchmal offen wie 'n Mann« beschreibt.

Neben dieser vergeschlechtlichten Transformation findet ein weiterer Bruch in Bezug auf ihre thailändische Herkunft und ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit statt. Sie grenzt sich von ihrer Mutter und der thailändischen Sprache und »Tradition« ab, während sie sich selbst zugleich als deutsch affirmiert:

> »[D]aher war der Kommunikation mit meiner Mutter oder beziehungsweise mein / meiner Familie nich so stark, da sie halt nur die thailändische Sprache beherrscht und ich halt, deutsch.«

> »[M]anchmal ist es halt sehr schwierig, dass sie noch in der alten Tradition oder halt Generation geblieben ist und und sie ist nicht hier geboren, sie ist kein Deutscher […], sie war halt nicht in der Lage, mit mir zu kommunizieren oder überhaupt, sie war sehr überfordert gewesen.«

Insbesondere die Formulierung »sie ist nicht hier geboren, sie ist kein Deutscher« als Erklärung dafür, warum das Verhältnis zu ihrer Mutter schwierig ist, verdeutlicht, dass sich Lucy selbst als Deutsche sieht und ihre Mutter als »Andere«, weshalb keine Verständigung zwischen beiden mehr möglich sei. Obgleich Lucy selbst ebenfalls in Thailand geboren ist, fließend Thailändisch sprechen kann und wie ihre Mutter einen thailändischen Pass besitzt, affirmiert sie deutsch als ihre Sprache und übernimmt die dominanzgesellschaftliche Position des »Deutschseins« als ihre eigene.[117] Die Selbststilisierung als deutsch und fortschrittlich gelingt aber gerade auch dadurch, dass sie ihre Mutter als traditionell, überfordert und nicht zur Kommunikation fähig verandert und durch die Gegenüberstellung von deutsch-fortschrittlich und thailändisch-traditionell rassistische Bilder der Mehrheits-

116 Diese Selbstpositionierung wird besonders signifikant, wenn man sie mit den Selbstbeschreibungen der anderen jungen Frauen in demselben Alter vergleicht. In keinem anderen Interview zeigt sich eine solche Selbstpositionierung als erwachsene Frau – vielmehr sprechen sie eher von sich selbst als Jugendliche oder Mädchen.

117 So hat Lucy auch ihren thailändischen Vornamen, der in ihrem Pass steht, abgelegt und lässt sich heute nur noch Lucy nennen.

gesellschaft übernimmt, die an koloniale Narrative anschließen (vgl. Castro Varela/Mecheril 2016). Zugleich gibt es auch hier das Moment, dass die hegemoniale Norm zwar affirmiert wird, aber gleichzeitig (und wie bei Sophia in Bezug auf Ordnung) eine innere Ambivalenz herrscht. So positioniert sie sich zwar klar als deutsch, spricht aber an anderer Stelle auch von »die Europäer« und »unseren Kulturen«:

»[D]ann kam ich halt nach Deutschland und hab den Menschen hier mir angeseh'n, dann kennengelernt, ich wusste dann, wie die dann ticken, und ich wusste auch, dass Menschen, also dass die Europäer oder beziehungsweise die nich in unseren Kulturen zumindest stehen, sehr sehr viel über Gefühle reden und über Emotionen und über (.) einfach über Sachen, die ich mit meiner Mutter nie in der Lage war zu reden.«

Bemerkenswert an dieser Passage ist auch, dass kommunizieren zu können offenbar als Marker für das Deutschsein gilt. Lucy sieht sich selbst als fähig zur Kommunikation – insbesondere zur Verbalisierung von Gefühlen und Emotionen, wogegen sie ihre Mutter als nicht dazu in der Lage beschreibt. Diese Fähigkeit zur Kommunikation erwähnt sie nochmals, als sie von ihrem neuen, veränderten Umgang mit Aggressionen spricht. Erst in der Jugendhilfe hat sie mit körperlichen Gewalttaten aufgehört und Strategien gelernt, wie sie anders mit ihren aggressiven Impulsen umgehen kann. Sie habe irgendwann rausgefunden: »Gewalt ist keine Lösung. Wie wär's mit Kommunizieren?«

Hier findet somit eine weitere Bewegung der Selbstaffirmierung und Veranderung statt. Lucy präsentiert sich als vernünftiges Subjekt, indem sie sich von ihrem früheren devianten Ich abgrenzt wie auch von anderen Jugendlichen, die noch immer »Scheiße bauen« würden:

»[D]adurch, dass ich […] auch relativ früh REIF wurde, kam ich halt nicht mit den anderen Jugendlichen klar, weil sie halt immer noch total durchgedreht sind und zur Schule kommen, weil sie nicht was lernen wollen, sondern weil sie mit Freunden abhängen wollen oder weil sie Scheiße bauen wollen oder was auch immer und darauf kam ich halt nicht mehr richtig klar, weil ich weiß, warum ich in der Schule bin.«

Indem sie sich als »reif« in Abgrenzung zu noch wenig entwickelten Jugendlichen denkt, kommt das Alter noch als weitere Linie der Selbstaffirmierung und Veranderung dazu. Unreifsein steht hier für Unvernunft, womit Jugendlichsein dem souveränen autonomen Subjektstatus gegenübergestellt wird.

Lucy stilisiert sich somit als vernünftiges, deutsches, erwachsenes, bürgerliches Subjekt, indem sie sich von ihrem früheren Ich, ihrer Mutter, ihrer Herkunftskultur und den devianten Jugendlichen abgrenzt. Diese Anderen

werden als unvernünftig, unkontrolliert und als nicht in der Lage, zu kommunizieren, verandert. Darin zeigt sich deutlich, dass es sich bei der Subjektivierung, also dem Werden des modernen, vernünftigen Subjekts, um einen herrschaftsförmigen und gewaltvollen Akt handelt. Ein Teil ihres Ichs muss zerstört werden bzw. alles, was anders ist und nicht zu der neuen Selbststilisierung passt (»Thailändischsein«, »Aggressivsein«, »Mädchensein«, »Abhängigsein«, »Jugendlichsein«), muss unterdrückt, abgespalten und negiert werden. In Hinblick auf diese Zurichtung mahnen Adorno und Horkheimer: »Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt« (Adorno/Horkheimer 2011: 56). Doch so zerstörerisch und gewaltförmig diese Subjektivierung auch sein mag, ist sie dennoch konstitutiver Teil unserer bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und damit etwas, wonach zu streben belohnt wird.

5.3.3 Verborgene Wünsche nach Nähe, Sicherheit und Geborgenheit[118]

In Lucys Erzählung ist nicht nur bemerkenswert, dass sie sich permanent als autonomes unabhängiges Subjekt konstituiert und ihre eigene Abhängigkeit und Verletzlichkeit nicht wahrhaben will. Auch sticht ins Auge, dass sie äußerst verklärt von der Jugendhilfe spricht – ja diese Institution geradezu zu idealisieren scheint. Dies zeigt sich etwa an folgender Passage, in der Lucy beschreibt, wie sie die Jugendhilfe im Vergleich zu ihrem Zuhause erlebt:

»Die Jugendhilfe jetzt an sich hat mir sehr viel geholfen, und ähm, auch sehr / (.) und sie haben mir auch sehr viel den Weg gezeigt, wie ich leben, wie ich überhaupt, ähm, im Leben stehen kann. Weil, in der Jugendhilfe war die Zeit auch für mich (.), an der es am meisten, also am meisten passiert ist so und am / (..). Auch wenn, und da ist es halt nicht irgendwie so, dass, es ist ganz ander /es ist sehr familiär, aber wenn es zu stressigen Situationen kommt, es ist aber nicht so, dass du Anschiss kriegst. Also es ist nich / ne familiär, aber du bist nicht in der Familie, so. In diesem Sinne, okay, du hast Scheiße gebaut, indem du die Schule jetzt geschmissen hast. Zuhause würdest du so was von Anschiss kriegen. ›Was hast du getan? Das machst du nicht!‹ Überhaupt, du kriegst irgendwelchen Verbote oder was weiß ich, ja. In der Jugendhilfe sa / ist das deine Entscheidung. Also du kannst gerne die Sachen bestimmen, für dein Leben, und du /, auch mit so einem geringen Alter. Also

118 Teile dieses Kapitels erscheinen in einer überarbeiteten Fassung zugleich in dem Artikel *Neue Freiheiten in der Jugendhilfe. Transformationen von Macht und Herrschaft in den stationären Hilfen* (Sarfert in Vorb.).

will ja nicht sagen, du musst jetzt zwanzig sein, um dein Leben zu bestimmen zu können oder überhaupt. Wenn, je früher du kommst, desto selbstständiger wirst du dann irgendwann dann auch, weil, die Menschen sind dafür da, um dir zu helfen oder zu unterstützen, aber es liegt an DIR, ob du es willst oder nicht.«

Lucy grenzt hier die Jugendhilfe deutlich von ihrem Zuhause ab: Da gäbe es klare Regeln und Erwartungen, wenn sie sich diesen widersetzt, folgten Konflikte und Konsequenzen. Das sei in der Jugendhilfe anders. Hier könnten die Jugendlichen selbstbestimmt Entscheidungen treffen und ihr Leben frei gestalten, wodurch sie dann auch früh selbstständig würden. Für Lucy sind Selbstbestimmung, Autonomie und Freiheit also Ideale und Ziele, die sie vor allem durch die Jugendhilfe vermittelt bekommen hat; diese erscheinen als wesentlicher Teil der pädagogischen Intervention. Zwar bewertet Lucy diese neuen Freiheiten, die sie im Gegensatz zu dem Leben bei ihrer Mutter erfährt, zunächst anscheinend als sehr positiv. Doch schaut man genauer hin, wird deutlich, dass sie eine sehr viel ambivalentere oder widersprüchlichere Positionierung gegenüber diesen Freiheiten einnimmt. Als ich Lucy frage, was sie an der Jugendhilfe mag, antwortet sie:

»Dass ich abhängig bin / unabhängig bin von Menschen, bei denen ich einfach manchmal mit Stolz auf den Tisch packen muss und sagen: ›Okay, ich mach gerne, das was du / äh, ich mach des gerne für dich‹, oder so was. Sondern, nein, ich mache es gerne für MICH. Es geht gar nicht mehr um die anderen, es geht um dich. […] In der WG ist das halt so, die sind so, so so pädagogisch, sodass sie dir das erklärt, wie wäre es, wenn DU das nicht tust. Ja, Möglichkeitsform. Es ist nicht, du tust es jetzt, du bist kacke, dass du jetzt das nicht tust, diese Vorwürfe machen, ja. Sondern, hör zu, wenn du es nicht tun so / mir ist im Endeffekt EGAL, ob du es tust. Also diese Art zu reden, aber von den ist nicht irgendwie Pflicht, sondern es ist nur, es liegt alles an dir. Und und und, wenn du kein Bock hast, dann hast du kein Bock. Aber ich will dir nur sagen oder EMPFEHLEN, das zu tun oder nicht, so ne. Aber das bekommst du halt nicht da, ne, in der Familie, so sozialpädagogisch zu sein, sind die Eltern dann meistens auch gar nicht so. Sondern nur, wir wollen nur das Beste fürs Kind haben, so ne. Und, ja, und deswegen finde ich es halt gut so, um / […] wie gesagt, es interessiert kein Mensch, es ist mein Leben. Und es halt des, was ich machen möchte so. Wenn ich zuhause wäre und das erzählen würde, ey, hör zu Mum, ich bin jetzt da und da, dann wird sie sagen, nee, du bleibst jetzt zuhause. Dort ist halt: Mach! Wenn du irgendwie Stress kriegst, interessiert mich nicht. Oder ich hör, ich hab nichts gehört! So, weißt du, was ich mein?«

Direkt am Anfang dieser Sequenz wird die Ambivalenz von Lucy bereits exemplarisch deutlich. Gleich im ersten Satz unterlaufen ihr gleich zwei signifikante Fehlleistungen, bei denen sie genau das Gegenteil von dem sagt, was sie eigentlich sagen will: nämlich, dass sie abhängig/unabhängig sei und

dass sie die Dinge für andere/für sich selbst mache. Fühlt sie sich nun abhängig oder unabhängig? Macht sie die Dinge, weil eine andere Person das will, oder macht sie es für sich selbst? In dieser Unentschiedenheit deutet sich bereits der dialektische und widersprüchliche Charakter von Autonomie und Selbstbestimmung an, welcher sich an anderen Stellen noch expliziter zeigt. Sie fühlt sich in der Jugendhilfe zugleich abhängig und unabhängig – also parallel frei und unfrei.

Diese Ambivalenz wird im weiteren Verlauf des Abschnitts noch expliziter, wenn sie unterscheidet zwischen den Eltern, die nur »das Beste fürs Kind« wollen und darum Verbote aussprechen, und den Sozialarbeiter*innen, die pädagogisch handeln und zwar Empfehlungen äußern würden, die Entscheidung letzten Endes aber bei ihr liege. Zwar sagt Lucy auf der manifesten Ebene, dass sie genau diese Freiheit an der Jugendhilfe schätze. Zugleich aber zeigt sich, dass sie latent unter der Freiheit und der Selbstbestimmung auch leidet, was sich insbesondere an den Stellen zeigt, an denen sie die Aussagen der Sozialarbeiter*innen paraphrasiert:

»[M]ir ist im Endeffekt EGAL, ob du es tust.«

»[E]s interessiert kein Mensch, es ist mein Leben.«

»Mach! Wenn du irgendwie Stress kriegst, interessiert mich nicht.«

Es gibt also die Gegenüberstellung von den Eltern, denen es in erster Linie um das Wohl des Kindes geht, und den Sozialarbeiter*innen, denen das Kind eigentlich egal ist. Hier wird plastisch, dass in dem Ideal der Selbstbestimmung als wesentliches Merkmal auch das Alleinsein bzw. die Vereinzelung enthalten ist. Lucy *ist* in der Jugendhilfe auf sich allein gestellt und das weiß sie. Sie hat das Gefühl, dass sich niemand wirklich für sie interessiert, sie egal ist.

Dass sie massiv unter diesem Gefühl des Alleinseins leidet, wird in einem anderen Absatz noch etwas deutlicher, in dem sie von einer Situation erzählt, in der sie »sehr viel Unterstützung« brauchte und ihre Betreuer*innen nicht für sie da waren:

»Sie haben sich weder bei mir gemeldet, noch irgendwie (.), sagen wie geht's dir oder überhaupt. Also nicht mal (.) ähm, Interesse gezeigt, ja, und ähm, habe ich mich schon gewundert, weil ich sie gerade SEHR brauche so.«

Lucy habe daraufhin selbst dort angerufen, um einen Termin zu vereinbaren. Die Betreuerin meinte jedoch, sie habe schon einen anderen Termin und

wollte sie auf die folgende Woche vertrösten. Das war aber für Lucy nicht möglich, woraufhin die Betreuerin sie darauf aufmerksam machte, dass sie doch diejenige sei, die Hilfe brauche, und daher einen Schritt vorangehen müsse. Diese Reaktion hat Lucy sehr gekränkt:

»Ja. (..) Ähm, das hat mich auch sehr verletzt. […] Verdammt noch mal, ja, ich brauch Hilfe. Aber du musst mir das nicht sagen.«

Lucy wird daraufhin wütend. Sie fühlt sich nicht nur allein gelassen, sondern überdies auch dadurch provoziert, dass sie ihre Hilflosigkeit und Ohnmacht durch die Betreuerin gespiegelt bekommt. Das, was sie sonst sehr schätzt – nämlich die Selbstständigkeit und Eigenverantwortung –, wird in dieser Situation zu einer Last, die sie überfordert und schmerzt.

Deutlich zeigt sich das auch an der folgenden Passage, in der Lucy beschreibt, was sie gerne an ihrem Leben ändern würde, wenn sie könnte:

»Ich würde gerne so an meinem Lebensstil (.) also (..) ja, meinen Lebensstil ändern (..) Und zwar, dass ich halt nie so ne gute Familiensituation hatte und ähm, alles. Weißt du, ich wünsch' mir das nur manchmal. Ich sag nicht, dass ich das immer, immer der, den Wunsch habe, sondern manchmal wäre es wirklich schön, wenn man weiß, dass man in 'nem sicheren Ort is. Oder wenn man weiß, dass man (.) nich alles allein machen muss. Oder überhaupt, ja, genau.«

Hier wird also explizit deutlich, dass das, was sie sonst idealisiert und zelebriert – nämlich die Autonomie –, zugleich etwas ist, worunter sie leidet. Manchmal wäre es einfach schön, wenn sie einen sicheren Ort hätte und nicht alles alleine machen *müsste*. Gerade dieser Imperativ des Alleine-machen-*Müssens* verdeutlicht, dass Autonomie für sie auch ein Zwangsverhältnis darstellt. Lucy hat in der Jugendhilfe nicht nur die Möglichkeit, autonom und selbstverantwortlich zu handeln; vielmehr ist es das, was von ihr erwartet wird. Sie wird zu dieser Seinsweise angerufen und macht zugleich die Erfahrung, dass sie tatsächlich auch alleine ist und alleine klarkommen muss. Dass es sich bei dieser Subjektivierungsweise also auch um eine gewaltvolle und entfremdende Zurichtung handelt, wird nicht nur durch den oben behandelten Mechanismus von Selbstaffirmierung und Veranderung deutlich, wonach alle Subjektanteile und Eigenschaften, die dem souveränen Ich-Ideal zuwiderlaufen, verworfen werden. Zugleich zeigt sich daran, dass Lucy den unbefriedigten Wünschen nach Nähe und Geborgenheit mit Härte und Rationalisierungen begegnet:

»Das Leben ist kein Ponyhof. Ich will jetzt nicht irgendwie sagen, hör zu, ich will auch nich mehr blablabla. Im Endeffekt bin ich ja diejenige, die Hilfe halt braucht und ähm. Dass es dazu gekommen ist, konnte ich halt nichts für. Und daher muss man halt durch. Kann man nicht ändern. So sollte man auch denken. (.) Des macht alles einfach so.«

Da sie diese Situation ohnehin nicht ändern könne und das Leben eben »kein Ponyhof« sei, reagiert Lucy mit einer »Affirmation des Faktischen« (Alkemper 1981: 92), wonach ihr nur bleibt, sich mit dem Bestehenden abzufinden und sich irgendwie damit einzurichten. Anstatt sich also mit Gefühlen von Einsamkeit und Verlassensein auseinanderzusetzen und den erlebten Mangel zu betrauern, schiebt sie diese zur Seite und versucht, sich auf Positives zu konzentrieren: »So sollte man denken. Das macht alles einfach.«

5.3.4 Selbstständigkeit als Ziel in der Jugendhilfe und der Mangel an Wärme

Wie bereits im Theoriekapitel (siehe Kap. 2.2.2) deutlich wurde, ist der hegemoniale moderne Subjekttypus durch eine Form der doppelten Herrschaft charakterisiert: Das Individuum muss lernen, seine Gefühle und Triebe zu kontrollieren, das heißt eine Herrschaft über seine eigene innere Natur errichten, indem es sich dem Gesetz bzw. den gesellschaftlich hegemonialen Normen und Anforderungen unterwirft (vgl. Maihofer 1995: 109 ff.). Denn nur durch diesen Prozess der Unterwerfung kann es Handlungsfähigkeit erlangen und als Subjekt anerkannt werden. Dieser Prozess der Subjektivierung, wonach die Freiheit der Individuen als Möglichkeitsbedingung für Macht und Herrschaft verstanden wird und eine spezifische Weise ist, in der die Menschen regiert werden, lässt sich entsprechend auch bei Lucy erkennen. Indem sie sich als autonom konstituiert, übernimmt sie die Subjektivierungsweise, die für die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft spezifisch ist und in der sich ein komplexes Zusammenspiel von Selbst- und Herrschaftstechnologien (vgl. Foucault 1993: 203) erkennen lässt. So geht es in der Jugendhilfe wesentlich um die Errichtung eines spezifischen Verhältnisses zu sich selbst als eigenverantwortliches, autonomes Subjekt, das in der Lage ist, sich selbstständig am gesellschaftlich Hegemonialen zu orientieren. Die Jugendlichen sollen hier lernen, bestimmte »Technologien des Selbst« (Foucault 1984c: 966) einzuüben, an sich zu arbeiten und auf diese Weise eine spezifische Subjektivierungsweise auszubilden. Diese Selbsttechnologien vollziehen sich zum einen auf einer alltäglichen, ganz handlungspraktischen Ebene: Lucy lernt in der Jugendhilfe nach und

nach, früh und selbstständig aufzustehen, eine Tagesstruktur zu entwickeln und einzuhalten, Termine zuverlässig wahrzunehmen, sich Ziele zu setzen, die Schule wieder zu besuchen und einen Abschluss zu machen, womit sie schließlich in die Lage versetzt wird, ein verantwortungsvolles und selbstbestimmtes Leben zu führen. Zugleich haben diese Techniken der Lebensführung aber neben der materiellen, alltagspraktischen Seite auch eine psychische Komponente, die quasi unter der Haut, an ihren Gefühlen, Denkweisen, Deutungsmustern und (Selbst-)Wahrnehmungen ansetzt: Lucy lernt, auf eine andere Art und Weise über sich und die Welt nachzudenken. Sie beginnt zu begreifen, dass sie den Verhältnissen nicht hilflos ausgeliefert ist, sondern ihr Leben und Dasein beeinflussen und aktiv mitgestalten kann, somit aber auch Verantwortung für ihr Handeln und ihre Entscheidungen übernehmen muss.

Wenn Lucy sich als unabhängige Frau und autonomes Subjekt entwirft, bedeutet es also keinesfalls, dass sie tun und lassen kann, was sie möchte. Vielmehr wird sie nur dadurch zu einem intelligiblen autonomen Subjekt (vgl. Butler 1998), indem sie das tut, was von ihr erwartet wird. Sie beginnt sich an den herrschenden Normen und Regeln zu orientieren und lernt beispielsweise, ihre Aggressionen zu kontrollieren. Erst wenn sie die Selbsttechnologien erfolgreich anzuwenden weiß, Fähigkeiten entwickelt hat, sich selbst bzw. ihr Selbst zu konstruieren und zu modifizieren (vgl. Maihofer 2015: 645), kann sie als intelligibles Subjekt existieren und anerkannt werden. Das heißt anders herum: Bevor sie diesen Prozess nicht vollzogen haben, gelten Jugendliche wie Lucy nicht als vollwertige Subjekte, sondern als deviant und problematisch und werden als solche diszipliniert und sanktioniert. So beschreibt auch Lucy ihr früheres Erleben als das einer »Problemjugendlichen«: »Egal was war, wenn ich laut wurde, bin ich abgestempelt.« Erst wenn die Jugendlichen sich hegemonialen Normen unterwerfen und sich in diesem Sinne anpassen, ist es möglich, zumindest potenziell in den Genuss von Privilegien zu kommen, die mit einer machtvollen Subjektposition verbunden sind. Es ist in gewissem Sinn *notwendig*, sich in eine homogene Identität zu zwängen und andere Anteile des Selbst, andere Existenzweisen und abweichende Impulse zu verwerfen. Es gilt, seine Gefühle in den Griff zu kriegen und auf diese Weise Teil eines genormten »Wir« zu werden, will man Anerkennung erfahren. Bei Lucy hat sich diese doppelbödige Struktur sehr eindrücklich gezeigt: Während sie sich auf der manifesten Ebene immerzu als selbstständig und unabhängig affirmiert und die Freiheiten in der Jugendhilfe idealisiert, wurde zugleich auf der latenten Ebene ein Leiden un-

ter der in der Jugendhilfe geforderten Selbstverantwortung sichtbar, welches auf einen unerfüllten Wunsch nach Nähe, Geborgenheit und Liebe verweist. Diese dialektische Struktur von Autonomie und Abhängigkeit bzw. Freiheit und Zwang zeigt sich auch in anderen Interviews. Auf der einen Seite sind die Jugendlichen zwar froh, dass sie die beschriebenen Freiheiten haben und in vielerlei Hinsicht selbstbestimmt entscheiden können. Auf der anderen Seite jedoch fühlen sie sich durch die Anforderung der Eigenverantwortung auch oftmals allein gelassen und überfordert. So etwa Sophia:

»Ich hab immer das Gefühl, man erwartet so mega krass viel von mir. Also so, dass ich halt mit 18 jetzt äh, dass ich aufräumen kann, dass ich meinen Haushalt ordentlich führe, dass ich, ähm, nicht rumnörgel, dass ich mich nicht beschwere, wenn's mir schlecht geht, dass ich / also weißt du, was ich meine? So, wenn ich jetzt, also ich bin jemand, der ganz oft brechen muss. Und das macht mich dann immer so fertig, dann bin ich immer ganz traurig und dann geht's mir immer ganz schlecht, und dann ruf ich halt immer immer in der, in der Krise an und sag: ›Mir gehts schlecht und ich muss brechen‹, und dann kommt halt immer: ›Ja, du bist 18‹. Oder dann kommt halt: ›Ja, du wohnst in der Außenwohnung.‹ Ja, mir gehts aber grad schlecht (lacht). Und dann, also die erwarten halt irgendwie so, dass ich so komplett selbstständig bin, keine Hilfe mehr möchte, und (..) auch so mit der Ausbildung, dass die dann halt erwarten, dass ich mich da komplett alleine drum kümmer, und bloß auf gar keinen Fall niemals um Hilfe bitte, wenn ich irgendwas in der Ausbildung nicht verstehe. […] Ich fühl mich dann immer ein bisschen verarscht. Weil, ich meine, ich wohn hier in ner Einrichtung, wo ich Hilfe kriegen soll, und dann erwartet man von mir aber eigentlich, dass ich diese Hilfe nicht in Anspruch nehme.«

Sophia beschreibt sehr ähnlich wie Lucy, dass sie sich in manchen Situationen sehr bedürftig und auf Unterstützung von anderen Menschen angewiesen fühlt. Sie hat das Gefühl, dass Selbstständigkeit in der Jugendhilfe bedeutet, keine Hilfe mehr zu brauchen und in der Lage zu sein, sich um alles alleine zu kümmern.

Auch Nikolas (19) erzählt von einer Situation, in der er sich durch die Betreuer*innen allein gelassen fühlte:

»An dem Abend, wo ich versucht hatte, zu sagen, yo, scheiße, ich brauch irgendeinen Betreuer aus der Rufbereitschaft, der für mich da ist, weil ich grad erfahren hab, dass der Mann, den ich in den Tod begleitet habe, gar nicht mein leiblicher Vater ist. Da hat Alex gesagt: ›Nein, wir, wir rufen deine Betreuung nicht wegen sowas an.‹ Und (.) keine Ahnung, dann hat sich das erst später geklärt und selbst dann hat sich die Betreuerin nur ganz oberflächlich um das Thema gekümmert. […] Ich brauchte ne Person, die für mich da ist.«

Obwohl Nikolas versucht hat, in dieser krisenhaften Situation aktiv Hilfe einzufordern, bekam er in diesem belastenden Moment keine Unterstützung und musste einen Weg finden, alleine mit diesem Problem und seinen schmerzhaften Gefühlen umzugehen.[119]

Es wird deutlich, dass in diesem System der Jugendhilfe die Jugendlichen nicht nur die Möglichkeit haben, selbstständig und autonom zu handeln, sie *müssen* es sogar. Autonomie stellt somit einerseits durchaus eine Erweiterung der eigenen Handlungsoptionen dar, ist zugleich aber ein Zwangsverhältnis, in welchem die Jugendlichen gefordert sind, auch in Zeiten von Hilfebedürftigkeit alleine klarzukommen. Die Jugendlichen werden ermächtigt, selbstständig zu leben und selbst zu entscheiden, wie sie sich verhalten und was sie tun – zugleich aber *müssen* sie die Dinge auch eigenständig regeln und tragen entsprechend die alleinige Verantwortung für ihre Entscheidungen. Hilfsbedürftigkeit und Abhängigkeit dürfen nicht sein. Damit wird also erneut deutlich, dass in der Jugendhilfe ein bürgerliches Subjektverhältnis als Norm gilt, an dem sich alle Jugendlichen zu orientieren haben.

Inwiefern dieser Mangel auch strukturell erzeugt wird und mit den selbstermächtigenden und zugleich herrschaftsförmigen Selbsttechnolo-

119 Ein weiteres Beispiel, das sich hier anschließen lässt, zeigt sich auch in dem Interview mit Celine (17). Auch sie beschreibt ausführlich, dass sie in der Wohngruppe gelernt hat, »ihr Leben auf die Reihe zu kriegen«, und hat das Gefühl, dass sie hier »halt selbstständig geworden [ist] und den Alltag besser [hinbekommt]«. Auf die Frage, wie es in der Jugendhilfe für sie ist, antwortet sie: »Für mich is es gut. Ich hab endlich gelernt, auch zu sehen, dass meine Mutter immer alles nachgetragen hat mir, und jetzt hab ich selber Sachen gelernt, zum Beispiel sauber machen, Wäsche waschen, all das hab ich halt vorher nich gekonnt und ich bin eigentlich ganz froh, dass ich das jetzt so gelernt habe auch. Das ich jetzt in der Jugendhilfe bin und jetzt alles, ich auf meinen eigenen Beinen stehen kann, und ich bin einfach sehr stolz auf mich, dass ich alles schon kann. Ich hab des Gefühl, es gibt viele Mädchen, die sind noch immer zu Hause und die Wissen nich, wie man Wäsche wascht und so, ich bin einfach so froh, dass ich das alles gelernt hab so schnell und, ich bin einfach voll glücklich, fühl mich wie so ne Erwachsene (Lachen).« Gleichzeitig beschreibt sie aber auch, dass die Betreuer*innen immer nur bis 18 Uhr in der Einrichtung sind und die Jugendlichen dann auf sich allein gestellt sind, weshalb Celine die Nächte immer mit ihren Freund*innen unterwegs ist oder bei diesen schläft. Über die Tatsache, dass ihre besten Freund*innen gerade auf Klassenfahrt sind, sagt Celine: »Ja. Jetzt bin ich ganz alleine.« Es sind ihre Freund*innen, die immer für sie da sind: »die sehn immer, wenn ich traurig bin und fragen sofort, was los is. Und wenn die sehn, ich bin traurig, nehmen die mich immer an die Hand und sagen: ›Komm Prinzessin, wir gehn jetzt spielen oder wir gehn spazieren.‹ Ablenkung halt. Und des bekommen die auch meistens hin, deswegen leg ich ziemlich viel Wert auf meine Freunde.«

gien von Lucy in einem Verhältnis steht, möchte ich im nächsten Abschnitt beleuchten.

5.3.5 »Das Leben ist kein Ponyhof«: Zurichtung durch Härte

Nachdem Lucy sich vor allem positiv und idealisierend auf die Jugendhilfe bezogen hat und immer wieder betonte, wie gut es ihr dort gefällt und wie sehr das ihr Leben verändert hat, frage ich sie, ob es denn auch Situationen gab, wo sie unzufrieden mit der Jugendhilfe gewesen sei. Darauf antwortet sie:

»Ja. (.) Das Leben ist nie toll und einfach. (...) Manchmal ist es halt so, ähm, (..) ich sag mal so, ich bevorzuge die Wohngruppe [...] damals mehr als jetzte. Weil ich, ja, ich hatte da ne ganz andere Bezugsbetreuer gehabt und ähm, wir waren total eng zueinander und sie wusste auch direkt (.), wenn ich schon kurz mein Mund aufmache, sie wusste direkt, wie ich mich fühle oder überhaupt so. Und dann irgendwann ist sie halt weggegangen. Und jetzt habe ich einen neuen. Und das Ding ist manchmal, weißt du, die sind zwar Sozialpädagogen und sie versuchen, Menschen zu helfen, und sie versuchen halt, ihren Job zu machen, aber manchmal ist es auch, manche Menschen haben auch keine Lust. Die machen des nicht mit ihrem, mit ihrem Lust und mit ihrer Leidenschaft dann, ne, sondern sie sagen so: ›Ach, ich geh, ich mach das, weil ichs schon seit zehn Jahren mache.‹ So. Mit der Einstellung, ja. Und, wie gesagt, die alte Bezugsbetreuerin, die ich hatte, die hat des halt gern gemacht so. Sie wusste auch, dass, was ich grade nötig hab und was nicht und, und jetzte ist es halt immer nur: ›Ja, Luc / Lucy, du hast des zu tun und des zu tun. (..) Und ich helf dir.‹ Es ist nie irgendwie dieses: ›Oh, guck mal, ich hab des gesehen und musste gleich an dich denken‹, oder so. Sondern (.) du machst es, weil du es musst, so. [...] Es ist im Endeffekt, wie gesagt, es geht, liegt im an, im Endeffekt nur an deiner Denkweise, wie du deinen Tag starten willst, ja. Wenn du schon gleich aufstehst und sagst: ›Boah, der Tag ist scheiße‹, dann ist der Tag scheiße. Aber wenn du alles auf dich zukommen lässt beziehungsweise sagst: ›Okay, mal gucken, aber ich freu mich total schon‹, dann ist alles positiver, weißt du. Aber ne, ist halt einfach so und ähm, kann man nicht ändern. [...] Das Leben ist kein Ponyhof. Ich will jetzt nicht irgendwie sagen, hör zu, ich will auch nich mehr blablabla. Im Endeffekt bin ich ja diejenige, die Hilfe halt braucht und ähm. Dass es dazu gekommen ist, konnte ich halt nichts für. Und daher muss man halt durch. Kann man nicht ändern. So sollte man auch denken.(.) Des macht alles einfach so.«

Früher hatte Lucy eine Bezugsbetreuerin, zu der offenbar eine tiefere Verbindung bestand. Lucy fühlte sich von ihr gesehen und verstanden – sie erfuhr von dieser Betreuerin wirkliches, echtes Interesse. Heute hingegen scheint es ihr so, als würden die Betreuer*innen Lucys Hilfebedarf lediglich abarbeiten. Was sie braucht und was sie sich wünscht, spielt keine beson-

ders große Rolle. Vielmehr scheinen die Sozialarbeiter*innen zu definieren, was wichtig ist und getan werden muss, »es halt immer nur: ›Ja, Luc / Lucy, du hast des zu tun und des zu tun. (..) Und ich helf dir.‹« Lucy vermisst somit ein aufrichtiges Interesse an ihr und das Gefühl, nicht egal und nicht nur ein weiterer Tagesordnungspunkt auf der To-do-Liste der Betreuer*innen zu sein. Sie wünscht sich von diesen einen leidenschaftlicheren Umgang. Denn nur so bekommt sie das Gefühl, wichtig, wertvoll und geliebt zu sein. Dass diese basalen Bedürfnisse unbefriedigt bleiben, könnte sehr schmerzhaft sein oder auch zu Ärger, Wut, Frustration oder Enttäuschung führen. Doch solche Gefühle finden in dieser Erzählung keinen Raum. Vielmehr wird besonders am Ende der Sequenz erneut Lucys dominante Umgangsstrategie deutlich: Obwohl sie davon erzählt, dass ihr die Beziehung zu ihrer früheren Bezugsbetreuerin fehle und sie heute den Eindruck habe, die Betreuer*innen interessierten sich nicht wirklich für sie, schließt sie die Sequenz wieder mit neoliberalem Selfempowerment und optimistischem Denken: Sie müsse nur jeden Tag aufs Neue positiv in den Tag starten. Diese individuelle Struktur lässt sich als ein gesellschaftlicher Mechanismus verstehen, der ihr unter anderem auch durch die Jugendhilfe nahegelegt wird.

Um das zu verdeutlichen, möchte ich abschließend noch eine Sequenz aus einem Beobachtungsprotokoll hinzuziehen, in der sich die fehlende Leidenschaft, von der Lucy spricht, ebenfalls andeutet.[120] Es handelt sich um eine Sequenz bei einem WG-Plenum in einer Einrichtung mit betreuungsfreien Zeiten, bei dem die Betreuer*innen problematisieren, dass sich die Bewohner*innen so selten in der Wohngruppe aufhalten:

»Rina ergreift erneut das Wort und sagt, dass sie selbst etwas hätten, was sie besprechen wollen. Es geht um das Thema Anwesenheit und darum, dass die Mädchen tagsüber und nachts häufiger in der WG sein sollen. Rina: ›Und darum möchten wir von euch wissen, was braucht ihr, um öfter in der WG zu sein?‹ Tess zählt als Erstes auf, was alles scheiße hier ist. Sie sagt, die Wohnung sei unterirdisch und kalt und hässlich, außerdem sei hier ein regelrechtes Netzwerkloch – nirgends haben sie vernünftig Empfang, was für Jugendliche aber enorm wichtig sei. Überhaupt gäbe es kein WLAN. Dann sei die Wohnung hässlich und ungemütlich eingerichtet, es gäbe kein gemütliches Sofa, auf dem man zu zweit gemütlich Fernsehen kann, die Wände müssten neu gestrichen werden usw. Rina protokolliert das alles mit und kommentiert ab und zu, was realisiert werden kann und was nicht. Sie sagt, dass die Betreuerinnen eigentlich auch gerne umziehen wollen wür-

120 Die folgende Interpretation erscheint in einer überarbeiteten Fassung zugleich auch in dem Artikel *Neue Freiheiten in der Jugendhilfe* (Sarfert in Vorb.) sowie in dem Artikel *Das Sich-nicht-einlassen in der Jugendhilfe* (Sarfert i. E.).

den, dass es leider nur sehr schwierig sei, eine Wohnung zu finden. Die meisten Vermieter wären skeptisch, wenn sie Jugendhilfe hören würden.«

Auf die Frage, was sie denn brauchen würden, um häufiger in der Wohngruppe zu sein, zählt Tess verschiedene Punkte auf, was ihr alles in der Gruppe nicht gefällt. Auf der manifesten Ebene problematisiert die Jugendliche, dass die Wohnung nicht schön und gemütlich eingerichtet sei und es kein WLAN gäbe, was für junge Menschen heute aber wichtig sei. Zugleich zeigt sich in dieser Kritik an der Wohnsituation aber noch sehr viel mehr als das Problem einer schlechten Internetverbindung. Gerade die Beschreibung als kalt lässt sich sowohl in Bezug auf die Temperatur in den Räumen lesen als auch metaphorisch als eine Beschreibung der emotionalen Kälte bzw. der fehlenden emotionalen Wärme deuten, die Tess jedoch bräuchte, um sich dort wohlzufühlen. Auch die Begriffe »unterirdisch« und »Netzwerkloch« weisen darauf hin, dass sie in der Einrichtung Kommunikations- oder Verbindungsmöglichkeiten vermisst. Sie würde gerne kommunizieren und mit ihrer Umwelt in Kontakt treten, aber das ist ihr offenbar in dieser Wohngruppe nicht möglich. Es handelt sich um ein Netzwerkloch – ein Ort, an dem keine Kommunikation und keine Verbindung möglich ist. Zuletzt weist auch das Fehlen eines Sofas, auf dem man es sich zu zweit gemütlich machen kann, auf ein Bedürfnis nach Nähe, Beziehung und Geborgenheit hin. Da in den Gruppenräumen der Einrichtung ein großes Dreisitzersofa steht, lässt sich dieser Wunsch als deutlicher Hinweis darauf lesen, dass es Tess um mehr geht als um den Einrichtungsgegenstand. Wie bereits in den Interviewsequenzen oben bestätigt sich auch hier wieder ein Mangel an emotionaler Nähe.

Dass es an Wärme und Verbindung fehlt, wird schließlich durch die Reaktion der Sozialarbeiterin bestätigt. Indem diese alles mitprotokolliert und kommentiert, was realisiert werden kann und was nicht, begegnet sie den Wünschen und Bedürfnissen der Jugendlichen distanziert und rational. Wie es den Jugendlichen geht, wie sie sich fühlen, was ihnen wirklich fehlt, scheint nebensächlich zu sein. Es wird nur auf die Aspekte reagiert, für die es einfache, schnelle Lösungen gibt. Alles darüber hinaus wird ausgeblendet, übergangen und ignoriert. Darauf weist auch schon der Einstieg der Sozialarbeiterin in das Plenum hin. So wirkt die Aufforderung, Wünsche zu formulieren, was sich ändern soll, damit sie sich häufiger in der WG aufhalten, doch äußerst fordernd und zeigt kein ernsthaftes Interesse an den Jugendlichen und daran, wie es diesen geht. Folglich wird auch das tieferlie-

gende emotionale Bedürfnis bzw. der emotionale Mangel der Jugendlichen nicht gesehen, sondern lediglich auf die Probleme an der Oberfläche eingegangen und es werden pragmatische, realistische Lösungen dafür geboten. Auf diese Weise werden die Jugendlichen mit ihrem Schmerz alleine gelassen. Es geht nur darum, dass sie im neoliberalen Sinn »funktionieren«; dass sie die Aufgaben, die ihnen von der Gesellschaft aufgetragen werden, erfüllen und entsprechend hegemonialer Kriterien ihr Leben »auf die Reihe kriegen«. Dass sie in ihren Wünschen und Bedürfnissen wirklich gesehen und wahrgenommen werden, findet nicht oder zu wenig statt.

Genau dieser Mechanismus, nämlich einem Mangel und einem Schmerz mit Rationalität und einfachen, pragmatischen Lösungen zu begegnen, zeigt sich auch bei Lucy immer wieder. Sie hat in ihrem Leben zahlreiche Rückschläge und schmerzhafte Erfahrungen erleben müssen. Diese bekommen jedoch keinen Raum. Stattdessen müssen schnelle Lösungen her, ein positives Denken, neoliberale Selbstaktivierungsslogans, die eine einfache Strategie bieten, ihre Probleme zu lösen. Diese Rationalität wird ihr *auch* – wenn auch *nicht nur* – in der Jugendhilfe vermittelt. So wurde anhand zahlreicher Beispiele deutlich, dass ein bestimmter Subjekttypus angerufen und produziert wird, der kennzeichnend ist für die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft. Dieser zielt auf ein Individuum, das lernt, individualistisch und autonom zu denken und alleine zurechtzukommen, das heißt ohne Unterstützung von anderen und jenseits der Idee von wechselseitiger Verantwortung, von Mitgefühl oder Solidarität. Bevor ich auf diese gesellschaftlichen Verhältnisse als Basis für die jugendlichen Artikulationen eingehe, werde ich das Interview von Maik genauer auf die Frage untersuchen, was er über sich und seine Positionierungen im Kontext der Jugendhilfe äußert.

5.4 Coolness als Überlebensstrategie

Während es in Kapitel 5.1 darum ging, wie Jugendliche aufgrund ihrer Jugendhilfeunterbringung stigmatisiert und abgewertet werden, in Kapitel 5.2 am Beispiel von Sophia gezeigt wurde, wie negative Differenzkonstruktionen eine Umgangsweise darstellen können, und in Kapitel 5.3 mit Lucy die Konstitution eines spezifischen autonomen Subjekttypus in der Jugendhilfe nachvollzogen werden konnte, steht in diesem Kapitel das Scheitern in der Jugendhilfe im Zentrum der Aufmerksamkeit, das am Beispiel von Maik veranschaulicht werden soll.

Ich habe Maik (17) in der Kriseneinrichtung für Jugendliche kennengelernt und nahm ihn als eher coolen Jungen wahr, der sein eigenes Ding macht und sich mir und den Erwachsenen gegenüber eher desinteressiert zeigt. Obwohl ich ihn immer nur kurz gesehen habe, da er sich nur selten und wenig in der Einrichtung aufhielt und auch oftmals die Ausgangszeiten der Einrichtung überschritt, war er dazu bereit, ein Interview zu führen. Auf seinen Vorschlag hin setzten wir uns in den gemeinsamen Wohnbereich der Einrichtung, da derzeit alle Jugendlichen unterwegs waren und die diensthabende Betreuerin Büroarbeiten erledigen wollte. Trotzdem war ich etwas skeptisch, ob wir dort die nötige Ruhe haben würden. Tatsächlich wurde das Interview einmal unterbrochen, da es klingelte und mich die Betreuerin im Vorfeld gebeten hatte, in solch einem Fall die Tür zu öffnen.

Maiks Interview unterscheidet sich von seiner gesamten Erzählstruktur her grundlegend von den Interviews mit Sophia und Lucy. Die beiden jungen Frauen haben sehr viel und engagiert gesprochen. Sie wollten mir etwas von sich mitteilen, redeten flüssig und schnell und hatten viele lange Erzählpassagen, ohne dass ich viele Nachfragen stellen musste. In Maiks Interviewmaterial gab es hingegen keine einzige Erzählpassage. Er gab eher kurze, knappe Antworten und es herrschten viele lange Pausen, die auf mich oftmals unangenehm wirkten. Die Gesprächsdynamik verlief teilweise zäh und es schien, als würde er nichts über sich erzählen wollen. Auf meinen Eingangsimpuls, dass er erzählen soll, wie sein Leben war und wie es ihm ging, antwortete er:

»Ich würde sagen, nicht gerade schl / nicht schlecht, aber auch nicht gerade gut so. So wahrscheinlich sind andere Kinder besser aufgewachsen als ich.«

Mehr kam zunächst nicht. Nach einer Pause hakte ich nach und bat ihn erneut, zu erzählen, wie er aufgewachsen ist. Wieder antwortete er nur knapp:

»Ich bin jetzt nicht unter schlechten Verhältnissen oder so aufgewachsen, aber / also ich bin halt mit (.) zwölf in die Jugendhilfe gekommen, da bin ich auch gleich in eine Einrichtung gezogen und so. Hat sich schon vieles getan in der Zeit.«

Es fühlte sich auch im weiteren Verlauf des Interviews so an, als müsste ich ihm alles aus der Nase ziehen, was später – im Laufe der Interpretation – durch die zutage tretende psychosoziale Dynamik plausibilisiert wird.

Maik ist 17 Jahre alt. Mit 12 Jahren ist er in die Jugendhilfe gekommen, weil er »Stress mit seiner Mutter« hatte: »Wir haben uns nicht mehr verstanden. So ja, wie es halt ist.« Er kam dann in seine erste Einrichtung und von

da an habe er machen können, was er wollte. So beschreibt er die letzten Jahre seines Lebens auch als Phase, in der er sich sehr ausgelebt habe: Er habe angefangen zu kiffen und Alkohol zu trinken, war viel auf Partys und ging nicht mehr zur Schule, welche er schließlich auch abgebrochen hat. Noch schulpflichtig kam er auf eine andere Schule, wo es anfangs auch gut lief, er dann aber immer häufiger gefehlt habe, bis es auch dort zu einem Abbruch kam. Aus seiner Wohngruppe wurde er ebenfalls entlassen. Es folgte eine sogenannte »Jugendhilfekarriere« (Maier 2015), in der die Maßnahmen immer frühzeitig beendet wurden und er nirgendwo längerfristig bleiben konnte. Nach seiner letzten Entlassung aus einer Wohngruppe kam er zunächst in keiner neuen Einrichtung mehr unter. Er übernachtete über drei Monate bei einem Kumpel und fiel somit zeitweilig komplett aus dem öffentlichen Hilfesystem. Doch ganz ohne Geld und feste Bleibe habe ihm diese Situation schließlich gereicht: »[D]ann bin ich hergekommen, weil ich wieder so ein bisschen von vorne anfangen wollte.« In der Kriseneinrichtung, in der ich ihn auch interviewt habe, lebt er nun seit einigen Wochen. Er hat keinen Schulplatz und fragt sich, was aus seinem Leben werden soll. Er sagt, dass er einen Schulabschluss machen will, aber ist sich nicht sicher, ob er das hinbekommt. Er weiß auch nicht genau, was er mit diesem anfangen soll. Ihm fällt keine Ausbildung ein, die ihn interessieren würde. Nur eines ist sicher: Er »will auf jeden Fall Geld machen irgendwie«. Zwar kann er noch nicht sagen wie, aber »es gibt viele Arten, sein Geld zu machen«. Er müsse gucken, welcher Weg für ihn am besten sei.

In diesem Sinne unterscheidet sich Maik hinsichtlich seiner Haltung und seinem Selbstverhältnis grundlegend von Lucy. Wo Lucy sich als »unternehmerisches Selbst« (Bröckling 2007) sieht, klare Ziele für sich formuliert und davon überzeugt ist, dass sie diese erreichen kann, wenn sie sich nur genug anstrengt, scheint Maik eher einen stereotypen »Null-Bock-Jugendlichen« zu repräsentieren, der von sich selbst sagt, dass er »halt auf viele Sachen scheißt« und seinen Tag größtenteils mit »chillen« verbringt. Wo Lucy eine Karriere als Stewardess anstrebt und weiß, dass sie dafür einen Schulabschluss, Erfahrungen im Gastronomiebereich und Fremdsprachenkenntnisse braucht, kann Maik keine konkrete Perspektive formulieren. Ihm fallen vor allem Beispiele ein, wie man an Geld kommen könnte, die (nicht nur) für ihn unerreichbar sind, z. B. als Rapper oder indem man eine App entwickelt und damit Millionen verdient.

5.4.1 No hope, no future: fehlende Zukunftsperspektiven

Maik präsentiert sich in seinem Interview als cool und abgebrüht. Er sagt explizit, dass er von anderen als »der Coole, Smarte« wahrgenommen werden will, und prahlt damit, dass er in den letzten Jahren immer das gemacht habe, was er wollte. Er grenzt sich von normalen Leuten ab, die »so mies motiviert auf Leben sind, so denken: Ja, ich mache jetzt meine Schule, kann ich arbeiten, dann arbeite ich (…), dann kriege ich irgendwann Rente«. Er hingegen würde »auf viele Sachen scheißen« und kann mit einer solchen Lebensweise, bei der sich alles um Arbeit dreht, nicht viel anfangen. Wenn er auch die Idee von Lohnarbeit zurückweist, so spielt doch Geld für Maik eine zentrale Rolle und er betont mehrfach, dass er eines Tages zu Geld kommen will. So etwa findet er auch Rapper richtig gut und betrachtet sie als seine Vorbilder, da sie mit ihrer Musik wirklich viel Geld verdienen würden:

> »Ich feiere es einfach, dass die Musik machen, damit wirklich viel Geld verdienen und einfach so sich kaufen können, was sie wollen, und dann damit noch mehr Geld verdienen, dass sie diese krassen Klamotten tragen, so dies das. Ist halt Image so, aber ist schon krass, damit Geld zu verdienen.«

Zwar kann er selbst nicht rappen, weswegen eine solche Karriere für ihn nicht infrage komme. Aber er findet es

> »einfach krass, so an sich dieses, dieses Konzept, worauf des alles aufgebaut ist so. Is ja auch mies oberflächlich an sich, aber (.) also (.) die ganze Welt ist oberflächlich, deswegen macht es auch keinen Sinn / ähm keinen Unterschied mehr, ob man jetzt irgendwie durch 'n reichen Mann irgendwie sich jetzt [verkauft und *unv.*] man 'ne Gucci-Tasche trägt oder so, (.) oder ob man durch Rappen Geld verdient und dann krasse Klamotten trägt so. Irgendwie alles das Gleiche. (..) Und kommt auf das Gleiche hinaus im Grunde genommen.«

Auch in dieser Passage gibt sich Maik cool und abgebrüht. Er findet Rapper gut, aber nicht wegen der Musik, sondern vor allem aufgrund des Geldes und wegen ihres Image. Er »feiert« es, dass sie mit ihrer Musik reich werden und sich kaufen können, was sie wollen. An dieser Art, wie er über seine Rapper-Imago spricht, zeigt sich zunächst Bewunderung für einen solchen Lebensstil. Indem er auch die Oberflächlichkeit dieses Konzeptes anspricht und sagt, dass die ganze Welt oberflächlich sei und es darum keinen Unterschied mache, ob man auf die eine oder andere Art reich werde, zeigt er, dass er dieses System durchschaut habe und stilisiert sich erneut als cool, smart und über den Dingen stehend. Irritierend ist jedoch, dass Maik zunächst eine andere Formulierung wählt, diesen Satz jedoch abbricht: »die ganze Welt

ist oberflächlich, deswegen macht es auch keinen Sinn« – hier bricht er ab und korrigiert sich, dass es »keinen Unterschied« mache, auf welche Weise man an Geld komme. Betrachten wir, was Maik als Erstes sagen wollte, nämlich, dass es keinen Sinn mache, sich der Oberflächlichkeit zu verwehren, so deutet sich hier neben seiner manifesten Coolness und Lässigkeit auch eine resignierte Haltung, eine Schwere und Trostlosigkeit an. Maik scheint keinen Sinn darin zu sehen, sich wirklich Gedanken darüber zu machen, was ihn im Leben interessieren könnte oder was er *konkret* tun könnte, um irgendwie an Geld zu kommen. Es wirkt so, als habe er gar keine Idee und keine Vorstellung davon, was er mit seinem Leben machen soll. Dieser Eindruck verstärkt sich wenig später im Interview, als ich ihn frage, was er in so einem Rapper-Leben tun würde. Er antwortet:

»Es geht mir nur darum, dass ich dann wirklich machen kann, was ich will im Gr / weil jetzt, ich habe kein Geld so, ich kann, ich kann, ich kann nicht verreisen, ich kann mir nicht mal Kino leisten oder so, irgendwas. (.) Wenn ich Geld hätte, dann könnte ich jetzt wohin fliegen, machen, was ich will, keine Ahnung. (…).«

Maik will reich sein, aber er kann nicht beantworten, was er konkret mit dem Geld anstellen würde. Er sagt, er könnte dann »wohin fliegen«, womit das Fliegen zum Selbstzweck wird, der Erfüllung bietet. Maik hängt an dem Phantasma von Geld fest und denkt, als reicher Mann wäre alles besser. Er kann diese Idee aber mit keiner konkreten Vorstellung verknüpfen und schließt seinen Satz somit auch mit den Worten »keine Ahnung«. In diesen zwei Wörtern, die Maik im gesamten Interview 51-mal wiederholt, ist bereits eine Doppelbödigkeit enthalten. So lässt sich »keine Ahnung« einerseits als gleichgültige, coole Geste im Sinne von »ist mir doch egal« deuten. Andererseits kann es aber auch Ausdruck eines verzweifelten Verlorenseins – also keine Ahnung zu haben, wie es weitergeht – gelesen werden.

Dieses Spannungsverhältnis von jugendlicher Coolness bzw. einer lässigen Null-Bock-Haltung auf der einen Seite und einer tristen traurigen Schwere und Sinnlosigkeit auf der anderen Seite zeigt sich auch im weiteren Verlauf:

I.: »Ja. (…) Denkst du, es liegt aber auch jetzt einfach daran, dass du jetzt jugendlich bist?«

Maik: »Ich weiß nicht. (.) Also in meiner Familie hat keiner viel Geld. (.) Ich denke nicht, wenn man, wenn man sich wirklich nicht wirklich anstrengt, sodass man dann / (.) man muss sich schon wirklich, wirklich anstrengen, um reich zu werden durch legale Arbeit. Und man muss auch ein, so eine Idee haben und man muss, man muss sein Ziel verfolgen ganze Zeit und so. (..) Ich denke nicht, (..) sodass ich jetzt von nichts reich werde.«

I.: »Und kommt es für dich infrage, so dir, so quasi so / (…)«

Maik: »Ein normales Leben? So wie du, ihr das führt alle? (..) Ich weiß nicht, (..) auf Dauer, auf Dauer würde es mir wirklich langweilig werden. Weil es gibt viel zu viele Sachen, die angeboten werden, die, die einem so gegeben werden. Das kannst du machen, das kannst du machen, das kannst du machen. Dann will ich das auch machen können, wenn die es mir alle so vor die Nase halten.«

I.: »Ja. (..) Kann ich gut verstehen.«

Maik: »Ich meine, ich will jetzt nicht in Berlin rumhängen und mein Leben lang, keine Ahnung (..), Netto einkaufen, nach Hause gehen, dann mir irgendwas kochen, morgens zur Arbeit, (.) arbeiten, arbeiten. (…)«

I.: »Ja, kann ich sehr gut nachvollziehen. (…) Und denkst du / also würdest du, wenn du die Möglichkeit hast, irgendwie über andere Wege (.) irgendwie an Geld zu kommen / also weil du gerade gemeint hast irgendwie, die Alternative ist Illegales, würdest du es, würdest du es in Betracht ziehen?«

Maik: »Ich bin ehrlich, wenn ich wirklich keine Perspektive mehr habe, dann würde ich das sofort in Betracht ziehen. (.) So, klingt hart, dann würde ich halt so zwei, drei Jahre Koks verkaufen, dann mein Leben genießen, dann in den Knast gehen und danach mein Leben weiter genießen, so.«

I.: »Mhm (bejahend). (…)«

Maik: »Davor habe ich auf jeden Fall keine Angst, so wenn ich (.) wenn ich darüber nachdenke. (..)«

I.: »Auch nicht vor Knast? (…)«

Maik: »Na, ist schon das Schlimmste, was, was einem passieren kann, dass man die Freiheit beraubt bekommt, aber (.) so wenn (lacht) man kein Geld hat, kommt es auf das Gleiche hinaus, so.«

I.: »Ja.«

Auch in dieser Passage beschreibt Maik, was ein »normales Leben« für ihn bedeutet und warum es für ihn eher nicht infrage kommt. Er würde lieber noch Kokain verkaufen und eine Gefängnisstrafe riskieren, anstatt jeden Tag nur eine Routine von arbeiten, einkaufen, essen zu haben und am nächsten Morgen alles wieder von vorne zu beginnen. Maik sieht sich selbst eher als Drogendealer, der zwar zeitweise eine Freiheitsstrafe verbüßt, aber dafür sonst sein Leben genießen kann, denn als Otto-Normal-Bürger, der hart für sein Brot arbeiten, immer bei Netto einkaufen und ein Leben ohne Glanz und Glamour leben muss. Der Wunsch danach, reich zu sein und seine Zeit nicht

immerzu mit Arbeit zu verbringen, erscheint nur logisch; so argumentiert er, dass es doch so viele Dinge gebe, die ihm vor die Nase gehalten werden: »Das kannst du machen, das kannst du machen, das kannst du machen.« Dann will er diese Dinge auch machen können.

Hier drückt sich zunächst Maiks Wunsch aus, an den vielen unterschiedlichen Angeboten der Konsumgesellschaft teilhaben zu können. Denn tatsächlich ist Maik mit einer Lebensrealität konfrontiert, in der er sich sogar einen einfachen Kinobesuch nicht ohne Weiteres leisten kann. Entsprechend erlebt er die Angebote als Qual, da ihm etwas »vor die Nase gehalten wird«, was zugleich unerreichbar ist. Maik will die ihm gesellschaftlich dargebotenen Glücksversprechen einlösen. Um jedoch auf legalem Wege etwas zu erreichen, das heißt eine Teilhabe an der Konsumgesellschaft, wie er es sich vorstellt, zu realisieren, »müsste er sich schon wirklich wirklich anstrengen«. Er müsste eine Idee haben und ununterbrochen dieses Ziel verfolgen, und das die ganze Zeit über. »Ich denke nicht, (..) sodass ich jetzt von nichts reich werde.«

Gerade in dieser Beschreibung wird die sehr reale Möglichkeit eines Scheiterns deutlich. Die Wahrscheinlichkeit, es auf legalem Wege *nicht* zu schaffen, sondern daran zu scheitern, ist riesig (so hatte ja auch in seiner Familie keiner viel Geld); und das macht Maik enorme Angst, mehr Angst als davor, ins Gefängnis zu müssen, weil er illegale Geschäfte gemacht hat.

Vor diesem Hintergrund lässt sich Maiks Ablehnung eines »normalen Lebens« und seine Affirmation eines Gangster-Daseins also nochmals auf eine andere Art und Weise verstehen. Denn, wenn er das Gefühl hat, die (legalen) Möglichkeiten, die ihm von der Gesellschaft und der Jugendhilfe angeboten werden, ohnehin nicht erreichen zu können, dann lässt sich seine Ablehnung als Schutz davor deuten, dem drohendem Scheitern und der damit zusammenhängenden Erniedrigung und Enttäuschung zumindest ein Stück weit zu entgehen. Dem schmerzhaften Bild, nicht zu den Gewinnern und Profiteuren, sondern zu den Verlierern dieser gesellschaftlichen Realität zu zählen, wird durch die Ablehnung derselben Werte geschmälert, die diese soziale Ordnung ausmachen.

In diesem Sinne lässt sich seine Coolness, seine abgebrühte Gleichgültigkeit und seine Null-Bock-Haltung auch in dieser Passage im Zusammenhang damit verstehen, welche Handlungsmöglichkeiten Maik in Bezug auf seine eigene Situation sieht. Wenn er sich möglicherweise gar nicht dazu in der Lage fühlt, etwas an seiner Situation zu ändern – somit gar nicht anders *kann* –, ist es eine Strategie, sich selbst bzw. alle seine Wünsche, Bedürfnisse

und Interessen zu reduzieren, zu beschneiden und abzuspalten. Diesbezüglich ist eine Textpassage aufschlussreich, in der Maik auf meine Frage antwortet, was er in seinem Leben alles erreichen möchte. Maik antwortet:

Maik: »Ich will auf jeden Fall viele Sachen wissen, wenn ich / bevor ich sterbe. Zum Beispiel, ob es Aliens gibt oder / keine Ahnung. […] So was / keine Ahnung. So, so einfach so Fragen, die ich mir nicht beantworten kann und die mir eigentlich auch keine andere beantworten kann, das würde ich gerne wissen. Und ich will halt schon mein Geld verdienen und verdient haben und mein Leben gelebt haben, verreisen, viele Leute treffen, mit Leuten reden, deren Geschichte hören. (…).«

I.: »Wohin willst du reisen?«

Maik: »Überall. (.) Ich habe da irgendwie kein / ich würde überall hinreisen. (…) Würde zum Nordpol reisen.«

Dass Maik als Reiseziel ausgerechnet den Nordpol wählt, verwundert im ersten Moment. Wenn er doch überall hinreisen könnte, wo es schön ist und warm und glamourös, warum nennt er hier den Nordpol, einen Fleck der Erde, wo es eisig kalt und menschenleer ist? Und warum will er wissen, ob es Außerirdische gibt? Was hat er davon?

Zunächst zeigt sich darin erneut sein Wunsch nach Teilhabe. So bringt Maik zum Ausdruck, dass er einfach reisen will und es egal ist, wohin er fährt – er sogar zum Nordpol reisen würde, solange er wenigstens reisen kann. Somit lässt sich dieser Wunsch als Ausdruck einer aktuellen Perspektivlosigkeit deuten – möglicherweise begleitet von dem Gefühl eines inneren Verlorenseins. Zugleich weisen Maiks Antworten aber noch auf etwas anderes hin: Den Nordpol zu bereisen oder eine Antwort darauf zu finden, ob es außerirdisches Leben gibt, sind äußerst hoch gesteckte Ziele. Nicht nur in Maiks momentaner Situation erscheint eine Reise zum Nordpol oder die Entdeckung von Außerirdischen als etwas, was völlig unerreichbar ist. Es handelt sich dabei um Vorhaben, bei denen von vornherein klar ist, dass sie für die meisten Menschen nicht zu erreichen sind oder dies äußerst unwahrscheinlich ist.

Damit stehen Fantasien wie diese auch symbolisch für andere Wünsche von Maik, wenn er etwa davon redet, dass man eine App entwickeln könnte, um damit Millionen zu verdienen. Diese Wünsche lassen sich als eine Antwort auf seine Angst, zu scheitern – im Sinne einer Enttäuschungsprävention –, deuten. Denn, wenn Maik an diesen Wünschen scheitert, das heißt nicht zum Nordpol reist und nie erfährt, ob es Aliens gibt oder nicht, so liegt es letztlich nicht an seinem individuellen Unvermögen oder daran, dass er

persönlich versagt hat, sondern daran, dass es übermenschliche Ziele waren, die ohnehin für niemanden oder zumindest kaum jemanden erreichbar sind. Von einem individuellen Scheitern könnte dann also kaum gesprochen werden.

Somit lassen sich der Nordpol als Reisewunsch und die Suche nach außerirdischem Leben auch als fast märchenhafte Entdeckungs- und Siegesfantasien verstehen, die der Trostlosigkeit von Maiks gegenwärtiger Perspektive etwas entgegenzusetzen vermögen. In seinem Wunsch nach einer grandiosen Tat, die noch keinem Menschen (Außerirdische entdecken), kaum einem Menschen (Nordpol bereisen) oder nur wenigen Menschen (erfolgreiche App entwickeln) zuvor geglückt ist und die neben Klugheit und Kreativität auch immenses naturwissenschaftliches sowie informationstechnologisches Wissen, technisches Equipment und andere Ressourcen erfordert, stecken die Träume eines jungen Menschen, der seine eigene Situation versteht und doch mehr vom Leben will, als er erreichen kann.

5.4.2 Es geht nicht um ihn – Versorgungsbedürfnisse und Beziehungslosigkeit

Wie sich bereits angedeutet hat, fehlt es Maik aber nicht nur an konkreten Handlungsalternativen, wie er sein Leben selbstverantwortlich gestalten kann; zugleich führt er offenbar kaum bedeutsame Beziehungen zu anderen Menschen. Im gesamten Interview gibt es keine einzige Erzählung von einer wichtigen oder nahestehenden Person in seinem Leben. Augenscheinlich gibt es vereinzelt soziale Kontakte – immerhin beschreibt er, wie er mit Kumpels rumhängt oder dass er drei Monate bei einem solchen gewohnt hat. Aber diese Kontakte wirken so affektlos und so beziehungslos, dass es in Maiks Leben niemanden zu geben scheint, zu dem er eine intensivere Bindung oder Beziehung hat. Es lässt sich daher vermuten, dass Maik nirgends einen Ort hat, wo er sich sicher, aufgehoben und umsorgt fühlt, und es vielleicht auch früher nie für ihn einen solchen Ort gegeben hat.

Diese Beziehungslosigkeit zeigt sich auch in der bereits zitierten Sequenz, als er davon spricht, sich durch den Verkauf von Kokain finanzieren zu können. Auf meine Frage, ob er auch etwas Illegales in Betracht ziehen würde, beginnt er seine Antwort mit den Worten: »Ich bin ehrlich, wenn ich wirklich keine Perspektive mehr habe, dann …«. In der Formulierung »Ich bin ehrlich« zeigt sich, dass seine Ausführung tabuisiert ist. Die gesell-

schaftlich erwünschte Antwort wäre gewesen, dass er etwas Illegales nicht in Betracht ziehen würde. Maik aber bricht mit diesem Tabu und gibt – entgegen der gesellschaftlichen Konvention – zu, dass er dazu bereit wäre, mit Kokain zu handeln, womit er mir in gewisser Weise ein Beziehungsangebot macht, da er mich an seinen verbotenen Gedanken teilhaben lässt. Bemerkenswert an dieser Stelle ist meine Reaktion auf seinen Tabubruch:

Maik: »Na, ist schon das Schlimmste, was, was einem passieren kann, dass man die Freiheit beraubt bekommt, aber (.) so wenn (lacht) man kein Geld hat, kommt es auf das Gleiche hinaus, so.«

I.: »Ja.«

Auf seine Ausführungen, dass er sich auch vorstellen könnte, zu dealen und eine Gefängnisstrafe in Kauf zu nehmen, da ein Leben hinter Gittern auch nicht schlimmer sei als ein Leben in Armut, reagiere ich lediglich mit dem Wort »Ja«. Im Verlauf des Interviews sage ich immer wieder »mhm« oder »ja«, um ihm im Sinne aktiven Zuhörens biografisch-narrativer Gesprächsführung zu signalisieren, dass ich präsent bin und er gerne weitersprechen soll. Doch neben diesem manifesten Sinn hat das »Ja« am Ende dieser Textpassage etwas Beipflichtendes, womit ich das von ihm Gesagte bestätige. In gewissem Sinne sage ich damit implizit auch: »Ja. Mach mal. Dann verkaufst du halt ein paar Drogen und kommst ins Gefängnis. Stimmt, dein Leben jetzt ist auch nicht besser.«

Einer Teilnehmerin aus der tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppe kam diese ganze Stelle sarkastisch und abgebrüht vor. Sie hätte Maik am liebsten in den Arm genommen oder durchgeschüttelt oder ihm irgendwie signalisiert, dass sie Verständnis hat und seinem Bedürfnis nach Anerkennung und Gesehenwerden gerne irgendwie nachkommen würde. Ich aber reagiere nur mit einem knappen »Ja«, was völlig gleichgültig wirkt, als sei es mir vollkommen egal, was er da macht. Diese scheinbare Gleichgültigkeit und Beziehungslosigkeit, die sich in der Forschungssituation einstellt, lässt sich auch als eine Reinszenierung von Maiks Beziehung zu anderen Menschen wie etwa den Sozialarbeiter*innen deuten. Wie bereits erwähnt, gibt Maik im Interview immer nur kurze Antworten und wenig von sich preis. Trotz Versuchen, ihn zum Weitersprechen zu ermutigen, entsteht keine Erzählung, die es erlaubt hätte, vor allem intrinsische Nachfragen zu stellen. Als Interviewerin fiel es mir bei Maik vergleichsweise schwer, auf das von ihm Gesagte einzugehen und es aufzunehmen. Zudem empfand ich in der Interviewsituation die langen Pausen als unangenehm, wodurch

die Interviewführung sich schließlich an den Leitfragen orientierte und das Gespräch tendenziell die Form eines Frage-Antwort-Schemas annahm. Auf diese Weise versuchte ich ihm etwas zu entlocken, was sich jedoch größtenteils erfolglos anfühlte, wie es sich beispielsweise an der Stelle zeigt, als ich ihn bitte, etwas ausführlicher von den Konflikten mit seiner Mutter zu erzählen:

I.: »Und was waren das für Gründe [warum ihr Streit hattet]?«

Maik: »Mein Stiefvater, dies und das. Bisschen tiefere Themen, aber, (.) ja, damit habe ich mich schon mit Tausenden von / nein, nicht Tausenden, aber mit vielen Pädagogen auseinandergesetzt so. (..) Ich habe es halt jedes Mal, wenn ich in eine Einrichtung komme, habe ich sie immer / musste ich das denen halt immer erzählen so. [...] So, ich habe jetzt keinen Bock, jetzt diese ganze Geschichte zu erzählen.«

In dieser Passage wie auch an der gesamten Struktur des Interviews wird deutlich, dass Maik nur wenig von sich preisgeben will. Er gibt kurze, knappe Antworten und sagt, er habe keine Lust, seine ganze Geschichte zu erzählen. Genau genommen *erzählt* er im engeren Sinne gar nichts in diesem Interview, sondern bringt lediglich Argumentationen, knappe Berichte oder Begründungen vor. Offenbar nimmt er mich in gewisser Hinsicht auch als Sozialarbeiter*in wahr, da er die Zurückweisung meiner Frage damit begründet, dass er das schon so häufig Pädagog*innen erzählen musste. Es wurde vermutlich immer wieder die Anforderung an ihn gestellt, etwas von sich zu erzählen, sich mit seiner Geschichte und seinen Verletzungen zu öffnen und sich auf diese Weise auf die Jugendhilfe einzulassen.

Betrachten wir, was er über die Sozialarbeiter*innen sagt, zeigt sich eine aufschlussreiche Parallele:

»An sich sind es auch nur Menschen so, machen ihre Arbeit. (...) Ich meine, wenn sie jetzt aus der / wenn sie aus der Arbeit zurückkommen, sind es wahrscheinlich auch andere Menschen, also ist jeder natürlich anders so. Deswegen (...) ich würde gerne mal nicht immer mit einem Sozialarbeiter reden, sondern einfach mit diesem Menschen. (.) Soll mir auch mal was aus seinem Leben erzählen, keine Ahnung. Ich soll immer nur von mir erzählen, warum erzählt der mir nichts von sich? (...) Aber bei den Leuten, bei den meisten Leuten hört es da auf.«

Anhand dieser Passage wird verständlicher, warum es Maik schwerfällt, sich auf die Betreuer*innen einzulassen. Er wird immer wieder von Sozialarbeiter*innen aufgefordert, etwas von sich mitzuteilen. Jedoch wünscht er sich, dass das auch einmal jemand für ihn tut, dass sich auch die Sozialarbeiter*innen öffnen und etwas von sich zeigen – etwas Persönliches, Mensch-

liches. Wie auch ich in dem Interview etwas von ihm hören will, um dieses Forschungsprojekt zu realisieren, im Gegenzug dabei aber nichts von mir mitteile, so erlebt er auch die Sozialarbeiter*innen lediglich als professionelle, distanzierte Subjekte, die von ihm verlangen, sich zu öffnen und auf die Jugendhilfe einzulassen, wogegen sie nicht bereit sind, etwas von sich zu erzählen. Wenngleich es in beiden Fällen (sowohl im Rahmen eines Interviews als auch im Rahmen eines pädagogischen Verhältnisses) gute Gründe für diese Distanz geben mag, scheint diese Einseitigkeit Maik zu erschweren, sich wirklich zu öffnen. Er hat das Gefühl, dass einseitige Anforderungen an ihn gestellt werden, die nur *er* zu erfüllen hat, wogegen es zu einem wechselseitigen Austausch und einer persönlichen Begegnung nicht kommt. So fühlt er sich vollkommen allein. Ein gleichberechtigtes Gegenüber gibt es nicht. Vielleicht aber bräuchte Maik genau das, um sich auch auf andere Menschen einlassen zu können. In diesem Zusammenhang ist noch eine weitere Stelle aufschlussreich, in der ich Maik explizit nach Beziehungen frage:

I.: »… und wie sieht es so mit ähm Beziehung aus? Hast du da Interesse dran oder/«

Maik: »Schon eigentlich, aber (lacht) heutzutage sind die meisten Mädchen in meinem Alter Schlampen, (…) deswegen scheiße ich auf Beziehung gerade.«

I.: »Okay, was sind sie?«

Maik: »Schlampen.«

I.: »Ach, Schlampen.«

Maik: »Also geben sich auf jedenfalls so. Also was heißt Schlampen? Die leben ein / sie leben sich natürlich einfach aus sexuell und so. Andere sehen das so, manche sehen das / aber (…) ich habe kein Problem damit, deswegen / ich kann immer noch eine Beziehung führen, wenn ich zwanzig bin oder so.«

Die Begründung dafür, dass er keine Beziehung führt, erscheint mir in Zusammenhang mit seiner Beziehungslosigkeit aufschlussreich.[121] So scheint

121 An dieser Stelle ist zunächst meine Rückfrage »Okay, was sind sie?« bemerkenswert, die selbst eine gewisse Doppelbödigkeit enthält. So hatte eine Interpretin mein Nachfragen zunächst als Empörung gelesen, so als würde ich sagen: »WIE BITTE? WAS SIND SIE? Du hast sie doch nicht mehr alle.« Erst beim Weiterlesen stellte sie fest, dass ich ihn tatsächlich nicht richtig verstanden hatte. Denn, nachdem er meine Rückfrage beantwortet hat, wiederhole ich die abwertende, sexistische Bezeichnung und sage: »Ach, Schlampen«. Die vermutete Empörung darüber, wie er über Mädchen in seinem Alter spricht, bleibt also völlig aus. Auch hier rührt meine Reaktion aus einer verstehenden Haltung als Interviewerin, was forschungsmethodisch durchaus sinnvoll ist.

Maik Mädchen als »Schlampen« zu bezeichnen, wenn sie sich »sexuell ausleben« bzw. mehrere Partner haben. Mädchen heutzutage seien nicht nur einem Mann treu ergeben und nicht nur für ihn da, sondern hätten immer mehrere Beziehungen oder würden sich nach kurzer Zeit wieder von ihm ab- und einem anderen zuwenden. Hier zeigt sich erneut eine Parallele zu den Sozialarbeiter*innen. So betreuen diese in der Einrichtung auch zugleich mehrere Jugendliche und können sich niemals nur um einen kümmern. Auch sie sind nicht einzig nur für Maik da, sondern wenden sich immer auch anderen zu. Diese Deutung lässt sich als Bestätigung des vorher formulierten Eindrucks verstehen, dass Maik nicht versorgt ist. Er hat früher nicht bekommen, was er brauchte, und bekommt auch jetzt nicht das, wonach er sich sehnt. Das allerdings kann er so nicht benennen. Er kann seine Verletzung nicht zur Sprache bringen. Stattdessen errichtet er eine coole Fassade, was nahezu verunmöglicht, ihn in seiner Verletzlichkeit wahrzunehmen oder ihm empathisch zu begegnen.

Maik gibt sich als nichts anderes zu erkennen als dieser coole Typ. Damit ist es unglaublich schwer, mit ihm in Kontakt zu treten oder zu ihm eine Beziehung aufzubauen. Entsprechend formulierten auch die Interpret*innen immer wieder eine große Leere und Schwere, die zeitweise in der Gruppe eine regelrechte Lähmung verursachte. Immer wieder gibt es den Wunsch, zu einer anderen Textstelle zu gehen oder in eine Passage mehr hineininterpretieren zu wollen; immer wieder wird versucht, an *mehr* heranzukommen oder mehr rauszuziehen, doch das gelingt kaum. Stattdessen dominieren Gefühle von Trostlosigkeit, Leere und Schwermut. Die Interpret*innen werden müde und lustlos, sie formulieren schließlich auch einen inneren Wiederstand, sich dem Interview mit Maik aussetzen zu müssen.

Darüber hinaus war bei der Interpretation der zuletzt zitierten Textstelle, in der Maik von Mädchen als Schlampen spricht, bemerkenswert, wie oft in der Interpretationssitzung dieser sexistische Begriff fiel. Schon in der zitierten Passage taucht der Begriff viermal auf. Bei der gemeinsamen Interpretation wiederholen die Teilnehmer*innen den Ausdruck fortwährend, was eine Interpretin irgendwann als überraschend und irritierend formuliert, da

---

Zugleich signalisiere ich damit aber erneut eine Gleichgültigkeit ihm gegenüber. Es wirkt so, als sei es mir völlig egal, was er erzählt – »Ach, Schlampen. Ja gut, was ist von so einem Typ auch zu erwarten« – als sei er es nicht wert, mit ihm in Austausch zu treten oder ihm etwas entgegenzuhalten. Wieder gebe ich nichts von mir preis und gehe nicht in Beziehung, sondern lasse ihn reden und ihn damit auch allein.

sie sonst das Wiederholen solcher Schimpfworte eher vermeiden würde. In dieser Interpretationssitzung hingegen habe sie das Gefühl, als würde es ihr geradezu Spaß machen, dieses Wort immer wieder zu sagen – als habe sie Freude daran, »mal auf alles scheißen zu können«. Diese Formulierung findet sich auch bei Maik, wenn er sagt: »Deswegen scheiße ich auf Beziehung gerade.« Es zeigt sich also – neben der beschriebenen Traurigkeit, Schwere und Leere – zugleich eine Lust an der Destruktion. Das beschreibt vielleicht ebenso Maiks Haltung, der andere Menschen wie auch das, was vielleicht schön sein könnte, abwehrt und abwertet, weil er es ohnehin nicht haben kann. Wie bereits deutlich wurde, gibt es Hinweise dafür, dass Maik sich womöglich auch nach einer dyadischen Beziehung sehnt, in der sich eine Person ganz exklusiv ihm zuwendet. Da ihm jedoch eine solche Dyade verwehrt wird, lehnt er Beziehungen komplett ab. Er entscheidet sich nicht nur dafür, sich abzukapseln und hinter seiner coolen Fassade zu verschließen, sondern fühlt sich offenbar zudem legitimiert, auch ein mögliches Gegenüber aggressiv abzuwerten und bezeichnet entsprechend Mädchen als Schlampen. Ebenso wertet er Sozialarbeiter*innen ab. Beispielsweise antwortet er auf meine Frage, was er über Sozialarbeiter*innen denkt, dass er sie lustig findet, weil sie immer denken würden, dass sie mehr wissen und einem helfen könnten. Er glaubt, er hätte mehr in seinem Leben erlebt als mancher Sozialarbeiter, deswegen findet er, »sie sollten nicht reden«. Hier wird eine narzisstische Position deutlich, sich als überlegen zu setzen, niemanden zu brauchen und alles kaputt zu machen. Diese Destruktion ist am Ende alles, was noch bleibt. So zeigt sich Maik derart abgekapselt von allem, dass es scheint, als wisse er selbst nicht, wer er ist. Das wird an mehreren Textpassagen deutlich. Beispielsweise frage ich ihn, was er denkt, wie sein Ruf ist. Darauf antwortet er nur: »Ich würde nicht sagen, dass ich einen Ruf habe.« Diese kurze Stelle ist bemerkenswert, so glaubt er nicht, dass die Menschen irgendetwas von ihm oder über ihn denken. Er glaubt nicht, dass er irgendetwas darstellt oder in irgendeiner Weise vorgestellt wird. Er ist »*nichts*« – möglicherweise, weil er nie gesehen wurde.

Auch an einer anderen Stelle wird diese Identitätsproblematik sehr explizit:

»Ich weiß auch nicht, was für ein Mensch ich bin. Oder was für ein Mensch ich wirklich bin, keine Ahnung. Ich denke schon, ich gebe mich anders, als ich wirklich bin. Aber ich habe es mir irgendwie so ange / so angeeignet, also dass ich es immer zeige. (…).«

Daraufhin frage ich ihn, wie er sich gibt und wie er wirklich ist. Er antwortet:

»Weiß nicht, (.) ich bin halt immer dieser Coole vor den anderen, aber (.) ich denke nicht, dass ich wirklich so cool bin, wie ich denke. (…) Keine Ahnung, ist auch ein bisschen Ablenkung. Lenkt halt ab von dem Alltag und so, keine Ahnung, baut man sich ein zweites Ich auf, keine Ahnung, und dann lebt man damit.«

Er kann offenbar selbst nicht sagen, wer er ist. Die coole Fassade, die er sich über die Zeit aufgebaut hat, ist zu seiner Identität geworden. Er lebt damit, doch die Coolness geht mit Einsamkeit einher. Er scheint ganz allein mit dieser Leere und Trostlosigkeit zu sein und alleine damit klarkommen zu müssen. Um in Beziehung zu gehen und sich auf andere einzulassen, bräuchte es einen sicheren Raum, den es jedoch für Maik nicht gibt – nicht in der Kriseneinrichtung und auch nicht in der Interviewsituation. So gab es beispielsweise während des Interviews eine kurze Unterbrechung, als es geklingelt hatte und ich aufstand, um die Tür zu öffnen. Ich verließ das Interviewsetting und ließ Maik für einen Moment alleine sitzen. Damit biete auch ich während des Interviews keinen sicheren Raum und keinen sicheren Rahmen. Wie soll Maik sich öffnen und etwas Schmerzhaftes oder Intimes von sich preisgeben können, wenn es doch jederzeit passieren kann, dass sein Gegenüber plötzlich aufsteht und geht; ihn mit seinen Gefühlen und seiner Geschichte alleine lässt? Dieser sichere Rahmen fehlt auch in der Einrichtung im Kontakt mit den Sozialarbeiter*innen. In der Kriseneinrichtung ist immer eine Sozialarbeiter*in im Dienst, die alleine für neun bis zehn Jugendliche zuständig ist. Während ihrer Arbeitszeit muss sie Büroarbeiten erledigen, Telefonate führen, Alltagsaufgaben nachkommen und für die Jugendlichen und deren individuelle Belange da sein. Ein Arbeitspensum, das kaum zu bewältigen ist. Wie soll Maik hier einen Raum finden, sich öffnen, sich auf die Einrichtung einlassen und mit Betreuer*innen in Beziehung gehen, die ihm eigentlich gar keine richtige Beziehung bieten können?

5.4.3 Trauriges Ende

Abschließend möchte ich auf den Schlussteil des Interviews eingehen. In der Interpretationsgruppe wurde bei der Besprechung einzelner Sequenzen immer wieder erwähnt, dass das Ende der besprochenen Textstelle komisch, traurig oder unerwartet sei; und auch in der ersten Blitzlichtrunde merkten mehrere Interpret*innen an, dass sie das Ende des gesamten Interviews abrupt, seltsam und traurig empfänden. Betrachten wir also die letzten Zeilen des Interviews:

I.: »Ähm ich bin jetzt mit meinen Fragen relativ durch. Gibt es noch irgendwas, was dir wichtig ist, (.) was du noch ergänzen willst? (4)«

Maik: »Hm (nachdenklich), (...) ja, ich hoffe, dass ich / bald ändert sich was irgendwie in meinem Leben. (..) Aber muss / (..) Ko / so Hauptsache, irgendwas ändert sich. Ist jetzt nicht ein schlechter, ein schlechter als / sondern, so, ich hoffe, es verbessert sich.«

I.: »Was würde sich, was würdest du wollen, wie es sich verbessert? Oder/? (6)«

Maik: »Generell so, dass ich / (...) Keine Ahnung (.) naja (6)«

I.: »Okay, vielen Dank. (.) Ähm ich habe hier noch so ein paar hm / ich mache das hier erst mal kurz aus.«

Nachdem Maik sich im Verlauf des Interviews immerzu als cooler, taffer Typ gegeben hat, wird gerade hier am Ende seiner Erzählung nochmals eine Schwere, Traurigkeit und Perspektivlosigkeit explizit deutlich. Die Tatsache, dass er nicht benennen kann, was sich konkret verbessern soll (wie zum Beispiel dass er einen Schulplatz findet, sich seine Wohnsituation stabilisiert oder sich sein Verhältnis zu seiner Mutter klärt), lässt sich als Hinweis dafür deuten, dass sich für ihn alles, das heißt sein gesamtes Dasein, schwierig und problematisch anfühlt. Auf meine Nachfrage, was sich denn verbessern soll, setzt er zwar zu einer Antwort an: »Generell, sodass ich /«, bricht dann aber ab und sagt wieder: »Keine Ahnung«. Er kann nicht sagen, was er sich wünscht. Es ist nicht artikulierbar. Offenbar ist es bereits unmöglich, einen Wunsch zu haben und ihn auszusprechen, weil es entweder nur ein Tropfen auf den heißen Stein wäre oder weil sich jede Perspektive für ihn ohnehin unrealisierbar anfühlt, sodass das bloße Aussprechen davon schon schmerzhaft wäre. So schließt Maik mit dem knappen Wörtchen »naja«, was hier etwa bedeuten könnte »Was soll's?« und eine Resignation und Teilnahmslosigkeit zum Ausdruck bringt. Es scheint weiterhin so, als habe er aufgegeben, als habe alles keinen Sinn und als bleibe ihm nur, in einen trostlosen Nihilismus zu verfallen, der sich ja im Laufe des Interviews auch immer wieder zeigt, wenn er etwa sagt, dass er auf »vieles scheißt«, Mädchen als Schlampen bezeichnet oder sagt, dass sich bei ihm alles nur um Geld drehen würde.

Maiks manifeste Coolness, Härte, Gleichgültigkeit und Null-Bock-Haltung können somit in einem Spannungsverhältnis zu einer latenten Angst, zu versagen und zu scheitern, sowie einem Verlorensein angesichts einer absoluten Perspektivlosigkeit gedeutet werden. Damit lässt sich sein Unvermögen, eigene Wünsche, Interessen oder konkrete Ziele zu

formulieren, nicht lediglich darauf zurückführen, dass er keine Lust hat, sich entsprechend hegemonialer Anforderungen auszurichten. Vielmehr scheint er angesichts der vielen unerreichbar scheinenden Anforderungen geradezu paralysiert und gelähmt zu sein. Eigene Wünsche, Interessen und Bedürfnisse *müssen* unbewusst bleiben, da der Schmerz angesichts eines drohenden Scheiterns zu groß und unaushaltbar scheint.

Nachdem ich mit Maik das Interview geführt hatte, wurde er – noch am selben Tag – von den Sozialarbeiter*innen aus der Kriseneinrichtung entlassen. Er lebte zwar erst seit einigen Wochen dort, jedoch hat er sich den Betreuer*innen zufolge nicht an die Regeln der Einrichtung gehalten und zeige auch insgesamt kein Bemühen, etwas an seiner Lebenssituation zu verbessern. Die Mitteilung, dass er nun entlassen sei, nahm Maik ohne großen Widerspruch hin. Auch hier scheint es so, als würde er sich durch nichts aus der Fassung bringen lassen –nicht einmal durch den Umstand, seinen Wohnort verlassen zu müssen und wieder keine feste Bleibe mehr zu haben. Erneut muss er offenbar jede Emotion und Betroffenheit ausklammern, um auf diese Weise Souveränität herzustellen.

Bei seiner Entlassung wurde Maik die Adresse des Kinder- und Jugendnotdienstes mitgegeben, wo Jugendliche in solch einer Situation für einige Nächte unterkommen können. Wenn er dort überhaupt ankommt, geht der Jugendhilfekreislauf für ihn von vorne los. Es wird für ihn dann erneut eine Kriseneinrichtung gesucht, von wo aus er entweder in eine längerfristige Wohngruppe oder in ein Betreutes Einzelwohnen vermittelt wird. In beiden Unterbringungsformen hatte Maik früher schon gelebt, bis er aufgrund von Fehlverhalten oder mangelnder Mitarbeit entlassen wurde. Zum jetzigen Zeitpunkt ist er 17 Jahre alt. Sobald er 18 wird, ist das Jugendamt nicht mehr zwingend zuständig für ihn. Von da an ist Maik dann auch rechtlich vollständig sich selbst überlassen.

Die Entlassung von Maik ist nicht die einzige Entlassung, die ich im Rahmen meiner Feldforschung beobachten konnte. Auch der 18-jährige Björn wurde während meiner Forschungsphase aus seiner Einrichtung suspendiert. Obwohl es sich um zwei unterschiedliche Wohngruppen handelte, waren die Bedingungen sehr ähnlich. Die Betreuer*innen argumentierten mir gegenüber, dass Björn wiederholt gegen Regeln verstoßen hätte, den ganzen Tag nur kiffen würde und es daher keinen Sinn habe, ihn weiter in der Einrichtung zu halten. Seine Bezugsbetreuerin fasste das Problem mit den Worten zusammen: »Er will halt nichts.« Wie schon Maik nahm auch Björn seine Entlassung sehr gefasst entgegen und erwiderte darauf

nur, dass er sich »sowas schon gedacht« habe. Auch hier zeigt sich also im Umgang nach außen eine Coolness und vermeintliche Gleichgültigkeit, durch die sich die Betreuer*innen in ihren Annahmen letztlich bestätigt fühlen. In der Analyse von Maik hat sich jedoch gezeigt, dass dieses Verhalten vor allem dem Selbstschutz dient bzw. als Enttäuschungsprävention und als Reaktion auf permanente Zurückweisungen verstanden werden muss. Auch Landenberger und Trost erklären eine coole Selbstdarstellung von Heranwachsenden in der Heimerziehung als Versuch, in einer schwierigen Situation ein gewisses Maß an Selbstwertgefühl zu bewahren und damit in der Lage zu sein, den Angriffen der anderen zuvorzukommen und schmerzhafte Verlustgefühle oder Enttäuschungen präventiv zu verhindern (vgl. Landenberger/Trost 1988: 100 f.).

»Wer sich in den instabilen und wenig Sicherheit gewährleistenden sozialen Beziehungen innerhalb des Heims engagiert – vor allem emotional –, wird erleben müssen, daß sich das letztlich immer wieder gegen ihn selbst richtet, weil er verlassen und enttäuscht wird. Daß der Jugendliche daraus als Selbstschutz die Konsequenz zieht, sich mit niemandem mehr einzulassen, cool zu sein und nur für sich zu schauen, das ist nur allzu verständlich« (ebd.: 100).

Coolness und Härte lassen sich somit als unmittelbare Reaktion auf die mangelnde Versorgung deuten, die den betroffenen Jugendlichen teilweise schon in ihren Familien wie auch im System der Jugendhilfe zuteilwurde und -wird. So zeigt auch die quantitative Studie von Tornow und Ziegler (2012) zu Abbrüchen in den stationären Jugendhilfen, dass gerade bei Jugendlichen, die keine Alternative zur Heimerziehung haben, die Abbruchrate von Hilfen am höchsten ist. Jugendlichen, die bereits mehrere Hilfen durchlaufen haben und nirgendwo ankommen, fehlt es also auch sonst an Bezugspersonen oder einem stabilisierenden Umfeld, das ihnen Sicherheit und Unterstützung bieten kann. Coolness und eine harte Schale sind somit als notwendiges Produkt fortlaufender Zurückweisung und Exklusion zu verstehen. Tornow und Ziegler erkennen zudem, dass der Abbruch einer Hilfe dabei häufig aus einem Missverständnis heraus bzw. als Unfall passiert:

»Ein Jugendlicher, der zu oft die Erfahrung machen musste, von Erwachsenen enttäuscht worden zu sein, muss erst austesten, wie wichtig er den Betreuern denn nun wirklich ist oder ob er nur ein belegter Platz ist und ein Job-Gegenstand der Berufserzieher. Unversehens ist dieser Test aber anders aufgegangen, als er sich das erhofft hatte. Statt sich um ihn zu bemühen und ihn zurückzuholen wie einen ›verlorenen Sohn‹ deuten die Fachleute das Weglaufen als ein Sich-Nicht-Einlassen und unversehens sieht der junge Mensch

sich auf dem Weg in die nächste Einrichtung, die seinen Bedarfen angeblich besser gerecht wird. Der eigentliche Bedarf, endlich einen Menschen zu finden, der bedingungslos zu ihm steht, eben auch dann, wenn er Regeln bricht, gar nicht sympathisch ist oder seine ganze Verlorenheit preisgibt, dieses Grundbedürfnis der Zugehörigkeit ist wieder nicht erfüllt worden.« (Tornow/Ziegler 2012: 110)

Zum gleichen Schluss kommen Götsch und Bliemetsrieder (2021: 23): »Mit jedem Scheitern einer Hilfe scheitert potentiell auch die nächste Hilfe, denn die Kinder und Jugendlichen verlieren zusehends das Vertrauen in als unterstützend entworfene signifikante Erwachsene.«

In diesem Sinne hat sich der Teufelskreis, der sich bereits bei Sophia angedeutet hat, im Fall von Maik noch weiter zugespitzt: Durch den Verlust von Vertrauen in dieses System, entwickelt Maik zunehmend eine Subjektivierungsweise als cool, abgebrüht und gleichgültig. Die Abspaltung von Emotionen, Wünschen und Bindungen wird zur einzigen und notwendigen Strategie, um sich gegen die äußere Kälte, die ihm von Institution und Gesellschaft entgegenschlägt, zu wappnen. Wenngleich diese Umgangsweise auch einem Schutzbedürfnis entspringt, sehen die Sozialarbeiter*innen nur, dass er sich ohnehin keine Mühe gibt und ihm alles egal zu sein scheint, weshalb sie sich von ihm abwenden und ihre knappen Ressourcen den Jugendlichen zukommen lassen, die aus ihrer Perspektive mehr Interesse an den Hilfeangeboten zeigen. Das Problem ist, dass so gerade jene Jugendlichen, die besonders viel Unterstützung benötigen, auf sich allein gestellt werden. Dadurch besteht die Gefahr, dass sich das destruktive Potenzial, ein Nihilismus und Hass (auf andere und sich selbst), zuspitzt. In diesem Sinne lässt sich das, was Eisenberg in Bezug auf die Schule schreibt, auf die Jugendhilfe übertragen:

»Je mehr die Elternhäuser in ihren sozialisierenden, prägenden und Kinder und Jugendliche bergenden und haltenden Aufgaben und Funktionen ausfallen, desto mehr müssen Schulen [oder in diesem Fall Jugendhilfeeinrichtungen, Anm. d. Verf.] zu Schutzräumen und ›verlässlichen Orten‹ (Oskar Negt) werden, in denen sie sich unter Bedingungen raum-zeitlicher Kontinuität und Verlässlichkeit zu Menschen entwickeln können. [...] Es kann nicht sein, dass Schüler, die leistungsschwach sind oder ›stören‹, bürokratisch entsorgt werden. Kinder und Jugendliche brauchen Zuwendung am meisten, wenn sie sie am wenigsten ›verdienen‹.« (Eisenberg 2013: 31).

Wenngleich die Abspaltung von Emotionen und die Entwicklung einer inneren Kälte bei Maik besonders deutlich zutage tritt, findet sich dieser Mechanismus in der Tendenz ebenfalls bei Lucy und Sophia. Auch sie entwickeln eine emotionale Coolness, einen Pragmatismus und eine Kälte, die sich ge-

gen andere wie auch gegen sie selbst richtet. Das zeigt sich etwa bei Sophia dann, wenn sie sowohl über ihre eigene Angst, genäht zu werden, lacht als auch über die Ärztin, die von Sophias aggressiven Drohungen verunsichert wird. Auch zeigt es sich bei Lucy, die ihre schmerzvollen Gefühle von Versagensangst und Scheitern durch neoliberale Optimierungsslogans überdeckt oder ihre unbefriedigten Wünsche nach Nähe und Geborgenheit mit Rationalisierungen und einer Affirmation des Bestehenden (»Das Leben ist kein Ponyhof.«) abwehrt.

Diese innerpsychische Deutungs- und Umgangsweise, die sich in sämtlichen Interviews erkennen lässt – wenn auch in ganz unterschiedlicher Qualität und in verschiedenem Ausmaß –, ist keine individuelle Anlage dieser Heranwachsenden. Wie ich im Folgenden zeigen werde, verbirgt sich darin eine strukturelle Kälte und Zurichtung, die allen Menschen durch die Sozialisation in die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft nahegelegt und somit auch durch die Jugendhilfe vermittelt und verstärkt wird. So sind es »die Auswirkungen der ›kalten‹ gesellschaftlichen Organisation auf die Charakterstrukturen« (Kunert 2019: 47) der Individuen, die sie in kalte, emotionslose Subjekte verwandeln.

5.5 Zwischenergebnis II: Nähe, Distanz und soziale Kälte

> »Wer hart ist gegen sich, der erkauft sich das Recht, hart auch gegen andere zu sein, und rächt sich für den Schmerz, dessen Regungen er nicht zeigen durfte, die er verdrängen mußte.«
>
> *(Adorno 1966a: 96)*

In diesem Kapitel ging es bisher um die Artikulationen, Selbstverhältnisse und Subjektivierungsweisen von Heranwachsenden in den stationären Hilfen. Am Beispiel von Sophia, Lucy und Maik wurden jeweils spezifische Artikulationsweisen junger Menschen vor dem Hintergrund ihrer Unterbringung in Jugendhilfeeinrichtungen analysiert. Zudem wurde untersucht, wie die individuellen Selbstverhältnisse mit institutionellen Strukturen und gesellschaftlichen Anforderungen korrelieren. Diesen Zusammenhang zwischen Subjektivierungsweisen und institutionellen sowie gesellschaftlichen Bedingungen möchte ich abschließend intensiver beleuchten und gesellschaftstheoretisch diskutieren.

Wie bereits im Theoriekapitel gezeigt, zielt die Jugendhilfe als bürgerlich-kapitalistische Sozialisationsagentur zentral darauf, den Heranwachsenden hegemoniale Werte und Normen zu vermitteln. Die Erziehungsmaßnahmen haben einerseits eine ganz materielle Ebene: Die jungen Menschen sollen wieder in die Schule gehen, sich in den Arbeitsmarkt integrieren und lernen, einen eigenen Haushalt zu führen. Andererseits setzen die Maßnahmen auf einer psychosozialen Ebene an. Hier geht es darum, dass die Jugendlichen lernen, ihre Gefühle und Aggressionen in den Griff zu bekommen, sich selbst zu disziplinieren und Verantwortung für sich wie für das eigene Handeln zu übernehmen. Diese beiden Ebenen bürgerlicher Sozialisation zeigen sich beispielsweise in Sophias Schrank-Metapher, welche verdeutlicht, dass die junge Frau in die Lage versetzt werden soll, Ordnung in ihren Schrank zu bringen, was sich sowohl auf ihre Haushaltsführung als auch auf ihre psychosoziale Verfassung beziehen lässt. Kurz gesagt sollen die Jugendlichen durch die Jugendhilfe dazu befähigt werden, hegemonialen Normen und Anforderungen gerecht zu werden, was – wie im Fall von Lucy deutlich wurde – meist mit einer Zunahme an Handlungsmöglichkeiten einhergeht. Wenn ihnen die Anpassung jedoch nicht gelingt oder sie sich nicht genügend bemühen, droht die Sanktionierung, was sich etwa an der Entlassung von Maik ganz plastisch gezeigt hat.

In diesem Sinne möchte ich nun noch auf die beiden Faktoren eingehen, die – zusammen mit gesellschaftlichen Differenzverhältnissen wie etwa Geschlecht, »rassifizierte« Zugehörigkeit oder Gesundheit und Behinderung – wesentlich die Subjektivierungsweisen von Jugendlichen in der Jugendhilfe bestimmen: der spezifische Kontext der Jugendhilfe und die neoliberal-kapitalistische Vergesellschaftung.

5.5.1 Die pädagogische Beziehung

Im Jahr 2019 erschien in der Themenreihe *Kritische Pädagogik: Eingriffe und Perspektiven* ein kleiner Sammelband mit dem Titel *Soziale Kälte*. Anliegen des Bandes ist es, unter anderem im Anschluss an die Kritische Theorie der Frankfurter Schule darauf hinzuweisen, dass Pädagogik, Schule und Soziale Arbeit nicht die Orte von Humanität und Nächstenliebe sind, als die sie gerne ausgegeben werden, sondern dass sie selbst wesentlich an der Produktion von Kälte beteiligt sind. Hierzu heißt es konkret, dass »Kälte als ein notwendiges Sozialisationsmomentum der bürgerlich-kapitalistischen

Gesellschafsformation festzuhalten ist« (Eble/Kunert 2019: 15), weshalb kritische Pädagogik nicht umhinkomme, dieses in ihre Systematik einzubeziehen. Pädagog*innen müssten sich daher die Fragen stellen, wie Kälte in den einzelnen Menschen entstehe und inwiefern die Pädagogik selbst als Katalysator und Agentur gesellschaftlicher Kälte agiere (vgl. ebd.).

Diese Einschätzung lässt sich ebenso wie die daraus resultierende Forderung an die Pädagogik vor dem Hintergrund meiner bisherigen Befunde unterstreichen. Bereits im vierten Kapitel dieser Arbeit hat sich an mehreren Beispielen gezeigt, dass der pädagogische Umgang in den Einrichtungen vor allem von professioneller Distanz (im Gegensatz zu professioneller Nähe) gekennzeichnet ist und die Heranwachsenden in den Einrichtungen an vielen Stellen gerade nicht die Unterstützung bekommen, derer sie eigentlich bedürften. Vielmehr werden sie stattdessen auf ihren sozialen Platz verwiesen und auf diese Weise abgewertet. In diversen Passagen wurde eine fehlende Wärme, Nähe und Versorgung in der Jugendhilfe zum Thema gemacht; etwa während des WG-Plenums, als auf die Unzufriedenheit und die Bedürfnisse der Heranwachsenden nicht empathisch eingegangen wird, sondern die Sozialarbeitenden diesen lediglich rational und pragmatisch begegnen. Eine ähnliche Struktur zeigte sich auch in den Interviewpassagen, in denen Lucy, Nikolas und Sophia davon berichten, wie sie in Momenten von großer Hilfebedürftigkeit auf sich alleine gestellt sind und von Betreuer*innen zurückgewiesen werden. Nicht zuletzt wird eine rationale, harte und distanzierte Pädagogik zugespitzt in den Entlassungen von Maik oder Björn[122] deutlich, da die Jugendlichen trotz ihrer hochgradig prekarisierten Lebenssituationen auf die Straße gesetzt werden. Dieser radikale Schritt wird von den Sozialarbeitenden mit einem mangelnden »Wollen« seitens der Jugendlichen rationalisiert.

In diesen pädagogischen Interaktionen zwischen Sozialarbeiter*innen und Jugendlichen wird also ein Klima von sozialer Kälte beschrieben, welches dazu führt, dass zugleich rationale, emotional kalte Subjekte (re)produziert werden. Oder anders gesagt: Die Mechanismen der Pädagog*innen, negativen Affekten und unbefriedigten Bedürfnissen mit Rationalität, emotionaler Kälte und pragmatisch-zweckgerichteten Lösungen zu begegnen, korrespondieren mit den Subjektivierungsweisen von Jugendlichen wie So-

---

122 Sowie auch in der Rauswurffantasie gegenüber Simon in Kapitel 4.2.4, als die Interpretationsgruppe ihren autoritären Sanktionsfantasien hinsichtlich des delinquenten Jugendlichen ungebremst nachgeht.

phia, Lucy und Maik. Alle drei mussten in ihrem Leben zahlreiche Rückschläge und schmerzhafte Erfahrungen erleben, bekommen jedoch für die Bearbeitung dieser Erfahrungen nicht den Raum, den sie wahrscheinlich bräuchten. Dazu kommt, dass die Heranwachsenden nicht nur in der Jugendhilfe auf ihren sozialen Platz verwiesen werden, sondern auch in anderen Kontexten. Wie in Kapitel 5.1 deutlich wurde, erfahren sie Abwertungen, Zurückweisungen und Stigmatisierungen durch ihr Umfeld, in der Schule und von Menschen, auf die sie angewiesen sind. Das alles führt dazu, dass die Jugendlichen Strategien wie das Zitieren positiver Selbstaffirmationen (Lucy) oder die Abkehr von eigenen Wünschen (Maik) entwickeln, die jeweils eine Strategie bieten, mit der erfahrenen Kälte umzugehen. Souveränität, Coolness und Gleichgültigkeit, die sich in ihren Subjektivierungsweisen zeigen, werden also durch die Jugendhilfe – wie auch verschiedenste andere gesellschaftliche Sphären – vermittelt, indem ein bestimmter Subjekttypus angerufen und produziert wird. Es handelt sich dabei um ein Individuum, das lernt, individualistisch und autonom zu denken und alleine, das heißt ohne Unterstützung von anderen und jenseits der Idee von wechselseitiger Verantwortung oder Solidarität, zurechtzukommen.

Die konstatierte Kälte und Distanz in den pädagogischen Beziehungen bedeuten allerdings nicht, dass es nicht auch Momente von Nähe und Geborgenheit gibt. Insbesondere Sophia und Lucy berichten in ihren Interviews auch von engen und innigen Beziehungen zu ihren jeweiligen Betreuer*innen, die für die Jugendlichen zentrale Bezugspersonen darstellen. Das Problem ist, dass Momente von Nähe und Wärme durch den materiellen Rahmen des Arbeitsverhältnisses strukturell verknappt sind. Dies möchte ich im Folgenden am Beispiel von Sophia kurz erläutern.

Sophia – das wurde bereits im vorigen Kapitel erwähnt – erzählt an verschiedenen Stellen in geradezu schwärmender Weise von ihrer Bezugsbetreuerin Anja und berichtet von einem sehr intensiven und innigen Verhält-

nis zu dieser.[123] So beispielsweise habe sie Anja ihren Schulabschluss zu verdanken:

»Wenn Anja letztes Jahr nicht da gewesen wäre, ich hätte jetzt, ich hätt' bis jetzt keinen Abschluss. (..) Also Anja ist der Grund, warum ich 'n Schulabschluss hab. (.) Weil, sie hat ja denn alles gemacht. Die ist hier nachts zu mir nach Hause gekommen, um mir ein Buch vorzulesen, weil ich so krank war, dass ich des, ähm, sonst nicht gepackt hätte.«

Gerade in dem Beispiel von Sophia, deren Betreuerin sogar nachts zu ihr gefahren sei, wird deutlich, dass die Sozialarbeiterin mit diesen Unterstützungsleistungen über ihre reguläre Arbeitszeit hinausgeht. Denn normalerweise werden in dieser Verselbstständigungswohngruppe die Jugendlichen nur werktags von morgens bis abends betreut, womit die Sozialarbeiter*innen also nachts und am Wochenende eigentlich nicht zur Verfügung stehen. Dass Anja aber trotzdem in dieser Situation für Sophia da ist, verweist auf ein strukturelles Dilemma in der Jugendhilfe, das sowohl für die Jugendlichen als auch für die Sozialarbeitenden bedeutsam ist.

Es handelt sich um den unlösbaren Gegensatz zwischen den berechtigten Interessen der Jugendlichen auf der einen Seite, die sich nach Bindung, Liebe, Nähe usw. sehnen und aufgrund ihrer familialen Situation und zahllosen Beziehungsabbrüchen ggf. noch einen größeren Bedarf haben als andere Heranwachsende; und den berechtigten Interessen der Sozialarbeiter*innen auf der anderen Seite, die als Lohnabhängige ihre Arbeitskraft verkaufen und somit darauf achten müssen, dass diese ihnen erhalten bleibt (vgl. dazu auch Landenberger/Trost 1988: 51 ff.).[124] Dieses Dilemma wird in seiner Brisanz gerade dann deutlich, wenn die Heranwachsenden mehr Bedürf-

---

123 Als ich Sophia frage, ob es etwas gibt, was ihr besonders viel bedeutet, ist ihre Antwort eindeutig: »Ja, Anja. [I.: »Anja (lacht)«] Ja, doch, Anja ist für mich meine Mama und meine Schwester und meine Oma, und, meine beste Freundin. (.) Also, was mir am meisten bedeutet, ist wirklich Anja (.) so also.« Und als ich Sophia kurz darauf frage, ob sie ein Vorbild hat, antwortet sie erneut: »Anja. (lacht) (..) Anja. (..) Nee, keine Ahnung, Anja, Anja ist wirklich so in allem so megakrass (lacht). Des klingt voll komisch, als ob ich voll verliebt wäre in sie oder so. Aber Anja ist einfach an sich über das krasse Vorbild. Ich meine, Anja hat selber so viel Scheiße durchgehabt. Und dann dieser Bandscheibenvorfall, wo es dann hieß, dass man nicht mehr weiß, ob sie überhaupt laufen kann jemals ordentlich wieder. Und dann dacht ich mir so, oh Gott, vielleicht kommt sie nie wieder. Oh mein Gott, ich werde sterben, wenn sie weg ist. Und dann, als sie dann wieder da war, war ich so glücklich, dass sie (lachend) wieder da ist. Und, ähm, also, also ich find eigentlich, dass sie der Held von der Jugendhilfe ist, weil sie selber so viel Scheiße durchhat. Und immer, egal, wie wenig Geld sie hatte, sie immer weiter gemacht hat.«

124 Dieses Dilemma wird bereits daran deutlich, dass eine geregelte 40-Stunden-Woche aus arbeitsrechtlicher Sicht gerade im Care-Bereich wichtig und fortschrittlich ist, aus pädagogischer

nisse haben, als Sozialarbeiter*innen im Rahmen ihres Arbeitsverhältnisses befriedigen können, was häufig der Fall ist.[125] Die Sozialarbeiter*innen als Arbeitnehmer*innen sind dadurch strukturell gezwungen, eine sachliche Einstellung und Distanz den Jugendlichen gegenüber einzunehmen, um auf diese Weise nicht nur den eigenen Arbeitsalltag bewältigen zu können, sondern auch dem Entstehen von übersteigerten Erwartungen aufseiten der Heranwachsenden vorzubeugen oder entgegenzuwirken (vgl. ebd.: 53). In diesem Sinne sprechen Landenberger und Trost auch von einem »strukturellen Desinteresse« (ebd.), das seine materielle Grundlage in der Organisation der Erziehungsarbeit als Lohnarbeit hat. Auch Wedekind zeigt aus einer materialistischen Perspektive, wie pädagogische Ideale, professionelle Ansprüche und persönliches Engagement durch strukturelle Zwänge konterkariert, erschwert oder durchkreuzt werden (vgl. Wedekind 1988; 1977).

Dennoch sind persönliche Beziehungen und pädagogische Ideale keineswegs vollständig aus dem Jugendhilfealltag ausgeklammert, wie an der Beziehung von Sophia und Anja und dem nächtlichen Lernen deutlich wird. Das aber bedeutet meist, dass der Versuch, den Bedürfnissen der Jugendlichen gerecht zu werden, zu Lasten der Sozialarbeiter*innen geht. Da Sophia nicht die einzige Jugendliche ist, die in dieser Einrichtung betreut wird, stellt sich die Frage, ob die Betreuer*innen den Bedarf überhaupt individuell auffangen können. Was ist, wenn vier oder fünf Jugendliche gleichzeitig einen erhöhten Bedarf haben? Was, wenn gleich mehrere in der Schulabschlussphase sind oder sich in einer persönlichen Krise befinden oder andere Probleme haben, bei denen sie zusätzliche Unterstützung benötigen? Würde die Sozialarbeiter*in in der Nacht dann eher zu Sophia fahren oder zu Maik?

Die Betreuer*innen wissen, dass sie den Heranwachsenden im Einrichtungsalltag ohnehin nicht vollumfänglich gerecht werden können, weshalb sie sich emotional abgrenzen und distanzieren *müssen*. Es ist schlicht nicht möglich, den strukturellen Mangel durch individuelles Überengagement auszugleichen und es ist auch nicht wünschenswert. Denn, wenn die Pädagog*innen versuchen, die Paradoxien der Heimstruktur durch unbezahlte

Sicht jedoch fragwürdig, da sich die Bedürfnisse – wie auch individuelle Krisensituationen – der Adressat*innen nicht nach Arbeitszeiten richten (vgl. Landenberger/Trost 1988: 53).

125 Dies zeigt sich beispielsweise einerseits ganz plastisch an den Passagen oben, in denen die Jugendlichen vor allem Unterstützungsbedarf in der Nacht oder am Wochenende formulierten – also außerhalb der regulären Arbeitszeiten der Betreuer*innen. Andererseits werden sie deutlich an Lucys Wunsch, dass ihre Betreuerin ihr mit Leidenschaft begegne und nicht nur »im System läuft«.

Mehrarbeit zu kompensieren, führt das nur dazu, dass sie verschleißen und frühzeitig nicht mehr können, was auch den Betroffenen wenig nützt (vgl. Wedekind 1977: 41). Gerade wenn es um die Interessen der Kinder und Jugendlichen geht, kann nach Wedekind eine »moralisierende Ausbeutung des schlechten Gewissens der Erzieher« (ebd.: 43) keine Lösung sein.[126]

Dass die Jugendlichen Distanz und Zurückweisung erfahren, hat somit auch eine ganz materielle Grundlage in der pädagogischen Beziehung als Lohnarbeitsverhältnis. Zudem ist das damit verknüpfte gefühlskalte Individuum charakteristisch für die gesamte bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft, worauf ich, damit das fünfte Kapitel abschließend, nun eingehen werde.

5.5.2 Soziale Kälte im Neoliberalismus

Wie bisher deutlich wurde, lassen sich soziale Kälte, innere Härte und individualistisches Denken nicht nur als individuelles Empfinden der Jugendlichen verstehen, sondern als etwas, was strukturell erzeugt ist. Diese Subjektivierungsweise ist vielmehr als vorherrschende Rationalität der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft eingelagert und wird hier als hegemoniale Subjektposition gefordert und hervorgebracht. So haben bereits Marx und Engels konstatiert, dass die Klassenherrschaft »kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen [hat], als das nackte Interesse,

126 Im Gegenteil herrscht auch auf dieser Ebene ein eklatanter Mangel vor, der mit dem emotionalen Mangel auf der individuellen Ebene der Jugendlichen eng verknüpft ist und somit auch als symptomatisch verstanden werden kann: Sozialarbeiter*innen sehen sich nicht nur mit prekären Arbeitsbedingungen wie etwa schlechter Bezahlung, unattraktiven Arbeitszeiten, viel Verantwortung und einer hohen Arbeitsbelastung konfrontiert. Auch fehlt es ihnen auf einer diskursiven und repräsentativen Ebene an Anerkennung, Wertschätzung und Ansehen. Was sie in ihrem Arbeitsalltag leisten, wird oftmals nicht erkannt und wahrgenommen, sondern kritisiert und abgewertet. Dies zeigt sich auch in den tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppen, in denen nicht selten abfällig über die Sozialarbeiter*innen und ihre Arbeit gesprochen wurde. Es zeigt sich an den geringen Verdienstmöglichkeiten in diesem Bereich (so etwa gehört die Soziale Arbeit laut Spiegel online zu den zehn akademischen Berufen mit dem niedrigsten Einkommen nach Studienabschluss, vgl. https://www.spiegel.de/karriere/gehalt-die-zehn-schlecht-bezahltesten-berufe-nach-der-uni-a-1106358.html) und schließlich zeigt es sich in den medialen Diskursen, in denen die Soziale Arbeit als »Proletariat der sozialen Berufe« (Ahlheim et al. 1978: 162) größtenteils belächelt, bemitleidet, abgewertet und als ernst zu nehmende Profession infrage gestellt wird (vgl. Seithe 2012: 31 ff.).

als die gefühllose ›bare Zahlung‹« (MEW 4: 464). Persönliche Würde sei im Tauschwert aufgelöst und das ganze gesellschaftliche Leben im »eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt« (ebd.). In einer Gesellschaft, die auf den Prinzipien von Tausch, Konkurrenz und Wettbewerb aufgebaut ist und in der sich Individuen als Tauschwerte gegenübertreten, ist soziale Kälte zwangsläufiges Begleitmoment, wodurch Menschen gezwungen sind, Empathie und Solidarität gegenüber anderen »einzufrieren« (Bernhard 2019: 21). Dieser kalte Subjekttypus hängt somit konstitutiv mit der Entstehung des Kapitalismus zusammen und hat mit der Transformation zum Neoliberalismus und der damit zusammenhängenden Ökonomisierung des Sozialen noch eine Zuspitzung erfahren:

»Der Neoliberalismus, der quasireligiöse Glaube an den Markt, ist eine Verkörperung der ›instrumentellen Vernunft‹. Im Rahmen der Herrschaft der instrumentellen Vernunft wird, so Horkheimer, alles einer Zweck-Mittel-Rationalität unterwerfen, der Logik der Beherrschung der Natur und des Selbst. […] Die Alternativlosigkeit des Marktes zwingt das Individuum, dessen Anforderungen zu verinnerlichen.« (Nachtwey 2017: 222)

Hegemoniale Normen und Anforderungen werden nunmehr in das Subjekt hineinverlagert und Autonomie, Selbstverantwortlichkeit und Eigeninitiative avancieren zu den neuen Sekundärtugenden, die Subjekte erwerben sollen. Im Anschluss an Foucault lässt sich die zentrale Regierungsweise im Neoliberalismus auch als Führung von Selbstführungen verstehen (siehe Kap. 2.1.4). Das heißt, im neoliberalen Kapitalismus werden Verantwortlichkeiten, die vorher im Geltungsbereich des Staates angesiedelt waren, auf die Individuen verlagert, die sich nun als »unternehmerisches Selbst« (Bröckling 2007) begreifen und sich im Sinne des Marktes permanent selbst organisieren und optimieren sollen. Diese Übertragung der Verantwortung auf das Individuum – zusammen mit der Privatisierung öffentlicher Güter – dient dazu, die Deregulierung und dementsprechende Abschirmung von demokratischen Normen zu erreichen und damit den Staat aus der Verantwortung zu nehmen (vgl. Brown 2019: 552). Das hat für die Individuen weitreichende Folgen. Alle dem neoliberalen Ideal zuwiderlaufenden Eigenschaften und Subjektanteile, die zu den Grundlagen einer solidarischen Gesellschaft gehören, wie Empathie, Empfindsamkeit und Rücksichtnahme werden zurückgedrängt, wie auch all jene Menschen abgehängt werden, denen es nicht gelingt, sich entsprechend der neoliberalen Prinzipien zu behaupten und sich selbst nach dem Credo der Selbstoptimierung zuzurichten (vgl. Meisterhans 2013: 48 f.). Dies zeigt sich nicht zuletzt an

Jugendlichen wie Maik, die als selbst gewählte Verlierer abgestempelt und der Verelendung preisgegeben werden. Das Individualisierungstheorem (vgl. Beck 1986: 205), wonach alle Menschen selbst verantwortlich sind und es ausschließlich ihnen persönlich zugeschrieben wird, ob sie erfolgreich sind oder nicht, führt schließlich dazu, dass die Menschen kein Anrecht auf Hilfe, Unterstützung und Solidarität mehr haben und nicht mehr die Gesellschaft in die Verantwortung nehmen können.

Von den negativen Folgen neoliberaler Wirtschaftspolitik sind in der westlichen Welt also in erster Linie Angehörige der unteren Mittelschicht und der Arbeiterklasse betroffen (vgl. Nachtwey 2017: 574). Sie sind »die Verlierer der globalen Modernisierung« (ebd.) und müssen dabei zusehen, wie sie gegenüber den »kosmopolitischen Eliten, den hochqualifizierten Globalisierungsgewinnern und gegenüber den Mittelklassen der aufstrebenden Kapitalismen« (ebd.) an Boden verlieren.

> »Und gerade für Männer mit niedrigen oder mittleren Qualifikationen kommen Abstiegserfahrungen und Verunsicherungen in anderen Dimensionen hinzu: Sie haben, wie bereits angesprochen, häufig auch die Position als symbolisches Familienoberhaupt eingebüßt und zudem das Gefühl, sie würden zugunsten von Flüchtlingen und anderen Minderheiten benachteiligt.« (ebd.: 574)

Brown bringt diese neoliberale Entwicklung mit einer bestimmten nihilistischen Haltung, nämlich der Entwertung von Werten, zusammen (vgl. Brown 2019: 564). Durch die neoliberalen Prinzipien selbst (wie etwa die Ablehnung des Politischen und die Durchsetzung einer autoritären Freiheit) würden antidemokratische, antisoziale und destruktive politische Emotionen genährt. Somit gehe mit der neoliberalen Wirtschaftspolitik, welche die Existenz der weißen Mittelschicht und Arbeiterklasse gefährden und bei diesen ein Gefühl gekränkter Macht hervorrufen würde, eine zunehmende Diskreditierung von Normen der Inklusion und des Pluralismus, die Entsublimierung des Willens zur Macht und der Verlust des Gewissens einher:

> »Gekränkt von den sozioökonomischen Verdrängungen im Zuge des Neoliberalismus und der Globalisierung, wird die reaktive Kreatur des nihilistischen Zeitalters, mit ihrem entsublimierten Willen zur Macht, zu Aggressionen angestachelt, die von der Sorge um die Wahrheit, die Gesellschaft oder die Zukunft befreit sind. Nihilistische Energien intensivieren den Geist sozialer Desintegration durch die neoliberale Verwüstung des Gesellschaftsvertrags, insofern diese Energien Gefühle, Begehren und Vorurteile legitimieren, die aus der Entwurzelung und Verdrängung historischer Ansprüche aufgrund von Ethnizität oder Geschlecht herrühren.« (ebd.: 574)

Dieser Nihilismus und das Gefühl gekränkter Macht haben sich bereits bei Maik angedeutet. Seine Perspektivlosigkeit und die damit zusammenhängende Demütigung führt nicht nur dazu, dass ihm alles zunehmend egal wird. Auch drückt sich eine spezifische Form von Aggression und Hass aus, wenn er etwa über »normale« Menschen herzieht und Frauen als »Schlampen« abwertet oder auch wenn er einen Willen zur Macht in Form von Reichtum und Kokainverkauf demonstriert und ethischen Werten wie auch anderen Menschen gleichgültig gegenübersteht.[127] In sämtlichen Interviews der Jugendlichen tauchen Gewaltgeschichten oder Gewaltfantasien auf, die oftmals cool präsentiert werden und die Interpret*innen schockieren. Doch sollte deutlich geworden sein, dass es sich dabei um einen notwendigen Ausdruck einer »kalt machenden« Gesellschaft handelt:

»Die Verrohung ist künstlicher Natur, weil erst der Vorgang, der uns zu einem gesellschaftsfähigen Menschen machen soll – die Sozialisation – die Verrohung transportiert. Indem die barbarischen Prinzipien der Organisation von Gesellschaft in der Sozialisation verinnerlicht werden, werden die empfindsamen Subjektanteile zugunsten der verschlagenen zurückgedrängt. Nur mit einer verhärteten Seele lässt sich das ›frierende Unzu-

127 Auch bei einigen anderen Jugendlichen lassen sich solche nihilistischen Energien und eine »repressive Entsublimierung« (Brown 2019: 568) erkennen. So etwa bei Simon, der sich populistisch und verschwörungstheoretisch äußert und zudem seiner Freundin gegenüber gewalttätig wird (siehe Kap. 4.2). Oder bei Björn, der wie auch Maik aus einer Einrichtung entlassen wird und ebenfalls immer wieder an den Punkt kommt, wo er »auf alles scheißt«. Es sind aber nicht nur junge Männer, die sich in dieser Art und Weise artikulieren. Auch bei jungen Frauen wie etwa Roxy (16) wird eine »neuartige Iteration von Freiheit durch Demütigung, Hass und die komplexen Effekte des Nihilismus« (Brown 2019: 574) sichtbar. So etwa, wenn Roxy über die vermeintliche Bevorzugung von Geflüchteten spricht: »Also, ich habe nichts gegen Ausländer, aber vielleicht, dass man vielleicht bisschen besser guckt, was unser Deutschland zum Beispiel betrifft. Erstmal zu gucken, wie's / ich mein, hier werden Asylanten aufgenommen und für die wird alles gemacht. Die kriegen, äh, Geld, äh, ohne Ende und dies und das, aber unsere Obdachlosen aus unserem Land, vielleicht auch Deutsche, leben auf der Straße und auf die wird quasi geschissen so. Bei den / für die wird kein Extra-Haus gebaut sowas schönes oder die kriegen Geld, damit die auch 'n Dach und 'n Zuhause haben. […] Die Wohnungen werden irgendwie immer weniger und wenn neue gebaut werden, kommen da meistens die Asylanten rein. Kita-Plätze sind (.) grauen / grauenhaft. Also für mein Sohn einen zu finden, das war schwer. Sehr schwer. Ja, also ich find's nich schön. Des würd ich ändern, dass man halt mehr so auf sein eigenes Land erstmal guckt. Ich meine, helfen ist schön und gut. Klar, bin ich auch für, aber, man sollte erstmal so auf seine eigenen Staatsleute gucken und dann so auf die anderen, find ich, persönlich.« Wo Maik und Simon einen Anspruch aufgrund von Geschlecht für sich reklamieren, wird in dem autoritär-rechtspopulistischen Kommentar von Roxy ein gekränkter Anspruch aufgrund von nationaler Zugehörigkeit deutlich.

hause‹ (Bloch) ertragen, das die gesellschaftliche Systemkälte unter den Bedingungen des Wirtschaftsmodells hervorbringt.« (Bernhard 2019: 23)

Die soziale Kälte und die damit zusammenhängende Subjektivierungsweise kommen nicht einfach von den Jugendlichen oder hängen lediglich vom Kontext der Jugendhilfe ab, sondern entstammen einer Gesellschaft, die vollständig der Logik des Tausches unterworfen und von »instrumenteller Vernunft« (Horkheimer 2007) durchzogen ist. Das heißt, die Struktur der Gesellschaft und die Struktur des Subjekts sind konstitutiv miteinander verbunden.[128]

In diesem Sinne ist es nach Adorno auch keine Lösung, dass zu mehr Bindung und Liebe aufgefordert wird. Im Gegenteil hält er eine Berufung auf Bindung oder die Aufforderung an Menschen, wieder Bindungen einzugehen, damit es in der Welt wieder besser werde, sogar für problematisch.[129] Wenngleich er eine innere Kälte mit der Entstehung des Faschismus zusammenbringt, so will er nicht Liebe predigen: »Sie zu predigen, halte ich für vergeblich: keiner hätte auch nur das Recht, sie zu predigen, weil der Mangel an Liebe – ich sagte es schon – ein Mangel *aller* Menschen ist, ohne Ausnahme, so wie sie heute existieren« (Adorno 1966a: 101 f., Herv. i. O.). Daher könne man die Menschen – Eltern, Sozialarbeiter*innen, uns alle, die wir »selber Produkte dieser Gesellschaft sind und ihre Male tragen« (ebd.: 102) – zu Wärme, Bindung und Liebe nicht animieren.

»Die Aufforderung, den Kindern mehr Wärme zu geben, dreht die Wärme künstlich an und negiert sie dadurch. Überdies läßt sich in beruflich vermittelten Verhältnissen wie dem von Lehrer und Schüler, von Arzt und Patient, von Anwalt und Klient Liebe nicht fordern. Sie ist ein Unmittelbares und widerspricht wesentlich vermittelten Beziehungen. Der Zuspruch zu Liebe – womöglich in der imperativischen Form, daß man es soll – ist selber Bestandstück der Ideologie, welche die Kälte verewigt. Ihm eignet das Zwanghafte, Unterdrückende, das der Liebesfähigkeit entgegenwirkt. Das erste wäre darum, der Kälte zum Bewußtsein ihrer selbst zu verhelfen, der Gründe, warum sie wurde.« (ebd.: 102 f.)

128 Das macht auch Foucault explizit deutlich, wenn er schreibt: »Die Ethik der Lüste folgt derselben Ordnungen wie die politische Struktur: Wenn das Individuum der Polis gleicht, ist es dann nicht notwendig, daß sich in ihm dasselbe abspielt?« (Foucault 1989: 95)

129 Ein solcher Imperativ würde leicht dazu führen, dass entweder sogenannte Bindungen zum »Gesinnungsspaß« würden, um sich etwa als bessere*r Bürger*in auszuweisen, oder dass durch sie ein gehässiger Trotz hervorgerufen würde, womit genau das Gegenteil von dem bewirkt werden würde, was gewünscht war (vgl. Adorno 1966a: 92).

Es ist also aus mehreren Gründen nicht konstruktiv oder sinnvoll, die Sozialarbeiter*innen dazu aufzufordern, doch mehr Liebe oder Wärme zu schenken, wo ihre Arbeitsbedingungen und die gesamten gesellschaftlichen Strukturen es gar nicht erlauben, mehr zu geben, weil nicht mehr da ist. Nach Adorno wäre dagegen Autonomie die »einzig wahrhafte Kraft« (ebd.: 93), der Rohheit und Kälte dieser Gesellschaft etwas entgegenzuhalten; und zwar Autonomie gerade nicht im Sinne des neoliberalen Individualisierungsprinzips, sondern vielmehr im kantschen Sinn als »Kraft zur Reflexion, zur Selbstbestimmung, zum Nicht-Mitmachen« (ebd.).

Damit solch ein reifer Charakter in Abgrenzung zum autoritären Charakter (siehe Kap. 2.1.3) entstehen kann, muss sich Erziehung »an solchen Zielen orientieren, die kritische Vernunft fördern und Ich-Stärke evoziert [sic]. Dazu gehört die Auseinandersetzung mit Autoritäten, die […] in ›vormundschaftlicher‹ Funktion das Individuum zur Mündigkeit befähigen« (Friesenhahn 1985: 99). Autorität im Sinne von Vorbildsein ist somit nicht per se schlecht und steht Autonomie nicht antagonistisch gegenüber. Im Gegenteil ist aus der Perspektive Kritischer Theorie Autorität die Voraussetzung für Mündigkeit und in diesem Prozess unerlässlich (vgl. Adorno 1969a: 140). So reflektiert Adorno im Anschluss an Freud:

> »Der Prozeß ist doch der, daß Kinder – Freud hat das als normale Entwicklung bezeichnet – im allgemeinen mit einer Vaterfigur, also mit einer Autorität sich identifizieren, sie verinnerlichen, sie sich zu eigen machen, und dann in einem sehr schmerzhaften und nie ohne Narben gelingenden Prozeß erfahren, daß der Vater, die Vaterfigur dem Ich-Ideal, das sie von ihm gelernt haben, nicht entspricht, dadurch sich davon ablösen und erst auf diese Weise überhaupt zum mündigen Menschen werden. Das Moment der Autorität ist, meine ich, als ein genetisches Moment von dem Prozeß der Mündigwerdung vorausgesetzt. Das aber wiederum darf um keinen Preis dazu mißbraucht werden, nun diese Stufe zu verherrlichen und festzuhalten, sondern wenn es dabei bleibt, dann resultieren nicht nur psychologische Verkrüppelungen, sondern eben jene Phänomene der Unmündigkeit im Sinn der synthetischen Verdummung, die wir heute an allen Ecken und Enden zu konstatieren haben.« (ebd.)

Subjektivierung ist ohne die Begegnung mit Autorität nicht möglich, jedoch ist für den Prozess des Mündigwerdens ein Ablösen von dieser Autorität notwendig.[130] Im Anschluss daran fasst Friesenhahn diese kritische

---

130 Auch für Foucault ist für eine Praxis der Freiheit eine Form der Autorität notwendig: »Und schließlich impliziert die Sorge um sich die Beziehung zum anderen auch in dem Maße, in dem man, um sich gut um sich selbst zu sorgen, auf die Unterweisung eines Meisters hören muss. Man bedarf eines Führers, eines Ratgebers, eines Freundes, jemandes, der einem die Wahrheit

Theorieperspektive so zusammen, dass nur solche Formen von Autorität pädagogisch haltbar sind, »die die Voraussetzungen für Mündigkeit vermitteln, welche die Autorität nach und nach überflüssig machen« (Friesenhahn 1985: 82). Erst wenn Autoritätsverhältnisse nicht mehr gleichzeitig Machtverhältnisse seien, nehme Autorität eine positive Bedeutung an (vgl. ebd.: 87):

> »Im Dienste eines allgemeinen Interesses am Aufbau und Erhalt einer vernünftigen Gesellschaft wird Autorität denen gewährt, die Hilfe und Unterstützung aus unterschiedlichen Gründen benötigen. Die Autorität darf keinesfalls mißbraucht werden und Individuen auf einer Abhängigkeitsstufe festgehalten, sondern Mündigkeit wird erreicht durch einen gelungenen Ablösungsprozeß von der Autorität. D. h., anders gewendet, aber auch, daß sich Mündigkeit, Selbstbestimmung, Autonomie, kurz: Identität nur in der Begegnung, in der Auseinandersetzung mit Autorität ausbildet.« (ebd.: 117 f.)

Die Aufgabe für Eltern und Erzieher*innen sei es daher, die Kinder im Ablöseprozess, bei der Bildung eines autonomen Gewissens und eines starken, selbstsicheren Ichs zu unterstützen und sich somit als Autorität letztlich überflüssig zu machen (vgl. ebd.). So formuliert Adorno, dass »zur Mündigkeit eine bestimmte Festigkeit des Ichs, der Ich-Bindung hinzugehört, wie sie am Modell des bürgerlichen Individuums gebildet ist« (Adorno 1969a: 143).[131]

---

sagt. Somit ist das Problem der Beziehung zu anderen während der gesamten Entwicklung der Sorge um sich gegenwärtig« (Foucault 1984b: 883). Und an anderer Stelle erläutert er weiter, dass er nicht sehen könne, »was schlecht sein soll an der Praxis desjenigen, der in einem bestimmten Wahrheitsspiel mehr weiß als ein anderer und ihm sagt, was er tun muss, ihn unterrichtet, ihm ein Wissen übermittelt […]; das Problem liegt eher darin, zu wissen, wie man bei diesen Praktiken, bei denen die Macht sich nicht nicht ins Spiel bringen kann und in denen sie nicht an sich selbst schlecht ist, Herrschaftseffekte vermeiden kann« (ebd.: 899). Schließlich beschreibt auch Fromm einen ambivalenten Charakter von Autorität, wenn er »demokratische Autorität« von der »Autorität im totalitären Staat« abgrenzt: Bei demokratischer Autorität sei die Kluft zwischen dem Autoritätsobjekt und dem Autoritätsträger nicht unüberbrückbar, vielmehr wäre die Leistung, aufgrund derer die Autoritätsträger zu solchen wurden, für jeden möglich (vgl. Fromm 1936: 133). Die psychologische Funktion einer so verstandenen demokratischen Autorität sei somit die, »dem Unterlegenen ein Vorbild zu sein und ihm in dem Gefühl der Verehrung und Bewunderung für die Autorität Triebkräfte zu geben, durch die er der Autorität immer ähnlicher wird, ja sie selbst erlangen kann« (ebd.).

131 Auch hier zeigt sich eine eindrückliche Parallele zu Foucault. Dieser beschreibt ebenfalls die Ausbildung einer Haltung der Selbstbeherrschung (*Enkráteia*) als notwendig für die Konstituierung als moralisches Subjekt (vgl. Foucault 1989: 84 ff.). Für diese Haltung müsse man anfangen, sich mit sich selbst zu beschäftigen, um seine eigenen Lüste und Begierden kennenzulernen, ihnen zu widerstehen und sie zu meistern (vgl. ebd.: 88). Nur wenn man im Verhältnis zu den Lüsten

In diesem Kapitel habe ich die Artikulationen und Selbstverhältnisse der jungen Menschen als Jugendliche in der Jugendhilfe – also als Adressat*innen der Erziehungshilfen – untersucht und gezeigt, dass deren Subjektivierungsweisen konstitutiv mit gesellschaftlichen und institutionellen Normen, Strukturen und Zwängen verbunden sind. Sie hängen in multidimensionaler Weise sowohl mit dem spezifischen Kontext der Jugendhilfe und der damit verbundenen sozialen Positionierung zusammen als auch mit den neoliberal-kapitalistischen Verhältnissen und den damit verbundenen hegemonialen Anrufungen.

Für die konkreten Subjektivierungsweisen der Jugendlichen sind aber darüber hinaus auch weitere vorherrschende Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse konstitutiv – wie etwa Rassismen, Geschlechterverhältnisse oder Benachteiligung in Bezug auf körperliche oder geistige Gesundheit. Im folgenden Kapitel werde ich exemplarisch eine spezifische Differenzlinie genauer in den Blick nehmen und die Artikulationen der Jugendlichen in Bezug auf die Verhandlung von Geschlecht untersuchen.

---

eine Kampfhaltung einnehme, könne man moralisch leben (vgl. ebd.: 87). Lernt man hingegen nicht, seine Begierden zu beherrschen, bestehe »die Gefahr, daß sie über alles übrige den Sieg davontragen, ihre Herrschaft über das ganze Individuum ausweiten und es schließlich der Sklaverei unterwerfen. Mit anderen Worten: es ist nicht ihr inneres Wesen, ihre grundsätzliche Abwertung, die die ›polemische‹ Haltung sich selber gegenüber erfordert, sondern ihr eventuelles Überhandnehmen und Imperium« (ebd.: 88).

6 Verhandlungen von Geschlecht

Nachdem ich in Kapitel 4 den Logiken des Feldes nachgegangen bin und den analytischen Blick auf die Institution Jugendhilfe gerichtet habe, folgte in Kapitel 5 die Analyse der spezifischen Artikulationen von Jugendlichen, die in Verbindung zu diesen Feldlogiken stehen. Während es dabei vor allem darum ging, die Subjektivierungsweisen *innerhalb* dieser Ordnung zu analysieren, also die Artikulationen von Jugendlichen explizit als Adressat*innen der Jugendhilfe zu untersuchen, werde ich den Fokus im Folgenden auf die Subjektivierungsweisen einer *außerhalb* der Jugendhilfe liegenden Ordnung richten: auf die Artikulationen als vergeschlechtlichte Subjekte bzw. als Jungen/Männer und Mädchen/Frauen.

Geschlecht stellt zwar eine Analysekategorie dar, die durchaus auch innerhalb der Jugendhilfe enorm wirksam ist und reproduziert wird (genau wie neoliberale Subjektivierung), jedoch interessieren mich in diesem Kapitel weniger die Männlichkeits- und Weiblichkeitsanforderungen als Bestandteile pädagogischer Praxis, sondern vielmehr als »äußere«, gesellschaftliche Normen, die quer zu den Anforderungen liegen, die durch die Jugendhilfe an die Jugendlichen gestellt werden. Ziel ist es, die geschlechtlichen Artikulationsweisen der Jugendlichen zu rekonstruieren und zu zeigen, wie die Jugendlichen zu vergeschlechtlichten Subjekten geformt werden bzw. wie und unter welchen Bedingungen sie sich selbst zu solchen formen.

Mit der Analyse von Geschlechterverhältnissen geht nach Gildemeister/Wetterer (1992) oder Degele/Schirmer (2004) immer auch das Problem der Reifizierung einher. Das heißt, durch die analytische Trennung von Männern und Frauen in der empirischen Forschung wird das, was eigentlich erforscht werden soll, in die Forschung hineingetragen und dadurch die dualistische Trennung in zwei unterschiedliche Geschlechter reproduziert

und verfestigt (vgl. Degele/Schirmer 2004: 107). Jedoch gehe ich mit Maihofer und im Anschluss an Bourdieu auch davon aus, dass die Kategorie der Geschlechterdifferenz »als analytische und deskriptive Kategorie so lange nötig« (Maihofer 2013a: 38) ist, wie die patriarchalen Geschlechterverhältnisse »in die Objektivität der sozialen Strukturen und in die Subjektivität der mentalen Strukturen eingeschrieben« (Bourdieu 1997: 153; vgl. Maihofer 2013a: 38) werden. So reproduzieren sich Geschlechterverhältnisse also »nicht nur in gesellschaftlichen Strukturen, sondern auch *in* den Individuen« (Maihofer 2013a: 39), weshalb es der Kategorie der Geschlechterdifferenz bedarf, um vergeschlechtlichte Verhältnisse angemessen zu analysieren und zu rekonstruieren. Daran anschließend versuche ich im vorliegenden Kapitel, die Konstruktionen von Geschlecht zu *de*konstruieren, indem ich das Werden und das Gewordensein von Geschlecht hervorhebe und untersuche, wie Prozesse und Normen von Männlichkeit und Weiblichkeit in den Individuen verhandelt werden und in diesen Wirkungen entfalten.

Im ersten Teil des Kapitels (6.1) stehen zunächst die vergeschlechtlichten Subjektivierungsweisen von jungen Männern in der Jugendhilfe im Zentrum sowie die Frage, wie darin Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en) artikuliert und verhandelt werden. Dafür werde ich zunächst einige theoretische Bezugspunkte kritischer Männlichkeitsforschung kurz umreißen, bevor ich den spezifischen Artikulationen von Männlichkeit von Björn und Nikolas intensiv nachgehe. Diese diskutiere ich anschließend in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Marginalisierungsprozessen aufgrund ihres Status als Empfänger*innen der Jugendhilfe.

Im zweiten Teil (6.2) geht es um die Inszenierungsweisen und Selbstverhältnisse der interviewten jungen Frauen und auch hier um die Frage, wie sich diese zu Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Beziehung setzen. Anhand verschiedener Interviewpassagen lässt sich rekonstruieren, wie hegemoniale Weiblichkeitsnormen und -anforderungen die Artikulationsweisen der interviewten jungen Frauen auf vielfältige Weise prägen und wie sich somit die hegemoniale Geschlechterordnung in der Situation von jungen Frauen in der öffentlichen Erziehung materialisiert.

6.1 Boys will be boys? Ringen um hegemoniale Männlichkeit

In der Männlichkeitsforschung bezieht man sich heute vielfach auf das Konzept der »hegemonialen Männlichkeit«, welches auf die australische Sozio-

login Raewyn Connell (2006) zurückgeht und zwei zentrale Aspekte umfasst. *Erstens* ist damit auf eine hierarchische Struktur der Zweigeschlechtlichkeit bzw. ein binär-hierarchisches Verhältnis zwischen Männern und Frauen verwiesen. Männlichkeit repräsentiert danach im binären Geschlechterverhältnis die vorherrschende Norm und gilt dem Weiblichen gegenüber als überlegen, was durch die Betonung von vermeintlich essenziellen Geschlechtsunterschieden begründet wird. *Zweitens* beinhaltet das Konzept der hegemonialen Männlichkeit, dass es nicht *die eine* Männlichkeit gibt, sondern eine *Vielzahl* von Männlichkeit*en* existiert, die einerseits historisch veränderbar sind, andererseits immer zueinander in Beziehung stehen. Hegemoniale Männlichkeit ist somit als vorherrschendes Männlichkeitsideal zu verstehen, das historisch entstanden ist und sich von alternativen Männlichkeitskonstruktionen abgrenzt.[132]

Was wir heute genau unter hegemonialer Männlichkeit verstehen, ist danach zutiefst durch die Entstehung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und das daraus hervorgegangene moderne, bürgerliche, männliche Subjekt geprägt (vgl. Maihofer 1995: 109 ff.). Wie bereits im Theoriekapitel dieser Arbeit ausgeführt, hat sich in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen im ausgehenden 18. Jahrhundert – neben der Hegemoniebildung der bürgerlichen Klasse – auch ein Typus von bürgerlich-patriarchaler Männ-

132 In diesem Sinne unterscheidet Connell hegemoniale Männlichkeit – als die dominante, vorherrschende Form – von komplizenhaften, untergeordneten und marginalisierten Formen von Männlichkeit (Connell 2006: 97 ff.), die jedoch allesamt in der Abgrenzung zu Frauen im Sinne einer »patriarchalen Dividende« (ebd.: 103) vom Patriarchat und von den Vorzügen der gesellschaftlich dominanten Form profitieren. Wenngleich Connell betont, dass es sich bei dieser Unterscheidung nicht um feste Charaktertypen handelt, sondern vielmehr um Handlungsmuster, die in bestimmten Situationen innerhalb eines veränderlichen Beziehungsgefüges entstehen, so gibt es doch vielfache Kritik an Connells Modell und der Unterscheidung ihrer Kategorien: Connell würde unterschiedliche Bedeutungsebenen vermischen, Hegemonie und Dominanz würden nicht ausreichend begrifflich differenziert und es sei schwierig, zu identifizieren, wie die Kategorien abgegrenzt werden können und welche Form von Männlichkeit hegemoniale Männlichkeit repräsentieren würde (vgl. etwa Meuser 2010; Meuser/Scholz 2005). Das zeigt sich in meiner Studie beispielsweise daran, dass sich heterosexuelle, männliche Jugendliche in der Jugendhilfe aufgrund ihres prekären sozialen Status am ehesten zur Kategorie der marginalisierten Männlichkeit zuordnen lassen. Gleichzeitig können sie aber auch der komplizenhaften Männlichkeit zugerechnet werden, da sie von der Unterdrückung von Frauen profitieren. Da sich mein Forschungsinteresse auf hegemoniale Ordnungen richtet, werde ich keine analytische Ausdifferenzierung von Männlichkeit (und Weiblichkeit) vornehmen, sondern mich stattdessen an der gesellschaftstheoretischen Bestimmung von hegemonialer Männlichkeit von Maihofer (2019) orientieren.

lichkeit etabliert, der sich gegenüber feudaler und proletarischer Männlichkeit durchgesetzt und nach und nach zur vorherrschenden Norm verallgemeinert hat (vgl. Maihofer 1994; 2019). Es handelt sich dabei um einen ganzen Komplex von spezifischen Denk-, Gefühls- und Körperpraxen, die einerseits durch eine Struktur der doppelten Herrschaft (der Herrschaft über sich und die eigenen Gefühle und Triebe sowie der Herrschaft über andere) und andererseits durch den Mechanismus der Selbstaffirmierung und Veranderung gekennzeichnet sind.

Wenngleich die Norm bürgerlich-patriarchaler Männlichkeit immer umkämpft ist und viele normative Anforderungen und Verknüpfungen inzwischen brüchig geworden sind (vgl. Maihofer 2019: 70 ff.), ist sie bis heute wirkmächtig. Auch Männer, die den normativen Ansprüchen nicht genügen und dadurch mit den Repräsentanzen hegemonialer Männlichkeit in Konflikt geraten, sind durch die hegemonialen Anforderungen sozialisiert oder orientieren sich beispielsweise daran, um dadurch auch an der Vorherrschaft dieser Männlichkeitsform teilzuhaben.[133]

Angesichts dieser Perspektive auf hegemoniale Männlichkeit möchte ich mich im Folgenden nun den von mir interviewten männlich positionierten Jugendlichen in der Jugendhilfe zuwenden und deren vergeschlechtlichte Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen untersuchen. Ich konzentriere mich dabei vor allem auf die Interviews mit Nikolas (19) und Björn (18), die ich jeweils in einer tiefenhermeneutischen Auswertungsgruppe interpretiert habe. Welche Selbstinszenierungen lassen sich unter den männlichen Jugendlichen in der Jugendhilfe erkennen? Welche Rolle spielt Männlichkeit als hegemoniale Norm in den Selbstverhältnissen dieser Jugendlichen? In welchem Zusammenhang stehen deren Männlichkeitsvorstellungen mit ihrem sozialen Status und zu ihrer Positionierung als Jugendliche in der Jugendhilfe?

133 Es gibt aber auch Männer, die sich ganz bewusst dagegen entscheiden und versuchen, sich den hegemonialen Männlichkeitsanforderungen bewusst zu widersetzen oder zu entziehen (vgl. Maihofer 2019). Diese sind jedoch nicht Teil meines Samples und spielen damit auch in dem vorliegenden Kapitel keine große Rolle.

6.1.1 Omnipotenzfantasien bei männlichen Jugendlichen und deren inhärente Widersprüche

In der Gesamtschau der Interviews mit den männlichen Jugendlichen fällt zunächst besonders auf, dass sich alle interviewten jungen Männer – ähnlich wie Maik in Kapitel 5.4 – in ihren jeweiligen Selbststilisierungen mit einem ausgeprägten Überlegenheitsgestus präsentieren. Sie inszenieren sich als besonders cool, stark oder intelligent und scheinen auf den ersten Blick allesamt sehr von sich überzeugt zu sein. Wie schon Maik abschätzig über »normale Leute« und deren Lebensweise gesprochen hat, stellen sich auch Nikolas und Björn im Vergleich zu ihren Altersgenoss*innen als überlegen dar, wogegen andere Lebensentwürfe oder Existenzweisen herabgesetzt und abgewertet werden. Dies zeigt sich etwa daran, wie Nikolas über seine Mitschüler*innen spricht, die er allesamt als minderwertig beschreibt:

> »Du gehst in den Unterricht rein. Da sitzen überall Flachzangen und fangen an, über ihr stumpfes Leben sich zu unterhalten oder was ihnen so alles passiert. Und ich denke mir, scheiße Leute, ich hab doppelt so schlimme Sachen durch. Zumindest habe ich das so empfunden. Und ihr regt euch darüber auf, dass (..) keine Ahnung, ihr zu Weihnachten nicht das neueste iPhone bekommen habt oder so. Und ich denk mir, das sind materielle Güter. Das braucht ihr eigentlich gar nicht. […] Ich bin 'n ziemlich komisch denkender Mensch, weil ich mich nicht auf so Sachen beschränke, auf die sich vielleicht die breite Masse beschränkt. Und dann hör ich mir so was an und denk mir nur, das, das ist ziemlich flach. Wieso kann man da nicht tiefgründiger drüber nachdenken?«

Nikolas erhebt sich über seine Mitschüler*innen und die Beschränktheit der anderen Leute. Er sieht sich selbst als tiefgründiger und als überlegen an, was er unter anderem mit seiner spezifischen Lebenserfahrung begründet.

Auf eine ähnliche Weise grenzt Björn sich von seinen Altersgenoss*innen ab und betont, dass er sich lieber mit Menschen umgeben wolle, die sich wie er politisch und »philosophisch psychologisch« interessieren würden:

> »Ich hab mich mit 'n paar Kumpels wieder getroffen, die ich länger nich gesehen hab aus Rudow und die saßen halt wirklich ein Meter nebeneinander, haben anstatt zu reden miteinander auf WhatsApp geschrieben (.). Ick saß dann da und meinte nach zehn Minuten: ›Jut Jungs, ick hau jetzt mal rein, ne! Wünsch euch noch viel Spaß beim WhatsApp-Schreiben‹. (.) Und äh, ja deswegen (..) na ansonsten im Vergleich zu anderen Jugendlichen (.) jungen Erwachsenen (..) äh (…) ich denk halt, dass ich mehr Erfahrungen gemacht hab, deutlich mehr Erfahrungen so auch im negativen Aspekt äh negativen Teilen, ähm (..) dass ich deutlich mehr von der Welt geseh'n hab.«

Björn sagt weiterhin, dass er mit Gleichaltrigen nicht viel anfangen könne, weil es zu keinem sinnvollen Gespräch komme. Ähnlich wie Nikolas beschreibt er das Gefühl, anders zu sein, und begründet diese Andersheit mit einem größeren Erfahrungsschatz bzw. mit mehr Lebenserfahrung und einer komplexeren Weltkenntnis. Offenbar nehmen die jungen Männer eine Divergenz zwischen sich und ihren Altersgenoss*innen wahr. Sie entwickeln damit einen Umgang, indem sie sich über die anderen Jugendlichen erheben und sich als besser, tiefgründiger und erfahrungsreicher inszenieren.

In den Erzählungen der beiden Jugendlichen zeigt sich aber zugleich noch etwas anderes, eine Widersprüchlichkeit, die für die weitere Analyse aufschlussreich ist. So etwa erzählen sich die beiden Jugendlichen in den Sequenzen gerade nicht als Helden oder Publikumslieblinge, sondern beschreiben jeweils Situationen, in denen sie nicht dazugehören und sich ausgeschlossen fühlen. Wenn Nikolas sich selbst etwa als »ziemlich komisch denkender Mensch« bezeichnet, präsentiert er sich als Sonderling und Außenseiter. Das Gleiche zeigt sich auch bei Björn, der anscheinend keinen Zugang zu der Gruppe findet, die sich gemeinsam mit ihrem jeweiligen Handy beschäftigt. Nikolas und Björn zeichnen sich selbst gerade nicht als Personen, die dazugehören oder gar bewundert oder verehrt werden, sondern beschreiben vielmehr ein Gefühl des – wenngleich exklusiven – Nichtdazugehörens und Ausgeschlossenseins. Hier deutet sich also bereits ein Spannungsverhältnis von zwei scheinbar widersprüchlichen Bewegungen an: Beide Jugendliche nehmen sich als Außenseiter und nicht zugehörig wahr, nutzen aber zugleich genau diese Erfahrung als Begründung für ihre vermeintliche Überlegenheit und die Legitimation, andere als minderwertig abzuwerten. Diese Paradoxie – von einem Überlegenheitsgefühl auf der einen Seite und tatsächlicher Erfahrungen von Unterlegenheit auf der anderen – zeigt sich auch auf anderen Ebenen und zieht sich durch die beiden Interviews. So schwelgen Nikolas und Björn immer wieder in verschiedensten Omnipotenzfantasien und Superioritätsansprüchen.[134] Björn etwa philosophiert sehr lange über die Frage, was er antworten würde, wenn er einen Wunsch frei hätte, und kommt schließlich zu dem Schluss, dass er der stärkste Mensch der Welt sein wolle.

134 Etwas Ähnliches zeigt sich auch in dem Interview mit Maik, der von Reichtum und Luxus spricht und auf normal arbeitende Menschen herabblickt, sich aber zugleich selbst »näher bei den Assis« sieht, die halt »auf alles scheißen« würden und machen könnten, was sie wollen.

»Wenn ich sage ›Ich bin der STÄRKSTE Mensch der Welt‹ oder ich formulier's noch anders und sage ›Ich will in allem, was ich mache, der Stärkste sein‹ (..). Tja! Dann hab ich am meisten Geld! Ich bin am intelligentesten! Ich seh höchstwahrscheinlich am besten aus, habe am meisten Kraft (.) äh (.) ja dann is halt (..). Und wo wir dann halt auch schon wieder beim Darwinismus wären, weil im Endeffekt regiert die Stärke.«

Björn will in allem der Stärkste und der Beste sein. Er beschreibt im Verlauf des Interviews immer wieder seine sozialdarwinistische Überzeugung und bezieht sich positiv auf Diktaturen und Faschismus, die als Gesellschaftsformationen funktioniert hätten. Er malt sich aus, wie es wäre, wenn alle Macht bei ihm läge, womit seine Größenfantasien nochmals deutlich werden. Eigentlich will er Tyrann sein und findet, dass er das Zeug dazu habe und fähig sei, die Welt zu regieren. So argumentiert er ausschließlich in der Logik des Rechts des Stärkeren und idealisiert individuelle Überlegenheit und Superiorität:

»Auch die Erde is nur in der Lage zurzeit zu überleben, weil wir einen guten Platz im Sonnensystem haben. Sollte ein Gammastrahl ein Gammablitzstrahl kommen oder Ähnliches, der sehr viel stärker is als die Erde, wird die Erde weggefegt, weil sie schwächer is. So und des, ja man muss halt einfach (...) schauen, dass man der Stärkste is so.«

Ähnliche Allmachtsvorstellungen zeigen sich bei Nikolas, der seine menschliche Begrenztheit nicht akzeptieren kann und an mehreren Stellen im Interview betont, dass es sein Ziel ist, über das bloße Menschsein hinauszugehen:

»Ich kann ja nicht mal akzeptieren, ein Mensch zu sein.«

Und weiter:

»Und gerade, weil ich diesen Status als Mensch nicht ändern kann, versuche ich halt eben, irgendwas zu machen, was (.), was eventuell mehr zeigt, dass, dass ich vielleicht versuche, einfach (..) etwas Besseres daraus zu machen, als, als nur ein Mensch zu sein. In der Hinsicht, dass ich, dass ich anfange, mich von von meinem körperlichen Drängen oder Bedürfnissen so abzuscheiden. Und dann eher mich auf das Geistliche beschränke.«

Nikolas will etwas Besseres als nur ein Mensch sein. Er imaginiert sich als eine Art »Übermensch«, der potenziell dazu in der Lage ist, die körperliche Beschränktheit zu überwinden. Er sieht sich für Höheres bestimmt.[135]

135 Auch hier zeigt sich eine Parallele zur Erzählung von Maik, der beschreibt, dass er zum Nordpol reisen will und wissen will, ob es Aliens gibt, und mit diesen Wünschen in gewisser Weise übermenschliche Dinge realisieren will.

In diesen Aussagen wird zwar in unterschiedlicher Ausprägung ein Wunsch nach Macht, Größe und Superiorität deutlich. Wie bereits ausgeführt, zeigt sich aber zugleich ein frappanter Widerspruch zwischen den Größenfantasien auf der einen Seite und den marginalisierten Existenzweisen und prekären Lebensbedingungen auf der anderen Seite. Beide Jugendliche deuten an mehreren Stellen an, dass sie in ihrem Leben schon häufiger gekränkt wurden und vielfach Ausgrenzung und Abwertungen erfahren haben. Beispielsweise erwähnt Björn, dass er sich schon in der Schule nicht gut mit seinen Mitschüler*innen verstanden habe, weil er im Vergleich zu diesen »nicht so die tollsten Sachen und keen jutes Handy« hatte. Er berichtet, dass er Phasen im Leben hatte, in denen er kurz davor gewesen sei, sich die Pulsadern aufzuschneiden, oder einst verzweifelt bei seiner Mutter vor der Tür stand und ihr sagte, dass er springen wolle. Solche verzweifelten Gefühle scheint Björn jedoch in die Vergangenheit verbannen zu wollen. Seine Exfreundin sei der letzte Mensch gewesen, der ihn »auch mal in einem schwachen Moment erlebt« habe. Heute versucht er – wie die vorigen Zitate anschaulich zum Ausdruck bringen – ein starkes und souveränes Selbstbild herzustellen, obwohl er sich zum Zeitpunkt des Interviews in einer äußerst prekären, ja geradezu bedrohlich anmutenden Lebenslage befindet. Denn, nachdem sich in der Wohneinrichtung aufgrund seines Drogenkonsums und seiner mangelnden Mitarbeit die Konflikte mit den Sozialarbeiter*innen gehäuft und immer weiter zugespitzt hatten, wurde Björn am Tag des Interviews mitgeteilt, dass er aus der Einrichtung entlassen werde. Da er zu diesem Zeitpunkt das achtzehnte Lebensjahr bereits vollendet hat, ist auch das Jugendamt nicht länger verpflichtet, ihn zu finanzieren und unterzubringen. Die Schule hat er vor Kurzem ohne Abschluss abgebrochen, weshalb ihm auch in diesem Bereich eine Perspektive fehlt. Es scheint, als sei er damit ohne gesichertes Einkommen, ohne Job, ohne Wohnung und ohne jede Perspektive völlig auf sich alleine gestellt. Die Art, wie er im Interview über seine Eltern redet, lässt darauf schließen, dass auch diese keine Unterstützung für ihn darstellen. Freund*innen oder andere Bezugspersonen finden im gesamten Interview keine Erwähnung.[136]

---

136 Wieder wird eine Parallele zu Maiks Interview deutlich, der keine Beziehungen und keine konkrete Perspektive im Leben hat und zudem auch über keinerlei finanziellen, kulturellen oder persönlichen Ressourcen verfügt. Wie Maik fliegt auch Björn aus der Einrichtung und steht damit quasi vor dem Nichts.

Nikolas befindet sich zwar nicht in einer derart prekären Lebenssituation wie Björn, doch auch er erwähnt an verschiedenen Stellen Erfahrungen von Verletzung und Ohnmacht. So sieht er sich schon »seit Kindergartentagen eher als Außenseiter« an. Er besucht derzeit das Gymnasium und steht kurz vor dem Abitur, hat jedoch diverse Konflikte mit Mitschüler*innen, die ihn als »geisteskrank« ansehen würden. In Bezug auf seine Mutter hat er das Gefühl, derart viel »Scheiße erlebt« zu haben, dass er »gar nicht sagen kann, dass er eine richtige Familie hat«. Nach einer »ziemlichen Depressionsphase« nimmt er nun Medikamente, die ihn »weniger depressiv und suizidal« machen. Mit den Sozialarbeiter*innen häufen sich ebenfalls die Konflikte, weshalb er sich zum Zeitpunkt des Interviews möglichst schnell eine Wohnung suchen und die Jugendhilfe abbrechen will.

Beide Jugendliche berichten also an diversen Stellen des Interviews von massiven Kränkungen, von Leid- und Ohnmachtserfahrungen. Zugleich werden diese überlagert von ihren Superioritätserzählungen und Größenfantasien. Die Verbalisierung von Unsicherheit und damit zusammenhängender Gefühle sind stets begleitet von einer Abwertung von anderen, womit in den Interviews die Inszenierung von Überlegenheit und Souveränität dominiert sowie die Überzeugung, dass *sie* jeweils derjenige sein könnten, der eine Vormachtstellung einnehmen und andere dominieren und beherrschen kann.

Diesem inhärenten Widerspruch werde ich im Verlauf dieses Kapitels weiter nachgehen. Bevor ich jedoch sozialisationstheoretisch herausarbeite, wie sich der Zusammenhang von einer prekarisierten Jugendhilfe-Existenz und Männlichkeit gestaltet, will ich zunächst anhand einzelner Sequenzen aus den Interviews den Selbststilisierungen und Psychodynamiken von Björn und Nikolas weiter nachgehen und herausarbeiten, wie diese mit der Norm hegemonialer Männlichkeit verknüpft sind.

6.1.2 Erfahrungen von Schwäche und die Abwehr von Scham

Ich beginne mit einer Sequenz aus dem Interview von Björn. Nachdem Björn argumentiert hat, dass er die Diktatur als einzig funktionierendes Gesellschaftssystem begreift und es nur den richtigen Menschen an der Spitze bräuchte, frage ich ihn:

I.: »Und wenn du derjenige wärst, wie würdest du die Gesellschaft ändern?«

Björn: »(..) Hab ich schon drüber nachgedacht und ich muss ganz ehrlich gesteh'n, ich glaube, wenn ich ein Diktator wäre, ich wär ein richtiger Tyrann.«

I.: »Tyrann?«

Björn: »Ja. Doch. (.) Ich glaub, (.) trotz der Erfahrung, die ich jetzt gemacht hab, also, vielleicht eben wegen dieser Erfahrung, die ich jetzt gemacht hab, die ich mittlerweile gemacht hab, wär ich einfach ein Mensch, der einfach dann sagen würde: ›So! Ihr habt mich die ganze Zeit gefickt, jetzt kann ich euch ficken! Jetzt seid ihr am Arsch!‹ So und, natürlich wär ich durch die Welt gegangen und würd denjenigen, die nichts haben und wenn ich zu viel habe, geben und so weiter, aber (...). Ich würd des Machtgefühl auf jeden Fall genießen.«

I.: »Und wer hat dich gefickt?«

Björn: »Hä?«

I.: »Wer hat dich gefickt?«

Björn: »Freunde.«

I.: »Freunde.«

Björn: »Alles Mögliche. Alle möglichen Menschen. Sei's nun irgendjemand, der nun auf die Idee kommt, einem ein Drogendeal machen zu wollen, und dann irgendeine Scheiße labert dabei oder sowas und dann auf einmal keine Ahnung. (.) Sagt eener: ›Okay, hier haste vierhundert Tacken, geh mal bitte für mich vierzig Dinger holen‹, und dann gehst'e los und wirst auf dem Weg auf einmal abgezogen, so und äh, erfährst dann, ja det war jeplant von dem Atzen, der dir dir vierhundert Tacken gegeben hat, weil er halt einfach äh dadurch Gewinn machen wollte und so weiter und wees nich (.) ja is einfach (...). Es, ja is halt die Frage, was man (6) wie weit man bereit is zu gehn. [N: Ja] (4) Ich mein, wenn man sich des alte Rom trotzdem ankuckt so unter Julius Cäsar zum Beispiel, hat wunderbar, hat fabellos funktioniert (.). Tadellos.«

Diese Sequenz schließt inhaltlich an den oben benannten Widerspruch von Größenfantasie auf der einen Seite und der Erfahrung von Schwäche auf der anderen Seite an. Wenn Björn damit einleitet, dass er schon darüber nachgedacht habe, Diktator zu sein, und sich dann als »richtiger Tyrann« imaginiert, werden zunächst noch einmal explizit seine Allmachtbestrebungen deutlich. Diese stellt er in einen unmittelbaren Zusammenhang mit früheren Erfahrungen, in denen er selbst unter der gewaltvollen und erniedrigenden Behandlung durch andere gelitten hat. Er schwelgt in Rache- und Vergeltungsfantasien, in denen er endlich diejenigen leiden lassen würde, die ihn so lange gepeinigt haben: »So! Ihr habt mich die ganze Zeit gefickt, jetzt kann ich euch ficken! Jetzt seid ihr am Arsch!«

Wenn wir diese Aussage in einem logischen Verstehmodus betrachten, so drückt Björn damit aus, dass er selbst schlecht behandelt und fertiggemacht wurde (als er etwa bei dem Drogendeal getäuscht und betrogen wurde), wofür er sich nun rächen möchte. Vom psychologischen Verstehmodus hingegen – also der Frage, *wie* etwas gesagt wird – formuliert er diese Gewalterfahrung und -fantasie auf eine sexualisierte Weise. Indem er sagt, dass er diejenigen, »die ihn so lange gefickt hätten, dann auch ficken würde und diese damit am Arsch wären«, beschreibt Björn auf der metakommunikativen Ebene das Erleben von sexualisierter Gewalt. Er fühlt sich von diesen vermeintlichen Freunden zutiefst verletzt und missbraucht und erhofft sich, die erlebte Erniedrigung in gleichem Maße heimzahlen zu können. Dieser Gedanke von Vergeltung und Dominanz hat etwas Befriedigendes und Lustvolles, was die Formulierung, dass er das »Machtgefühl auf jeden Fall *genießen*« würde, noch unterstreicht. Diese Rachefantasie wird jedoch von meiner Rückfrage, wer ihn gefickt habe, unterbrochen und gestört. Meine Frage sorgt nicht nur bei ihm für eine Irritation, was er mit einem knappen »Hä?« zum Ausdruck bringt. Darüber hinaus wurde diese Textstelle offenbar auch in der tiefenhermeneutischen Interpretationsgruppe als irritierend erlebt. So müssen die Interpret*innen angesichts meiner Frage »Und wer hat dich gefickt?« plötzlich lachen. Es wird gekichert, geprustet und sich amüsiert und es dauert eine ganze Weile, bis sich die Interpretationsgruppe wieder beruhigt hat. Zwar ist es mir ein bisschen unangenehm, dass die Interpret*innen derart belustigt auf meine Frage reagieren, jedoch finde ich es auch selbst witzig und stimme in das Lachen ein. Dieses kollektive Gelächter ist bemerkenswert, da der Frage, die ich Björn stelle, sowohl auf der logischen als auch auf der psychologischen Verstehebene nichts Komisches zugrunde liegt.[137] Dennoch scheint in dem Gesagten etwas Ungewöhnliches, Befremdendes zu liegen, was eine starke Belustigung in der Gruppe hervorruft. Doch was ist dieses Komische? Warum lachen alle? Die Antwort liegt in dem Verhältnis meiner Rolle als Forscherin und der verwendeten Ausdrucksweise.

---

137 Ganz im Gegenteil: Wie bereits gesagt, handelt es sich bei dem Gesagten um eine Vergewaltigungsmetapher, die Gewalt und Brutalität zum Ausdruck bringt. Indem ich seine Wortwahl aufgreife, konfrontiere ich Björn erneut mit dieser Gewalterfahrung und zwinge ihn damit in gewisser Weise, sich weiterhin damit zu beschäftigen, obwohl er bereits dabei war, die erlösenden Vergeltungsfantasien zu genießen. In der Interpretationsgruppe wird also über ein Phänomen gelacht, bei dem es eigentlich überhaupt nichts zu lachen gibt.

Zwar habe ich mit dem immanenten Aufgreifen des bereits Gesagten den Regeln narrativer Gesprächsführung entsprechend gehandelt, jedoch bleibt eine solch vulgäre Ausdrucksweise für eine seriöse Sozialwissenschaftlerin ungewöhnlich und wirkt dadurch befremdend. Indem ich durch diese Ausdrucksweise auf das Niveau des Jugendlichen »regrediere«, mache ich mich in gewissem Sinne lächerlich und gefährde somit meine Position als Wissenschaftlerin. In einem sozialwissenschaftlichen Interview solche Worte zu benutzen, mutet komisch an und löst womöglich ein Unbehagen bei den Interpret*innen aus, weshalb genau an dieser Stelle (über mich) gelacht wird. Entsprechend stellt sich bei mir in diesem Moment das Gefühl von Scham ein, welches ich dadurch wieder loswerde, dass ich in das Gelächter einstimmte und gemeinsam mit den anderen Interpret*innen über mich selbst und meine Frage an den Jugendlichen lache.

Im Anschluss an Adorno lässt sich das Mitlachen als »Bürgschaft des Dazugehörens« (Adorno o. J.: 4, zit. n. Schörle 2003: 103) werten. Wo ich an den wissenschaftlichen Normen scheitere und damit meine Forscher*innenposition gefährdet sehe, will ich durch Mitlachen beweisen, dass ich Teil dieser Gruppe der kompetenten Forscher*innen bin. Indem ich versuche, auf diese Weise meine Zugehörigkeit zu sichern, lässt sich das Lachen der Interpretationsgruppe zunächst als Abwehr von (Fremd-)Scham und von Scheitern deuten. Da von den Interpret*innen aber nicht nur über mich, sondern zugleich über den Jugendlichen gelacht wird (immerhin stammt diese Formulierung von ihm), lässt sich aus tiefenhermeneutischer Perspektive davon ausgehen, dass sich in der Gruppe etwas reinszeniert und auch Björn Gefühle von Scham und Scheitern verspürt, die er jedoch zu verdrängen und latent zu machen versucht. Betrachten wir das in Zusammenhang mit dem manifesten Gehalt der Aussage »Ihr habt mich die ganze Zeit gefickt«, wonach Björn feminisiert, erniedrigt und abgewertet wurde, so lässt sich seine Superioritätsinszenierung als Abwehr seiner eigenen, unliebsamen Gefühle von Scham und Ohnmacht interpretieren.

Darauf weisen auch seine Metaerzählungen von Tyrannenherrschaft und dem alten Rom hin, durch die seine persönliche Erzählung gerahmt ist. Dass er von einer Erfahrung des Missbrauchs und der Erniedrigung plötzlich auf Julius Cäsar und dessen tadellos funktionierende Herrschaft zu sprechen kommt, deutet darauf hin, dass er in der Identifikation mit bzw. der Selbstsetzung als Herrscher eine (Er-)Lösung sucht. Dass er selbst gedanklich zum Tyrannen wird und fantasiert, andere zu schikanieren und zu dominieren, kann als Versuch gelesen werden, die eigenen Gefühle von

Scham, Schwäche und Ohnmacht loszuwerden. Das scheint der beste Schutz davor, nicht selbst wieder zum »Opfer« zu werden. Er ist dann derjenige, der hart ist und oben steht und die Macht hat, andere zu beherrschen.[138]

Hier zeigt sich also erneut ein Spannungsverhältnis von zwei gegenläufigen Mechanismen, die in ihrer Widersprüchlichkeit ein spezifisches Selbstverhältnis konstituieren: Während Björn auf der manifesten Ebene Omnipotenzfantasien nachgeht und mit Überlegenheitsvorstellungen und Dominanzbegehren prahlt, zeigen sich zugleich auch Gefühle von Schwäche, Scham und Ohnmacht, die er gerade *durch* die Selbstsetzung als souveränes Subjekt latent zu machen sucht. Nun möchte ich mich Nikolas zuwenden und untersuchen, welche Bedeutungsebenen hier zutage treten.

6.1.3 Die Komik der Vulva

Interessanterweise taucht auch bei Nikolas das Lachen bzw. der Witz als zentrales Motiv auf – hier jedoch auf einer manifesten Ebene im Interview selbst. Nikolas betont im Interview immer wieder seinen speziellen Humor und hebt den zentralen Stellenwert des Witzes in seinem Leben hervor. So hat er etwa eine eigene Glaubensrichtung bzw. Philosophie ins Leben gerufen, die er »Funnyismus« nennt. Diese Philosophie gründe auf den Witz und sei nach einer längeren Phase der Depression aus einer Beschäftigung mit Nietzsches Nihilismus entstanden:

»Wenn denn alles nichts bedeutet, was, was ist denn der Sinn eines Nihilisten weiterzuleben? Er könnte sich auch genauso gut einfach umbringen. Da habe ich weitergedacht und mir gesagt, okay, du, du lachst verdammt gern. Und es ist auch echt nicht witzig, aus so 'ner peinlichen Situation immer noch den Humor rauszuschöpfen. Dass es dir eigentlich ziemlich scheißegal ist, was andere darüber nachdenken, solange DU selber lachen kannst. Und da habe ich dann meine eigene, äh, Glaubensrichtung so ins Leben gerufen. Mehr oder weniger. Dass, dass der Witz zählt sozusagen. Das war im Prinzip, auch wenn alles keinen tieferen Sinn hat, dass der Witz das Einzige forciert, weil es dich, egal wie tief du in der Scheiße steckst, mal für ein paar Sekunden rausholen kann aus dem Loch. [...] Das zeigt doch, dass du nicht vollends am Arsch bist und so. Und das macht auch ziemli-

138 Einen weiteren Hinweis auf diese Struktur liefert die betont coole Sprache von Björn, die in dieser Textpassage besonders stark von Slangbegriffen durchzogen ist: »vierhundert Tacken«, »vierzig Dinger holen«, »jeplant von dem Atzen« usw. Wie schon in Kapitel 5 am Beispiel von Maik deutlich wurde, ist Coolness eine Strategie, um bestimmte Gefühle – wie Unsicherheit, Scham und Angst vorm Scheitern – nicht spüren zu müssen.

chen Spaß. […] Aber es ist halt, es, es vertritt halt eben einfach nicht diese Lücke, die der Nihilismus macht. Sondern ich hab' das so darauf aufgebaut. Ich sag jetzt nicht, ah, ist doch alles Scheiße und alles ist nichts. Nein, ich lebe eher für den Witz.«

An dieser Stelle wird deutlich, dass für Nikolas der Humor bzw. der Witz eine beinahe schon existenzielle Funktion besitzt. Im Gegensatz zu einem Nihilisten, für den das Leben keinen Sinn hat und es in einer depressiven Phase folglich keinen Grund gäbe, weiterzuleben, vermag der Witz es, eine Lücke zu schließen und etwas zu bieten, wofür es sich zu leben lohnt. Humor schafft es, Nikolas für einen Moment aus dem Loch herauszuholen und kurzzeitig die entstandene Leere zu füllen. Das ist für Nikolas offenbar so wichtig, dass er daraus eine eigene Religion gemacht hat. Er glaubt an den Witz, welcher Erlösung von dem Schmerz und der Leere bietet. Nikolas benennt es damit fast schon selbst explizit, dass sein Funnyismus einen Abwehrmechanismus darstellt, mit dem die unbequemen Emotionen nicht gespürt, nicht ausgehalten werden müssen, sondern abgeführt werden können.

Diese Funktion des Lachens ist auch Gegenstand von Theweleits Studie *Das Lachen der Täter*. Darin versteht Theweleit das Lachen als »Selbstausdruck jener, die nicht wissen, wohin und zu wem sie gehören« (Theweleit 2015: 99). Das Gelächter habe die Funktion, die Leere, in der sie leben, augenblicklich zu füllen; sie mit irgendetwas anzufüllen, das sofort spürbar und erleichternd sei.

»Hahahaha. Es hat, das scheint offensichtlich, die Funktion, die Wahrnehmung dieser Leere zu verhindern. Sie würde traurig machen. Gelacht wird, ganz buchstäblich, um nicht zu weinen. Um nicht zu schreien. Um nicht zu implodieren in die innere Leere hinein, in der es hallt: ich weiß nichts, ich bin nichts, ich habe keinen Ort, ich habe niemanden, an den oder die ich mich wirklich halten kann; nichts, das mich hält, ich falle.« (ebd.)

Wie gut Theweleits Ausführungen auf Nikolas' Beschreibung zutreffen, wird deutlich, wenn wir uns nochmals vor Augen führen, dass Nikolas sagt, er lebe für den Witz. Der Witz ist die Grundlage seiner Existenz. Jenseits des Witzes gibt es für ihn nichts. Nichts, was ihn hält. Schließlich sagt Nikolas selbst explizit, dass Humor bei ihm diese Funktion hat, die Lücke zu füllen und ihn »aus dem Loch« herauszuholen.

Wie es Freud (1905a) in seiner Schrift *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* deutlich macht, zeigt sich auch hier, dass dem Humor die Funktion

zufällt, unangenehme Affekte wie Leid, Schmerz oder Ärger zu regulieren.[139] Doch welche Gefühle sucht Nikolas durch den Witz zu bearbeiten? Welche unbewussten Fantasien, Ängste, Wünsche und Regungen finden sich in seinem Gebrauch von Humor?

Wenden wir uns also dem zu, *worüber* Nikolas lacht bzw. was seinem Witz zugrunde liegt. In der nächsten Passage des Interviews führt Nikolas etwas detaillierter aus, dass ihm eigentlich alles egal sei – Geld, materielle Dinge und Gesundheit –, all das würde ihm nichts bedeuten. Er sagt weiter:

»Hauptsache, ich kann dann mit einem Lächeln sterben oder so irgendwas Bescheuertes. Ich treib das sogar schon so weit mit dem Gedanken daran, dass mir der Witz mehr wert ist als andere, dass ich vor Jahren mal so ein Spiel mit meinem besten Freund hatte. Ich hab einfach diese Packung Nachos mit dem Nachokäse von diesem UCI-Kino genommen. Nacho reingedippt, rausgezogen und das, es sah einfach mal aus wie 'ne Vagina mit dem Kitzler. Und dann sag ich zu, zu meinem besten Freund: ›Ey, wonach sieht das für dich aus?‹ Das sah eins zu eins danach aus. Seitdem haben wir uns über Jahre immer wieder dieses Spiel, wenn wir so was haben, was so aussieht, kommt er an und zeigt mir das: ›Ey, wonach sieht das für dich aus?‹ Oder ich schick ihm ein Bild, wonach sieht das für dich aus? Und auf meinem Grabstein ist dann vermutlich so ein Bild von irgendwas, was aussieht wie 'ne Vagina und dann steht darunter: ›Wonach sieht das für euch aus?‹ Und das ist dann vielleicht das große Ende oder so. Ich würd das ziemlich feiern.«

In diesem Zitat kommt Nikolas also auch auf die Inhalte seines Humors zu sprechen. Gelacht wird auch hier nicht über etwas »Komisches«. Vielmehr sorgt bei ihm offenbar vor allem das weibliche Genital für viel Belustigung.[140]

---

139 Der Witz und seine Wirkung werden psychoanalytisch damit erklärt, dass im Aufbau eines Witzes verdrängte Gefühle, Ängste und Motivationen angesprochen werden und es an Energie bedarf, diese im Unbewussten zu halten. Dieser Aufwand wird in der Pointe hinfällig und die Energie wird im Lachen abgeführt. Der Lustgewinn funktioniert also darüber, dass Verdrängtes erst unter Ängsten bewusstseinsnäher wird, um schließlich in der Pointe entschärft zu werden (vgl. Langenmayr 2013: 24 f.).

140 Das zeigt sich an zahlreichen weiteren Sequenzen im Interview, in denen er davon spricht, wie Sexuelles oder das weibliche Genital ihn zum Lachen bringen. So etwa erzählt er, dass er seinen besten Freund Maximilian über seinen kranken Humor gefunden habe, als sie gemeinsam pornografische Homepages angesehen haben: »[W]ir haben uns damals in der elften Klasse kranke Videos bei redsheep angeguckt wie zum Beispiel (.) *Freaky Boys*, wo einfach mal so, so ohne scheiß, ungelogen so ein richtig schwarzer Gangster mit, mit so einem Bandana auf dem Kopf und so 'nen Goldfakezähnen da gewesen ist und mindestens zwei Liter von seinem Sperma jemandem ins Gesicht gespritzt hat. So was Krankes halt. Oder wo sich eine Frau ein Nokia-Telefon aus der Vagina gezogen hat oder so einen großen Football oder SO einen schwarzen Dildo. Das war einfach ziemlich krank. Er stellt sich das immer bildlich vor und ich musste einfach bloß wegen diesem kranken Bildmaterial lachen. Weil, ich konnt mir das nicht vorstellen. Wieso? Und deshalb

Wenn also davon ausgegangen wird, dass der Witz und das Lachen der Emotionsregulation dienen, was bedeuten dann diese »Vagina«-Witze? Welche Funktion erfüllen sie?

Beginnen wir mit der Komik des Running Gags zwischen den beiden Jugendlichen. Sie sehen eine »Vagina« (bzw. eigentlich sehen sie eine Vulva[141]) in unterschiedlichsten Gegenständen, die mit dem weiblichen Genital eigentlich überhaupt nichts zu tun haben. Beispielsweise isst Nikolas im Kino Nachos mit Dip und erkennt darin überraschend eine Vulva. In sämtlichen, »harmlos« anmutenden Dingen und Alltagsgegenständen scheint eine Vulva verborgen zu sein. Führt man sich dieses Bild vor Augen, so zeigt sich in diesem sich wiederholenden Witz eine beinahe bedrohlich anmutende, paranoide Komponente. Überall sind Vulven versteckt. Auch wenn man eigentlich mit etwas ganz anderem beschäftigt ist und nicht damit rechnet, erscheint plötzlich das weibliche Genital. Es kann einen jederzeit und überall überraschen: Plötzlich ist sie wieder da, die Vulva, die man klar vor Augen erkennen kann. Da Humor die Funktion hat, unangenehme Affekte zu regulieren, lässt sich eine Angst vor dem weiblichen Geschlecht vermuten, von der sich Nikolas mittels Humor zu entlasten sucht. Er hat Furcht vor dem weiblichen Geschlecht, der er entfliehen will, indem er gemeinsam mit seinem besten Freund darüber lacht.[142]

---

war es lustig.« Nikolas hat außerdem ein T-Shirt, welches er als Symbol für seinen Funnyismus versteht. Es handelt sich um ein weißes T-Shirt auf dem in schwarz und gelb eine nackte Frau in Form eines Smileys abgebildet ist: »(I]ch hab so 'nen Smiley-T-Shirt mit zwei Augen, das sind ihre Brüste, die von schwarzen, nee, das sind, wirklich, das sind ihre Nippel, glaub ich, gewesen. Und dieses Lächeln ist eigentlich bloß ihr schwarzer Slip, der so auf beiden Seiten zusammengebunden ist. Das dann aussieht wie so 'n Smiley. […] Ich trag das T-Shirt gern, weil es erstens so, das sowohl meine Glaubensbekennung widerspiegelt, den Funnyismus«.

141 Aus diesem Grund schreibe ich im Folgenden entweder »Vagina« in diesem Zusammenhang in Anführungszeichen oder verwende die korrekte Bezeichnung Vulva, obwohl Nikolas von Vagina spricht.

142 Vor diesem Hintergrund lässt sich auch die vorherige Sequenz, in der er erläutert, dass er den Witz nutzt, um die Leere zu füllen, in einer neuen Weise interpretieren. Wenn Nikolas sagt, dass der Witz ihn mal »für ein paar Sekunden rausholen kann aus dem Loch«, könnte auch das Loch, das ihn zu verschlingen droht, als Symbol für das weibliche Geschlecht verstanden werden. Er scheint die *Lücke* des Nihilismus (ebenfalls metaphorisch für Vagina) bedrohlich zu finden und braucht den Witz, um diese zu füllen. Wenn er also einerseits betont, dass der Witz dazu dient, die Leere zu füllen, so zeigt sich andererseits eine Angst vor dieser Leere oder anders gesagt: eine Angst davor, diese Leere füllen zu müssen. Dies korrespondiert mit der Theorie der Psychoanalytikerin Karen Horney (1984), welche die männliche Angst vor dem weiblichen Genital untersucht. Nach Horney resultiert die männliche Angst vor der Frau aus einer spezifischen Kindheitsentwicklung, durch die das männliche Selbstgefühl in der Beziehung zur Frau besonders empfind-

Nach Jurzik zeigt sich insbesondere im Auslachen anderer, dass die Aggression des Lachens von Anfang an mit Angst verknüpft ist: »Der Person, die Gegenstand des Gelächters wird, wird die Katastrophe aufgeladen und gleichzeitig mit dieser abgewehrt. Der Auslachende lässt die Katastrophe immer nur in Bezug auf den anderen zu, stößt sie von sich weg und glaubt sich unangefochten« (Jurzik 1985: 44). Eigene Ängste und Bedrohungen werden nach außen projiziert und erlauben es den Lachenden, der Katastrophe kurzfristig zu entgehen. Auf diesen Doppelcharakter, wonach das Lachen konstitutiv mit Furcht verknüpft ist, weisen auch Adorno und Horkheimer hin: »Gelacht wird darüber, daß es nichts zu lachen gibt. Allemal begleitet Lachen, das versöhnte wie das schreckliche, den Augenblick, da eine Furcht vergeht. Es zeigt Befreiung an, sei es aus leiblicher Gefahr, sei es aus den Fängen der Logik« (Adorno/Horkheimer 2011: 149). Wenn sich die »Vagina«-Witze von Nikolas und seine Philosophie, die auf der vermeintlichen Komik einer Vulva gründet, somit also als Furcht vor dem weiblichen Geschlecht deuten lassen, einer Bedrohung, der er mit Humor zu entgehen sucht, so bleibt noch die Frage offen, *warum* sich Nikolas derart durch das weibliche Geschlecht bedroht fühlt bzw. welches Motiv dieser Abwehrstrategie zugrunde liegt. Betrachten wir hierfür nochmals den letzten Absatz des Zitats, in dem Nikolas seinen eigenen Grabstein imaginiert:

»Und auf meinem Grabstein ist dann vermutlich so ein Bild von irgendwas, was aussieht wie 'ne Vagina und dann steht darunter: ›Wonach sieht das für euch aus?‹. Und das ist dann vielleicht das große Ende oder so. Ich würd das ziemlich feiern.«

An dieser Stelle zeigt sich zunächst ein narzisstisches Begehren, über den eigenen Tod hinaus zu wirken. Er malt sich aus, wie über seinen Tod hinaus sein Witz eine Wirkung entfaltet; wie ihm dadurch gehuldigt wird, dass über das weibliche Geschlecht gelacht wird. Er hat damit der Nachwelt etwas hinterlassen, was ihm ein »großes Ende« beschert hätte. Nicht nur wäre es ihm dadurch vermeintlich gelungen, dem Weiblichen ein für alle Mal den Schrecken zu nehmen, indem es als Lachnummer für alle Zeiten in Stein gemeißelt

lich ist. Die genitalen Impulse und libidinösen Wünsche, mit denen der Junge auf die frühen Triebverbote der Mutter reagiert, seien von Anbeginn von einem Unzulänglichkeitsgefühl begleitet, da er fühle oder instinktiv abschätzen würde, dass sein Penis für das mütterliche Genital viel zu klein sei. So reagiert er mit Angst, nicht zu genügen, abgewiesen oder ausgelacht zu werden. Mit Horney lassen sich also die »Vagina«-Witze als eine Kompensation der Angst vor der Frau bzw. dem weiblichen Genital deuten, die von einem grundlegenden Unzulänglichkeitsgefühl – also einem Gefühl, nicht gut genug bzw. nicht potent genug zu sein – begleitet ist.

ist. Zeitgleich würde er damit den Tod bzw. die eigene Bedeutungslosigkeit und Vergänglichkeit in gewisser Weise besiegt haben können. Ein doppelter Triumph über das Weibliche und den Tod.[143]

Betrachten wir die Funktion einer Grabsteininschrift, zeigt sich in dieser Passage aber noch etwas anderes. Üblicherweise dient der Grabstein dem Gedenken, während die Inschrift (meist Name sowie Geburts- und Todesdatum) etwas über den*die Verstorbene*n aussagt. Vor allem in römisch-katholisch geprägten Gegenden sind die Grabsteine auch mit Bildern von den Verstorbenen versehen. Wenn Nikolas sich vorstellt, dass auf seinem Grabstein ein Bild eingraviert ist, das wie eine Vulva aussieht, und darunter die Frage steht, »Wonach sieht das für euch aus?«, drängt sich vor dem Hintergrund der symbolischen Bedeutung von Grabsteininschriften die Frage auf, was diese Inschrift über ihn aussagt. Wenn üblicherweise die Grabsteine mit Porträts oder symbolischen Darstellungen der Toten versehen sind, so könnte das Bild einer Vulva mit der dazugehörigen Frage als etwas gedeutet werden, was Nikolas porträtiert bzw. etwas über ihn auszusagen vermag. Darin scheint sich also die Vorstellung (oder Angst) zu verbergen, dass Nikolas zwar eigentlich keine Frau ist, aber, wenn man genau hinsieht, man eben doch das weibliche Geschlecht in ihm erkennen könnte. An dieser Textstelle wird also deutlich, welche Angst hier verdrängt werden muss: Andere Menschen könnten in Nikolas eine Vulva sehen – sie könnten denken, dass Nikolas »eigentlich voll die Pussy ist«, wie er es selbst bei der Beschreibung eines Computerspielcharakters formuliert. In seiner Verspottung und Abwertung des weiblichen Geschlechts artikuliert sich also zugleich die Angst, selbst als weiblich zu gelten bzw. nicht männlich (genug) zu sein. Um diese These zu überprüfen, möchte ich mich noch dem Ende des Gesprächs zuwenden, als ich Nikolas noch einige Fragen zum Interview selbst stelle.

Auf die Frage, was er im Vorfeld erwartet habe, was ich ihn fragen würde, reagiert er mit einem weiteren »Witz« und antwortet: »Wie ich schon sagte: ›Bist du noch Jungfrau?‹« Das »wie ich schon sagte« bezieht sich darauf, dass er bereits vor dem Interview darüber gescherzt hat, dass ich ja nur herausfinden wolle, ob er noch Jungfrau sei. Ich reagierte in beiden Fällen irritiert und

143 Interessanterweise finden wir diese Verknüpfung von Tod und Weiblichkeit bzw. das »Weibliche als Verkörperung des Thanatos« (Rohde-Dachser 1991: 132) auch in der psychoanalytischen Theoriebildung. So etwa ist nach Rohde-Dachser bei Freud die Todesangst als Analogon der Kastrationsangst aufzufassen und ihr sozusagen nachgebildet (vgl. ebd.: 134).

fragte bei seiner letzten Virginitätsanspielung befremdet nochmals nach, ob er das wirklich gedacht habe, woraufhin er erwidert:

»Nein, ich hab mir kein Kopf um so was gemacht. Ich hab mir auch nicht wirklich gedacht: ›Oh es dauert ungefähr noch ne halbe Stunde‹, obwohl wir seit ungefähr zwei Stunden dran [an dem Interview] sitzen.«

Die Tatsache aber, dass er gleich zweimal auf eine mögliche Frage nach seiner Jungfräulichkeit meinerseits anspielt, verdeutlicht, dass er sich durchaus »einen Kopf darum gemacht« hat. Offenbar steckt in ihm sehr wohl die Befürchtung, ich könnte ihn möglicherweise für eine Jungfrau halten. Die Figur der Jung*frau* ist nicht nur eine Repräsentation von Weiblichkeit, wodurch sich erneut die Angst ausdrückt, nicht als (richtiger) Mann angesehen zu werden. Auch steht die Jungfrau bzw. die Beschreibung von Jungfräulichkeit ja vor allem für einen Status von Virginität – also von sexueller Unberührtheit und Unerfahrenheit, wodurch sich vor allem ein grundlegendes Unzulänglichkeitsgefühl, ein Gefühl, nicht potent genug zu sein, ausdrücken mag. Auf diese Weise deuten sich verborgene Ängste und Befürchtungen in Bezug auf sexuelle Unzulänglichkeit und mangelnde Potenz an, was sich auch im weiteren Verlauf des Gesprächs bestätigt.

Auf die Frage, ob er noch Interviewfragen ergänzen würde, schlägt er mir vor, das Interview mit der Frage »Fühlst du dich wohl?« zu beginnen und stattdessen auf meine eigentliche Erzählaufforderung »Kannst du erzählen, wie dein Leben so war in den letzten Jahren« zu verzichten, was er wie folgt begründet:

Nikolas: »Ähm, ich weiß nicht, das ist so, so (.), vergleichsweise, wie, gleich nach Analsex zu fragen, bevor du überhaupt im ersten Date, Small Talk. Auch wenn ich Small Talk hasse, wäre bei anderen vielleicht ganz gut angebracht. Niemand will seinen Arsch hergeben für ne Person, von der er grad mal den Namen kennt. Also ich nicht. […] Interview an sich gesehen, ist ja Frage-Antwort. Aber da es ja gang und gäbe ist in der Gesellschaft, irgendwie um den heißen Brei vorweg zu reden und dann so langsam ins Thema reinzukommen, keine Ahnung, das kann vielleicht so ein bisschen Offenherzigkeit heucheln oder was weiß ich. Vielleicht sind die dann gefügiger und sagen dir auch was. Also wenn sie abweisend und passiv reagieren, könnte's auch eher daran liegen, dass sie vielleicht nicht grad so die Lust dazu haben oder so. Das wäre dann die erste Frage, um abzuwägen, okay, das Interview bringt nen Scheiß, weil die Person auch einfach nur mit ja, nein antworten wird oder mit kurzen Sätzen. (.) Und dann kannst du gleich sagen, okay, wenn, wenn es dir heute nicht so recht passt, können wir das ja auch gern wann anders machen.«

I.: »Okay.«

Nikolas: »Das wäre besser. Weil, wenn du wirklich ehrliche Antworten möchtest, kann es gut sein, dass Small Talk was besser macht. Also als Tipp. Keine Ahnung. Ich hätte vermutlich dann gleich dicht gemacht, weil ich Small Talk hasse und alles.«

I.: »Okay, merke ich mir.«

Nikolas: »Ja. Fürs nächste Mal bei den anderen Leuten.«

Während Nikolas auf der logischen Verstehebene (*was* gesagt wird) mir ein kritisches Feedback zu meiner Interviewführung rückmeldet, wird im psychologischen Verstehmodus (*wie* etwas gesagt wird) etwas anderes deutlich:

»das ist […] wie gleich nach Analsex zu fragen«

»niemand will seinen Arsch hergeben«

»langsam ins Thema reinkommen«

»Offenherzigkeit heucheln«

»sind die dann gefügiger«

»Lust dazu haben«.

Diese Formulierungen haben allesamt eine sexuelle oder sexualisierte Komponente, womit deutlich wird, dass Nikolas in der zitierten Passage mir nicht lediglich eine methodische Rückmeldung zu meiner Interviewtechnik gibt, sondern zugleich über Sexualität und sexuelle Annäherung spricht. Bereits im ersten Satz vergleicht er das Interview mit einem »Date« und meine narrative Eingangsfrage mit einer Aufforderung nach Analsex.[144]

---

144 Dieser Vergleich ist sehr aufschlussreich dafür, wie Nikolas die Interviewsituation selbst wahrnimmt. Offenbar hat er meine Frage nach seinem Leben in den letzten Jahren als überrumpelnd und grenzüberschreitend empfunden – so, als würde ich damit direkt von hinten (in sein Seelenleben) eindringen wollen. Er fühlt sich von mir bedrängt und hat das Gefühl, dass ich etwas sehr Intimes von ihm einfordere und es zu schnell geht, sodass er nicht einmal die Zeit hat, zu überlegen, ob er das denn möchte. Er hätte sich vielleicht stattdessen einen vorsichtigeren Gesprächseinstieg gewünscht, durch den er sich nicht derart bedrängt gefühlt hätte. Denn: »Niemand will seinen Arsch hergeben, für ne Person, von der er grad mal den Namen kennt.« Hier spricht er außerdem das Machtgefälle zwischen Interviewerin und Interviewten an und problematisiert indirekt, dass ich mit der Frage nach seiner Lebensgesichte sehr viel von ihm verlange, wogegen er von mir gar nichts weiß. Nikolas äußert durch die Form seines Feedbacks eine Kritik an der Interviewsituation und an der Machthierarchie, welche zwischen mir als Interviewerin und ihm als Interviewtem besteht. Er fühlt sich durch das Interview nicht nur verunsichert, auch zieht er in Zweifel, inwieweit es dabei auch um die Interessen der Jugendlichen geht. Tatsächlich wirft er damit eine Frage auf, die forschungsethisch hochrelevant ist: Was haben eigentlich die beforschten Subjekte von der Forschung? Es ist klar, was *ich* von den Interviews habe: Ich benö-

Überdies empfiehlt er mir, durch ein strategischeres Vorgehen, »Offenherzigkeit [zu] heucheln«, womit er mir eine unaufrichtige Haltung den Jugendlichen gegenüber unterstellt. Anscheinend hat er das Gefühl, ich sei ihnen gegenüber nicht offenen Herzens, also nicht zugewandt und interessiert, sondern müsste ein aufrichtiges Interesse vorspielen, um auf diese Weise an mein Ziel zu gelangen. Die Formulierung »vielleicht sind die dann gefügiger« stilisiert mich in der Rolle des sexuellen Nötigers, der die potenziellen Interviewpartner*innen manipuliert, um die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen. Seine Empfehlungen an mich, wie ich strategisch am klügsten vorgehen sollte, klingen dann auch eher wie Taktiken jemanden in Bett zu kriegen.

Die zitierte Sequenz zeigt, dass Nikolas versucht, seine eigene Unsicherheit und das damit zusammenhängende Gefühl der Unzulänglichkeit, welche in der Interviewsituation bei ihm produziert werden, zu kompensieren: Indem er mir Ratschläge zur Verbesserung meiner Interviewfragen gibt und in »Mansplaning«-Manier erklärt, wie die Gesellschaft und die richtige Interviewführung funktioniert, konstituiert er sich als Experte und begibt sich damit selbst in die handlungsmächtige Position eines Interviewers, der aktiv und potent vorgestellt wird und die Zügel in der Hand hält. Indem er eine sexualisierte Sprache verwendet und einen Vergleich zu sexuellen Handlungen zieht, wird einerseits die durch mich als Interviewer*in* repräsentierte Weiblichkeit abgewertet, wie es auch schon zuvor bei den »Vagina«-Witzen der Fall war, andererseits unterstreicht diese Erzählweise seine eigene Aktivität und Potenz, was auch ermöglicht, die Positionierung bzw. das Gefühl abzuwehren, (Jung-)Frau zu sein.

Obwohl er am Anfang der Sequenz noch sagt, dass *er* seinen »Arsch nicht hergeben« möchte, so distanziert er sich im weiteren Verlauf nachdrücklich von der Gruppe derer, die sich durch das Interview bedrängt oder ausgeliefert fühlen. Bei seinen Ratschlägen redet er nur davon, dass die anderen Jugendlichen ein bedachteres Vorgehen bräuchten. Er selbst nimmt sich explizit davon aus, etwa wenn er mehrfach betont, dass er selbst Small Talk hassen würde, aber dieser für die anderen Jugendlichen angebracht sei. Obwohl deutlich wurde, dass es um seine *eigene* Angst und Unsicherheit geht, *er* sich im Interview bedrängt und eingeschüchtert fühlte, werden

tige für das Verfassen dieser Forschungsarbeit empirisches Datenmaterial. Was aber haben *sie* eigentlich davon, mir ein Interview zu geben? Und woher haben sie die Garantie, dass das, was ich aus den Interviews mache, in ihrem Sinne ist?

diese Gefühle und das Bedürfnis nach einem langsameren oder vorsichtigeren Gesprächseinstieg, kurz nachdem sie ausgesprochen wurden, wieder abgewehrt. Aus psychoanalytischer Perspektive projiziert er diese Bedürfnisse und Emotionen nach außen auf die anderen Jugendlichen und glaubt sich selbst dadurch unangefochten. So lassen sich schließlich das ersehnte Superioritäts- und Souveränitätsgefühl erlangen: Nur die anderen haben ein Problem – fühlen sich unsicher und ängstlich. Er dagegen steht über den Dingen, ja befindet sich sogar in der absolut souveränen Position, in der er einer ausgebildeten Forscherin noch erklären kann, was sie beim nächsten Mal besser machen könne.

Dieser Mechanismus, durch den Nikolas ein überlegenes Selbst entwickelt, ist nach Rohde-Dachser konstitutiv für das hierarchische Geschlechterverhältnis im Patriarchat. Rohde-Dachser zeigt auf, dass in der vorherrschenden Geschlechterordnung das Weibliche als Ergänzungsbestimmung eines »sich absolut setzenden Männlichen« (Rohde-Dachser 1991: 95) in Erscheinung tritt. Im Sinne eines Containers bekommt es all das Verbotene und Verpönte zugewiesen, das aus dem männlichen Universum ausgeklammert und abgewehrt wird. Diese weibliche »Containerfunktion« sei für die Stabilität des patriarchalen Geschlechterarrangements von zentraler Bedeutung (vgl. ebd.).

> »In einem imaginären, als weiblich deklarierten und damit gleichzeitig scharf von der Welt des Mannes geschiedenen Raum deponiert der Mann seine Ängste, Wünsche, Sehnsüchte und Begierden – sein Nichtgelebtes, könnte man auch sagen, um es auf diese Weise zu erhalten und immer wieder aufsuchen zu können.« (ebd.: 100)

Nikolas präsentiert sich – das wurde nun mehrfach deutlich – als überlegenes, souveränes und omnipotentes Subjekt. Seine Erzählung versucht das ganze Leben auf den Witz zu reduzieren, imaginiert ihn selbst als »Übermenschen« und bringt auf unterschiedliche Weise seine Aktivität, Überlegenheit und sexualisierte Aggressivität zum Ausdruck. Alles, was diesem überlegenen Selbst zuwiderläuft, darf nicht sein, muss unterdrückt, verbannt und abgewehrt werden. Es darf nicht sein, dass er sich ängstlich, unsicher, schwach und mit der Situation überfordert fühlt. Es darf nicht sein, dass er sich als Jungfrau erlebt – als etwas, dem genau jene Attribute zugeschrieben werden, die eigentlich entwertet und nicht gewollt werden. So versucht er alle diese Merkmale loszuwerden, zu unterdrücken und ins Außen zu verbannen. Indem Nikolas also Weiblichkeit mit sämtlichen unliebsamen Gefühlen von Schwäche, Überforderung, Abhängigkeit, Ohn-

macht, Unsicherheit, Passivität usw. in Verbindung bringt, gelingt für ihn selbst eine Befreiung von diesen Gefühlen. Denn: »*Weiblich* heißt von nun an das, was der Mann als sein Gegenteil bestimmt hat; *männlich* ist das, worin er sich umgekehrt von diesem ›anderen‹ unterscheidet« (ebd.: 97). Durch diesen Mechanismus kann Nikolas gestärkt aus der Situation gehen und sich als souverän und über den Dingen stehend fühlen. Durch das »Andere«, das »Weibliche«, das außerhalb seiner selbst liegt, kann er sich als überlegenes männliches Selbst artikulieren und eine Selbststilisierung und -affirmierung seiner selbst verwirklichen. Auf diese Weise lassen sich sämtliche Allmachtsfantasien erklären, die sich zu Beginn dieses Kapitels so deutlich gezeigt haben.

6.1.4 Männlichkeit, sexuelle Aggression und Weiblichkeitsabwehr

In den letzten beiden Abschnitten hat sich gezeigt, dass die Jugendlichen Nikolas und Björn Gefühle von Unsicherheit und Schwäche erleben, diese Gefühle jedoch aktiv bekämpft und abgewehrt werden. Dieser Abwehrvorgang wird unter anderem dadurch ermöglicht, dass Angst und Schwäche nach außen projiziert und dort zurückgewiesen und verachtet werden. Alles, was Björn und Nikolas also mit Schwäche in Verbindungen bringen, wird aktiv bekämpft und abgewertet. Im Material finden sich zahlreiche unterschiedliche Mechanismen, in welcher Weise das »Andere« als solches konstituiert und herabgesetzt wird, während zugleich eine Selbstaffirmierung von Männlichkeit stattfindet, was ich im Folgenden intensiver beleuchten werde.

6.1.4.1 Die Abwehr des Körpers und der Triebe

Wie schon zu Beginn des Kapitels deutlich wurde, würde sich Nikolas am liebsten vom Menschsein loslösen und eine rein geistige Seinsform annehmen. Dies zeigt sich besonders an dem Zitat am Anfang dieses Kapitels:

> »[D]ass ich vielleicht versuche, einfach (..) etwas Besseres daraus zu machen, als, als nur ein Mensch zu sein. In der Hinsicht, dass ich, dass ich anfang, mich von, von meinem körperlichen Drängen oder Bedürfnissen so abzuscheiden. Und dann eher mich auf das Geistliche beschränke. Weil, das wird eher Bestandteil meiner verwesenden Biomasse, die so höchstens 90 Jahre hält so, und dann durch die äußeren Umwelteinflüsse, äh, geschädigt wird und sonstiges.«

Was ihn am Menschsein also am meisten stört, ist die Bindung an den Körper und dessen leibliche Bedürfnisse und Beschränkungen. Wenn er sagt, dass er anfange, sich von seinem körperlichen Drängen »abzuscheiden«, wird in dieser Formulierung bereits eine Spaltung in seinem Selbstverhältnis deutlich. Er kann anscheinend seine körperlichen Bedürfnisse, die ja durchaus eine Quelle von Lustgewinn und Befriedigung sein könnten, nicht positiv integrieren, sondern erlebt sie ausschließlich als Begrenzung und Hemmnis. Er muss sich von ihnen loslösen, sie abtrennen, wegmachen. Seine Begründung, dass der Körper nur 90 Jahre »hält«, das heißt sterblich ist und von äußeren Einflüssen geschädigt werden kann, also verletzlich ist, lässt eine Distanzierung zu den Themen Verletzlichkeit und Abhängigkeit erkennen. Nikolas scheint sich hier als gänzlich frei und autonom zu imaginieren. Schauen wir in diesem Zusammenhang noch eine weitere Stelle aus dem Interview an, in der er über das Verhältnis von Geist und Körper philosophiert:

Nikolas: »[Geist] steht über Körper, auf jeden Fall. Ich hatte auch mal mit Maximilian darüber philosophiert, ob äh, ob das ein Geben und Nehmen von Körper und Geist ist, ob das ne Symbiose ist oder wer Parasit und wer Wirt ist oder allgemein. Und da hab ich mir gedacht, dass der Körper mit seinen ganzen Bedürfnissen, mit seiner Pflegebedürftigkeit und alles, ne ziemliche Beschränkung für den Geist ist. Also angenommen, der Geist würde einfach bloß nicht von diesem Gefäß abhängig sein, sondern er würde, würde sich eher auf das Denken fokussieren, statt, statt auf unsere Bedürfnisse. Ich meine, wir essen, versuchen, unserer Bedürfnisse irgendwie zu befriedigen. Wir gehen auf Toilette und wir machen dann irgendwelche Arbeit für andere Menschen, die, Menschen, die genauso dann draußen, statt uns uns hinzusetzen, ein Buch zu lesen und selbstständig dann zu denken und weiterzudenken. Also ich, ich denke wirklich, dass, dass Wissen mehr vermittelt als Ausdruckstanz. Oder Twerking.«

I.: »Was ist Twerking?«

Nikolas: »Twerking ist, wenn du mit deinem Gesäß vor einem Typen oder einer Frau eine rhythmische Bewegung erzeugst und/. Es es ist so was wie, wie ein Lapdance sozusagen.«

In dieser Passage zeigt es sich noch etwas expliziter: Nikolas nimmt den Körper lediglich als Beschränkung des Geistes wahr, derer er sich am liebsten entledigen würde. Der Körper ist für ihn nichts als ein »Gefäß«, »verwesende Biomasse«, die ihn daran hindert, weiterzudenken. Es zeigt sich eine klare Hierarchisierung von Körper und Geist, wobei der Geist das Ideal des selbstständigen Denkens repräsentiert und der Körper das menschliche Übel darstellt, indem er dem Gebrauch dieser Freiheit des Geistes im Weg steht. Betrachten wir seine Gegenüberstellung von »Wissen« und »Twerking«, wird

deutlich, dass seine Dichotomie von Körper und Geist eindeutig geschlechtlich konnotiert ist. Denn Twerking als sexuell konnotierten Tanzstil praktizieren fast ausnahmslos Frauen. Ebenso auch Lapdance, bei dem es explizit um die sexuelle Erregung von (in der Regel) Männern durch (meist) Frauen geht. Wenn Nikolas also sagt, dass er versuche, »etwas Besseres daraus zu machen, als nur ein Mensch zu sein«, indem er versucht, sich von seinem körperlichen Drängen abzuscheiden, und sich auf das Geistliche beschränkt, so zeigt sich daran eine Abwehr von potenziell sexuellen Trieben, die sich symbolisch im Twerking oder Lapdance für ihn zeigen.[145]

Obwohl sein Streben nach etwas Übermenschlichem und rein Geistigen durchaus narzisstisch, fast größenwahnsinnig anmutet, sind diese Ideen nicht einfach Ausdruck eines pathologischen Geisteszustandes, sondern hängen vor allem mit hegemonialen Vorstellungen von Männlichkeit zusammen. Wie eingangs erwähnt, zeigt Maihofer im Anschluss an Foucault sowie an Adorno und Horkheimer, wie bürgerliche Männlichkeit vor allem durch ein Verhältnis der doppelten Herrschaft über sich selbst konstituiert wird (vgl. Maihofer 1995: 109 ff.). Damit ist vor allem die Unterdrückung von Trieben und die Verdrängung von Gefühlen gemeint:

»Es geht dabei zunächst um die Beherrschung der Lust. Deren Gefahr wird vor allem in ihrer exzessiven Natur gesehen. Es gilt zu verhindern, von seinen Begierden/Trieben überwältigt oder gar, wie sich im Deutschen so schön sagen lässt, übermannt zu werden.« (Maihofer et al. 2007: 336)

Der Mann darf somit seiner Lust nicht einfach passiv ausgeliefert sein. Die aktive Beherrschung der eigenen Triebe ist vielmehr grundlegend für die Entwicklung eines »männlichen Selbstverhältnisses«:

---

145 Interessant ist an dieser Stelle auch sein Versprecher im vorerigen Zitat, wenn er sagt, dass er sich eher auf das *Geistliche* beschränkt. Wo es eigentlich um die Gegenüberstellung von Körper und Geist geht, verweist seine Fehlleistung zusätzlich auf eine religiöse Dimension. Diese findet sich in diesem Interview an vielen Stellen, etwa im Funnyismus als »Glaubensrichtung« oder, wenn er davon spricht, was er gerne in seinem Leben machen möchte, und auch hier auf etwas Religiöses anspielt: »Ich will keine Kisten auspacken bei Netto. Oder, oder Vogelscheiße in diesem Blumencafé dahinten wegmachen oder so. Habe ich alles schon als Praktikum gehabt, war nicht meins. Eher was Geistiges. (..) Ohne gleich ne Sekte zu gründen oder so und mich als Messias bereit zu erklären, mit den Anhängern zu schlafen.« Vor dem Hintergrund solcher Textstellen, hat seine Aussage, dass er sich eher auf das Geistliche beschränkt, durchaus eine religiöse Konnotation und kann dahingehend gedeutet werden, dass Nikolas sich als etwas Göttliches oder als eine Art Heiland oder Heilsbringer imaginiert.

»Das zum Subjekt werdende Individuum spaltet also einen Teil seiner selbst (Triebe, Gefühle) von sich ab und macht diesen zum Gegenstand der Kontrolle sowie zum Objekt seiner Beherrschung. Das heißt, das moderne bürgerliche Subjekt ist zunächst einmal: Selbstbeherrschung, Selbstdisziplin, Herrschaft über die eigene, innere Natur, und zwar als ›Männlichsein‹ des Mannes (gegen)über sich selbst, als Selbststilisierung und -affirmierung seiner selbst als ›Mann‹.« (Maihofer 1995: 113 f.)

Wenn Nikolas sein körperliches Drängen, also seine Triebe, abtrennen will und im reinen Geist(sein) die totale Kontrolle über seinen Körper gewinnen möchte, lässt sich das als Versuch deuten, ein hegemoniales männliches Selbstverhältnis zu entwickeln. Er will Herr seiner selbst sein, also nicht abhängig von anderen, nicht getrieben durch seine körperlichen und emotionalen Bedürfnisse, sondern in voller Kontrolle über sein Selbst sich als autonomes Subjekt konstituieren. Eine solche Beherrschung des Selbst ist schließlich die entscheidende Voraussetzung für die Beherrschung von anderen und bildet somit auch die Grundlage dafür, dass Frauen nur als Objekte gesehen werden, »die es zu formen, zu erziehen und zu überwachen gilt« (Foucault 1989: 33; vgl. Maihofer 2019). Indem Nikolas sich also selbst von seinen Trieben zu befreien sucht und ein Selbstverhältnis entwickelt, das seine leiblichen Bedürfnisse zu überwinden oder zu beherrschen vermag, kann er sich zugleich als überlegen jenen gegenüberstellen, die dies vermeintlich nicht können bzw. mit Körper und Lust assoziiert sind, was kulturgeschichtlich – wie auch in diesem konkreten Fall – Frauen sind.

Wenden wir uns im folgenden Abschnitt also dem zu, wie Björn und Nikolas eine spezifische Position von Männlichkeit in ihren Bezugnahmen auf Mädchen und Frauen artikulieren.

6.1.4.2 Weiblichkeitsabwehr und sexualisierte Gewalt

Obwohl sich beide Jugendliche manifest von Chauvinismus und Machismo distanzieren und in gewisser Hinsicht zu signalisieren versuchen, dass sie für Geschlechteregalität sind und Frauen als gleichwertig ansehen,[146] so zei-

---

146 Bei Björn äußert sich das beispielsweise darin, dass er an mehreren Stellen versucht, keine androzentrischen Aussagen zu machen, sondern Frauen mitdenken will: »[M]an muss halt den richtigen Mann an der Spitze haben so. Oder die richtige Frau. Den richtigen Menschen an der Spitze haben so« oder: »Als Mann (..) des is jetzt mal, natürlich auch als Frau sollte man det och machen.« Nikolas ist weniger bemüht, sich als Befürworter der Gleichberechtigung zu zeigen, jedoch spricht auch er sich manifest nicht für eine Hierarchisierung aus, sondern distanziert sich von Chauvinismus. Auf die Frage, was er über Mädchen denkt, antwortet er: »Genauso Menschen

gen sich zugleich auch misogyne Dispositionen und Weiblichkeitsabwertungen. Die Tendenz, Frauen zu objektivieren, deutet sich beispielsweise bereits in den »Vagina«-Witzen von Nikolas an. Darüber hinaus wird in den Interviews auch eine auffallende sexualisierte Aggressivität gegenüber Mädchen und Frauen sichtbar. Als ich Björn beispielsweise nach seinem aktuellen Beziehungsstatus frage, antwortet er:

»Ich weiß ni-, ich hatte irgendwie immer mal wieder so irgendwelche so kleinen Sachen, Beziehungen oder ähnliches so, aber die Sache is, wenn ick irgendwie mit Mädchen in meiner Altersklasse quatsche, Alter des is so (..) zwei Stunden und ick will ihr einfach nur Gaffer Tape aufs Maul kleben. So weil, des hal / det halt ich einfach nich aus so.«

Mädchen in seinem Alter würden ihn nerven, weil sie lediglich über »belanglose Scheiße« wie Make-up oder solche Sachen reden, wo er sich denke:

»Mädchen Alter, liest du Nachrichten? Ja, in Syrien sterben grade Kinder! Wir haben Krieg auf dieser Welt! Es verhungern tausende Menschen, 60, 65 Jahre alte Omas und Opas müssen nachts um zwei Flaschen sammeln gehn, weil ihre Rente nicht reicht, obwohl sie 55 Jahre lang gearbeitet haben! So und du hast deine Luxusprobleme.«

Laut Björn interessieren sich junge Frauen nur für Make-up, weshalb er sie nicht ertragen könne. Sie repräsentieren in seiner Darstellung Körperlichkeit und Verschwendung bzw. »Luxus«, wogegen er als junger Mann sich mit wichtigen Dingen und gesellschaftspolitischen Fragen beschäftigen wolle. Über diese vergeschlechtlichte Dichotomie von Körper und Geist hinaus ist in dieser Sequenz außerdem bemerkenswert, dass er den Mädchen nach zwei Stunden »einfach nur Gaffer Tape aufs Maul kleben« will. Die Mädchen werden nicht nur dadurch objektiviert, dass als Bezeichnung ihres (menschlichen) Munds der Begriff des (tierischen) Mauls verwendet wird. Vor allem evoziert die Fantasie des Gaffer Tapes in der Interpretationsgruppe Assoziationen von Vergewaltigung. Dass einem Menschen tatsächlich Gaffer Tape auf den Mund geklebt wird, kommt in Kinofilmen vor oder findet sich in anderen popkulturellen Medienformaten, wobei es sich häufig um Darstellungen von Frauen in einem sexuellen oder sexualisierten Gewaltkontext handelt. Wenn Björn also sagt, dass er ihren Mund mit Gaffer Tape zukleben möchte, könnte das als unbewusster und verdrängter Wunsch gedeutet werden, sie sexuell zu »benutzen«. Während er also einerseits Mädchen für oberflächlich und politisch desinteressiert hält, zeigt sich andererseits eine sexu-

wie alle anderen ebenfalls. (..) Falls du jetzt auf ne chauvinistische Antwort gewartet hast, wie: ›Ey, sie soll für mich kochen und meinen Knüppel polieren den ganzen Tag.‹ Nein. Alles nicht so geil.«

elle Gewaltfantasie. Da Björn die Gaffer-Tape-Fantasie in dem Moment heranzieht, als er begründet, warum er keine ernsthafte Beziehung zu einem Mädchen hat und haben möchte, lässt sich darin eine Angst vor der eigenen Aggression vermuten: Auf der manifesten Ebene findet er Mädchen in seinem Alter blöd. Auf der latenten Ebene hält er sie nicht aus, weil er sie sexuell benutzen will. Aus dieser Perspektive scheint er aus Angst, Mädchen gegenüber gewalttätig zu werden, kein ernsthaftes Interesse an einer Beziehung zu haben.

Diese verdrängte Angst zeigt sich noch in einer weiteren Sequenz des Interviews. Nachdem Björn erst betont hat, dass er eigentlich kein Interesse an Mädchen habe, kommt er plötzlich doch darauf zu sprechen, dass er sich erst kürzlich zu einem Mädchen hingezogen gefühlt hätte, die sich jedoch wenige Tage zuvor von einem seiner »Atzen« getrennt hätte. Björn hat sich mit dem Mädchen getroffen und, als er beschreibt, in welchem Dilemma er nun steckt, unterläuft ihm eine signifikante Fehlleistung:

Björn: »[…] Und ick denk mir so (atmet tief ein, theatralisch): ›Warum musst du seine Exfreundin sein? Warum? Warum?‹ (lacht) Naja, aber, es is halt, ja man kann nich alles haben. […] Das das könnte ich ihr auch nicht antun, so des wär, viel zu (..) so des is (..). Ich find halt, ich bin halt nur echt überrascht, weil sie halt für mich die Erste is so, mit der ick irgendwie (.) ja wo ich sa, wo ich sagen könnte, ich könnt mir vorstellen mit ihr längerfristig was anzufangen so (.), wirklich die Allererste so, aber naja.«

I.: »Und was heißt, du könntest es ihr nicht antun?«

Björn: »Ich könnt's ihm nicht antun.«

I.: »Ihm nicht antun, okay.«

Schon direkt zu Beginn der Sequenz zeigt sich erneut Björns objektivierende Haltung gegenüber Mädchen. Seine Formulierung »man kann nich alles haben« setzt Mädchen mit Sachen gleich, die man sich nehmen und die man besitzen kann. Was in dieser Sequenz jedoch noch viel interessanter ist, ist der Fehler, der ihm in dem Satz »das könnte ich ihr auch nicht antun« unterläuft. Björn berichtigt danach, dass er *ihm* etwas nicht antun könne, womit er zum Ausdruck bringen will, dass es für ihn nicht infrage kommt, sich dem Mädchen weiter anzunähern, weil er seinen Kumpel, der vorher mit ihr zusammen war, nicht verletzen möchte. Jedoch verwechselt er das Personalpronomen, womit diese Fehlleistung noch eine weitere Dimension offenbart, die jedoch latent gemacht ist. Die Formulierung »ihr etwas antun« lässt sich nämlich auch als Umschreibung für sexualisierte Gewalt verste-

hen. In Björns Versprecher, dass er es *ihr* nicht antun könne (sich weiter an sie heranzumachen), zeigt sich so gewendet erneut eine unbewusste Fantasie, nämlich eigentlich, dem Mädchen »etwas anzutun«. Zwar sagt seine Moral, dass man nicht alles *haben* kann, jedoch eigentlich würde er sie sich ganz gerne *nehmen*. Hier bestätigt sich also die herausgearbeitete Struktur, wenn er ihr auf der latenten Ebene etwas antun will. Alternativ dazu – oder ergänzend – deutet diese Fehlleistung auf ein negatives Selbstbild hin. Er könnte es »ihr nicht antun« (mit ihm zusammen zu sein), heißt ja auch, dass er sich selbst als unzumutbar empfindet. Er präsentiert einen geringen Selbst*wert*, durch den er für sie eine Zumutung wäre; in dem Sinne, dass er sich selbst niemandem antun kann.

Auch im Interview von Nikolas zeigt sich an verschiedenen Stellen sexualisierte Aggressivität – hier jedoch erneut vor allem auf einer manifesten Ebene. Um dies zu veranschaulichen, folgt nun eine Sequenz aus dem Interview mit Nikolas, die an das Thema Gewalt und meine Frage, ob er schon häufiger andere Menschen geschlagen hätte, anschließt:

Nikolas: »Ich hab jetzt nicht zum Beispiel jemanden geschlagen oder so, der genauso stark war oder stärker war. Weil, ich hab zum Beispiel, als ich in ner ziemlich prekären Situation gewesen bin, nachdem ich mich so drei Stunden mit meiner damaligen, von vor zwei Jahren Freundin gestritten hatte, hat sie sich so, keine Ahnung, zwanzig Zentimeter den Arm aufgeritzt hat, und nachdem sie so monatelang das nicht mehr gemacht hat und alles und alles, was ich ihr in der Beziehung geschenkt hab, so aus dem Fenster geworfen hat, und ich eigentlich nur kurz eine rauchen wollte und dann wieder reinzugehen und mich mit ihr zu versöhnen oder so, hatte ich ihr halt eben mehr oder weniger ein Vernunftschlag gegeben, eher, als dass es ein richtiger Schlag ins Gesicht gewesen ist. Und sie hat daraus so ne riesen Sache gemacht und ihren Freundinnen davon erzählt. Und dann war so über Monate kein anderes Thema mehr so relevant, weil alle so ihre Erfahrungen mit nem Schlag ins Gesicht da impliziert haben und nicht wirklich sich auf die Fakten basiert haben oder die Vorgeschichte kannten. Niemand sagte, oh, er hat mir ins Gesicht geschlagen, ich hab ihn scheiße behandelt, wir hatten einen Streit und ich hab ihn auch schon mal fast geschlagen, ich zerre ihn manchmal am Kragen und werfe ihn raus. Aber das sage ich nicht, weil es dann den Ton verändert. Ja. (…) Ist einfacher zu sagen, ich wurde vergewaltigt, als ›Mann scheiße, sah ich geil aus‹. Und ich geh auch wirklich nach [Stadtteil] um 3 Uhr morgens. Besoffen.«

I.: »Das verstehe ich nicht ganz.«

Nikolas: »Als Beispiel in der Hinsicht, dass gewisse Sachen einfach passieren, weil man sich selbst mehr oder weniger (.) unterbewusst (..), na, wie soll ich sagen, ähm (.) (zu sich) scheiße, habe ich nicht irgendeinen anderen Vergleichsaspekt? Ja, das mit der Vergewal-

tigung war ein schlechtes Beispiel. Aber meistens geht das, was uns widerfährt, eher von uns aus als von den anderen Menschen. (.) Also glaube ich zumindest.«

I.: »Also man ist eher für sich selber verant / also man ist dafür verantwortlich, was einem widerfährt, meinst du, oder?«

Nikolas: »Nicht in jeder Lebenslage, um ehrlich zu sein. Wenn man sich jetzt auf ner Geburtstagsparty zusäuft und dann kotzen muss und dann noch dem Geburtstagkind hilft, die Geschenke nach Hause zu tragen, und dann da übernachtet und sich dann wundert, wenn er selber sternhagelvoll war, es ist sein Geburtstag und er ist um die Uhrzeit spitz und dann unter Umständen vergewaltigt wird, wo einem das schon so oft im Leben vorher passiert ist, das ist ne krasse Sache, dann, ist man ZIEMLICH naiv. Das ist meiner damaligen Freundin mal passiert.«

I.: »Okay.«

Nikolas: »Ja, es ist schon krass.«

I.: »(...) Ich guck gerade so, weil ich grade schon Schwierigkeiten habe, dir zu folgen. Ähm, weil, äh, das ne krasse Geschichte ist. Aber /«

Nikolas: »Ja, ich weiß. Über Monate, oder, ja, fast Jahre hinweg kam ich da mit nichts anderem mehr so richtig klar, weil mich dieser Aspekt einfach so runtergezogen hat. Du hast ne Freundin, fragst sie was, was mit sexuellen Sachen zu tun hat und sie fängt an, neben dir zu heulen und meint, ähh (imitiert Schluchzen): ›Ich wurde vergewaltigt‹ (leise), und dann kommst du dir schlecht vor. Weil, weil sie neben dir weint und weil es irgendwas ist, was du gesagt hast. (..) Ja (stöhnt), das war schon ziemlich heftig. Kann man das Ding pausieren? Ich muss pinkeln.«

In dieser Interviewpassage wird die Überzeugung deutlich, dass Frauen und Mädchen eigentlich selbst daran schuld seien, wenn sie zu Betroffenen von sexualisierter Gewalt werden (»Ist einfacher zu sagen, ich wurde vergewaltigt, als ›Mann scheiße, sah ich geil aus‹«). Sie seien »ziemlich naiv«, wenn sie nach einer Party alkoholisiert bei einem Jungen übernachten würden, der außerdem »um diese Uhrzeit spitz« sei, und sie dann »unter Umständen vergewaltigt« würden. Die Formulierung »ziemlich naiv« kann sowohl als Umschreibung von Dummheit gedeutet werden, dahingehend, dass sie es eigentlich besser wissen müssten. Zugleich aber kann »ziemlich naiv« in diesem Zusammenhang ironisch verstanden werden, in der Hinsicht, dass ein solches Handeln derart unnachvollziehbar ist, dass dieses Ausmaß von Naivität unglaubwürdig erscheint und vielmehr davon ausgegangen werden muss, dass das Mädchen eigentlich genau weiß, was auf sie zukommt und sie es somit darauf angelegt hat bzw. sie es eigentlich die ganze Zeit auch wollte. So sagt er im Absatz davor, »dass gewisse Sachen einfach passieren,

weil man sich selbst mehr oder weniger (.) unterbewusst (..) …« – an dieser Stelle bricht er ab, vermutlich deshalb, weil er merkt, dass der Gedanke, den er eigentlich aussprechen wollte, tabuisiert ist oder zumindest nicht so ohne Weiteres sagbar ist. Denn, schon jetzt impliziert dieser Satz die Vorstellung, dass sexualisierte Übergriffe von den Betroffenen »unterbewusst« provoziert und gewollt seien.

Nikolas reproduziert hier also zutiefst sexistische Vergewaltigungsmythen, wonach Frauen selbst schuld seien, wenn sie Betroffene von sexualisierter Gewalt würden. Er vertritt die Annahme, dass ohne ihr Mittun die Vergewaltigung gar nicht erst stattgefunden hätte, und befördert damit die Vorstellung, dass Frauen die sexuelle Handlung eigentlich wollten. Nach Albrecht (2015) werden mit solchen Vergewaltigungsmythen nicht nur das Ausmaß und die Folgen sexualisierter oder sexueller Gewalt massiv bagatellisiert. Auch finde dadurch eine Täter-Opfer-Umkehr statt: Während die Integrität der Betroffenen infrage gestellt und ihnen unterstellt wird, sich sozialen Konventionen widersetzt zu haben, wird das Handeln der Täter entschuldigt und gerechtfertigt. In diesem Sinne lässt sich der Glaube an Vergewaltigungsmythen bei Männern auch oftmals als eine Form der Schuldabwehr deuten (vgl. Vavra 2020: 95).

Dass Nikolas tatsächlich etwas abzuwehren sucht, zeigt sich im Schlussteil dieser Sequenz. Hier erzählt Nikolas, dass ihn die sexuelle Gewalterfahrung seiner damaligen Freundin über Monate und Jahre runtergezogen hätte und er nicht mehr richtig »klargekommen« sei. Sie habe immer angefangen, zu weinen, wenn er etwas gesagt habe, was mit sexuellen Sachen zu tun hatte, woraufhin er sich schlecht fühlte, weil er diesen Schmerz bei ihr ausgelöst hatte. Genau an dieser Stelle, wo es emotional werden würde und es um psychischen Schmerz geht, bricht er ab. Er imitiert abfällig ihr Weinen, was enorm hart und unemphatisch wirkt, und will daraufhin das Diktiergerät pausieren lassen, um auf die Toilette zu gehen. Irgendetwas scheint (in ihm) passiert zu sein, dass er das Gespräch an dieser Stelle unterbricht und einen Moment alleine sein will oder möglicherweise mit dem Urindrang auch den Wunsch verspürt, etwas loszuwerden.

Vor dem Hintergrund früherer Passagen lässt sich davon ausgehen, dass es sich dabei um unliebsame Gefühle von Ohnmacht und Schwäche handelt. Insbesondere die Information, dass Nikolas noch nie jemanden geschlagen hätte, der stark oder stärker gewesen wäre als er, deutet darauf hin, dass er sich womöglich schwach und nicht in der Lage fühlt, sie zu beschützen, was jedoch eine der zentralsten normativen Anforderungen an Männlich-

keit darstellt. Dieses Gefühl von Schwäche und Ohnmacht versucht er dadurch abzuwehren, dass er *ihrer* Schwäche mit Härte begegnet, was sich unter anderem an dem sogenannten »Vernunftschlag« zeigt. Als sie streiten, woraufhin sie sich selbst verletzt, weiß sich Nikolas nicht anders zu helfen, als ihr mit Gewalt zu begegnen. Auf ihre »Schwäche« reagiert er mit Härte und verpasst ihr einen Schlag, um sie auf diese Weise zur Vernunft zu bringen. Eine ähnliche Logik zeigt sich auch in seinem *Victim blaming* bezüglich sexualisierter Gewalt: Frauen, die sich auf eine bestimmte Art und Weise verhalten (indem sie etwa »geil aussehen«, »sich zusaufen«, bei einem Jungen übernachten usw.), müssen mit einem Akt der Gewalt *zur Vernunft gebracht* werden.

An dieser Stelle möchte ich noch eine zweite Sequenz hinzuziehen, in der Nikolas konkret über ein Mädchen redet, die mit ihm in der gleichen Einrichtung lebt und die er nach eigener Aussage »runterreduzieren« würde:

»Ach zum Beispiel Jacky, ich, ich habe mich so, so so zugesoffen an meinem 19. Geburtstag. Und so direkt um null Uhr klopft es so an der Tür und Jacky steht da. So, so ohne Make-up, so in ihrem komischen T-Shirt, das so im Prinzip alles zeigt, was man gar nicht sehen möchte oder ihre, ihre knappen Hosen und so. Und hält mir da so ne kleine Kerze hin und so (verstellte Stimme): ›Alles Gute.‹ Und ich denke mir, ich, ich will eigentlich keinen Kontakt zu dir haben. Ich / wir wohnen im selben Haus, wir sehen uns einmal die Woche, aber insgesamt gesehen achte ich dich nicht so als Menschen so wirklich, weil / (.). Ich weiß nicht, sie, ihre, ihre Methoden, mit Problemen umzugehen finde ich, (.) sie spiegelt das wider, wie ich früher mit gewissen Sachen umgegangen bin und nich versucht habe, meine Probleme auf die Reihe zu bekommen, sondern wie ich so prokrasti/natorisch versucht hab, ihnen aus dem Weg zu gehen. Ich mein, sie hatte über ein Jahr eine Beziehung mit ihrem Freund gehabt und hat dann angefangen über (Lovu, unv.) mit irgendwelchen Typen fremd zu vögeln. Nachdem er Schluss gemacht hat oder so. Und (.) weiß nicht, als ich dann angefangen hab, ihr zu sagen, dass das glaube ich wirklich so ne Übersprungshandlung ist oder so, ist sie dann weinend nach oben gegangen oder so. […] Manchmal ist es wirklich so, dass ich Menschen eigentlich selbst dafür verantwortlich mache, wie sie von anderen behandelt werden. Wenn man selbstbewusst auftritt gegenüber einer anderen Person, könnte es gut sein, dass dieses Bild auch haften bleibt. Und beim ersten Eindruck sich das so einbrennt, dass man die Person dafür irgendwie (..) bevorzugt oder allgemein als cool empfindet, sofern es so was wirklich geht. Und bei ihr war es halt eben eher so dieses, sich gehen lassen. Und (..) ziemlich isolierte und weinerliche Etwas zu sein.«

Diese Sequenz weist einige Parallelen zu der vorherigen auf. Auch hier wird von einem Geburtstag erzählt, bei dem viel Alkohol im Spiel war; wieder gibt es die Idee, dass Menschen selbst verantwortlich sind für das, was ihnen widerfährt; und erneut wird der weibliche Körper und das (Sexual-)Verhalten

von Mädchen zum Gegenstand abwertender Kommentare und Problematisierungen. Diese inhaltlichen Überschneidungen zu der vorherigen Sequenz deuten darauf hin, dass es auch hier um sexualisierte Aggressivität gegenüber Mädchen geht bzw. hier im Konkreten gegenüber Jacky. Darauf weist insbesondere Nikolas' Beschreibung ihres körperlichen Erscheinungsbildes hin: »Jacky steht da. So, so ohne Make-up, so in ihrem komischen T-Shirt, das so im Prinzip alles zeigt, was man gar nicht sehen möchte oder ihre, ihre knappen Hosen und so.« Dass diese vergleichsweise detaillierten Ausführungen zu ihrem Aussehen in Kombination mit der energischen Abwertung ihrer Person steht (er achtet sie nicht als Menschen), weist auf zweierlei hin: Einerseits wird sie verachtet dafür, dass sie ihm völlig ungeschminkt, in all ihrer Verletzlichkeit und Verwundbarkeit gegenübertritt. Sie erinnert ihn an sein früheres Selbst – als er womöglich selbst noch ein »ziemlich isoliertes und weinerliches Etwas« war – und er hat Mühe, sich davon abzugrenzen, was jedoch unbedingt notwendig ist, da es gilt, dass man(n) das Innere verbergen und cool sein muss. Hier zeigt sich also erneut die normative Anforderung hegemonialer Männlichkeit, das Innere zu verbergen und Gefühle zu kontrollieren, um souverän zu sein. Andererseits legen die Beschreibungen ihrer körperlichen Erscheinung und die darauffolgende Abwertung die Vermutung nahe, dass seine Reaktion auf ihre Körperlichkeit und die Verachtung in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.

Dieser Zusammenhang ist nach Pohl symptomatischer Ausdruck eines tief verankerten Männlichkeitsdilemmas (vgl. Pohl 2019; 2010; 2018). Danach würde der – bei Pohl ausschließlich heterosexuell gedachte – Mann genau *deshalb* eine feindselige Haltung der Frau gegenüber entwickeln, weil sie in ihm sexuelles Begehren auslöst. Der Mann sei daher nirgendwo schwächer als in der Sexualität. So unterliegt er einerseits dem gesellschaftlichen Druck, autonom und unabhängig zu sein. Andererseits werde aber gerade in seinem Begehren der Frau und in der vermeintlich durch Frauen ausgelösten Erregung spürbar, dass er sehr wohl abhängig ist und vollkommene Beherrschung und Kontrolle eine bloße Illusion darstellen (vgl. Pohl 2010: 17).

»Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus (Freud), schon gar nicht über die eigene Sexualität und den eigenen Körper. – Das weist auf ein grundsätzliches Paradox in der Konstruktion der männlichen Geschlechtsidentität hin, das nicht aufzulösen ist und deshalb immer wieder einzeln und massenhaft in Form einer Zerstörung des Objekts ausbrechen kann: Im Selbstverständnis des vermeintlich starken, autonomen und überlegenen Geschlechts

ist das, was Quelle von Begierde und Lust ist, gerade weil es das ist, zugleich die größte Quelle von Unlust und Angst.« (ebd.)

In der Ausbildung von männlicher Sexualität ist somit »eine ambivalente bis feindselige Haltung gegenüber Frauen und Weiblichkeit eingelagert« (Pohl 2018: o. S.). Bei allen Formen sexueller Gewalt werde die Frau für das Begehren bestraft, das sie in ihm auslöst (ebd.).

Erinnern wir uns daran, dass Nikolas in seiner Darstellung sein körperliches Drängen am liebsten abscheiden will (um sich als purer Geist absolut frei und autonom fühlen zu können), so lässt sich die Abwertung von Jacky damit erklären, dass sie genau das verhindert. Sie löst in ihm Regungen aus, die er um jeden Preis bekämpfen will, und erinnert ihn daran, dass sein Wunsch nach Autonomie nichts als eine trügerische Illusion ist. Durch seine eigene Sexualität und Begehrensstruktur fühlt er sich in hohem Maße abhängig, weshalb sich die Angst vor der Frau auch als »Kontaminationsangst« (Pohl: 2010: 19), das heißt als Angst, *weiblich zu werden*, deuten lässt: »Der Mann fürchtet, vom Weibe geschwächt, mit dessen Weiblichkeit angesteckt zu werden und sich dann untüchtig zu zeigen« (Freud 1918: 219). Weil sich die Sexualität aber nicht »abschaffen« lässt, ist diese Bedrohung permanent (vgl. Pohl 2019: 386 f.).

Auch wenn also die männlich markierten Jugendlichen auf verschiedenste Weise versuchen, die Angst vor Weiblichkeit bzw. die Angst vor der Frau zu verdrängen (etwa in Form von »Vagina«-Witzen), so »bleibt das Verdrängte doch mächtiger als die verdrängende Gewalt« (Sombart 1991: 140, zit. n. Pohl 2010: 17). Männlichkeit ist somit immer fragil und bleibt generell ein permanent bedrohter, krisenhafter Zustand.

»Die Folge ist die Entwicklung einer mehr oder weniger paranoid getönten, im Notfall kampfbereiten Abwehrhaltung, deren unbewusster Kern eine ambivalente, aus Angst, Lust und Hass gekennzeichnete Einstellung zu allem Bedrohlichen ist, das mit Frau und Weiblichkeit assoziiert oder davon abgeleitet wird.« (Pohl 2010: 18)

Entsprechend ist hegemonialer Männlichkeit auch die Abwehr von Homosexualität strukturell eingelagert, worum es im nächsten Abschnitt am Beispiel von Björn gehen wird.

6.1.4.3 Abwehr der Feminisierung und der Kampf gegen »andere« Männlichkeiten

Björn betont in seinem Interview zwar, dass er »nichts gegen Schwule« habe, jedoch zeigt sich in seinen Aussagen deutlich eine homophobe Struktur

und eine massive Abwertung »feminisierter« Männlichkeiten. Bemerkenswert dabei ist, dass seine Vorstellung von Männlichkeit bzw. Männlichkeitsidealen in ihrer konstitutiven Verwobenheit mit sozialem Status bzw. Klasse verhandelt wird. Dies wird beispielsweise daran deutlich, dass und in welcher Weise Björn im Laufe des Interviews immer wieder über die Figur des Hipsters herzieht. Auf meine Nachfrage, was er gegen Hipster habe, antwortet er:

»Also erstens frag ich mich, ob des beim Laufen nich einfach weh tut. So. Weil diese Hosen, des is nich mehr normal. (.) Sorry, Frauen tragen Leggins, keine Männer! Und des is nich mal sexistisch, aber sorry, Frauen sollten Drei / Kleider tragen, und keine Männer. So und äh (..). Tschuldigung, wenn man früher (..) oder was heißt früher, vor fünf Jahren, vor zehn Jahren, als Mann beim Shoppen gesagt hat (verstellte Stimme): ›Ja. Also dieses T-Shirt da, find ich sieht aber nich so ästhetisch aus. Ich hol mir lieber das da‹, warst du ne verdammte Schwuchtel! Weißt du, weil. Also nicht gegen Schwule so, ich hab einige schwule Freunde so, aber dann warst du einfach eine Pussy weißt du. Heutzutage, wirst du doof angekuckt, wenn du in ein H&M reingehst, dir fünf schwarze T-Shirts nimmst, auf die Größe kuckst, zur Kasse gehst, die T-Shirts anguckst / hinlegst und sagst: ›Ja, fünf T-Shirts bitte‹. So und (..) ja ich weiß nich, was des, des is doch keine (..) so diese (..) Hipster des is (..) einfach (.) des zerstört so viel Kultur, die machen so viel (.) kaputt mit ihrem Verhalten, des is unglaublich so, dieses, einfach (...) einfach keine Ahnung [...]. Die linke Szene, also ersten Mai zum Beispiel. (..) Was die f / ick mein, ick hab dieses Jahr auf n ersten Mai auf'n schwarzn Block äh (...) so viele Selfie-Stangen gesehn, (.) bin fast ausgerastet. Ick dachte: ›Wat is 'n hier los?‹. Weißte vor zwei Jahren, da hätten die ganzen Leute, hätte da einer auch nur eine Kamera ausgepackt so einfach nur so vor'm schwarzen Block nur so n Selfie gemacht, dann wär irgendjemand angesprungen gekommen und hätt dem des Handy aus der Hand geschlagen so. So heutzutage da war det normal so und (..) wees nich ansonsten is halt einfach (...). Es is äh die Gentrifizierung so, an der die Hipster natürlich auch recht maßgeblich beteiligt sind, wobei man natürlich nicht pauschalisieren soll und so weiter (.) und, aber (..) ich weiß nich. Ich hab halt mitbekommen, wie ne alte Oma in [Stadtteil], weil sie aus ihrer Wohnung raus musste und morgens um sieben die Bullen bei ihr die Wohnung geratzt ha'm so, ähm und sie da rausgeschmissen ha'm, 'n Herzinfarkt bekommen hat. Damit da drei Monate später in ne komplett sanierte Wohnung zwei Schwaben einziehen können. Weiß nich, find ich echt eklich muss ich sagen. (...) Und ja (5) Männer sind heutzutage halt auch einfach keine Männer mehr, sondern Pussies.«

In dieser Passage verknüpft sich auf signifikante Weise eine bestimmte Vorstellung von Männlichkeit mit einer klassenspezifischen Lebensweise und Kultur. So gründet Björns präsentierte Ablehnung von Hipstern auf zwei Schlüsselmomenten, die argumentativ verwoben werden: Zum einen stellen Hipster (oder zumindest sein Bild von ihnen) Björns Vorstellungen von Männlichkeit infrage. Wenn er sich am Anfang der Sequenz fragt, ob

die engen Hosen beim Laufen nicht wehtäten, spielt er damit nur wenig subtil darauf an, dass sie keine »Eier in der Hose« hätten. Er bezeichnet sie als »Schwuchteln« und »Pussies«, was er vor allem an ihrem Kleidungsstil und ihrer Konsumkultur festmacht. Diese Männer seien keine Männer mehr, sondern in Björns Beschreibung vollkommen verweiblicht. Zum anderen werden Hipster als Vertreter einer privilegierteren sozialen Schicht konstruiert. Das Herziehen über Gentrifizierung, Selfiesticks und deren modebewusstes Konsumverhalten verdeutlicht, dass Hipster mit ökonomischem Kapital in Verbindung gebracht werden. Bereits an anderen Stellen im Interview taucht das Thema der Verachtung von Luxus und Dekadenz auf, was immer wieder auch Hipstern zugeschrieben wird. Vor dem Hintergrund, dass Björn sich selbst in erster Linie Stärke, Macht und Geld wünscht und davon träumt, in allem der Tollste und der Beste zu sein, lässt sich sein Verhältnis zu Hipstern daher am ehesten als narzisstische Kränkung beschreiben, die auf projektive Weise wiederkehrt. Hipster haben bzw. verkörpern aus diesem analytischen Blickwinkel heraus genau das, was er nicht sein und nicht haben kann. Er hat weder ein gutes Handy, noch kann er sich tolle Markenkleidung leisten; schon gar nicht wäre er dazu in der Lage, eine komplett sanierte Wohnung zu finanzieren. Im Gegenteil befindet er sich sogar gänzlich auf der anderen Seite der sogenannten sozialen Schere und muss froh sein, wenn er in absehbarer Zeit überhaupt in einer eigenen Wohnung unterkommen kann. Gerade weil Hipster vermeintlich alles haben können, wovon Björn nur träumen kann, werden sie gehasst und dienen außerdem als Projektionsfläche für alles erdenklich Schlechte, das mit Luxus in Verbindung steht (die Oma fliegt aus der Wohnung und bekommt einen Herzinfarkt; Hipster zerstören Kultur und machen so viele Sachen kaputt).[147] Indem die Figur des Hipsters auf diese Weise konstruiert wird, wird gleichzeitig eine moralische Legitimation geschaffen, um die realen Verkörperungen dieser Figuration zu bekämpfen und abzuwerten.

Dieser Mechanismus wird von Adorno und Horkheimer für den Antisemitismus beschrieben. Durch die Enttäuschung der Individuen über die eigene Perspektivlosigkeit und das Wissen darum, dass sie das Glück, das die

147 Diese Gewalt und Zerstörungskraft lassen sich mit Kleins Konzept der projektiven Identifizierung ebenfalls als destruktive Selbstanteile deuten, die Björn in der Figur des Hipsters projektiv aufbewahren kann (zu diesem Mechanismus siehe Klein 1946; Lohl 2013). So nimmt er in seiner Erzählung an ihnen genau die aggressiven und destruktiven Impulse wahr, die eigentlich von ihm stammen. Man denke nur daran, wie er sich als Tyrann, Diktator und Alleinherrscher imaginiert.

liberalistische Ideologie verspricht, nicht erreichen können, hassen sie all jene, die vermeintlich dieses Glück verkörpern: »Das Hirngespinst von der Verschwörung lüsterner jüdischer Bankiers, die den Bolschewismus finanzieren, steht als Zeichen eingeborener Ohnmacht, das gute Leben als Zeichen von Glück« (Adorno/Horkheimer 2011: 181). Es geht also um das Bild, das Juden zugeschreiben wird. Dieses Bild »trägt die Züge, denen die totalitär gewordene Herrschaft todfeind sein muß: des Glückes ohne Macht, des Lohnes ohne Arbeit, der Heimat ohne Grenzstein, der Religion ohne Mythos. Verpönt sind diese Züge von der Herrschaft, weil die Beherrschten sie insgeheim ersehnen« (ebd.: 208 f.).

So hat es den Anschein, als glaube auch Björn das Glück in den Hipstern verwirklicht. Sein Bild von ihnen als junge verweiblichte Männer, die in Luxus leben, maßgeblich an der Gentrifizierung beteiligt sind und zu ihrem eigenen Vorteil sogar über Leichen gehen, trägt somit strukturell antisemitische Züge. Dies wird auch deutlich, wenn man die Entstehung der Idee von moderner Männlichkeit betrachtet. Mosse rekonstruiert für die Entwicklung des modernen Männlichkeitsstereotyps seit dem 18. Jahrhundert die Imagination und Etablierung eines spezifischen Gegenbilds, das er als »Anti-Typus« bezeichnet und zu dem unter anderen Homosexuelle und Juden gehörten:

> »Das Bild des Juden und das Bild des Homosexuellen ergänzten Ende des 19. Jahrhunderts einander. […] In diesem Zusammenhang ist es kein Wunder, daß die Juden auch ›feminisiert‹ wurden […]. Man beschuldigte sie für gewöhnlich weniger, die Grenze zwischen den Geschlechtern sexuell zu überschreiten, man warf ihnen vielmehr ihre ›Verweiblichung‹ vor. Sie wurden oft als ›zart‹ und ›schwach‹ beschrieben, und ihr angeblich passives, feiges und verschlagenes Verhalten paßte hierzu hervorragend.« (Mosse 1997: 95)

Damit lässt sich vorstellen, dass die Idee moderner Männlichkeit neben Nationalismus, Militarismus und Rassismus auch konstitutiv mit Homophobie und Antisemitismus verknüpft ist. Mosses Verständnis deckt sich also mit Maihofers Analyse des modernen männlichen Subjekts. Was Maihofer jedoch noch hervorhebt, ist, dass sich der Mechanismus der Selbstaffirmierung und Veranderung in der Herstellung von moderner Männlichkeit historisch zentral durch die Abgrenzung von Männern anderer Klassen vollzogen hat (vgl. Maihofer 2019; siehe auch Kap. 2). In dem Hass auf den Hipster, der in Björns Erzählung als Antitypus von Männlichkeit konstruiert und als verweiblicht, dekadent und luxusverwöhnt gekennzeichnet ist, zeigt sich damit

eine strukturelle Verknüpfung von Geschlechter-, Sexualitäts- und Klassenverhältnissen mit Antisemitismus.

6.1.4.4 Das Männlichkeits-Jugendhilfe-Dilemma

Wie ich bereits am Anfang des Kapitels erwähnt habe, befinden sich die beiden Jugendlichen Björn und Nikolas in einer verhältnismäßig prekären Lebenssituation. In der Jugendhilfe stehen ihnen kaum ökonomische und kulturelle Ressourcen zur Verfügung. Zudem erfahren sie aufgrund ihrer sozialen Positioniertheit auf der repräsentativen bzw. diskursiven Ebene vor allem Herabsetzungen, Demütigungen und Diskriminierung. So beispielsweise beschreibt Nikolas, dass andere Menschen Jugendliche in der Jugendhilfe vor allem als Schmarotzer sähen. Er sei gebrandmarkt und andere würden ihn aufgrund dieser »beschissenen« Lebenssituation »runterreduzieren« (siehe Kap. 5.1). Auch Björn beschreibt, dass er sich oft anhören musste, dass er ein »Schmarotzer und Parasit« sei. Diese äußeren Anrufungen korrespondieren mit ihrem eigenen negativen Erleben der Abhängigkeit, Unmündigkeit und Bevormundung. Auf die Frage, wie er die Jugendhilfe erlebt, antwortet Björn:

> »Mittlerweile n bisschen nervig, muss ich ehrlich gesagt gestehn. Weil ick mir halt so denke wozu bin ich achtzehn geworden, wenn ick immer noch um zwölf zuhause sein muss (.) und so weiter und (…). Ja keine Ahnung, es ist halt einfach so, dass ich mir immer noch ab und zu Vorträge anhören muss und so weiter. […] Man stellt sich halt nur so bisschen die Frage: ›Warum bin ich jetzt achtzehn geworden, angeblich erwachsen und werd trotzdem noch behandelt wie 'n Kind?‹«

Entsprechend würde er gerne so schnell wie möglich diesen Zustand verlassen und seine Lebenssituation verändern:

> »Ich muss unabhängig werden, ich muss Geld verdienen so, ich muss irgendwie was machen. Aber insbesondere halt dieses unabhängig werden, dieses auf eigenen Füßen stehn (.) so, und von niemandem abhängig sein, außer dir selber, so, des muss halt langsam einfach sein so, des geht nich mehr. Ich hab da kein Bock mehr die ganze Zeit irgendwie, andern Leuten auf der Tasche zu liegen und sei es nur der Vater Staat, dem man auf der Tasche liegt.«

Beinahe mit den gleichen Worten formuliert es auch Nikolas:

> »[…] Aber so mittlerweile denke ich, sollte ich doch auf eigenen Beinen stehen können und nicht mehr so vom Staat angewiesen sein und so.«

Auch er fühlt sich bevormundet und kleingehalten, beispielsweise was die Kontrolle über seine Medikation anbelangt:

> »[W]eil die nicht glauben, dass dieser ehemalig suizidale Typ dazu fähig ist, seine Pillen selbstständig irgendwie in seine Tagesschublade zu packen, geben wir sie ihm nur einmal die Woche raus. Das ist, das ist doch ziemlich bescheuert. Sie wollen, dass man selbstständig wird, aber sie, sie lassen dann nicht die Möglichkeit, die Pillen selbst zu, reinzutun. Das ist bescheuert.«

In diesen Äußerungen wird deutlich, dass die Jugendlichen ihre Unterbringung in der Jugendhilfe vor allem als einen krisenhaften Zustand der Unselbstständigkeit und Abhängigkeit beschreiben, aus dem sie sich am liebsten befreien würden, zugleich jedoch aber darauf angewiesen sind, weil ihnen sonst kaum oder kein (soziales, kulturelles und ökonomisches) Kapital zur Verfügung steht.

Hieran zeigt sich also eine bemerkenswerte Parallele zu dem von Pohl beschriebenen Männlichkeitsdilemma. Wo auf ihnen der gesellschaftliche Druck lastet, autonom und unabhängig zu sein, bemerken sie nicht nur in ihrem Begehren von Frauen, dass sie abhängig sind. Auch werden sie durch die Sozialarbeiter*innen und die institutionellen Strukturen innerhalb der Jugendhilfe permanent daran erinnert, dass ihre männliche Integrität und der damit zusammenhängende Autonomiewunsch bloße Illusion sind. Wenn sie sich von den Sozialarbeiter*innen »Vorträge anhören müssen« und sich an Ausgangszeiten halten müssen, wenn sie keine Kontrolle über ihr Geld und ihre Medikamente haben, wenn sie als »Schmarotzer« und »Parasiten« beschimpft werden, bekommen sie fortlaufend ihre Abhängigkeit und Schwäche vor Augen geführt. Entsprechend entwickeln sie auch eine ambivalente bis feindselige Haltung gegenüber der Jugendhilfe und den Sozialarbeiter*innen, die zudem noch größtenteils Frauen sind. Dies hat sich nicht nur an den Zitaten von Björn und Nikolas, sondern bereits in der Analyse von Maiks Interview angedeutet (siehe Kap. 5.4). Die Jugendhilfe und die damit zusammenhängenden Ressourcen werden gebraucht und gewünscht, aber genau deshalb auch gehasst und abgewehrt, da ihnen symbolisch das Abhängigsein eingeschrieben ist. In diesem Sinne verstärkt sich durch das Jugendhilfe-Dasein die Psychopathologie fragiler Männlichkeit. Die jungen Männer finden sich in einem noch krisenhafteren, noch bedrohteren Zustand und müssen ggf. noch mehr kompensieren als andere Männer.

6.1.5 Zwischenergebnis III: Jungen in der Krise

Die Analyse hegemonialer Männlichkeit von Jugendlichen in der Jugendhilfe beschäftigte sich zentral mit dem Spannungsverhältnis von Größen- und Omnipotenzfantasien auf der einen Seite und Gefühlen der Ohnmacht, Schwäche und Abhängigkeit auf der anderen Seite, in welchem sich die beiden Jugendlichen bewegen. Im ersten Teil konnte anhand verschiedener Interviewauszüge gezeigt werden, wie sich Nikolas und Björn selbst als souveräne und überlegene Subjekte artikulieren und andere Menschen abwerten, während sie sich zugleich in einer prekarisierten und marginalisierten sozialen Position befinden. Durch die szenische Rekonstruktion einer Sequenz aus Björns Interview wurde herausgearbeitet, dass seine Superioritätsinszenierung der Abwehr seiner eigenen unliebsamen Gefühle von Scham, Schwäche und Ohnmacht dient. Die szenische Rekonstruktion von Nikolas' Interview zeigte eine ähnliche Psychodynamik. Indem Nikolas Vulven fantasiert und verspottet, lässt sich eine (verdrängte) Angst vor Weiblichkeit abbilden, die sich als Angst davor deuten lässt, selbst nicht männlich (genug) zu sein. In einer verdichteten Analyse beider Interviews werden verschiedene Abwehrvorgänge sowie Selbstaffirmierungs- und Veranderungsprozesse sichtbar:

Erstens zeigte sich, in welcher Weise Körper und Triebe abgewehrt und abgewertet werden. Die Idee einer vollkommenen Autonomie und die Fantasie des reinen Geistes wird als Ideal gepriesen und dient als Grundlage eines (männlichen) Selbstverhältnisses.

Zweitens manifestierte sich in den Aussagen der jungen Männer eine sexuelle Aggressivität und feindselige Haltung gegenüber Mädchen und Frauen. Auch hier wird ein männliches Selbstverhältnis dadurch hergestellt, dass alles Weibliche als Anderes herabgesetzt und bekämpft und im Zuge dessen eine Position männlicher Überlegenheit konstituiert wird. Gerade weil die männliche Suprematie durch alles, was mit Weiblichkeit assoziiert ist, permanent bedroht wird, ist Männlichkeit immer ein fragiler Zustand, der durch die Bekämpfung von allem Weiblichen fortlaufend hergestellt und erneuert werden muss.

Diese »kampfbereite Abwehrhaltung« (Pohl 2015: 12) zeigt sich *drittens* auch gegenüber anderen Männern, die als schwul oder feminin wahrgenommen werden und einer sozioökonomischen Klasse zugeordnet werden, die mit Luxus und Wohlstand verknüpft ist.

Viertens ringen die beiden Jugendlichen mit der Jugendhilfe bzw. ihrem Jugendhilfe-Dasein. Sie erleben ihre Autonomie durch die Institution und die Sozialarbeiter*innen als bedroht und entfalten ihren Unabhängigkeitswunsch darüber, dass sie das Hilfesystem ablehnen und kundtun, dass sie es eigentlich nicht brauchen.

Alle diese Aspekte bilden relevante Mechanismen ab, durch die ein spezifisch männliches Selbstverhältnis entwickelt und artikuliert wird. Damit lässt sich vor allem an die Männlichkeitstheorien von Pohl (Männlichkeitsdilemma) und Maihofer (das moderne männliche Subjekt) anschließen. Pohl und Maihofer stimmen darin überein, dass Männlichkeit grundsätzlich einen krisenhaften Zustand darstellt: Gerade die Spannung von Omnipotenzbegehren/Autonomie und Schwäche/Abhängigkeit ist konstitutiv für ein männliches Selbstverhältnis. Genau in dieser Widersprüchlichkeit liegt der Kern dessen, was Männlichkeit ausmacht. Einerseits müssen Jungen/Männer potent sein, alles im Griff haben, der Beste und der Tollste sein und stets vollkommen autonom und souverän agieren. Andererseits machen sie die Erfahrung von Abhängigkeit. Sie sind abhängig von Mädchen/Frauen, was sie vor allem in ihrem sexuellen Begehren spüren, aber auch von Beginn ihres Lebens an in ihrer Beziehung zur Mutter. Damit erfahren sie ihre Autonomie grundlegend infrage gestellt. Durch dieses Dilemma ist Männlichkeit *strukturell immer* in der Krise. Sie ist per se ein fragiler, instabiler, krisenhafter Zustand, der immer wieder hergestellt werden muss:

> »In männlich hegemonialen Kulturen unterliegen Männer dem mehr oder weniger starken Druck, sich nicht nur als ein anderes, sondern immer wieder als das wichtigere und überlegene Geschlecht zu ›setzen‹ und ›im Notfall‹ zu beweisen. Diese überlegene Männlichkeit muss erst hergestellt, gleichsam in die Seele und in den Körper der Jungen und Männer eingeschrieben werden. Als kulturelles und psychosoziales Konstrukt gilt Männlichkeit vor diesem Hintergrund als ein fragiler Zustand, der in äußeren und inneren Krisenzeiten immer wieder ›repariert‹ oder gar neu hergestellt werden muss.« (Pohl 2015: 11)

In diesem Sinne ist das, was sich in diesem Kapitel bei Nikolas und Björn gezeigt hat – ihr Ringen innerhalb der beiden Pole von Omnipotenz und Schwäche sowie ihre Versuche, sich als überlegenes Subjekt zu setzen und andere abzuwerten –, nicht spezifisch für ihren sozialen Status oder ihre Positioniertheit als Jugendliche in der Jugendhilfe. Vielmehr geht es bei diesem Spannungsverhältnis erstmal vor allem um Männlichkeit bzw. um ein männliches Selbstverhältnis, das in der bürgerlich-patriarchalen Gesellschaft alle Jungen und Männer betrifft. Die Mechanismen (von Selbstaffirmierung und Veranderung, Weiblichkeitsabwertung und sexualisierter

Aggression, Abwehr von Schwäche und Unsicherheit, Omnipotenzgehabe und Autonomieansprüchen), die sich in den Interviews der beiden jungen Männern gezeigt haben, sind also zuallererst eine geschlechtsspezifische Anforderung, die an sie *als Männer* gestellt werden. Das heißt, sie *müssen* sich in dieser spezifischen Weise subjektivieren, um intelligibel zu sein: sich in gewisser Weise als souverän setzen und eine aktive Unterscheidung in Bezug auf das andere Geschlecht betreiben, um einen bestimmten Status als Mann herzustellen, also als Mann (an)erkannt zu werden. So weist etwa Bourdieu nachdrücklich darauf hin, dass »die Dispositionen, die die Männer dazu bringen, die Herrschaft zu beanspruchen und auszuüben, nichts Naturwüchsiges [sind]« (Bourdieu 2016: 90). Sie müssen erst in einer »langwierige[n] Sozialisationsarbeit […], einer Arbeit der aktiven Unterscheidung in Bezug auf das andere Geschlecht, konstruiert werden« (ebd.), um einen Status als richtiger Mann, als männlich und mannhaft zu erlangen. Björns und Nikolas' Strategien, Frauen, Weiblichkeit und feminisierte Männer innerlich zu bekämpfen und Gefühle von Schwäche oder Unsicherheit zu verbannen, um sich auf diese Weise als überlegen zu setzen, lassen sich somit als Versuche verstehen, sich als hegemoniales männliches Subjekt zu konstituieren. Sie versuchen, ein Ideal von Männlichkeit zu erreichen und eine hegemoniale Norm zu erfüllen, um als (richtige) Männer anerkannt zu werden. In der vorherrschenden bürgerlich-patriarchalen Gesellschaft bedeutet das eben vor allem eine »libido dominandi« (ebd.: 42) – das Begehren, zu herrschen – auszubilden und zu repräsentieren.

Wenn heute von Männlichkeit in der Krise gesprochen wird, geht es genau darum, dass diese hegemonialen Männlichkeitsnormen angesichts gegenwärtiger Bedingungen nicht mehr als solche realisiert werden können. Wenngleich Männlichkeit bereits grundsätzlich strukturell krisenhaft ist, so haben sich die äußeren Bedingungen zudem derart verändert, dass es gegenwärtig noch schwieriger ist, sich als überlegenes, souveränes und autonomes Subjekt zu setzen. Während dieses Ideal für den bürgerlichen Mann im ausgehenden 19. Jahrhundert durch die rechtliche Vorherrschaft im Privaten (als Oberhaupt der Familie) und durch die Verknüpfung des Mannes mit der öffentlichen Sphäre (der Staat als Männerstaat und der Mann als Ernährer) eine starke materielle Grundlage hatte, wurde – vor allem auch durch die Frauenbewegung – diese Selbstverständlichkeit männlicher Herrschaft zunehmend infrage gestellt und die gesellschaftliche Macht von Männern grundlegend erschüttert (vgl. Demirović/Maihofer 2013: 44; Maihofer 2019; Bourdieu 2016: 154).

»Allemal sind inzwischen eine Reihe gesellschaftlicher Bereiche wie die Erwerbssphäre, die Familie, das Bildungssystem, die Politik oder die Medien, die bislang zentral für die Reproduktion der traditionellen hegemonialen Männlichkeit waren, in grundlegender Veränderung begriffen. Mit anderen Worten: Die *Reproduktionsbedingungen* traditioneller hegemonialer Männlichkeit beginnen zu schwinden. […] Dies führt zunehmend zu gesellschaftlichen Konflikten und Auseinandersetzungen um die Dominanz zwischen verschiedenen Männlichkeitskonzeptionen und -praxen.« (Demirović/Maihofer 2013: 44)

Durch die Veränderungen der gesellschaftlichen Bedingungen ist es also schwerer geworden, den hegemonialen Männlichkeitsanforderungen von Autonomie, Souveränität und Suprematie gerecht zu werden. Männer können ihre Potenz nicht mehr in dieser Weise reproduzieren, wodurch sie sich klein und elend fühlen, aber nach wie vor mit der Norm konfrontiert sind bzw. den Anspruch an sich stellen, der Tollste und der Beste zu sein.

Während es also für Männer grundsätzlich schwieriger geworden ist, dieses Männlichkeitsideal zu erfüllen, so ist es für marginalisierte Männlichkeiten wie die von Björn und Nikolas nahezu unmöglich, einen Status von Macht, Reichtum und Suprematie zu erlangen.[148] Doch gerade, weil das männliche Selbstbild noch immer in einem hohen Maße mit Arbeit verknüpft ist, sind diese jungen Männer in der Jugendhilfe mit einer enormen Kränkung konfrontiert, da ihre Aufstiegs- und Bildungsmöglichen von Anfang an massiv beschnitten sind. Sie befinden sich folglich in einem

148 Das heißt jedoch nicht, dass sie von diesem Ziel ablassen. Alle von mir interviewten jungen Männer grenzen sich massiv von gewöhnlichen Arbeitern und einer prekären Erwerbsbiografie ab und sehen sich stattdessen für Höheres bestimmt. Sie fantasieren von Erfolg und Status, meist jedoch, ohne eine konkrete Idee davon zu haben, wie sie das realisieren könnten. Dies hat sich bereits eindrücklich bei Maik in Kapitel 5.4 gezeigt, der kein normales Leben will, bei dem er jeden Tag von früh bis spät arbeiten muss und trotzdem nicht viel Geld hat, sondern am liebsten eine App entwickeln und damit Millionen verdienen würde. Eine ähnliche Struktur wird auch bei Nikolas deutlich. Auch er will sich für keine »niederen« Arbeiten hergeben, sondern sieht sich für Größeres bestimmt: »Ich werd auf jeden Fall nicht so ne scheiß Arbeitsdrohne sein, die in irgend'nem Bürogebäude versauert. Und, und irgendwas Untergeordnetes in dieser komischen bürokratischen Hierarchie machen wird. Und auch nichts anderes als dritter Stand, zweiter Stand und erster Stand. Wär doch scheiße, ich will dann eher so ein Aufklärer sein. Zwar nicht so, wie (…) Immanuel Kant oder Lessing oder so, aber ich weiß nicht, irgendwas, irgendwas ziemlich Feierliches werde ich machen.« Auch für Björn, der seine Schule ohne Abschluss abgebrochen hat, steht fest, dass er auf keinen Fall eine Arbeit machen will, die ihm keinen Spaß macht. Er hängt abstrakten Fantasien von Macht und Status nach, wünscht sich, eines Tages Großes zu leisten, und benennt als seine Vorbilder Karl Marx oder Galileo Galilei. Jedoch kann er sich nicht vorstellen, nochmals die Schule zu besuchen, und hat keine konkrete Vorstellung davon, was er im Leben machen möchte.

noch größeren Dilemma, weil sie aufgrund ihrer sozialen Positioniertheit noch weiter von diesem Männlichkeitsideal entfernt sind, sie ihre Potenz noch weniger beweisen können als Männer, die beispielsweise ökonomisches Kapital mitbringen oder in der Erwerbssphäre erfolgreich sind und Anerkennung erfahren. Somit verstärkt und vervielfacht sich das Männlichkeitsdilemma durch ihre soziale Position und gesellschaftliche Marginalisierung. Sie befinden sich in einem noch fragileren, krisenhaften Zustand, den sie entsprechend der hegemonialen Männlichkeitsnorm zu kompensieren suchen.

Aus diesem Grund ist es möglicherweise so schwierig, die beiden männlichen Jugendlichen auch in ihrem Ringen und in ihren Verletzlichkeiten wahrzunehmen und ihnen empathisch und verständnisvoll zu begegnen. Denn, obwohl beide in zahlreichen Passagen von schlimmen und schmerzhaften Erfahrungen, von Gewaltverhältnissen, emotionalem Verlust sowie psychischem und physischem Leid erzählen, werden sie in den Interpretationsgruppen lediglich als »Narzissten« und »Psychopathen«, »Sexisten« und »Macker« erinnert. In der Interpretationsgruppe von Björns Interview bleibt die Stimmung ausgelassen und belustigt – er wird als niedlich und amüsant sowie als lächerlich und unglaubwürdig wahrgenommen. Bei der Interpretation von Nikolas' Interview wird der Jugendliche vor allem pathologisiert und als potenzieller Vergewaltiger und Attentäter gesehen. Auch an mir selbst beobachte ich wiederholt Impulse, die beiden jungen Männer zu verurteilen, anstatt zuallererst im Sinne qualitativer Forschung durch Offenheit zu versuchen, eine Haltung des Verstehens einzunehmen. Etwas macht es enorm schwierig, die beiden Männer in ihrer Verletzlichkeit und der Komplexität ihrer Erfahrung sehen zu können, was nicht zuletzt mit ihrem Ideal von Männlichkeit zusammenhängt, in dem Sinne, dass sie bereits selbst versuchen, jede Form von Schwäche abzuwehren und zu verbannen.

Wenn davon ausgegangen wird, dass Sozialarbeiter*innen in ihrer alltäglichen Praxis mit diesen Jugendlichen die gleichen Schwierigkeiten haben – zumal die Fachkräfte oftmals noch mit unmittelbaren Abwertungen durch die Jugendlichen konfrontiert sind –, so erklärt sich eine spezifische (Geschlechter-)Dynamik, die sich oftmals in der professionellen Beziehung zwischen (männlichen) Jugendlichen und (meist weiblichen) Betreuenden beobachten lässt. Björn, Nikolas sowie Maik haben alle zum Zeitpunkt meiner Feldforschung eine weibliche Bezugsbetreuerin. Während die interviewten jungen Frauen wie Sophia oder Lucy auch von positiven

Erfahrungen mit Sozialarbeiter*innen berichten oder von engen, persönlichen Beziehungen zu ihren Bezugsbetreuer*innen erzählen, finden sich solche positiven Bezugnahmen von den jungen Männern in Bezug auf ihre Betreuer*innen nicht. Hier dominieren Abgrenzungen, Abwertungen und Erzählungen davon, dass sie die Sozialarbeiter*innen eigentlich nicht brauchen würden. Wie im Laufe dieser Arbeit aber mehrfach deutlich wurde, sind die Jugendlichen durchaus auf die Jugendhilfe angewiesen und bekommen in diesem System zudem noch häufig ihre Abhängigkeit zu spüren. So etwa, wenn es den Zwang gibt, an den Gruppenplenen teilzunehmen (siehe Kap. 4.1.1), oder wenn die Heranwachsenden mit Sanktionen oder Entlassungen konfrontiert sind (siehe Kap. 5.4.3). Während die jungen Männer also auf der einen Seite ihre Abhängigkeit von dieser Institution zu spüren bekommen, erfahren sie auf der anderen Seite wenig Zuwendung und Unterstützung. Das mag sicherlich damit zu tun haben, dass sie sich selbst nicht besonders gut auf die Jugendhilfe einlassen (können) und mögliche Hilfeangebote aktiv zurückweisen. Gleichzeitig könnte hier aber auch das vorherrschende Geschlechterverhältnis und die Frage von Sexualität ein relevanter Aspekt sein.[149] Stellen wir uns vor, dass ein junger Mann – wie etwa Maik oder Nikolas – in der Nacht vor seiner Prüfung Panik bekommt und Unterstützung braucht, gestaltet sich diese Situation plötzlich kompliziert. Durch das Sexualitätstabu in der Jugendhilfe und das

---

149 Dies deutet sich beispielsweise in den Bezugnahmen von Sophia und Lucy auf ihre jeweiligen Bezugsbetreuer*innen und in den darin eingelagerten Wünschen an. So sagt Lucy, dass sie mit ihrer ehemaligen Bezugsbetreuerin »total eng« war, aber »jetzt habe ich einen neuen«. Hier stellt sie fest, dass es Sozialpädagog*innen gibt, die ihre Arbeit »nicht mit ihrem, mit ihrem Lust und mit ihrer Leidenschaft« machen, während ihre vorherige Betreuerin wusste, »was ich grade nötig hab und was nicht«. Diese Formulierungen verweisen darauf, dass Lucys Vorstellungen und Wünsche auch eine libidinöse Komponente haben, welche auch bei Sophia anklingt, wenn diese von ihrer Bezugsbetreuerin Anja schwärmt und in diesem Zusammenhang sagt: »Des klingt voll komisch, als ob ich voll verliebt wäre in sie oder so«; »Oh mein Gott, ich werde sterben, wenn sie weg ist.« Bei beiden schwingen also Bedürfnisse und Adressierungen mit, die durchaus auch libidinös besetzt sind. Da die jungen Frauen hier aber von ihren weiblichen Bezugsbetreuerinnen sprechen und wir in einer heteronormativ strukturierten Gesellschaft leben, dürfen diese Besetzungen sein, ohne dass sie zu einem manifesten Problem werden. Es ist für die Sozialarbeiter*innen sogar möglich, einen Teil dieser Bedürfnisse zu erfüllen, indem etwa Anja in der Nacht zu Sophia fährt und ihr beim Lernen hilft oder die Betreuerin Lucy ein kleines Geschenk mitbringt mit den Worten: ›Hier, das habe ich gesehen und musste direkt an dich denken.‹ Bei (heterosexuellen) Mädchen und (heterosexuellen) Betreuerinnen in einer heteronormativ strukturierten Gesellschaft ist es möglich, diese Bedürfnisse bis zu einem gewissen Grad auszuleben, ohne dass es besonders auffällt, als anrüchig gilt oder problematisiert wird.

Abstinenzgebot kann eine heterosexuelle Betreuerin nicht ohne Weiteres in der Nacht alleine in die Wohnung des Jugendlichen fahren, da sonst die Gefahr einer libidinösen Aufladung der Situation bestünde.[150] Es zeigt sich im Material dementsprechend ein klar geschlechtsspezifischer Umgang. Während etwa Lucy und Sophia auch emotionale Nähe in den Beziehungen zu den Sozialarbeiter*innen erfahren, wird den jungen Männern viel distanzierter begegnet. Sie werden wiederholt allein gelassen oder emotional zurückgewiesen, obwohl sie möglicherweise die gleichen Wünsche und Bedürfnisse haben wie die Mädchen.[151] Als Folge entwickeln die Jungen – wie es sich in Kapitel 5.4 bei Maik eindrücklich gezeigt hat – eine emotionale Kälte, Härte und Bindungslosigkeit oder, wie es hier im Anschluss an Pohl heißt, eine »paranoide Abwehr-Kampf-Haltung« (Pohl 2019: 295). Das heißt, in der Jugendhilfe wird die Ausbildung einer spezifischen Männlichkeit möglicherweise noch verstärkt, ohne dass es den Sozialarbeiter*innen bewusst wäre.

In diesem Sinne lässt sich zusammenfassend sagen, dass es drei Aspekte oder drei spezifische Kränkungen sind, welche das männliche Selbstverhältnis der beschriebenen Jugendlichen in der Jugendhilfe zentral prägen:

Die erste Kränkung resultiert aus dem Männlichkeitsideal der jungen Männer und der gesellschaftlichen Krise von Männlichkeit. Die Jugendlichen sind in dieser hetero-patriarchalen, bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft mit einem vorherrschenden Bild von Männlichkeit sozialisiert, das mit Stärke, Autonomie, Macht und Souveränität verknüpft ist. Dass dieses Bild angesichts der Krise von Männlichkeit in unserer Gesellschaft jedoch zunehmend infrage gestellt wird, erleben die Jugendlichen – wie an Björns Hipsterhass deutlich wird – vor allem als Bedrohung. Obwohl sie selbst auch negativ davon betroffen sind, wünschen sie sich hegemoniale Männlichkeit zurück, in der sie zumindest gegenüber Frauen und

150 Das zeigt sich etwa, als Nikolas tatsächlich an einem Wochenende abends emotionale Unterstützung brauchte. Nachdem er von den Sozialarbeiter*innen abgewiesen wurde, wandte er sich an seine Lehrerin, die sich seiner annahm, was aber von den Betreuer*innen massiv problematisiert wurde. Denn es entspannte sich eine enge Beziehung zwischen Nikolas und seiner Lehrerin, die sich regelmäßig mit ihm außerhalb der Schule verabredete, um ihn bei einem Buchprojekt zu unterstützen, was die Sozialarbeiter*innen als übergriffiges Verhalten deuteten und zu unterbinden versuchten.

151 So erzählt beispielsweise Björn im Interview, dass er an dem Tag seiner Abschlussprüfung entschieden hat, nicht an dieser teilzunehmen und stattdessen die Schule komplett abzubrechen. Auch Maik formuliert klar das Bedürfnis, nicht immer nur mit einem Sozialarbeiter zu reden, sondern auch einfach mal mit diesem »als Menschen«.

bestimmten anderen Männern Überlegenheit demonstrieren und Suprematie beanspruchen können. Die Kränkung, sich nicht mehr als überlegenes Geschlecht zu erleben, zeigt sich etwa in der mehr oder weniger latenten Misogynie in den Aussagen von Björn, Nikolas und Maik.

Die zweite Kränkung lässt sich als Folge des Neoliberalismus und des spezifischen sozialen Status der Jugendlichen beschreiben. Während die Jugendlichen mit dem neoliberalen Versprechen, wonach jeder seines Glückes Schmied sei, konfrontiert sind und angerufen werden, sich in diesem Sinne zu subjektivieren, wissen die Jugendlichen um ihren sozialen Status und die Begrenztheit ihrer Möglichkeiten (siehe Kap. 5). Die daraus resultierende Kränkung zeigt sich unter anderem in dem Hass auf Hipster oder auf Altersgenossen, die erfolgreicher und/oder ökonomisch bessergestellt sind.

Die dritte Kränkung erleben sie im Kontext der Jugendhilfe. Nicht nur erfahren sie auf sozioökonomischer Ebene Abhängigkeit von der Institution Jugendhilfe, wodurch ihnen kaum materielle Ressourcen zur Verfügung stehen und sie im gesellschaftlichen Diskurs abgewertet werden. Auch sind sie auf psychosozialer Ebene auf Hilfe und Unterstützung der Sozialarbeitenden angewiesen, die ihnen jedoch oftmals verwehrt bzw. vorenthalten wird.

Nachdem ich mich bis hier intensiv mit Männlichkeit(en) in der Jugendhilfe und männlichen Selbstverhältnissen beschäftigt habe, möchte ich nun auf die Herstellung von Weiblichkeit(en) und die geschlechtlichen Selbststilisierungen der jungen Frauen in der Jugendhilfe eingehen.

6.2 »Das andere Geschlecht«[152]? Weibliche Selbstverhältnisse

Durch die Transformationen der Gesellschafts- und Geschlechterverhältnisse in den letzten Jahrzehnten haben sich auch die Anforderungen an Mädchen und Frauen und damit zusammenhängende Vorstellungen von »weiblicher Devianz« grundlegend gewandelt: Bis in die späten 1960er Jahre wurde abweichendes Verhalten bei Mädchen vorwiegend als sexuelle Verwahrlosung gedeutet (vgl. Schmidt 2002; Gehltomholt/Hering 2006). Das heißt, dem bürgerlichen Ideal der tugendhaften, häuslichen, sich auf die Ehe und Mutterschaft vorbereitenden Jungfrau wurde das sittenlose, unzüch-

152 Deutscher Titel von Simone de Beauvoirs 1949 in Frankreich erschienenem Werk zu »Sitte und Sexus der Frau« (Beauvoir 2017).

tige Mädchen als Prototyp weiblicher Jugenddevianz gegenübergestellt.[153] Gemäß diesen geschlechtlichen Normvorstellungen zielten die damaligen sozialarbeiterischen Interventionen bzw. Maßnahmen bei Mädchen in den Jugendheimen in erster Linie auf »Versittlichung« und »Verhäuslichung« (Gehltomholt/Hering 2006: 25) der abweichenden Subjekte.[154]

Seit den sozialen Bewegungen und feministischen Kämpfen der 1970er Jahre hat eine Pluralisierung der geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen stattgefunden. Versittlichung und Verhäuslichung stellen keine pädagogischen Ziele mehr dar. Im Gegenteil, heute *sollen* Frauen erwerbstätig sein, queere Existenzweisen und Lebensentwürfe erfahren zunehmend Anerkennung und »voreheliche« und/oder jugendliche Sexualität stellt längst keinen Tabubruch mehr dar. Das Ideal des keuschen, häuslichen Mädchens wurde im Neoliberalismus abgelöst durch das selbstbewusste, erfolgreiche »Top Girl« (McRobbie 2010), für das Sexyness als vermeintliches Zeichen von Emanzipation und Freiheit eine wichtige Ressource darstellt.

Angesichts der veränderten Gesellschafts- und Geschlechterverhältnisse will ich in diesem Kapitel den vergeschlechtlichten Selbstverhältnissen der befragten Mädchen und Frauen nachgehen. Mich interessiert, wie sie

---

153 Im 20. Jahrhundert war es mit dem 1952 zum Einsatz gelangenden Jugendwohlfahrtsgesetz, das erst 1990 reformiert wurde, üblich, dass Jugendliche unter dem Tatbestand der Verwahrlosung (§ 64 JWG) in Fürsorgeheime eingewiesen wurden. Während in Bezug auf männliche Jugendliche der Verwahrlosungsbegriff vor allem in Zusammenhang mit Lohnarbeit gedacht wurde und etwa das Herumstreunen, Arbeitsunlust oder Arbeitsverweigerung umfasste, war die Zuschreibung von Verwahrlosung bei Mädchen eher auf sittlichem und sexuellem Gebiet angesiedelt (vgl. Gehltomholt/Hering 2006: 24). »Einweisungen in die Heime erfolgten beispielsweise bereits, wenn Mädchen sich ›in schlechter Gesellschaft‹ befunden hatten (ohne, dass deutlich geworden wäre, was an der Gesellschaft schlecht war), wenn sie geschminkt und aufreizend gekleidet waren, wenn sie nach einem Tanzvergnügen nachts nicht nach Hause gekommen waren (›weil der letzte Bus schon weg war‹), wenn die Eltern ihnen ›abnorme Formen‹ der Selbstbefriedigung unterstellten, wenn sie einen Hang zu ›Perversionen‹ zeigten [wozu etwa Homosexualität zählte, Anm. d. Verf.], wenn sie als Minderjährige ein sexuelles Verhältnis mit einem jungen Mann eingingen – und natürlich umgehend, wenn sie geschlechtskrank waren. Als sexuell verwahrlost galten aber auch Minderjährige, die schwanger wurden, ebenso wie Mädchen, die vergewaltigt oder zu Hause einem Missbrauch ausgesetzt worden waren« (ebd.: 123).

154 Zentrales Ziel der pädagogischen Interventionen war es etwa, die jungen Frauen »in der Ausrichtung auf den katholischen Glauben und die dazugehörige Weltanschauung zu erziehen« (ebd.: 91), was bedeutete, dass die Mädchen vor allem auf ihre zukünftige Funktion als Ehefrau und Mutter hin orientiert wurden. Als oberste Erziehungsziele wurden beispielsweise die Erziehung zur Hausarbeit und Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit formuliert (vgl. ebd.). Als Voraussetzung für die Resozialisierung der jungen Frauen galt »eine feste Bindung zu einem Mann, besser noch die Heirat und Familiengründung« (ebd.: 28) als unabdingbar.

auf Geschlecht Bezug nehmen, welche Vorstellungen von Weiblichkeit vorherrschen und welche vergeschlechtlichten Selbststilisierungen und Orientierungsmuster sichtbar werden.

6.2.1 Weiblichkeit als Wahrgenommensein

Auffällig in den Interviews mit den jungen Frauen – insbesondere auch im Kontrast zu den Interviews mit den jungen Männern – war, dass nahezu jedes Mal die Themen Aussehen, Schönheit und Styling angesprochen wurden. Viele Mädchen benennen in ihren Interviews explizit die wichtige Rolle von Schönheits- und Körperpraxen und erzählen teilweise ausführlich von ihren Beautymaßnahmen und davon, wie sie ihren Körper stylen, verändern, schön machen und bearbeiten. So beispielsweise berichten einige Mädchen, dass sie morgens mehrere Stunden damit verbringen, sich »fertig zu machen«, wobei sie neben der Körperhygiene vor allem mit Styling, Make-up und Frisieren beschäftigt sind. Einige der jungen Frauen stehen sogar um 5 Uhr morgens auf, damit sie genug Zeit haben, sich herzurichten, bevor sie pünktlich um 8 Uhr in der Schule sein müssen. Ihr Körper und ihr körperliches Erscheinungsbild ist wichtig für ihr Selbstverhältnis. So beispielsweise betont Lucy (19):

> »Ich bekomme ja sehr viel Bestätigung dazu, dass ich gut aussehe oder dass ich 'n hübsches Mädchen bin oder / ohne, dass ich des verlange. Also es ist wie so 'n Schmuckstück, der immer so glänzt, ja.«

An anderer Stelle sagt sie:

> »Mittlerweile, komm, guck mich doch an, ich fühl mich doch total gut dabei oder beziehungsweise, schenk mir doch MEHR Aufmerksamkeit hier, ne, und ähm, ja, ist gut.«

Auch andere Mädchen reden davon, welche Rolle Körper und Schönheit spielen, und betonen, dass es ihnen wichtig ist, »gut auszusehen«. Die Bewertung durch andere und insbesondere die Anerkennung von Jungen und Männern spielen dabei eine zentrale Rolle, was etwa daran ersichtlich wird, dass mehrere Mädchen erzählen, wie die Intensität und Häufigkeit der Beschäftigung mit Make-up abnehmen, wenn sie sich in einer festen Beziehung befinden, und wieder zunehmen, wenn sie Single sind.

Gut auszusehen und sich schminken »zu müssen«, wird von den Mädchen als geschlechtsspezifische Anforderung wahrgenommen, die lediglich Mädchen und Frauen betreffen würde. So argumentiert Roxy (16):

»Mädchen achten so viel auf ihr Aussehen, weil, Männer sind halt total so, die Frau muss denen gefallen, schön sein, geschminkt sein, aber Männer schminken sich GAR nicht und wir Frauen lieben die und 's ist halt oft leider ma, andersrum. So, wir machen uns schön und schminken uns abends wieder ab und sehen aus wie, weiß ich nicht, und die Männer machen gar nichts und müssen wir trotzdem so schön finden.«

Diese Beobachtung von Roxy benennt zwei unterschiedliche Positionen im Geschlechterverhältnis: Subjekt und Objekt. Männer werden als diejenigen beschrieben, die Frauen betrachten und die somit eine aktive Rolle einnehmen, während Frauen diejenigen sind, die betrachtet werden und deshalb zu einer bestimmten Schönheitspraxis gezwungen seien. Roxy beschreibt also einen Zusammenhang von weiblicher Subjektivierungsweise und Körperlichkeit, womit ihre Beschreibung erstaunlich stark mit Bourdieus Analyse weiblicher Sozialisation als »Wahrgenommen-Sein« korrespondiert. In *Die männliche Herrschaft* beschreibt Bourdieu, dass die weibliche Sozialisation in erster Linie dadurch gekennzeichnet ist, ein Körper zu werden, der vom männlichen Auge wahrgenommen und nach männlichen Kategorien bewertet wird:

»Alles in der Genese des weiblichen Habitus und dessen Aktualisierungsbedingungen wirkt darauf hin, aus der weiblichen Körpererfahrung den Extremfall der allgemeinen Erfahrung des Körpers-für-andere zu machen, der unablässig der Objektivierung durch den Blick und die Reden der anderen ausgesetzt ist.« (Bourdieu 2016: 112)

Die männliche Herrschaft mache die Frauen zu symbolischen Objekten, »deren Sein *(esse)* ein Wahrgenommen-werden *(percipi)* ist« (ebd.: 117). Daraus folgt, dass Frauen in einen permanenten Zustand körperlicher Verunsicherung und damit symbolischer Abhängigkeit von Männern versetzt werden, da sie »zuallererst für und durch die Blicke der anderen, d. h. als liebenswürdige, attraktive, verfügbare *Objekte* [existieren]« (ebd.: 117). Diese Abhängigkeit erklärt, warum Frauen im heteronormativen Gefüge so sehr nach männlicher Aufmerksamkeit streben, dem männlichen Betrachter gefallen und sich begehrt fühlen wollen. Denn nur das Bestehen vor dem männlichen Blick vermag es, die Bestätigung zu geben, im eigenen (körperlichen) Sein richtig zu sein.

Die Anforderung an Mädchen, schön bzw. Körper zu sein, ist heute immer noch wirkmächtig. Während sich die symbolische Abhängigkeit von

Frauen bis Mitte des letzten Jahrhunderts jedoch vor allem in persönlichen Beziehungen zeigte, hat sich nach McRobbie (2010) die Macht über die Körper der Frauen heute in erster Linie auf die Konsumsphäre verschoben. Der »Mode-Schönheitskomplex« würde heute in erster Linie die Arbeit des Symbolischen übernehmen und die Frauen anrufen, ihren Körper ein Leben lang zu bearbeiten und ihn ins Zentrum weiblicher Identität zu stellen (vgl. McRobbie 2010: 98). In diesem Sinne ist es nicht verwunderlich, dass die Mädchen viel Zeit und Muße in die Bearbeitung ihrer Körper stecken und bemüht sind, sich dem hegemonial weiblichen Erscheinungsbild anzunähern. Allerdings erscheint es vor diesem Hintergrund geradezu paradox oder zumindest irritierend, dass sich einige Mädchen auf der körperlichen Ebene betont weiblich inszenieren, sich jedoch zugleich verbal von Weiblichkeit und vermeintlich weiblichen Eigenschaften abgrenzen und stattdessen mit dem Jungesein und männlich konnotierten Eigenschaften identifizieren. Mehrere Mädchen geben an, dass sie mit Weiblichkeit oder »Mädchengehabe« nicht klarkommen würden oder selbst »ganz anders« seien als andere Mädchen. Sie würden daher Freundschaften mit Jungen vorziehen und den Kontakt zu anderen Mädchen eher meiden oder auf ein Minimum reduzieren. Was es mit diesen widersprüchlichen Artikulationsweisen auf sich hat, will ich zunächst anhand von Marie (17) untersuchen.

Marie führt in mehreren Erzählpassagen detailliert aus, wie sie regelmäßig ihren Typ verändert – wie sie sich kleidet, stylt und ihre Haare unterschiedlich färbt –, und betont, dass sie nicht ungeschminkt aus dem Haus gehen würde. Sie berichtet davon, dass ein Großteil ihres Geldes in ihre Nägel und Kosmetikprodukte fließt und dass sie Probleme damit hat, heute nicht mehr so dünn zu sein, wie sie mit vierzehn gewesen sei. Vor allem in ihren Erzählpassagen wird nicht nur deutlich, dass Körper und Aussehen ein wichtiges Thema für Marie darstellen. Sie ist zudem mit künstlichen Nägeln, Make-up und mit mal blond, mal rot, mal schwarz gefärbten – aber auf jeden Fall immer langen – Haaren auch bemüht, ein weiblich konnotiertes Aussehen hervorzuheben. Somit kommt es für mich im Interview zunächst äußerst überraschend, dass sie sich auf einer argumentativen Ebene explizit von vorherrschenden Weiblichkeitspraxen abgrenzt und sich eher mit Jungen identifiziert, weshalb sie mit diesen auch lieber befreundet sei. Auf die Frage, warum sie mit Mädchen nicht klarkomme, antwortet sie:

»Manche sind einfach so, weil sie denken, sie wären was Besseres. So, und dieses Hochnäsige und sonst was, diese Arrogante kann ich einfach nicht ab. Und das ist halt auch, wenn ein Mädchen zickt, zickt die andere. Und, wenn das andere Mädchen zickt, dann zicken

alle. Und darauf komme ich halt manchmal nicht klar. (.) Also ich habe, wenn / Ich kann meine Freunde von der Ha / Hand abzählen, aber, wenn man so sieht, habe ich die meisten Bekanntschaften oder Freunde meisten Teil mit Jungs. […] Die interessieren sich nicht so dafür. Wenn jetzt zum Beispiel ein Mädchen zickt, lassen sie sie zicken. Da gehen die da nicht dazwischen und zicken dann mit. Oder, ähm, (.) sie haben halt andere Interessen. Ich habe damals auch nie so wirklich mit Barbiepuppen gespielt und wenn, habe ich die Haare abgeschnitten und denn halt mit Autos von meinen Brüdern gespielt. (.) Und ich bin auch nicht so das typische Mädchen, was gerne Hackenschuhe oder Kleider trägt oder Prinzessin werden will, nein. Ich wollte das nie werden, ich wollte immer was anderes. Ich habe mir auch als kleines Kind mal selbst die Haare geschnitten. Wo dann viele dachten, dass ich ein Junge werden will. Also ich bin froh, dass ich ein Mädchen bin, ich fühle mich auch in meinem Körper wohl. Aber ich komme halt nicht so mit den Mädchen manchmal, Mädchengehabe klar. Weil, nein. (.) Weil manche reden dann so: ›Och gucke mal, Schuhe voll toll, da Nägel und oh, wie hast du denn das gemacht?‹ und so. Und mit so was komme ich dann nicht klar, nein.«

In dieser Sequenz wird deutlich, dass für Marie Weiblichkeit vor allem mit Aussehen, Körper und Passivität verknüpft ist. Typische Mädchen würden sich nur für ihren Körper und Schönheit interessieren und in Mädchengruppen gehe es ausschließlich um solche Gesprächsthemen, wogegen Jungen andere Interessen hätten. Marie greift hegemoniale Geschlechterstereotype auf, um sich zeitgleich von diesem Bild von Weiblichkeit abzugrenzen und einen männlich markierten Habitus für sich zu reklamieren. Für diese Positionierung bieten sich drei Interpretationen an, die ich in den folgenden Abschnitten darlege und die in ihrer Zusammenschau ein erstes Bild hegemonialer Weiblichkeitsanforderungen und geschlechtsspezifischer Subjektivierung ergeben.

6.2.1.1 Leiden unter dem Zustand permanenter körperlicher Verunsicherung

Bereits am Anfang dieser Passage wird deutlich, dass Maries erklärte Abneigung gegenüber Mädchen von einem Gefühl der Konkurrenz geprägt ist. Wenn sie andere junge Frauen als hochnäsig und arrogant wahrnimmt und den Eindruck hat, sie hielten sich für etwas Besseres, verweist sie damit auf eine Vergleichssituation, in der sie sich minderwertig, unterlegen und herabgesetzt fühlt. Dass sich Marie vor allem daran stört, dass »typische Mädchen« über Schuhe und Nägel reden würden, lässt darauf schließen, dass sie diese Vergleichssituation vor allem in Bezug auf Aussehen empfindet.

Wie bereits oben erwähnt, ist nach Bourdieu bei Frauen ein Zustand permanenter körperlicher Verunsicherung ein zentrales Merkmal männli-

cher Herrschaft, da sie damit in ein symbolisches Abhängigkeitsverhältnis zu Männern versetzt würden (vgl. Bourdieu 2016: 117). Während früher die Macht über die Körper von Frauen vor allem in personeller Herrschaft ausgeübt wurde, übernimmt nach McRobbie (2010: 98) heute vor allem die Mode- und Schönheitsindustrie diese Arbeit des Symbolischen und wird entscheidend von »ritualhafter Selbstkritik und Stilberatung in Frauengemeinschaften getragen« (Debus 2012: 119). Diese Einschätzung bestätigt sich auch in der Sequenz von Marie, in der sie ihr Erleben in der Frauengruppe beschreibt. Marie schaut auf sich und andere junge Frauen mit dem »male gaze«[155]. Sie will gefallen und begehrt werden, und macht sich damit von der Bewertung anderer abhängig. In ihrem Interview nimmt sie Mädchengruppen vor allem als Konkurrenzraum und Vergleichssituation wahr, in der ihr die anderen jungen Frauen als Spiegel dienen, wodurch sie sich offenbar minderwertig fühlt oder zumindest in einen Zustand körperlicher Verunsicherung versetzt wird. Es scheint ihr kaum möglich zu sein, sich diesen vermeintlich typisch weiblichen Verhaltensweisen zu entziehen, was sich auch an ihrer Beschreibung »zickigen« Verhaltens verdeutlicht: »Wenn ein Mädchen zickt, zickt die andere. Und, wenn das andere Mädchen zickt, dann zicken alle.« Es klingt, als handele es sich bei »Zickigkeit« um eine ansteckende Krankheit: Sobald eine damit anfängt, beginnt es auf die anderen Mädchen überzugehen, bis schließlich alle damit infiziert sind und dem auch willentlich nichts entgegensetzen können. Marie fühlt sich in der Gesellschaft anderer junger Frauen diesem »Mädchengehabe« bzw. dem Konkurrieren und Vergleichen offenbar ausgeliefert und leidet unter dem Gefühl der Minderwertigkeit. Dass sie lieber mit »Jungs« befreundet ist, kann somit zunächst als Versuch gelesen werden, sich diesem Druck zu entziehen. Da Jungen andere Interessen hätten, ist sie unter jungen Männern weniger damit konfrontiert, ob ihre Haare, Nägel oder ihr gesamtes Erscheinungsbild dem Vergleich mit anderen Mädchen standhalten oder nicht. Ganz im Gegenteil weist sie im Interview beispielsweise ihrem

---

155 Der Begriff »male gaze« zur Beschreibung des aktiven und kontrollierenden männlichen Blicks stammt aus der feministischen Filmtheorie und wurde von Mulvey in ihrem Aufsatz *Visual Pleasure and Narrative Cinema* geprägt. Sie schreibt: »In a world ordered by sexual imbalance, pleasure in looking has been split between active/male and passive/female. The determining male gaze projects its phantasy on to the female figure which is styled accordingly. In their traditional exhibitionist role women are simultaneously looked at and displayed, with their appearance coded for strong visual and erotic impact so that they can be said to connote *to-be-looked-at-ness*« (Mulvey 1999: 837, Herv. i. O.).

Freund die machtvolle Aufgabe zu, als »Bollwerk gegen körperbezogene Selbstzweifel« (Debus 2012: 119) zu fungieren, indem sie ihn adressiert, ihre Unsicherheiten auszuräumen und ihre schlechten Gefühle bezüglich ihres Körpers zu regulieren.[156] Neben dem Leiden unter dem Zustand permanenter körperlicher Verunsicherung zeigt sich in der zitierten Passage von Marie noch etwas anderes.

6.2.1.2 Körper sein müssen

Indem Marie sich von den »typischen Mädchen« und vermeintlich typisch weiblichen Interessen, die alle mit Körper und Passivität besetzt sind, abgrenzt, bringt sie zum Ausdruck, dass sie mit den für Mädchen vorgesehenen Anforderungen und der klassisch weiblichen Rollenzuschreibung als Objekt nicht einverstanden ist. Sie sagt ganz klar: »Ich wollte immer was anderes.« Dieses Andere scheint für Marie offenbar in erster Linie Jungen vorbehalten zu sein, wogegen sich Mädchen traditionell mit der Rolle des Objekts zufriedengeben würden. Mit dieser Existenzweise des Wahrgenommenseins, also einem Objektstatus, der allem Weiblichen anhaftet, will sie sich nicht arrangieren, sondern stattdessen auch jene Möglichkeiten in Anspruch nehmen, die Mädchen traditionell weniger zugestanden werden. Was sich Marie *genau* darunter vorstellt, bleibt unbestimmt. Doch, obwohl sie mehr sein will als nur Körper und unter den Begrenzungen weiblicher Subjektivität leidet, kann sie sich zugleich der Anforderung, Körper zu sein, nicht gänzlich entziehen, denn damit würde sie ihre Weiblichkeit generell gefährden. Dies wird an der Stelle deutlich, in der sie beschreibt, wie sie sich als Kind einst selbst die Haare geschnitten hat. Dieser Akt sei von ihrem Umfeld als geschlechtliche Identitätskrise fehlgedeutet worden.

---

156 Dies wird auch in einer Passage aus Maries Interview deutlich, in der sie über ihren Freund spricht: »Und, ähm, da sage ich halt oft mal so Sprüche, ja, ich fühle mich zu dick oder sonst was. Und, ähm, das mag er halt nicht, er wird da sehr, sehr schnell sauer. Und er sagt manchmal so Sprüche, ja, wenn du dich zu dick fühlst, musst du halt Sport machen, aber ich nehme dich trotzdem halt, wie du bist. Und er mag das auch nicht, wenn ich so dünn bin. Weil ich habe ihm halt Bild da / von mir damals gezeigt und er hat gesagt, er fand /, hätte er mich so kennengelernt, hätte er ich mich nicht genommen, weil ich einfach zu dünn war.« Entsprechend weist Debus darauf hin, dass Macht über die Körper von Frauen auch weiterhin in persönlichen Interaktionen ausgeübt wird. Mädchen würden sehr genau hinhören, was ihr männliches Umfeld über ihre Körper und die Körper anderer Frauen sagt. Ob Maries Körper in Ordnung ist oder nicht, obliegt dem Urteil ihres Freundes (vgl. Debus 2012: 119).

Damit berichtet sie von einem anschaulichen Beispiel weiblicher Sozialisation, wonach zu einer weiblichen Geschlechtsidentität auch ein als weiblich markiertes Erscheinungsbild und eine bestimmte »weibliche« Körperperformance gehört. Sie hat früh gelernt, dass sie als Frau körperlich und schön sein sowie gefallen muss, da dies die vorherrschende Art des Frauseins bzw. der weiblichen Existenzweise darstellt.

Verzichtet Marie auf eine »feminine« Körperperformanz oder weist diese Praxen zurück, sieht sie auf fundamentale Weise ihr Mädchensein gefährdet. Deshalb betont sie nicht nur explizit, dass sie froh sei, ein Mädchen zu sein, sondern legt auch Wert auf ein ostensiv feminines Erscheinungsbild. Sie *muss* sich somit weiblich inszenieren, wenn sie als intelligibles Mädchen erkannt werden will, und bekommt Bestätigung, wenn sie als attraktiv und begehrenswert wahrgenommen wird.

Damit komme ich nun zum dritten Aspekt hegemonialer Weiblichkeitsanforderungen, die sich in Maries Zitat zeigt.

6.2.1.3 Sich als souveränes, autonomes Subjekt setzen

Mit der Zuschreibung von Mädchen als Zicken greift Marie ein verbreitetes Stereotyp auf, das sich gegen eine bestimmte Form weiblich konnotierter Gefühlsäußerungen richtet. Etymologisch kommt das Wort Zicke von Ziege und wird mit Störrigkeit und Eigenwilligkeit sowie mit einem nörglerischen, widerborstigen, unmutigen und – in machen Kontexten – auch mit einem aggressiven Verhalten in Verbindung gebracht. Ähnlich wie bei der Hysterie handelt es sich um eine abwertende Bezeichnung, die sich vor allem gegen Frauen oder Mädchen richtet und dem Zweck dient, das selbstbewusste Äußern von negativen Gefühlen zu sanktionieren. Frauen und Mädchen, die ihre negativen Emotionen äußern, anstatt entsprechend den traditionellen Rollenerwartungen friedfertig und fügsam zu sein, laufen Gefahr, als Zicke beschimpft und sanktioniert zu werden. Diese pejorative Zuschreibung erfüllt damit zwei Funktionen: Zum einen richtet sie sich in disziplinierender Weise gegen widerspenstiges Verhalten bei Frauen. Zum anderen wird Emotionalität und eine bestimmte Art, Gefühle zum Ausdruck zu bringen, als spezifisch weiblich konstruiert. Maries Formulierung, »Jungs interessieren sich nicht dafür« und würden Mädchen zicken lassen, zeichnet ein Bild, in dem Jungen stets cool und unbeeindruckt sind und von negativen Emotionen nicht tangiert werden. Sie scheinen souverän über den Dingen stehen zu können, wogegen Mädchen sich nicht im Griff haben und sich der

Ansteckung durch andere und deren irrationalem Verhalten nicht entziehen können. Marie nimmt Jungen also – im Gegensatz zu Mädchen – als souveräne Subjekte wahr, die offenbar besser dazu in der Lage sind, ihre Gefühle zu beherrschen. Indem sich Marie von »typischen Mädchen« mit ihren vermeintlich spezifisch weiblichen Eigenschaften abgrenzt und stattdessen mit Jungen identifiziert, spiegelt ihre Form der Selbststilisierung und Veranderung zunächst die gesellschaftliche Geschlechterungleichheit wider. Der zufolge gilt Männlichkeit und alles, was damit verknüpft ist, als gesellschaftliches Ideal und erfährt Anerkennung, wogegen Weiblichkeit als defizitär und minderwertig abgewertet wird. Wenn Marie Weiblichkeit zurückweist und sagt, dass sie anders und eben nicht dieses typische Mädchen sei, kann dies als Versuch gedeutet werden, sich genau von jenen negativen Eigenschaften zu distanzieren, durch die Mädchen in der Geschlechterhierarchie herabgesetzt werden. Das Gefühl der Konkurrenz und Minderwertigkeit in der Mädchengemeinschaft kann durch die Koalition mit den Jungen sogar durch ein Überlegenheitsgefühl ersetzt werden. Nun sind es die *anderen* Mädchen, die minderwertig sind, weil sie sich nur für Haare und Nägel interessieren. Als Komplizin der Jungengruppe kann sie mit diesen zusammen[157] auf die »Mädchen« hinabschauen, die zickig, oberflächlich und arrogant, also kurz: *zu sehr* Mädchen seien. Zugleich kann sie sich selbst als überlegenes, souveränes Subjekt stilisieren, das allzeit cool und kompetent über den Dingen steht.

In ihrer Präsentation verfolgt Marie somit die Strategie, ihre Handlungsmacht dadurch zu erweitern, dass sie versucht, sich von den anderen jungen Frauen abzuheben. Anstatt sich mit diesen zusammenschließen und ihre Interessen gegenseitig zu stärken und zu unterstützen, richtet sich ihre Erzählung gegen andere Frauen oder wertet bestimmte Formen von Weiblichkeit ab, um sich selbst zu erheben und für ihr »anders sein« individuell Anerken-

157 Erinnern wir uns daran, wie etwa Björn über Mädchen seiner Altersklasse spricht und behauptet, sie würden sich nur für »belanglose Scheiße« wie Make-up interessieren, wo doch zugleich in Syrien Kinder sterben würden, so wird exemplarisch deutlich, dass auch die von mir befragten Jungen in diffamierender und abwertender Weise über Mädchen sprechen. Gegenstand der Abwertung ist dabei meist ihre Beziehung zum Körper oder ihrer Sexualität. So beispielsweise bringt Maik Misogynie damit zum Ausdruck, dass er behauptet, die meisten Mädchen in seinem Alter seien »Schlampen«.

nung zu bekommen.[158] Obwohl die Mädchen damit ganz offensichtlich gegen ihre eigenen Interessen handeln und gerade jene hetero-patriarchalen Strukturen unterstützen und reproduzieren, durch die sie selbst negativ betroffen sind, scheint diese Praxis individuell erfolgversprechender zu sein als beispielsweise das Kritisieren oder Problematisieren von patriarchalen, heteronormativen Strukturen und Sexismus. So stellt laut Debus Feminismus oder das Einstehen für Frauenrechte für viele junge Frauen von heute ein riskantes Unterfangen dar, da sie keinesfalls »Opfer ihres Geschlechts« sein wollen und sich angreifbar machen, wenn sie sich auf strukturelle Nachteile von Frauen beziehen (vgl. Debus 2012: 116). Entsprechend werden strukturelle Ungleichheitsverhältnisse wie z. B. Schönheitsanforderungen, ungleiche Karrierechancen oder sexuelle/sexualisierte Gewalt nur selten offen problematisiert oder sogar als individuelle Probleme relativiert. Wer sich als Feministin versteht oder als solche gilt – darauf weist auch McRobbie (2010) hin –, steht im Verdacht, sexuell frustriert, unweiblich, spaßbefreit oder lustfeindlich zu sein, und läuft damit Gefahr, an Attraktivität zu verlieren und männliches Begehren zu verwirken. Indem also Marie statt den patriarchal-sexistischen Verhältnissen lieber andere Mädchen kritisiert, ist sie nicht nur von dem Verdacht befreit, als Feministin zu gelten, sondern kann sich überdies auch überlegen fühlen. Anders herum ermöglicht ihr die Abwertung anderer Mädchen beides: Sie kann sich zugleich als ein für Männer begehrenswertes Objekt inszenieren (sich schminken, Haare, Nägel usw. machen) und dabei trotzdem »besser« als die »typischen Mädchen« sein, indem sie sich als souveränes Subjekt stilisiert.

Für die Identifikation mit Jungen und die Abgrenzung sowie Abwertung von Mädchen bei zugleich stereotypen weiblichen Körperpraxen möchte ich ein weiteres Beispiel hinzuziehen, bevor ich zu anderen Aspekten geschlechtsspezifischer Artikulationsweisen komme.

158 Dieser Mechanismus lässt sich in meinem Material auch in Interviews mit vielen anderen Mädchen beobachten (insbesondere bei Leonie, Celine, Roxy, Lucy), was im Laufe dieses Kapitels noch Thema wird.

6.2.2 Das phallische Mädchen

Auch für Lucy (19) ist ihr körperliches Erscheinungsbild und das Gefühl, »gut auszusehen«, ein zentrales Thema, was beispielsweise in der folgenden Sequenz aus einem Beobachtungsprotokoll deutlich wird:

»Als ich in den Gruppenraum komme, betrachtet Lucy sich räkelnd im Spiegel und ruft, ohne ihren Blick von ihrem Spiegelbild abzuwenden, den Betreuerinnen zu: ›Ich hab schon voll die krassen Muskeln bekommen.‹ Die Sozialarbeiterinnen schauen kurz zu ihr herüber und mit einem schnellen Ratsch macht sie ihre Kapuzenjacke auf, unter der sie lediglich einen grauen Sport-BH trägt. Sie deutet auf ihren flachen Bauch und beginnt langsam ihre Hüfte zu kreisen. Ihre Bewegungen weiten sich auf den gesamten Körper aus und sie beginnt – weiter den Blick auf ihr Spiegelbild gerichtet – jene Dance-Moves zu imitieren, die man aus den Musikvideos von Miley Cyrus und anderen Popsängerinnen kennt. Schließlich schaut sie zu mir herüber, streicht sich nochmal schnell die Haare wieder zurecht und schwingt sich neben mich auf die Couch. Die Jacke lässt sie offen. Sie erzählt, dass sie jetzt drei bis viermal die Woche Sport mache und deutet erneut auf ihren Bauch. Als ich sie frage, welchen Sport sie macht, antwortet sie: ›Pumpen! Cardio, Step, alles eigentlich. Viermal die Woche!‹«

In dieser Sequenz zeigt sich die vergeschlechtlichte Körperperformance einer jungen Frau, die den Spiegel dazu nutzt, jene Bewegungen einzustudieren, wie sie in Musikvideos früher über MTV und heute über YouTube-Kanäle laufen, um sich damit ihrer eigenen Sexyness zu versichern. Es wird deutlich, dass Sport für Lucy vor allem dazu dient, ihren Körper schön und attraktiv zu machen. Sie genießt es nach eigener Aussage, angesehen zu werden und als schön zu gelten. Entsprechend steckt sie viel Zeit und Geld in Körperpflege, Schönheitsprodukte und Kleidung, trägt oftmals aufwendige Frisuren, kreativ lackierte Nägel und probiert auch beim Make-up diverse Trends und Schminktechniken aus. Wo sie früher Klamotten und Kosmetika vor allem geklaut habe, finde sie heute auch legale Wege, an neue Mode und Accessoires zu kommen.

Im Interview berichtet Lucy, dass sie zwar eine beste Freundin habe, die zugleich ihre Tätowiererin sei, sie ansonsten jedoch – wie auch Marie – den Umgang mit Männern gegenüber dem mit Frauen vorziehe. Sie sagt sie habe nicht viel mit Frauen zu tun, was nicht daran läge, dass sie mit Frauen nicht klarkomme. Vielmehr fühle sie sich einfach von Männern stärker angezogen, was jedoch nicht bedeute, dass sie irgendwelche Hintergedanken habe. Es mache mit Männern nur einfach mehr Spaß. Wie Marie nimmt auch Lucy

die Interaktionen unter Mädchen vor allem als einen Vergleich von Aussehen und Schönheit wahr, jedoch bewertet sie diese Beobachtung etwas anders:

»Der Unterschied zwischen Frau und Mann ist so, ähm, wenn du mit deiner Freundin bin, dann sagst du, oh, deine Haare sind hübsch. Und dann sagt die andere, ja, deine auch, äh, oder was weiß ich. Und zwischen Mann und Frau oder Männer zu Männer ist halt, ey, Mann, ich hab dich so lieb. Ja, fick dich doch. So, weißt du, in diesem Sinn. Und das ist halt so, es macht mehr Spaß. Es ist nicht, es ist nichts nichts, äh (.) Fake, weißt du. Und und daher, ich ich, ich mag es, also.«

Lucy beschreibt die Situation zwischen Mädchen ebenfalls als ein Vergleichen bzw. Bewerten von Äußerlichkeiten. Mädchen würden sich wechselseitig Bestätigung geben, wobei diese Bestätigung wie eine feststehende Regel im Umgang miteinander beschrieben wird: Ein Mädchen sagt zu einem anderen: »Deine Haare sind hübsch«, dann antwortet die andere: »Deine auch«. In Lucys Beschreibung erscheint es wie ein standardisierter Ablauf oder eine unausgesprochene, aber allgemeingültige Umgangsnorm unter jungen Frauen zu sein: Auf ein Kompliment wird ein Kompliment erwidert. Eine andere Reaktion ist nicht akzeptabel. Im Vergleich zu dem viel raueren Umgang unter Jungen beschreibt sie diese Form der wechselseitigen Bestätigung als »Fake«, das heißt als aufgesetzt, falsch und unehrlich. Mädchen heucheln damit in Lucys Augen ihre wechselseitige Wertschätzung. Sie scheint es als ein konkurrierendes, feindseliges Verhältnis wahrzunehmen, das jedoch durch gespielte wechselseitige Komplimente verschleiert wird. Das heißt, Frauen und Mädchen befinden sich in Konkurrenz, aber dürfen diese zugleich nicht ausleben. Mit dieser Deutung verweist Lucy auf das vorherrschende Konkurrenzverbot unter Mädchen, das nach Debus als Geschlechternorm zwar in den letzten Jahrzehnten abgenommen hat, aber noch immer in vielen Bereichen wirkmächtig ist. Danach wird (aggressives) Wettbewerbsverhalten Jungen zugestanden oder von diesen erwartet, wogegen Konkurrenz unter Mädchen nicht offen ausagiert wird (vgl. Debus 2012: 117). »Der offene Wunsch, andere zu übertrumpfen, gilt als schwer vereinbar mit Weiblichkeitsanforderungen« (ebd.), weshalb in Mädchengruppen sehr viel Mühe darauf verwendet wird, sich untereinander als solidarisch, harmonisch, sozial etc. darzustellen (vgl. ebd.). Die Konkurrenz schwelt womöglich subtil unter der Oberfläche, was Lucy als aufgesetzt oder falsch beschreibt.

Während sie die Interaktionen unter Mädchen also als unehrlich oder verlogen wahrnimmt, beschreibt sie die unter Jungen anders. Hier werde

nicht so getan, als sei alles schön und harmonisch. Im Gegenteil muss in Jungengruppen nicht auf die Gefühle der anderen Rücksicht genommen werden; vielmehr können Hierarchien und Konkurrenz hier aggressiv ausgelebt werden. Obwohl – wie es etwa in Kapitel 6.1 deutlich wurde – Jungen und Männer ebenfalls mit spezifischen vergeschlechtlichten Anforderungen konfrontiert sind und genauso eine bestimmte Rolle spielen (indem sie etwa vorgeben, cool und souverän zu sein), erscheinen in Lucys Erzählung diese Inszenierungen als echt oder authentisch. So sagt sie, dass unter Männern nichts »Fake« sei. Kritik an anderen Frauen und Mädchen findet statt, aber Jungen und Männer werden von Lucy ausnahmslos positiv imaginiert und bewertet. Mit ihnen kann sich Lucy offenbar besser identifizieren. Dementsprechend erklärt sie ebenfalls, dass sie lieber mit Männern befreundet sei:

»Es ist halt, wie gesagt, ich bin halt eher so der realistische Typ, und daher, ja, mag ich auch sehr viel viel mehr mit Männern abzuhängen als mit Frauen.«

Auf meine Frage, was ihr an der Freundschaft zu »Jungs« besser gefalle, antwortet sie:

»Die sind so locker. (.) Die sind jetzt (..), ich sag mal so, ich bin innerlich manchmal offen wie 'n Mann, ne. Dass ich auch wie ein Mann denke manchmal oder überhaupt, wenn Männer, weil, Mann / Männergespräche manchmal ist es halt, ne (.) für ne Frau man / für ne Frau, die vor allem verschlossen oder verklemmt ist, ist es ganz schwierig, aber ich bin ja nicht verschl / äh verschlossen oder verklemmt. Ich bin halt, ähm, du kannst halt, wie gesagt, mit mir über alles reden (.) egal, welche Niveau und Stufen du auch gehen magst, ja, ich rede mit dir darüber, (.) aber solange es um mich geht, dann vergiss es. Dann wissen sie auch, dass, dass es no go ist so, ne.«

Wie auch Marie greift Lucy hier auf hierarchische Geschlechterstereotype zurück: Die Adjektive »offen« und »locker« verweisen als traditionell männliche Anforderungen auf eine souveräne Position, denn wer über den Dingen steht, kann offen und locker sein, und wird nicht von Emotionen tangiert oder gelenkt. Männer werden von Lucy entsprechend der hegemonialen Zuschreibungen als souverän und frei von (negativen) Gefühlen imaginiert, wogegen viele Frauen verschlossen und verklemmt, also durch ihre Gefühle determiniert, seien. Lucy rechnet sich selbst innerlich eher den Männern zu, wobei das Adverb »innerlich« an dieser Stelle noch einmal explizit deutlich macht, dass sich ihre »Männlichkeit« nur auf ihr Verhalten und ihre Denkweise, nicht jedoch auf ihr Aussehen und ihren Körper bezieht. Sie würde manchmal wie ein Mann denken und im Gegensatz zu anderen Frau-

en, könne man(n) mit ihr über alles reden. Der Hinweis, dass es dabei egal sei, welches Niveau diese Gespräche hätten, lässt darauf schließen, dass Lucy oftmals von ihren männlichen Gegenübern auch sexistische Sprüche über andere Frauen oder Kommentare »unter der Gürtellinie« zu hören bekommen könnte. Wenn Lucy in diesem Zusammenhang andere Frauen als »verklemmt« bezeichnet, wird deutlich, welche Positionierung hier auf keinen Fall sein darf: die Spaßbremse oder die »feminist killjoy« (Ahmed 2010: 50), die jede gute Stimmung in der Männergruppe zerstört. Noch deutlicher wird es in Lucys weiteren Ausführungen:

»Man kann auch zu mir kommen und sagen so: ›Hey, Mann, ich hab gestern ne Frau da geankert‹, und was weiß ich. Es es ist einfach, das Gespräch ist, es ist zwar manchmal unangenehm für manche Menschen aber, ich führ das Gespräch einfach ganz locker.«

Für andere Frauen hingegen sei es unangenehm:

»Von Anfang an schon unangenehm, weil sie, weil sie mit der Einstellung einfach schon so weiterkommen. Beziehungsweise, ja, der will ja eh was von mir. [...] Wenn du mit ner Einstellung rausgehst, also alle Männer sind scheiße, dann wirst du es auch nur so sehen. [...] Aber ich bin halt nicht so, ich / [...]. Ich hör mir GERNE Meinungen an und ich hör auch GERNE, was die so zu manchen unangenehmen Situationen, also ihre Meinung dazu äußern.«

In diesen Passagen wird noch einmal deutlich, was sich bereits vorher in dem Zitat von Lucy mit dem Niveau und den Stufen zeigte: Selbst, wenn ein Mann sexistisch mit seinen intimen Errungenschaften prahlt und Frauen objektiviert, führt Lucy dieses Gespräch ganz »locker«. Wo andere Frauen denken würden, dass alle Männer »scheiße« seien, bleibt Lucy cool und gelassen und läuft somit nicht Gefahr, als »überempfindliche Zicke« oder feministische Spielverderberin abgewertet zu werden. Stattdessen orientiert sie sich an der souveränen Position des anscheinend offenen und lockeren Mannes, der lässig über den Dingen steht, und übernimmt dies in ihrer Erzählung als Ideal, das es zu erreichen gilt. Durch diese Identifikation mit der männlichen Norm und der Abgrenzung von Weiblichkeit – also der Gleichzeitigkeit von Selbststilisierung und Veranderung – gelingt es ihr (ähnlich wie Marie), sich selbst als handlungsfähiges, souveränes Subjekt zu entwerfen, das emanzipiert und gleichwertig neben Jungen (be)stehen kann.

McRobbie beschreibt diesen Mechanismus mit der Figur der phallischen Frau: »Die Strategie besteht darin, junge Frauen präventiv mit der Fähigkeit auszustatten, sich den Phallus anzueignen und so eine lizensierte Mimikry ihrer männlichen Pendants zu performen« (McRobbie 2010: 122). Die phal-

lische Frau bzw. das phallische Mädchen scheint so die Gleichberechtigung mit Männern erlangt zu haben, »weil sie wie ihr männliches Gegenüber geworden ist« (ebd.). Diese Aneignung des Phallus beinhalte jedoch keine Kritik der männlichen Hegemonie. Das phallische Mädchen würde zwar Männlichkeit performen, jedoch ohne dabei seine Weiblichkeit aufs Spiel zu setzen, was sie für heterosexuelle Männer umso begehrenswerter mache (vgl. ebd.). Entsprechend könne sich die phallische Frau nur als solche verwirklichen, indem sie sich selbst zum Sexualobjekt mache.

Wenn also Lucy sich von »verklemmter« und verschlossener Weiblichkeit abgrenzt, sexistische Gespräche locker führt und sich sexuelle Prahlereien »gerne anhört«, macht sie sich nach McRobbies Analyse nicht nur zur Komplizin von sexistischem Dominanzverhalten, sondern sie inszeniert sich selbst ebenfalls als lustvoll und offen für Sexuelles, womit sie ihre Attraktivität gegenüber Männern nicht nur nicht einbüßen, sondern noch steigern könnte.

Wenngleich McRobbie zwar durchaus zuzustimmen ist, dass damit eine Neuordnung der Geschlechterhierarchie eher verhindert würde und stattdessen der »weibliche Phallizismus« (ebd.: 123) zu einer Restabilisierung selbiger führe, so will ich an dieser Stelle dennoch hervorheben, dass die Handlungsweisen der Mädchen zugleich als Versuche gelesen werden müssen, mit ihrer sexistischen Umwelt, der patriarchal strukturierten Gesellschaft und den selbst erfahrenen Abwertungen umzugehen. Betrachten wir erneut die Äußerung von Lucy:

»[D]u kannst halt, wie gesagt, mit mir über alles reden (.) egal welches Niveau und Stufen du auch gehen magst, ja, ich rede mit dir darüber (.) aber solange es um mich geht, dann vergiss es. Dann wissen sie auch, dass, dass es no go ist so, ne.«

Hier wird deutlich, dass Lucy zwar bereit ist, sich sämtliche sexistischen Äußerungen anzuhören, aber nur, solange sie nicht selbst zur Zielscheibe dieser Kommentare wird. Offenbar ist sie keineswegs dazu bereit, sich in dieser Situation zum Sexualobjekt machen zu lassen, sondern zieht eine klare Grenze an der Stelle, wo sie selbst im Fokus der männlichen Aufmerksamkeit stehen könnte. Der Hinweis, ihre Freunde wüssten, dass es ein »no go« sei, über *sie* zu sprechen, lässt sich dahingehend verstehen, dass sie ein offenes Bündnis mit diesen jungen Männern eingeht, gleichsam einen Pakt, bei dem sie sich mit ihnen (gegen andere Frauen und Mädchen) verbündet. Im Gegenzug wird sie dafür selbst nicht das Ziel sexistischer Kommentare oder sexueller Avancen. So handelt es sich bei Lucys Phallizismus also gerade *nicht*

um den Versuch, sich noch begehrenswerter zu machen, sondern lässt sich als Strategie deuten, sich den sexistischen Zuschreibungen und dem Zugriff von Männern zu entziehen.

Auch ihre Übernahme des männlichen Blicks bzw. die männliche Mimesis kann als Maßnahme interpretiert werden, um sich gegenüber der ihr als Frau zugewiesenen Objektfunktion zu schützen. Denn, wenn ein junger Mann vor Lucy damit prahlt, dass er eine Frau »geankert habe«, wie es Lucy oben berichtet, dann ist sie mit einer Objektivierung und Degradierung von Frauen konfrontiert, welche sich selbstverständlich auch gegen sie selbst als junge Frau richten. Indem Lucy die »männliche Perspektive« von vornherein übernimmt, ist es ihr möglich, sich selbst in die souveräne Position zu begeben und somit den sexistischen Angriff abzuwenden. Sie befindet sich damit nicht länger auf der Seite des Objekts, sprich der Frauen, die hier sexistisch verdinglicht werden, sondern nimmt die Subjektposition ein, womit der stattgefundene Angriff nicht ihr gilt bzw. sie vor diesem geschützt ist.

Dass Mädchen individuelle Strategien finden müssen, mit Sexismus und auch mit sexuellen Gewalterfahrungen umzugehen, zeigt sich etwa daran, dass in den Interviews mehrere Mädchen von sexuellen Übergriffen und sexualisierten Gewalterfahrungen berichten. Fast alle sind dabei bemüht, sich in ihren Erzählungen als handlungsmächtige Akteurinnen zu präsentieren, die allzeit in der Lage sind, kompetent und souverän zu agieren, und die Angriffe jeweils souverän abwehren, rächen oder wegstecken konnten. Beispielsweise erzählt die Jugendliche Tess (15) davon, wie ein Mann, bei dem sie eine Zeit lang untergekommen war, ihr gegenüber sexuell übergriffig wurde:

»Dementsprechend hatte ich, ich weiß gar nich wie viele Shots ich an diesem Abend hatte. (…) Irgendwann hat er dann angefangen mich ausziehen zu wollen. Und dann meint ich auch so: ›Nein, guck mal ich hab ne Freundin, des geht nich.‹ Meinte er dann so: ›Ja ne, is ja kein Problem‹, ich weiß nich mehr wie alt der war auf jeden Fall schon, ich glaub er war schon über dreißig. Sah halt noch ziemlich jung aus, aber ich glaub er war über dreißig. (…) Ja (..) es ging dann so weit, dass er mich fast ausgezogen hatte, wo ich ihm denn die Nase gebrochen hatte, er dann auf dem Boden war, ich meine Sachen genommen hab, beziehungsweise mich angezogen hab und dann, losgegangen bin.«

Celine (17) beschreibt, wie sie von dem Kumpel ihres Freundes »fast vergewaltigt« worden sei:

»[D]ann war ich erst kurz alleine mit ihm, dann hat er die Tür zu gemacht und meinte du darfst nich gehn un dies und das und ich hab alles rumgeschrien rumge / um mich geschlagen und (unverständlich) ich geh zur Polizei, wenn du mich weiter anfässt und er

hat des immer weiter gemacht und dann (.) sind zum Glück die anderen Freunde von dem Typen und meine Freundin zurück gekommen. Aber trotzdem war's schlimm für mich.«

Obwohl sie viele negative Erfahrungen mit Jungen gesammelt hat, ist sie stolz auf sich, dass sie stark ist und über solchen Erlebnissen stehen kann:

»Aber trotzdem bin ich noch so stark und kann drüber stehn über (.) den meisten Sachen. [...] Ähm, dass man das einfach so schnell vergessen kann und einfach stark bleiben kann. Des kriegt nich jeder hin bei sowas und ich hab's halt hinbekommen. Darauf bin ich auch richtig stolz auf mich.«

Auch Sophia berichtet von einem sexualisierten Übergriff durch den Freund ihrer Mutter in einem Moment, in dem sie benebelt von Medikamenten in ihrem Bett lag:

»[U]nd dann kam irgendwie dieser Freund rein und betätschelt mich richtig, denk ich mir so, Alter, berühr mich nicht, Alter (leiser), ich bin zwar mega auf Droge grade, aber ich kann dir immer noch eine in die Fresse hauen.«

Marie erzählt in ihrem Interview ebenfalls von einer Vergewaltigung durch ihren damaligen Freund, wofür sie sich im Nachhinein gerächt hätte:

»So, und dann war ich halt auch nicht mehr so das graue Mäuschen und habe ihm dann sozusagen so seine Tracht Prügel, dass, was er mir angetan hat, habe ich ihm dann halt ein / angetan. Ich habe ihm auf die Schnauze gehauen und so was. [...] [E]r ist jetzt heute impotent, indem ich einfach mal ihm so richtig fett mit dem Knie in den Eiern getreten hatte.«

Diese Beschreibungen machen nicht nur deutlich, wie alltäglich sexuelle und sexualisierte Gewalterfahrungen für Frauen und Mädchen sind. Die Selbstdarstellung der Mädchen als aktiv, souverän und handlungsmächtig erlauben auch nachzuvollziehen, dass es angesichts gegenwärtiger Diskurse für junge Frauen höchst riskant ist, als Opfer ihres Geschlechts oder Opfer der Verhältnisse zu gelten. Schon eine Thematisierung und Problematisierung von Gewalt käme einer Selbstviktimisierung gleich, welche anscheinend nur durch die Betonung der eigenen Handlungsmacht relativiert werden kann. Damit wird deutlich, dass auf einer gesellschaftlichen Ebene Souveränität als allgemeine (konstitutiv männliche) Norm fortbesteht und jedes Scheitern an dieser Norm sanktioniert werden kann.

Für die Handlungsweisen und Selbstverhältnisse der jungen Frauen ist dieser gesellschaftliche Widerspruch fatal und eine Zumutung: Die Mädchen sind in ihrem Alltag nicht nur sexualisierten Übergriffen und Gewaltverhältnissen ausgesetzt. Sie müssen überdies noch in der Lage sein,

taff und souverän in diesen Situationen zu agieren, sich angemessen zu wehren oder Rache zu nehmen und so erhobenen Hauptes daraus hervorzugehen. Damit wird den jungen Frauen gleich zweimal Gewalt angetan: Sie sind von einem Übergriff betroffen, dürfen diesen jedoch nicht als solchen benennen, weil sie sonst Gefahr laufen, ihren Status als handlungsfähiges Subjekt zu riskieren.

Eine historische Abkehr von Fügsamkeit und Passivität als erstrebenswerte Tugenden für Frauen und die Entwicklung des Ideals der schlagfertigen, taffen Frau, die sich von einem Mann nichts gefallen lässt, sollten durchaus als Schritt in die richtige Richtung verstanden werden. Jedoch bietet es Anlass zur Skepsis, wenn es für die von mir interviewten Mädchen ein Risiko darzustellen scheint, strukturelle sexuelle Gewaltverhältnisse und die eigene Betroffenheit als solche zu benennen, und sie stattdessen ausschließlich ihre Handlungsmacht und ihren souveränen Umgang mit der erfahrenen Gewalt betonen. Entsprechend ist das emanzipatorische Anliegen, Mädchen zur Selbstbehauptung zu ermutigen, nach wie vor fundamental wichtig und relevant; zugleich gilt es aber im Blick zu behalten, dass diese Form der Ermächtigung sich auch dialektisch in eine normative Anforderung verkehren kann. Der empowernde Effekt würde damit in eine Verpflichtung zu individueller Verantwortung umschlagen, wodurch einer Dethematisierung und Relativierung von sexualisierter Gewalt und deren strukturellem Charakter in die Hände gespielt würde.[159]

Am Beispiel von Lucy und Marie habe ich zu zeigen versucht, dass sich der Phallizismus bei den Mädchen in der Jugendhilfe auch als individuelle Strategie verstehen lässt, um mit stereotypen Weiblichkeitsanforderungen, Sexismus und der patriarchalen Ordnung umzugehen, mit denen Mädchen aufgrund ihres Mädchenseins alltäglich konfrontiert sind. Er stellt einen Versuch dar, die widersprüchlichen Anforderungen zu meistern – sowohl *autonomes Subjekt*, aber zugleich auch *begehrenswertes Objekt* sein zu müssen – und somit als Mädchen in einer strukturell sexistischen Gesellschaft Handlungsmacht zu entwickeln. Indem Lucy und Marie Weiblichkeit abwerten,

159 An dieser Stelle weise ich darauf hin, dass diese Interviews geführt wurden, bevor mit der #MeToo-Bewegung die Alltäglichkeit und das Ausmaß von sexueller Belästigung und sexuellen Übergriffen etwas stärker ins öffentliche Bewusstsein gerückt sind. Gerade vor dem Hintergrund meiner Ergebnisse wird deutlich, wie wichtig solche Bewegungen sind und wie notwendig es ist, sexualisierte Gewalt als strukturelles gesellschaftliches Problem sichtbar zu machen und als solches zu bekämpfen.

die sie mit unkontrollierter Emotionalität, Konkurrenz, Schwäche und Passivität assoziieren, ist es ihnen möglich, sich von diesen Eigenschaften zu distanzieren und sich gleichzeitig als aktives, handlungsfähiges und rationales Subjekt zu konstituieren. Diese Form der Aneignung des Phallus, der als Zeichen des Begehrens fungiert (vgl. Lacan 2015), verspricht einen Weg aus der erfahrenen gesellschaftlichen Ungleichheit, um so individuell an der »patriarchalen Dividende« (Connell 2006: 100) teilhaben zu können. Zugleich werden jedoch durch die Abwertung von Weiblichkeit alle Mädchen und Frauen, die sich nicht ebenfalls von diesen Eigenschaften abgrenzen, mit abgewertet sowie hegemoniale misogyne Tendenzen reproduziert und gestärkt. Es wird also genau jene hierarchische Ordnung reproduziert, unter der die Mädchen als Mädchen leiden. Wenn McRobbie den »weiblichen Phallizismus« also lediglich als »Provokation gegen den Feminismus« (ebd.: 124) und »triumphierende Geste des neu erstarkenden Patriarchats« (ebd.) liest, ist ihr auf einer gesellschaftsanalytischen Ebene durchaus zuzustimmen. Jedoch darf dadurch der Blick nicht auf die komplexen, vielfältigen und die notwendig widersprüchlichen Kämpfe der jungen Frauen verstellt werden. Wenn Mädchen sich nichts mehr bieten lassen wollen und zurückschlagen oder wie etwa Lucy selbstbewusst mit Jungen auch über unangenehme Dinge und deren sexuelle Prahlereien reden, lässt sich dies ebenfalls als ein Versuch verstehen, in einer patriarchalen heterosexistischen Gesellschaft Handlungsmacht zu erlangen bzw. die eigene Handlungsmacht zu erweitern. Diese Strategien – auch wenn sie lediglich auf einer individuellen Ebene stattfinden – als unfeministisch oder gar antifeministisch zu verurteilen, wäre nicht nur selbst unfeministisch. Es verkennt in gewisser Weise auch die Wirkmächtigkeit hegemonialer Geschlechternormen, denen sich die gesellschaftlichen Subjekte nicht entziehen können.

Im Folgenden will ich noch einen weiteren Aspekt beleuchten, der die Schwierigkeit eines positiven weiblichen Selbstverhältnisses deutlich macht.

6.2.3 Das richtige Maß (um eine gute Mutter zu sein)

Wie bereits in der Einleitung zu diesem Kapitel kurz angesprochen wurde, war bis Mitte des letzten Jahrhunderts Sittlichkeit ein zentrales Kriterium, warum Mädchen in Erziehungsheime und Fürsorgeeinrichtungen eingewiesen wurden und dort zu anständigen, häuslichen Frauen erzogen

werden sollten. Neben vorehelichem Geschlechtsverkehr war auch regelmäßiger Kontakt zu jungen Männern, das Tragen eines Minirocks oder das Aufhalten auf der Straße nach 22 Uhr verpönt und reichten aus, um als unsittliches Mädchen zu gelten. Insbesondere junge Frauen aus dem Proletariat und Subproletariat liefen unabhängig von ihren realen Sexualpraktiken Gefahr, als Huren diffamiert und sanktioniert zu werden (vgl. Gehltomholt/Hering 2006: 123). Doch, wenngleich sich dieses Frauenbild stark gewandelt hat und heute Sexyness als vermeintliches Zeichen von Freiheit und Emanzipation zu einem neuen Ideal geworden ist, ist diesem Diskurs eine Widersprüchlichkeit eingelagert: Junge Frauen sind zwar dazu aufgefordert, sich sexy und sexuell selbstbestimmt zu zeigen, jedoch dürfen sie dabei nicht riskieren, die Grenzen des Anstands zu weit zu überschreiten, da sie sonst damit rechnen müssen, als Schlampen abgewertet zu werden. Auch bleibt eine Klassenspezifik enthalten, da Sexyness zwar gewollt ist, aber niemals »billig« aussehen darf.

Wie schwierig es ist, diese Grenzen auszuloten, zeigt sich unter anderem in dem Interview mit Roxy (16). Roxy beschreibt, dass ihr ihr Aussehen früher sehr wichtig gewesen sei, was sich heute jedoch verändert habe:

> »Früher ganz viel. Ich wollt mich immer schminken. Seitdem ich mein Freund habe, also relativ egal. Aber. Noch mehr egal, aber nach meiner Schwangerschaft war war's mir so auch egal, aber na / seit ich jetzt meinen Freund habe, ist es mir noch mehr egal. Also, GEPFLEGT ja, dass man viel Duschen geht, auf sein Äußeres achtet, so was Haut betrifft, Haare, Geruch, Hygiene JA. Das auf gar keine Frage, aber so was Schminken betrifft, des is mir nich mehr so, muss nich mehr sein. Meistens Augenbrauen, Wimpern, aber Makeup wenig bis kaum, manchmal auch gar nich, die Augenbrauen. Also schminken hat sehr, sehr, sehr viel abgenommen. Und Ausschnitt auch eigentlich. So wie Hotpants sowas, gar nicht mehr. (.) Ja, also das ist okay. Also ich finde es selber auch gut, weil man spart sich viel, es ist besser für die Haut.«

In Roxys Erzählung grenzt sie sich zunächst von ihrem früheren Ich ab und macht deutlich, dass sich ihre Werte und damit auch ihre Schönheitspraxen verändert haben: Seit sie Mutter und wieder in einer festen Beziehung ist, spiele für sie Aussehen eine weniger wichtige Rolle. Sie grenzt sich von ihrem früheren Schönheitshandeln ab, wo sie sich offenbar stark geschminkt und in knappen Hosen und Oberteilen viel Haut gezeigt habe, was sie heute jedoch als Kleidungsstil klar zurückweist. Zugleich aber ist es ihr wichtig, zu betonen, dass sie noch immer sehr auf ihr Äußeres achtet. Sie kümmert sich durchaus um ihren Körper und nach wie vor würde sie sich schminken, aber im Vergleich zu früher nicht mehr so stark, sondern dezenter.

In dieser Passage lässt sich erkennen, wie sich ein bürgerliches Weiblichkeitsbild als hegemoniale Norm durchgesetzt hat und bis heute wirkmächtig ist. Frauen und Mädchen sollen schön und gepflegt sein und selbstverständlich Zeit und Mühe in ihr Aussehen investieren. Jedoch ist dabei das richtige Maß entscheidend: Ein Zuviel – das wird an Roxys Aussage deutlich – ist mindestens so problematisch und riskant wie ein Zuwenig. Dass es sich um eine Norm handelt, die zuerst von außen an Roxy herangetragen wurde, bevor sie sie schließlich übernommen und inkorporiert hat, zeigt sich besonders eindrücklich am letzten Satz der zitierten Sequenz. Die Formulierung »ich finde es selber *auch* gut« deutet darauf hin, dass es zuerst eine andere Instanz gab, welche die Aspekte des Sparens und der Hautpflege als gute Gründe für die Reduktion von Schminke propagierte, durch die sich Roxy schließlich überzeugen ließ. Es scheint, als zitiere Roxy die Worte, die sie früher – z. B. von Sozialarbeiter*innen – selbst oft hörte, um sich in ihrer Präsentation als jemand zu zeigen, die richtige, ja vernünftige Körperpraxen vollzieht. Sie grenzt sich von der Praxis des starken Schminkens und dem Tragen von sexy Kleidung ab und wertet dies als ein Extrem, ein übertriebenes und falsches Tun ab, wogegen sie über ihr Schönheitshandeln »des richtigen Maßes« ein Selbstverhältnis als rationales und vernünftiges Subjekt entwickeln kann. Diese hierarchische Wertung von Schönheitspraxen wird im weiteren Verlauf des Interviews noch deutlicher:

>»Früher war es mir ganz wichtig, ja, immer gut auszusehen, viel zu präsentieren, viel zu zeigen. Also da war für mich nich weniger ist mehr, sondern mehr ist mehr. (lacht) Des war halt schlimm, ja. [...] Weil ich da so ne richtige Ete-tete war, halt so ne richtige, darf ich sagen so, ich habe mich halt verhalten wie so eine kleine Schlampe so immer'n bisschen und des, im Nachhinein find ich's ekelig vor mir selber so.«

Von einer Anfangs recht nüchternen Zurückweisung überdurchschnittlicher Styling-Praxen steigert sich hier ihre Abgrenzungsgeste zunehmend bis ins Affektive hinein. Sie problematisiert es, viel Schminke aufzutragen und viel nackte Haut zeigen zu wollen, als etwas Verwerfliches und wertet diese Praxen wie auch ihr früheres Selbst damit massiv ab, sodass sie sich retrospektiv sogar vor sich selbst ekelt. Auch über andere Mädchen, die sich freizügig kleiden oder stark schminken, sagt sie: »Also ich bin ganz ehrlich, ich find's ekelig.« Dass Roxy in diesem Zusammenhang mehrfach von Ekel spricht, ist irritierend. So handelt es sich dabei doch um einen sehr starken Affekt, der tiefste Abscheu zum Ausdruck bringt und für eine bestimmte Art des Stylings eher unverhältnismäßig erscheint. Üblicherweise wird sich vor be-

stimmten Gerüchen, verdorbenem Essen, Krankheiten, Getier usw. geekelt; alles Dinge, die drohen, in uns einzudringen, unter die Haut zu gehen und uns von innen heraus zu schaden. Ekel hat somit den Effekt, dass man zu dem jeweiligen Auslöser größtmögliche Distanz herstellen will, um sich einer möglichen Infiltrierung, einer möglichen Ansteckung zu entziehen. So wird nach Ahmed durch die Bekundung von Ekel ein Verhältnis von (angeekeltem) Subjekt und (ekelerregendem) Objekt markiert, die das angeekelte Subjekt konstituiert:

»The speach act, ›That's disgusting!‹, can work as a form of vomiting, as an attempt to expel something whose proximity is felt to be threatening and contaminating. That is, to designate something as disgusting is also to create a distance from the thing, which paradoxically becomes a thing only in the act of distantiation. We might recall here that vomiting involves expelling something that has already been digested, and hence incorporated into the body of the one who feels disgust. […] To name something as disgusting is not only to transfer the stickiness of the word ›disgust‹ to an object that then comes to stick, but also to the subject. In other words, the disgusted subject is ›itself‹ one of the effects that is generated by the speech act, ›That's disgusting!‹« (Ahmed 2014: 94)

Wenn Roxy ihr früheres Ich und andere Mädchen, die sich entsprechend körperlich bzw. sexuell inszenieren, als ekelig bezeichnet, scheint von dieser Form der Weiblichkeitsinszenierung eine Bedrohung auszugehen – möglicherweise auch eine Gefahr der Ansteckung, vor der sie sich schützen muss. In diesem Sprechakt konstituiert sie sich selbst als grundlegend verschieden – als weit davon distanziert.[160]

Werden ihre Aussagen vor dem Hintergrund ihrer biografischen Erzählung betrachtet, wird deutlich, welchen Sinn eine derartige Abwehr und Abwertung für sie individuell haben kann: Roxy ist mit vierzehn schwanger geworden, ist in eine Mutter-Kind-Einrichtung gezogen und nach wenigen Monaten wurde ihr das Kind vom Jugendamt weggenommen. Dieses lebt derzeit in einer Pflegefamilie und Roxy will alles dafür tun, um das Kind wiederzubekommen. Um dieses Ziel zu erreichen, muss sie beweisen, dass sie eine »gute Mutter« (vgl. Schütze 1991) ist, das heißt die Anforderungen bürgerlicher Mutterschaft erfüllen und sich angemessen um ihren Sohn kümmern kann.

Die Idee der Aufopferungsbereitschaft ist dabei zentral. Die Idee der Mutterliebe war zunächst ein bürgerliches Ideal, das im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert entstand und seine volle normative

160 Auf die psychoanalytische Deutung von Ekel komme ich weiter unten noch zu sprechen.

Kraft im 20. Jahrhundert entfaltete (vgl. Speck 2019; Schütze 1991; Badinter 1982).[161] Neben Stillen, Säuglingshygiene und körperlicher Nähe der Mutter wurde in dieser Zeit auch ununterbrochene Zuwendung zu einer zentralen Anforderung, die eine gute Mutter erfüllen musste:

»Die Aufsichtspflicht der Mutter ist von unbegrenzter Dauer. Kein Tag, keine Nacht, wo die Mutter nicht liebevoll bei ihrem Kleinen wacht. Gleichgültig, ob es gesund oder krank ist, sie muß wachsam bleibe. Wenn sie einschläft, während das Kind leidet, macht sie sich des größten Verbrechens schuldig, das eine Mutter begehren kann: der Nachlässigkeit. […] Die Frauen der alten Generation ›bemerkten‹ ihre Nachkommenschaft kaum und widmeten den größten Teil ihrer Zeit sich selbst. Die Frauen der neuen Generation sind ständig um ihre Kinder. Sie stillen, beaufsichtigen, baden, kleiden an, führen aus und pflegen.« (Badinter 1982: 167)

Obwohl ihr Sohn derzeit nicht bei ihr leben darf, ist Roxy im Verlauf des gesamten Interviews bemüht, zu betonen und zu beweisen, dass sie dem Ideal der guten Mutter entspricht, was bedeutet, dass sie alle ihre Bedürfnisse hinter die ihres Kindes stellt und sämtliche Lebensbereiche dem Diktat von absoluter Präsenz und Hingabe unterwirft. Beispielsweise beschreibt sie, dass ihr gesamter Tagesablauf auf ein Leben mit Kind ausgerichtet ist, obwohl sie ihren Sohn derzeit nur zweimal die Woche für wenige Stunden sehen kann. So schildert sie einen ganz normalen Tag wie folgt:

»Meistens bin ich halt bei meinen Sohn. Und wenn Sohn nich, dann bei meim Freund. Und wenn mein Freund und mein Sohn grade an dem Tag nich geht oder grad nich dran ist, dann gehe ich so raus. Also, geh einkaufen, geh shoppen, schreib mir was auf, mach mir Gedanken, um den Geburtstag von meinem Kind und so, wie es in Zukunft laufen soll mit Job Wohnung weil, mir des wichtig is, weil mich des auch interessiert, ja. Da bin ich immer schon so ein bisschen am gucken und träumen und das geht (.). Ja. Recht früh schlafen geh ich auch, weil ich halt, ich brauch diesen Rhythmus so, früh aufstehen und früh schlafen gehen. Weil, wenn ich zu spät schlafen gehe und dann um sechs aufstehen soll, dann bin

---

161 Badinter zeichnet nach, wie sich mit der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft allmählich ein neues Bild der Mutter entwickelt hat. Während es vorher vor allem darum ging, fügsame Untertanen zu produzieren und heranzuziehen (vgl. Badinter 1982: 114), wird ab dem Ende des 18. Jahrhunderts die Mutterliebe als natürlicher und gesellschaftlicher Wert konstruiert und verherrlicht: »Die Epoche der Liebesbeweise ist angebrochen. Der Säugling und das Kind werden zu den bevorzugten Objekten der mütterlichen Zuwendung. Die Frau opfert sich bereitwillig auf, damit ihr Kleines an ihrer Seite ein besseres Leben hat« (ebd.: 160). Stillen, die Abschaffung des Wickelkissens, mütterliche Liebkosungen, Säuglingshygiene sowie absolute Präsenz und Hingabe werden zu zentralen Anforderungen, die eine gute moderne Mutter erfüllen muss (vgl. ebd.: 159 ff.).

ich halt todmüde und, ich mag das selber nicht, wenn man so müde durch die Gegend so wandert […]. Ne, ich brauche einen guten Tagesablauf für mich selber.«

Roxy signalisiert, dass sich alles nur um ihren Sohn dreht. Sie sei meistens bei ihm und, wenn sie ihn nicht sieht, macht sie sich Gedanken und überlegt sich, wie eine Zukunft mit ihm aussehen kann. Sie geht als einzige Jugendliche in dieser Einrichtung um 21 Uhr zu Bett und steht um 6 Uhr morgens auf, obwohl sie derzeit keinen Schulplatz hat. Ihre Motivation, sich wieder um einen Schulplatz zu kümmern und einen Abschluss zu erlangen, begründet sie ebenfalls mit ihrem Sohn. Auch ihr verändertes Schönheitshandeln steht in unmittelbarem Zusammenhang mit ihrer Mutterschaft.

Da ihr aufgrund von Vernachlässigung ihr Kind bereits entzogen wurde, muss sie nun beweisen, dass es an erster Stelle steht und sie sich zu einem vernünftigen, anständigen, reifen Subjekt entwickelt hat, das in der Lage ist, Verantwortung für ihren Sohn zu übernehmen und aufopferungsvoll für ihn zu sorgen. Zu diesem Selbstverhältnis bedarf es auch einer entsprechenden Körperperformance. Denn hätte für Roxy ihr Aussehen noch denselben Stellenwert wie früher, dann müsste sie einen großen Teil ihrer Zeit für Make-up, Styling- und Schönheitspraxen aufwenden – Zeit, die dann nicht mehr ihrem Kind zugutekommen könnte, womit sich Roxy dem bürgerlichen Mütterlichkeitsideal zufolge der Vernachlässigung des Kindes schuldig machen würde. Doch es ist nicht nur die investierte Zeit, die Auskunft darüber geben soll, ob eine Mutter gut oder nachlässig ist. Auch die Art und Weise der Körperinszenierung scheint als Marker für die Beurteilung von guter oder schlechter Mutterschaft zu fungieren. Ein Erscheinungsbild, das vor allem auf Sexyness und die Zurschaustellung körperlicher Reize abzielt, wie es Roxy früher praktizierte, lässt sich mit dem Ideal der guten Mutter nicht vereinbaren: »Zwischen der Heiligen und der Schlampe bleibt eine unüberwindliche Kluft« (Badinter 1982: 218).[162] Durch ihre frühe Schwangerschaft und dadurch, dass ihr Kind außerehelich geboren ist, hat Roxy nach bürgerlichen

162 Wenngleich sich im bürgerlichen Mutterschaftsideal die gute Mutter als patriarchale Figuration der Heiligen komplementär von jener der Hure abgrenzt, so ist in den letzten 20 Jahren die sogenannte MILF – die *mother I'd like to fuck* – als weiteres Leitbild entstanden, das die beiden Kategorien vereint (vgl. Grach 2018). Ursprünglich in Hollywood entstanden, eroberte dieses Mutterideal schnell die Pornoindustrie und scheint sich als weitere Anforderung an Mütter bzw. als neues hegemoniales Ideal zu etablieren. Die MILF ist allerdings jenseits der dreißig, weiß und vor allem auch Repräsentantin einer bürgerlichen Oberschicht. Wo die MILF mit ihrer Alters- und Klassenspezifik Sexualität und Mutterschaft in sich vereinen soll, verbleibt die Teeniemutter diskursiv in der Schmuddelecke.

Idealen bereits die Anerkennung und den Status als »gute Mutter« verwirkt. Denn diese ist »per definitionem ›anständig‹« (ebd.: 222) und versteht es, »ihr Vergnügen hinter ihre Pflichten zu stellen« (ebd.). Mädchen, die nicht das »richtige Maß finden«, sondern sich stark schminken und freizügig kleiden, gelten somit eher als Hure oder Femme fatale denn als gute Mutter – zwei patriarchale Frauenfigurationen, die als unvereinbar gelten. Somit drückt sich Roxys Versuch, sich als anständige, aufopferungsbereite und vernünftige Frau und damit auch als gute Mutter zu subjektivieren, auch in einer veränderten Körperpraxis sowie in der vehementen Abgrenzung und Verurteilung anderer Weiblichkeitsperformances aus.

Damit wird deutlich, dass das vermeintliche Recht auf sexuelle Freiheit, das sich seit der zweiten Frauenbewegung etabliert hat, nur für bestimmte Frauen und nur in einem bestimmten Rahmen gilt. Sexyness, körperliche Freizügigkeit oder ungezwungener Sex sind (scheinbar) erlaubt, aber nur so lange, wie sich die jungen Frauen nicht fortpflanzen:

> »Unter der Bedingung, dass sie sich nicht außerhalb einer Ehe oder einer Lebenspartnerschaft fortpflanzt und dass sie nicht die alleinerziehende Mutter mehrerer Kinder wird, darf die junge Frau als Subjekt einer selbstbestimmten, aktiven Lust und sexuellen Identität in die Öffentlichkeit treten.« (McRobbie 2010: 125)

McRobbie weist darauf hin, dass jugendliche Mutterschaft nach wie vor ein Zeichen gescheiterter Weiblichkeit darstelle, weshalb insbesondere arme weiße und schwarze junge Frauen die Hauptzielscheibe reproduktiver Regierung darstellen (vgl. ebd.). Unabhängig von ihren realen Sexualpraktiken sind daher die (sub)proletarischen Mädchen der Jugendhilfe bis heute mit einer Fülle negativer Bedeutungszuschreibungen einer »falschen«, gesellschaftlich geächteten Sexualität konfrontiert, was sich unmittelbar in den Selbstverhältnissen niederschlägt, die sich in meinem empirischen Material zeigen.

6.2.4 Heilige und Hure – »It's hard out here for a bitch«[163]

Neben Roxy berichten auch andere Mädchen davon, dass sich ihre Körper- oder Sexualitätspraktiken im Vergleich zu früher verändert hätten und eine

---

163 Aus dem Lied von Lily Allen (2013) *Hard Out Here*, in welchem Allen problematisiert, dass bezüglich Schönheit und Sexualität bei Männern und Frauen ein unterschiedlicher Standard gilt.

Art Versittlichung stattgefunden habe. Während Roxy sich vor allem von einem bestimmten Schönheitshandeln (viel Make-up und viel »präsentieren«) distanziert, sprechen andere Mädchen mehr über eine bestimmte Form von Sexualität, die jedoch auf eine ähnliche Art und Weise problematisiert und herabgesetzt wird. Besonders im Fokus der Kritik steht, wenn Mädchen außerhalb von monogamen Beziehungen sexuell aktiv sind und dann noch häufig wechselnde Sexualpartner haben. So beispielsweise grenzt sich Celine (15) vehement von der Sexualität einer Freundin ab, die sie als widerlich und ekelig bezeichnet:

> »Ich hab so ne Freundin, also ich bin mit der befreundet, die ist wirklich so, hat zum Beispiel jeden Tag 'n anderen und keine Ahnung, erzählt mir jeden Tag neue Storys über Männer, andere Jungs, dann will ich nur mit der nur wenig Kontakt haben, weil (.) ich will mit solchen Leuten nich Kontakt haben. […] Weil ich find sowas einfach ekelig und es widert widert mich an wenn sie jeden Tag mir erzählt, ›ich war mit den und den Jungen im Bett, ich bin von dem und dem schwanger äh aber eigentlich weiß ich gar nich, wer der Vater is, weil ich hab drei Tage lang 'n anderen Typen Sex gehabt‹ – also mit anderen Typen. Des is für mich echt widerlich und (.) ich kann mit solchen Leuten nich zusammen äh (.) abhängen. (.) Des geht nicht.«

Celine kommt zu dem Schluss, dass sie mit solchen Menschen keine Zeit verbringen könne. Allein die Gegenwart einer solchen Freundin scheint sie als etwas Bedrohliches wahrzunehmen, als etwas, was eine Gefahr für sie selbst darstellt. Wieder taucht der Ekel als dominanter Affekt auf. Im letzten Absatz wiederholt Celine mehrfach: »ich find sowas einfach ekelig und es widert widert mich an […] Des is für mich echt widerlich.« Der Ekel wird außerordentlich stark, ja geradezu drastisch betont. Diese Abscheu, gerade zusammen mit der Aussage, dass sie »mit solchen Leuten nich […] abhängen« könne, ist vor allem deshalb irritierend, weil Celine am Anfang der Passage schildert, dass sie genau mit dieser Person befreundet *ist* und sie sich sogar täglich deren Männergeschichten anhöre. Wenn es für Celine eigentlich nicht geht, mit so einer Person Zeit zu verbringen, und sie bei deren Geschichten derartige Abscheu verspürt, warum ist sie dann mit diesem Mädchen befreundet? Warum hört sie sich jeden Tag diese Geschichten an? Betrachten wir an dieser Stelle, was eine psychoanalytische Deutung des Ekels ergibt, um so einen Hinweis darauf zu erhalten, was es mit diesem Widerspruch auf sich haben könnte.

In den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* beschäftigt sich Freud mit dem Zusammenhang von Trieb und Affekt. Er versteht Ekel als eine Reaktion auf sexuelle Triebimpulse, die jedoch verboten sind und abgewehrt werden müs-

sen. Ekel steht also in direktem Zusammenhang mit Lust und dient dazu, den Sexualtrieb einzudämmen. Es geht darum, eine ungehemmte Abfuhr der Libido zu verhindern (vgl. Freud 1905b: 85) und so »den Trieb innerhalb der als normal geltenden Schranken zu bannen« (ebd.: 71). In diesem Sinne steht der Affekt also im Dienste des Über-Ichs (und damit im Dienste vorherrschender gesellschaftlicher Normen, die internalisiert wurden), da er verhindert, dass wir eine Lust ungehemmt ausleben.[164] Der Ekel lässt sich in diesem Sinne auch als »Schutz der Grenze einer sich konstituierenden psychischen Struktur« (Kluitmann 1999: 278) verstehen, indem das »Giftige« in ein Außen projiziert wird, um so das Selbst (als Gutes) zu schützen.[165]

Übertragen wir diese psychoanalytische Deutung des Ekels auf Celine, so liegt ihrer Abscheu gegenüber der Freundin und deren ausschweifendem Sexualleben eine doppelbödige Struktur zugrunde: Der Ekel dient der Abwehr eigener verbotener Triebimpulse. Das heißt, das ekelerregende Objekt (also die ausgelebte Promiskuität ihre Freundin) könnte Celine auch ein Lustgefühl verschaffen, welches jedoch sogleich verhindert wird, indem sich der Ekel ihren eigenen Triebwünschen als Widerstand in den Weg stellt. Ihre Sexualtriebe können nach außen auf ihre Freundin projiziert und die eigene Struktur geschützt werden, indem eine Trennung in (ein gutes, reines) Selbst und (ein schlechtes, ekeliges) Anderes vollzogen wird. Der Ekel wird somit dazu genutzt, eigene Triebregungen und -wünsche abzuwehren und sich so als gutes und reines Subjekt zu konstituieren – gerade *weil* diese Triebregun-

164 Vgl. dazu auch Kluitmann: »So dämmt Ekel für Freud, am Übergang in die anale Phase, primär orale Lust in gesellschaftlich akzeptierte Schranken und kann als hysterisches Symptom zum somatischen Korrelat blockierter genitaler Libido werden. Während Freud nach 1923 Angst unter den Affekten als Gefahrensignal für inakzeptable Triebwünsche hervorhebt und dem Ich zuordnet, bleibt Ekel für ihn eine Reaktionsbildung und damit ein mit der Funktion des Über-Ich verschränktes Phänomen, das Konflikte im Sinne des Über-Ich eindeutig löst« (Kluitmann 1999: 273). Da der Triebanspruch unterdrückt wird, indem der Ekel dem Ich Gefahren signalisiert, die von Triebwünschen ausgehen würden, setzt sich das Verbot schließlich mittels des Ekels durch (vgl. ebd.: 274).

165 »Diese Grenze ist bedroht durch aggressive Impulse, die in der Gier die libidinösen dominieren und die fragile Trennung zwischen Teil-Selbst und Teil-Objekten aufzuheben drohen (Klein). Ekel sichert die Projektion des Aggressiven nach außen, ins Objekt und schützt die sich entwickelnde Struktur vor Angriffen von innen durch aggressiv aufgeladene Vorläufer des Über-Ich. Damit bleibt die Trennung zwischen Selbst (gut) und Objekt (giftig) über eine Spaltung der Besetzungen gewahrt. Da das Böse jedoch letztlich das Eigene ist, ist dieser Prozeß unendlich« (Kluitmann 1999: 278).

gen eine Gefahr für ein positives Selbstverhältnis als »anständiges Mädchen« darstellen würden.

Betrachten wir in diesem Zusammenhang noch eine weitere Interviewsequenz. Auch Leonie (16) spricht – wie schon Roxy und Celine – sehr abwertend über eine bestimmte Weiblichkeitsperformance und erläutert, was sie an »Tussis« nicht mag:

»Ähm (.) na dieses nuttige äh Arsch zeigen, Titten raushängen lassen und sowas oah ne (..) ne. (…).«

Leonie scheinen die Worte zu fehlen. Ihre vulgäre abwertende Sprache und die stammelnde Verneinung machen deutlich, dass auch sie eine sexualisierte Weiblichkeitsinszenierung verabscheuenswürdig findet. Interessant wird es, als sie gegen Ende des Interviews einräumt, dass sie früher selbst eine »Schlampe« gewesen sei:

Leonie: »Ich war mit vielen Leuten zusammen. (..) Ich war auch ne kleine Schlampe eigentlich, ja. […] Also ich ich, ich fand's schlampig. Ich mein jeder, der nicht bei drei auf'm Baum war, mit dem hatt ich was so.«

[…]

I.: »Warum findest du es nich okay, schlampig zu sein, ich mein wenn du Single warst?«

Leonie: »Einfach weil man diesen Ruf dann hat. (.) Also ich war, ja, Stadthure. Vor allem ich bin auch in äh Städten Stadthure, wo ich noch nie war so ähm. (.) Wo war des denn, wir war'n in [westdeutsche Großstadt] zum Beispiel, wir waren, also wir sind zu Simon seinen Eltern nach [andere westdeutsche Großstadt] gefahren, und denn sind wir ausgestiegen aus dem Bus, weil da irgendwie Pause war, und dann waren da so zwei Typen, die mich direkt erkannt haben, die ich aber noch nie gesehn hab und meinen, ach hier die äh Stadtschlampe, und ich dacht mir so okay (lachen) krass.«

I.: »Und wie war des, dass du so n Ruf hattest?«

Leonie: »Hm (..). Also früher hab ich mich nich für geschämt, aber (.) weil, ich weiß nich (.). Aber jetzt mittlerweile schäm ich mich dafür, einfach weil / (.) ich mein ich kann keinen mehr von meinen Leuten treffen, mit dem ich noch nie was hatte. […]«

I.: »Und fandest du es auch ein bisschen cool?

Leonie: »Ja. (..) Einfach weil, ich mein (.) ich konnt jeden haben so. (.) Also keine Ahnung, vielleicht könnt ich's immer noch, keine Ahnung, weiß ich nich. Aber (.) ja.«

In diesem Auszug wird die Doppelbödigkeit von Ekel/Scham auf der einen Seite und Lust/Begehren auf der anderen Seite noch einmal deutlich. Leonie wertet das »Schlampesein« und ihr früheres Selbst zwar einerseits massiv ab

und sagt, dass sie sich heute dafür schämen[166] würde, aber zugleich räumt sie ein, dass sie es – zumindest damals – auch cool fand. Die Erzählelemente, dass ihr Ruf ihr vorausgeeilt und sie sogar über die Stadtgrenzen hinaus bekannt gewesen sei, dass sie jeden hätte haben können, tatsächlich auch mit jedem etwas hatte, »der nicht bei drei auf'm Baum war«, scheinen, als würde sie gleichzeitig mit ihren sexuellen Aktivitäten von damals prahlen. Auffällig ist auch, dass sie sich in ihrem früheren Selbst als sehr aktives Subjekt präsentiert und viel Handlungsmacht zuschreibt: Sie hat sich ihre Sexualpartner*innen gewissermaßen »erbeutet«, wenn diese nicht früh genug die Flucht ergriffen. *Sie* konnte jeden haben. Wenngleich Leonie mittlerweile eine promiskuitive Lebensweise verurteilt, einen freizügigen Kleidungsstil bei Mädchen abwertet und bezüglich ihres früheren Lebenswandels Scham empfindet, so zeigt sich in diesem Mechanismus der Veranderung jedoch auch, dass ein eigenes aktives Begehren und ein Ausleben selbstbestimmter freizügiger Sexualität nicht sein darf und verdrängt werden muss.

Ähnlich wie in dem vorherigen Kapitel die beiden jungen Männer Nikolas und Björn in ihren Erzählungen durch Omnipotenzgebaren und Größenfantasien versuchen, das Gefühl der Schwäche zu verbannen, indem sie es in ein Außen projizieren, lassen sich die in Roxys, Celines und Leonies Interviews deutlichen Äußerungen von Ekel, Scham und Moral gegenüber einer ungehemmten (weiblichen) Sexualität als Abwehr eigener Triebwünsche deuten. Daran lässt sich erkennen, dass eine selbstbestimmte, ungezügelte weibliche Sexualität für diese Mädchen heute nach wie vor tabuisiert ist. Zwar haben sich die Grenzen des gesellschaftlich Akzeptierten in den letzten Jahrzehnten erweitert, jedoch werden sie als Mädchen, die sich sexuell ausprobieren, nach wie vor als Schlampe oder Hure diffamiert und sanktioniert; sie sind gezwungen, ihre Subjektposition innerhalb dieser hegemonialen Diskurse zu artikulieren.

Warum eine bestimmte Form von weiblicher Sexualität von Mädchen abgewehrt und bekämpft werden muss und was das mit der bürgerlich-patri-

---

166 Freud sieht in der Scham die gleiche Funktion wie im Ekel: Auch Scham und Moral seien die »Sexualentwicklung eindämmende Mächte« (Freud 1905b: 71). »Bei dem Studium der Perversionen hat sich uns die Einsicht ergeben, daß der Sexualtrieb gegen gewisse seelische Mächte als Widerstände anzukämpfen hat, unter denen Scham und Ekel am deutlichsten hervorgetreten sind. Es ist die Vermutung gestattet, daß diese Mächte daran beteiligt sind, den Trieb innerhalb der als normal geltenden Schranken zu bannen, und wenn sie sich im Individuum früher entwickelt haben, ehe der Sexualtrieb seine volle Stärke erlangte, so waren sie es wohl, die ihm die Richtung seiner Entwicklung angewiesen haben« (ebd.).

archalen Gesellschaftsstruktur zu tun hat, werde ich im nächsten Abschnitt analysieren, bevor ich mich abschließend mit der Rolle der Jugendhilfe in diesem Gefüge beschäftige.

6.2.5 Slutshaming und Rivalität in einer phallogozentrischen Gesellschaft

»Und ist die eine wirklich, was du möchtest, daß sie wäre? Diejenige, die du begehren würdest? Die Damen verschwimmen ineinander, Jungfrau und/oder Nutte. Unmerklich wirkt das Umschlagen der einen in die andere.«
(Irigaray 1979c: 14)

»Sie leben gefangen in Bildern von sich selbst, die nicht ihre eigenen sind, sondern als Objekte in den Entwurf eines männlichen Subjekts eingepasst werden.«
(Zimmermann 2017: 100)

Ich möchte an dieser Stelle zunächst noch einmal auf das Phänomen von Konkurrenz und Rivalität unter Mädchen zu sprechen kommen, wie es am Anfang dieses Kapitels bereits in einem Zitat von Marie sichtbar wurde. Marie hatte sich von »typischen Mädchen« und deren Körpersein distanziert und diese als arrogant und hochnäsig abgewertet. Dadurch wurde eine Beziehung der Konkurrenz unter jungen Frauen sichtbar, die auf eine gesellschaftliche Struktur verweist. In einer weiteren Sequenz beschreibt Marie das Verhältnis zwischen Mädchen ganz explizit als ein rivalisierendes. Nachdem sie erläutert hat, dass es bei Jungen unterschiedliche Kategorien gäbe, wo es neben den »Arschlöchern« und den »Schüchternen« auch die »in der Mitte« gäbe[167], behauptet Marie, dass dies bei Mädchen anders wäre:

»[U]nd das ist halt bei den Mädchen anders. Sie wollen, wenn sie / Ich habe das mal oft beobachtet, wenn sie etwas wollen, ist denen ALLES heilig. Egal, ob der vergeben ist, egal, ob sonst was, das ist bei vielen Mädchen so. (.) Und das kann ich halt nicht ab. [...] Das habe ich schon oft erlebt. Zum Beispiel bei Mädchenfreundschaften oder so außerhalb. (.) Und was

167 Die »Arschlöcher« würden sich auch an vergebene Mädchen ranmachen, dächten, sie könnten jede haben, müssten nur schnipsen, würden den Mädchen die Herzen brechen und sich damit brüsten; die »Schüchternen« würden sich nicht trauen, Mädchen anzusprechen, und dächten, dass viele Mädchen betrügen und lügen würden, ein schlampiges Verhalten besäßen; währenddessen lernten die »in der Mitte« ein Mädchen erst kennen, bevor sie sich eine Meinung bildeten.

ich auch nicht ab kann, es gibt manchmal so 'n Kodex bei, unter Freundinnen. Man nimmt nie den Exfreund einer Freundin. (.) Daran halten sich mittlerweile viele Mädchen nicht mehr. (.) Deshalb bin ich ganz froh, dass ich und meine beste Freundin unterschiedliche Geschmäcker haben.«

Marie unterstellt, dass Mädchen – sobald es um Jungen/Männer geht – keine Moral bzw. keine ethischen oder solidarischen Orientierungen hätten. Ihnen sei egal, ob ein Junge vergeben, oder ob er der Exfreund einer guten Freundin ist: Wenn Mädchen etwas wollen, »ist denen ALLES heilig«. Diese Formulierung ist bemerkenswert – müsste eigentlich heißen, dass ihnen gar nichts heilig ist, sie also für die Erreichung ihres Zieles gewillt sind, sämtliche Grenzen, Regeln und Gesetze zu übertreten. Diese Fehlleistung von Marie lässt sich so verstehen, dass sämtliche Grenzen, Regeln und Gesetze in den Dienst des einzigen heiligen Ziels gestellt werden, nämlich den Mann um jeden Preis zu bekommen. Laut Marie sind Jungen das Einzige, für das sich Mädchen wirklich interessieren, stehen damit prioritär über allem anderen. Kollektive Wertvorstellungen (wie ein vermeintlicher Kodex unter Freundinnen) würden ignoriert und übergangen. Selbst bei besten Freundinnen höre die Freundschaft auf, sobald es um einen Jungen geht, an dem beide Interesse haben. Mädchen begegnen sich in der Beschreibung von Marie offenbar in erster Linie als Rivalinnen in einem permanenten Wettbewerb um Männer.

Ganz ähnlich klingt es auch bei Leonie an, die in einer Passage über ihre Probleme mit einer neuen Mitbewohnerin spricht:

Leonie: »Ich weiß nich, von Michelle hab einfach noch nich so des Bild, weil (..) ich komm generell nich mit Mädchen klar und in meinen Augen is sie mir (.) halt irgendwie was zu, schlampig. (.) Also ihr Auftreten manchmal (.) ja also (.) ich glaub des liegt auch nur daran, weil ich mit Simon zusammen bin und er ja auch gucken könnte und so (.) ja (..) genau (..).«

I.: »Und dann sie attraktiv finden könnte, oder?«

Leonie: »Ja (.) Ein Tag war des so gewesen, da war / hab ich mich richtig mit Simon gestritten, weil (.) keine Ahnung Michelle hatte so n komisches T-Shirt an, wo man halt alles durchgesehn hat so (.) und Simon hat so die ganze Zeit BLICKE RÜBERGEWORFEN und / (.) ich mein, Frauen sind nicht dumm, die merken des einfach und er dann wieder so: ›Ja öh, ich hab doch gar nichts gemacht und so‹, ja (.). Ich bin, ziemlich eifersüchtig, deswegen mag ich Mädchen wahrscheinlich auch nich. (.) Ich hatte auch immer hässlichere Freundinnen wie ich (.). Immer hässlichere und, dickere (lacht) (.). Einfach damit ich mich nicht so doof finde.«

Während bei Marie die Frauen im Wettbewerb um die Männer noch eine verhältnismäßig starke Agency zugeschrieben bekommen, interessiert sich Leonie vor allem für das Verhalten des Mannes, der »gucken könnte«. Hier wird also nochmals explizit deutlich, dass es gar nicht in erster Linie darum geht, was die jeweiligen Frauen wollen könnten, sondern vielmehr geht es vor allem darum, welche Frau *wie* wahrgenommen wird. Dass Simon »gucken könnte«, »Blicke rüber[wirft]« und andere Mädchen attraktiv oder schön finden könnte, genügt, dass Leonie andere Mädchen nicht mag. So sagt sie selbst, dass sie ziemlich eifersüchtig sei, und begründet ihre Abneigung gegenüber »schlampigen« jungen Frauen damit, dass ihr Freund potenziell Interesse an diesen zeigt. Wie Marie befindet sich also auch Leonie in einem permanenten Wettbewerb mit anderen jungen Frauen, durch den ihr Selbstverhältnis bzw. ihr Gefühl zu sich selbst geprägt zu sein scheint. Dies wird im letzten Satz der Passage deutlich, in der Leonie erläutert, dass sie sich »immer hässlichere und dickere« Freundinnen gesucht hat, damit sie sich »nicht so doof finde[t]«. Sie präsentiert ihr Selbstverhältnis bzw. ihren (Selbst-)*Wert* als davon abhängig, wie sie im Vergleich zu anderen jungen Frauen respektive deren Attraktivität und körperliche Reize abschneidet. Um sich gut fühlen zu können, sucht sie sich entweder zielgerichtet Freundinnen, die in diesem Wettstreit schlechter abschneiden, oder aber sie muss – wie im Fall von Michelle – jene moralisch abwerten, gegen die diese Positionierung nicht so ohne Weiteres bestehen kann. Als Kampfrichter in diesem Spiel gilt ihr Freund Simon. Sein vermeintlich potenzielles Interesse bestimmt, ob sich Leonie gut oder nicht gut fühlt. Er erhält die Macht über ihr Selbstverhältnis; oder andersherum, ihr Selbstverhältnis wird determiniert von seinem Urteil: Wer wird angeschaut? Hat Simon nur Augen für Leonie? Oder wirft er Blicke zu Michelle rüber? Diejenige, die angeschaut wird, hat nicht nur diesen Wettkampf gewonnen; sie *ist* damit die attraktivere, interessantere, die wertvollere Frau. Mit der These Bourdieus vom »weiblichen Sein als Wahrgenommen-Sein« (Bourdieu 2016: 112) lässt sich die Passage aus dem Interview mit Leonie verdeutlichen. Sie zeigt, wie das Mädchen die Wertung ihres körperlichen Erscheinungsbildes antizipiert und auf »den Blick des anderen angewiesen [ist], um sich selbst zu konstituieren« (ebd.: 118). Die Geschlechterteilung ist »in den Dispositionen der Frauen [verkörpert], die von dieser Ökonomie auf den Status

von Tausch*objekten* reduziert werden« (ebd.: 86).[168] Frauen und Mädchen nehmen nach Bourdieu in dieser Ökonomie also die Funktion von Waren ein, was offenbar ihr eigenes Selbstverhältnis zutiefst prägt und konstituiert, insofern sie sich auch selbst auf diesem Markt als Tauschobjekte gegenübertreten.

Eine ähnliche Analyse legt Irigaray in ihren Texten *Das Geschlecht, das nicht eins ist* (1979a) und *Frauenmarkt* (1979b) vor, in denen sie beschreibt, wie Frauen in der phallogozentrischen Gesellschaft in die Position von Waren gedrängt würden (vgl. Irigaray 1979a: 32). Die Frau erhalte einen Wert, sofern sie unter Männer getauscht werden kann:

»Um *relativen Wert* zu erhalten, muß eine Ware einer anderen Ware, die ihr als Äquivalent dient, gegenübergestellt werden. Ihren Wert findet sie nie in sich selbst. Daß sie mehr oder minder wert ist, ist nicht ihr Werk, ihr Wert ist ihr *transzendent, übernatürlich, ek-statisch [sic]. Anders gesagt: für die Ware gibt es keinen Spiegel, der sie verdoppelt in sich und ihr ›eigenes‹ Spiegelbild.* Die Ware spiegelt sich nicht in einer anderen, so wie der Mann in seinesgleichen. Denn wenn es sich um Waren handelt, so ist ihr gespiegeltes Selbst nicht ›ihr‹ Selbst, ist in nichts ihre Eigentümlichkeiten, ihre Eigenschaften, ihr ›Haut und Haar‹. Dieses Selbst ist nur ein Maß, das den *Produkten*charakter der Ware zum Ausdruck bringt.« (Irigaray 1979b: 183, Herv. i. O.)

Dieser Warencharakter wird in dem Zitat von Leonie überaus deutlich. Wenn sie sagt, dass sie immer »hässlichere und dickere« Freundinnen hatte, damit sie sich nicht so doof findet, wird deutlich, dass sie diese anderen Mädchen braucht, um ihren Wert zu steigern.[169] Wie Irigaray sagt: Ihren Wert findet sie *nicht* in sich selbst. Sie hat kein eigenes Spiegelbild. Ihre

168 Bourdieu weist darauf hin, dass sie selbst dann auf Tauschobjekte reduziert würden, »wenn sie unter bestimmten Bedingungen, zumindest stellvertretend, den Austausch, zumal in Heiratsangelegenheiten, anbahnen und organisieren« (Bourdieu 2016: 86.). Wenn also Marie den Mädchen in dem Kampf um Jungen eine sehr aktive Rolle zuschreibt, so schließt das für Bourdieu nicht aus, dass sie in dieser Ökonomie der symbolischen Güter einen Objektstatus zugewiesen bekommen, wogegen Männer die Position der aktiven Subjekte einnehmen.

169 Auch Illouz beschäftigt sich in ihren Studien *Warum Liebe weh tut* (2011) und *Der Konsum der Romantik* (2007) mit einer bestimmten Ökonomie von Beziehungen, die sich mit dem Neoliberalismus stark verändert habe. Durch die Entstehung von modernen Heiratsmärkten, in denen sich für Männer und Frauen nahezu unbeschränkte Möglichkeiten der Partner*innenwahl ergeben, würde sich auch eine spezifische Form des Selbst konstituieren, das Anerkennung und Bestätigung durch romantische Beziehungen gewinnt. In dieser Liebesökonomie findet ein Austausch des individuellen Warenwerts statt: ›Ich kann jede*n haben. Das ist der Beweis, dass ich viel wert bin – einen hohen Marktwert habe.‹ Wenngleich sich nach Illouz Männer wie Frauen wechselseitig als Waren gegenübertreten, so erkennt auch sie eine vergeschlechtlichte Dimension in dieser Ökonomie von Heiratsmärkten.

Eigenschaften dienen nur als Maß, um in dieser Tauschökonomie ihren Warenwert zu bestimmen:

»Also werden die Frauen nicht als ›Frauen‹ getauscht, sondern nur sofern sie auf ein Gemeinsames – ihrem Kurs in Gold – oder Phalluswährung – reduziert werden, wovon sie ein Mehr oder Minder darstellen.« (ebd.: 182)

Diese »Phalluswährung« – auch das wird in Leonies Zitat deutlich – wird durch Eigenschaften wie körperliche Attraktivität und moralische Integrität bestimmt. So will Leonie ihren relativen Warenwert dadurch beeinflussen, dass sie sich nur anderen Frauen gegenüberstellt bzw. äquivalent setzt, die als weniger attraktiv gelten. Wenn dagegen ein potenziell begehrenswerteres Äquivalent auftaucht, dann versucht Leonie dieses dadurch abzuwerten (und sich selbst aufzuwerten), indem sie die moralische Integrität ihrer Konkurrentin infrage stellt. Hieran zeigt sich, dass der weibliche Körper und seine sexuellen Reize sowie die Keuschheit der Frau, »die zum fetischisierten Maßstab der männlichen Reputation […] gemacht wird« (Bourdieu 2016: 84), die zentralen phallischen Kriterien sind, die dem Wertmaß der Frau in dieser Geschlechterordnung dienen. Der Wert der Frau wird also durch den Mann bzw. durch den männlichen Blick bestimmt.

Diese patriarchale Logik wird von der Jugendlichen Roxy erstaunlich klar formuliert. Als ich nachfrage, warum sie ein bestimmtes Verhalten von Mädchen problematisch findet, erläutert sie:

»Naja, weil Frauen damit ihren Wert bei Männern verlieren, finde ich. Wenn sie sich zu viel präsentieren und preisgeben, dann denken die Männer, ah, die ist leicht zu haben, man kann die mal so für eine Nacht und dann tschüss, und der Ruf geht halt Schlampe und als Schlampe, wenn du den Ruf hast, der geht so schwer wieder weg, weil, es wird halt über dich Sachen erzählt, die auch nich nich so nich stimmen, aber. (..) Ja, also, der Wert sinkt halt, find ich.«

Roxy erzählt hier, was ihrer Meinung nach aus einer bestimmten sexualisierten Selbstinszenierung und einem solchen Verhalten bei Mädchen folgt: »der Wert sinkt«. Die Reputation von Mädchen scheint somit ausschlaggebend zu sein, ob sie von Männern (als wertvoll) anerkannt werden oder nicht. Die Gefahr, als Schlampe diffamiert zu werden, ist laut Roxy für junge Frauen also deshalb bedrohlich, weil das einen Wertverlust bedeutet – sie als Tauschobjekte unter Männern an Wert verlieren.

Wenn wir uns an dieser Stelle nochmals ihr Zitat am Anfang dieses Kapitels vor Augen führen, in welchem sie sagt: »Mädchen achten so viel auf ihr Aussehen, weil, Männer sind halt total so, die Frau muss denen gefallen,

schön sein, geschminkt sein«, wird in der Zusammenschau dieser Aussagen das Dilemma von Weiblichkeit deutlich: Einerseits müssen Mädchen/Frauen ihren Körper bearbeiten und schön machen, um (für Jungen/Männer) attraktiv und begehrenswert zu sein und somit als Frau in dieser Gesellschaft Anerkennung zu erhalten. Andererseits müssen sie dabei aber immer aufpassen, nicht *zu viel* von dieser Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, da sie sich dadurch der Gefahr aussetzen, diese Anerkennung direkt wieder zu verwirken.

Die Bilder von Mutter, Heiliger und Hure lassen sich am Beispiel der untersuchten Textstellen als bis heute wirkmächtige und die Existenzweisen von Mädchen prägende patriarchale Figurationen identifizieren. Diese Rollen werden Frauen aufgezwungen, wodurch ihnen ein eigenes Bild von sich, ein eigenes Begehren und damit die Möglichkeit der Subjektwerdung verschlossen bleiben (vgl. Irigaray 1979b: 183). Für sie gibt es unter dem Gesetz des Phallus keinen Ort, von dem aus sie sprechen könnten. Die Frauen werden zum Tauschobjekt und zur Ware gemacht und damit notwendigerweise in ein Konkurrenzverhältnis zueinander gedrängt. Es ist in dieser heteronormativ-patriarchalen Logik für heterosexuelle Mädchen kaum möglich, sich *nicht* als Waren zueinander verhalten.

> »Wie kann dieses Tauschobjekt ein Recht auf Lust beanspruchen, ohne aus dem etablierten Handel auszusteigen? Wie könnte diese Ware zu den übrigen Waren eine andere Beziehung haben, als die einer aggressiven Eifersucht auf dem Markt? Wie könnte die Materie sich selbst genießen, ohne beim Konsumenten Angst vor dem Verschwinden seines Nährbodens zu provozieren? Wie könnte dieser Austausch des Wunsches der Frau in nichts, was sich definieren, in Händen halten ließe, nicht als bloßes Trugbild, als Wahnsinn erscheinen, der allzu schnell durch einen sinnreichen Diskurs und ein System von scheinbar greifbareren Werten vereinnahmt werden kann?« (Irigaray 1979a: 31)

Mit Irigaray wird deutlich, dass der Warencharakter und das rivalisierende Verhalten hegemonialer cis-heterosexueller Weiblichkeit strukturell eingelagert sind. Das heißt, wenn Leonie, Roxy, Marie außerordentlich viel Energie und Aufwand in ihr körperliches Erscheinungsbild investieren und sich mittels Make-up, Styling, Mode und Diäten vor allem der Modifikation und Verschönerung ihres Körpers widmen, wenn sie sich permanent mit anderen Mädchen vergleichen und mit ihnen rivalisierend um die Aufmerksamkeit von Jungen buhlen, wenn sie auf diese Weisen hegemoniale Weiblichkeitsvorstellungen reproduzieren und sich damit in gewissem Sinne »freiwillig« der vorherrschenden patriarchalen Logik unterwerfen, liegt das nicht daran, dass diese Mädchen einfältig oder dumm wären. Vielmehr muss da-

von ausgegangen werden, dass sie von klein auf die Erfahrung machen, dass ihr Wert und die Anerkennung, die sie bekommen, in erster Linie davon abhängen, wie sie auf der Attraktivitäts- und Sexualitätsskala im Vergleich zu anderen Frauen abschneiden. So stellt es – gerade für diese Mädchen, denen nur wenig ökonomische Ressourcen zur Verfügung stehen – gewissermaßen eine Notwendigkeit dar, in diesen Bereichen möglichst viel zu investieren.

Die Idee, es mangele ihnen lediglich an einem Bewusstsein über ihre Position, stellt sich somit als verkürzt heraus; ebenso wie die Vorstellung, sie müssten sich einfach nur anders verhalten, um sich aus ihrer Rolle innerhalb der Ökonomie symbolischer Güter zu befreien. Welche Fallstricke sich hinter solchen Annahmen verbergen, lässt sich wohl kaum besser formulieren als mit Bourdieu, wenn er nachdrücklich auf das verwobene Verhältnis von Subjekt und Struktur verweist, um die Stabilität hegemonialer Ordnung zu erklären:

»Auf die Spuren, die die Herrschaft in den Körpern dauerhaft hinterläßt, und die Effekte, die durch sie erzielt werden, hinzuweisen heißt nicht, jener völlig abwegigen Ratifizierung der Herrschaft Munition zu liefern, die den Frauen die Verantwortung für ihre Unterdrückung selbst zuschreibt, indem z. B. mitunter suggeriert wird, sie wählten sich die Praktiken der Unterwerfung selbst (›die schlimmsten Feinde der Frauen sind die Frauen selbst‹) oder gar: sie liebten es, beherrscht zu werden, sie ›genössen‹ die ihnen widerfahrende Behandlung aufgrund eines in ihrer Natur liegenden Masochismus. Man muß beides zugleich sehen: Die Dispositionen ›zur Unterwerfung‹, auf die man sich zuweilen beruft, um ›die Opfer‹ zu tadeln, sind das Produkt objektiver Strukturen. Und diese Strukturen verdanken ihre Wirksamkeit nur den Dispositionen, die von ihnen ausgelöst werden und die zu ihrer Reproduktion beitragen. Die symbolische Macht kann ihre Wirkung nicht ohne den Beitrag derer entfalten, die ihr unterliegen und die ihr nur deshalb unterliegen, weil sie sie als solche *konstruieren*.« (Bourdieu 2016: 74)

Die Geschlechterherrschaft ist also vor allem deshalb so persistent, weil Mädchen und Frauen diese Ordnung, durch die sie unterworfen werden, reproduzieren. Gerade indem sie ausschließlich damit beschäftigt sind, sich selbst und sich wechselseitig zu bewerten, bestätigen sie »die Absichten, die die Tauschenden mit ihnen verfolgen« (Irigaray 1979b: 185). Zugleich aber werden Mädchen und Frauen in der vorherrschenden hetero-patriarchal organisierten Geschlechterordnung in diese Rollen gedrängt und es wäre schlicht falsch, ihnen die alleinige Verantwortung für Artikulationen von Subjektpositionen zuzuschreiben. Dass es angesichts dieser Normen nahezu unmöglich ist, ein positives weibliches Selbstverhältnis zu entwickeln, das eben nicht phallogozentrisch geformt ist, darunter scheinen die Mäd-

chen durchaus auch zu leiden. So werden an folgendem Zitat von Sophia (18) ein Ringen um Handlungsmacht und die Schwierigkeit einer positiven weiblichen Subjektivierungsweise deutlich:

»Also (..) ich möchte gern noch so freie Entscheidungen treffen können, so von wegen, was ich anziehe und was ich nicht trage. Und nicht so dieses, ja, du bist 'n Mädchen, es ist Sommer, zieh 'n Bikini an und geh schwimmen. Vielleicht möcht ich das gar nicht. Vielleicht möcht ich weder schwimmen, noch, vielleicht möchte ich mir auch gar keinen Bikini anziehen. Vielleicht würde ich gerne in Badehose schwimmen gehen, mhm, und kein Oberteil, oder also, das ist jetzt voll hirnrissig (lachend), aber/. Oder so Sachen wie, ja, du musst, ähm, wenn du ein Mädchen bist, hast du Leggins zu tragen. Warum? (lauter) ›Weil das so ist, das machen alle.‹ Ja, gut, ich bin aber nicht alle. ›Ja doch. Wir wollen aber, dass du alle bist.‹ Ich bin gerne NICHT alle.«

Sophia spricht hier über die Macht der Geschlechternormen und davon, wie schwierig es ist, sich diesen Normen zu entziehen bzw. den hegemonialen Anforderungen und Idealen zu widersetzen. Gerade wenn sie am Ende der Passage einen fiktiven Dialog zwischen sich und der Gesellschaft inszeniert und sagt: »Ich bin aber nicht alle. ›Ja doch. Wir wollen aber, dass du alle bist‹«, bringt sie damit das hegemoniale Weiblichkeitsdilemma auf den Punkt. Parallel zur Anforderung einzigartiger Individualität soll sie sich ebenso der allgemeinen Norm unterwerfen, also das Selbstverhältnis einer Ware entwickeln, das sich mit den anderen Waren äquivalent setzen und tauschen lässt.

6.2.6 Zwischenergebnis IV: (Draht-)Seiltänzerinnen in der Jugendhilfe

> »Der Blick auf die Situation von Mädchen in der öffentlichen Erziehung deckt ein gesellschaftliches Segment auf, in dem die negativen Konnotationen des allgemeinen Mädchen- und Frauenbildes sichtbar werden, besonders, wenn man den Wandel bzw. die Kontinuitäten dieses Bildes im Laufe der historischen Entwicklung betrachtet.«
> *(Gehltomholt/Hering 2006: 16)*

Wie Gehltomholt und Hering in diesem Zitat verdeutlichen, lassen sich anhand der Erfahrungen, Artikulationsweisen und Selbstpositionierungen der jungen Frauen in der Jugendhilfe Rückschlüsse auf das hegemoniale Geschlechterverhältnis und aktuelle Weiblichkeitsanforderungen ziehen. An dieser Stelle will ich daher die verschiedenen Facetten und Dimensionen von (klassenspezifischer) Weiblichkeit, die sich im Laufe dieses Kapitels anhand der vergeschlechtlichten Selbstverhältnisse und -stilisierungen gezeigt haben, zusammenfassen.

Erstens: In diesem Kapitel ging es gleich zu Beginn um den konstitutiven Zusammenhang von Weiblichkeit und Körper bzw. Schönheit, der die jugendlichen Selbstentwürfe zu prägen scheint. Es hat sich gezeigt, dass Schönheit, Aussehen und Körper für die jungen Frauen nach wie vor sehr zentrale Themen darstellen und explizit mit der Frage von Weiblichkeit verknüpft sind.[170] Während sich Jungen im Sinne einer »libido dominandi« (Bourdieu 2016: 100) als handlungsfähige herrschende Subjekte positionieren müssen, werden Frauen in der »Ökonomie symbolischer Güter« (ebd.: 78) als symbolische Objekte konstituiert. Sie müssen Körper sein, schön sein, begehrenswert sein, um als Frauen Anerkennung zu erfahren. Damit gestaltet sich Weiblichkeit vor allem als ein »Wahrgenommen-Sein« (ebd.: 112), womit sich Mädchen und junge Frauen in der Konkurrenz zu anderen Frauen erleben. Angesichts dieser vergeschlechtlichten Rollenaufteilung von Männern als Betrachter, die sehen und beurteilen, und Frauen als die Wahrgenommenen, die gesehen und beurteilt *werden*, also der Unterscheidung in ein aktives (männliches) Subjekt und passives (weibliches) Objekt, ist es naheliegend, dass von den interviewten jungen Frauen die männliche Position in diesem Geschlechterverhältnis idealisiert wird.

170 Zwar haben auch Jungen an einigen Stellen im Material Bezug auf Körper und Aussehen genommen, aber die Frage von Attraktivität war dabei nicht konstitutiv für ihr Selbstverhältnis.

Zweitens lässt sich in den Interviews der Mädchen eine Idealisierung von Männlichkeit und männlich konnotierten Eigenschaften und eine Abwertung von Weiblichkeit bzw. weiblich markierten Merkmalen konstatieren. In den Interviews werden die Jungen als cool und souverän imaginiert, andere Mädchen hingegen gelten als »zickig« und »Fake« und werden als solche abgewertet. Zudem orientieren sich die jungen Frauen an männlich konnotierten Eigenschaften wie Autonomie, Stärke und Souveränität. Sie identifizieren sich – zumindest auf einer charakterlichen Ebene – eher mit Jungen bzw. artikulieren Positionierungen hegemonialer Männlichkeit. Diese Aneignung des Phallus hat den Effekt, die eigene Handlungsfähigkeit zu erweitern und einen individuellen Umgang mit alltäglichen Erfahrungen von Sexismus und sexualisierter Gewalt zu finden. Durch die normativen Anforderungen von Souveränität und Autonomie wollen diese Mädchen und junge Frauen vermeiden, als »Opfer« ihres Geschlechts zu gelten. Eine Problematisierung von Sexismus und Gewalt und eine Thematisierung eigener Betroffenheit werden womöglich als Schwäche und Selbstviktimisierung erlebt und müssen daher in vielen Fällen einem abgeklärten Souveränitätsnarrativ weichen. Mädchen stehen unter den gegebenen Bedingungen somit vor dem Dilemma, einerseits Sexismus und sexualisierte Gewalt zu erfahren – also von einem patriarchal-sexistischen System negativ betroffen zu sein –, sich aber zugleich als autonomes, selbstbestimmtes, handlungsfähiges Subjekt präsentieren zu müssen und ihre Betroffenheit somit nicht äußern zu können oder gar leugnen zu müssen.

Drittens: Im Gegensatz zu den normativen Vorgaben des 19. und 20. Jahrhunderts, als Keuschheit und Sittlichkeit die weiblichen Tugenden schlechthin waren, sollen sich unter dem Primat der Autonomie die jungen Frauen heute vor allem sexy und sexuell selbstbewusst zeigen. Allerdings – und das ist wesentlich – ist dabei das richtige Maß entscheidend, die gesellschaftlichen Konventionen dürfen nicht überschritten werden. So dienen die Teeniemutter und die Schlampe noch immer als wirkmächtige Figurationen gescheiterter Weiblichkeit, womit Mädchen, die sich sexy zeigen oder sich sexuell ausprobieren wollen, zugleich immer auch Gefahr laufen, dafür sanktioniert und abgewertet zu werden.

Viertens: Obgleich sie mit diesen widersprüchlichen Anforderungen zu kämpfen haben, sind die befragten Mädchen zugleich Teil eines sittlichen Regulierungsapparats und bestrafen jene jungen Frauen, die ein *zu viel* oder ein *zu wenig* an Sexyness präsentieren. Eine Selbstaffirmierung als »Good Girl« geht meist mit einer Veranderung von bestimmten (gesell-

schaftlich verpönten) Sexualitäts-, Körper- und Schönheitspraxen einher. Sogenanntes *Slutshaming* dient als Strategie, andere Frauen abzuwerten und als Rivalinnen im heterosexuellen Kampf um Männer auszustechen. So treten sich die jungen Frauen vor allem als Tauschobjekte (der Männer) gegenüber bzw. werden – nach Irigaray (1979b) und Bourdieu (2012) – in dieser patriarchalen Gesellschaft in die Rolle von Waren gedrängt, die ihren Wert darüber erhalten, dass sie (von Männern) wahrgenommen und für schön, attraktiv und begehrenswert befunden werden. »Weibliche« Rivalität (wie auch die Fixierung auf Aussehen und Schönheit) resultiert also unmittelbar aus dieser Warenförmigkeit, die in der phallogozentrischen Gesellschaft heterosexueller Cis-Weiblichkeit strukturell eingelagert ist und durch einzelne Individuen beständig reproduziert und stabilisiert wird.

Diese geschlechtsspezifischen Selbstverhältnisse und Weiblichkeitsnormen werden auch durch die Jugendhilfe als gesellschaftliche Sozialisationsinstanz vermittelt. So wurde bereits in Kapitel 5 deutlich, dass sich die vormals traditionell männliche Norm des autonomen, souveränen Subjekts verallgemeinert hat. Auch die Heranwachsenden in Einrichtungen der Jugendhilfe werden zur Selbstverantwortung erzogen. Sie sollen lernen, ihr Leben und ihren Alltag selbstverantwortlich zu managen, die Verantwortung für ihr Handeln und ihre Entscheidungen zu tragen, sich an hegemonialen Normen auszurichten und finanziell auf eigenen Füßen zu stehen. Im Gegensatz zu den traditionellen Rollenaufteilungen der 1950er Jahre sind heute nicht nur die jungen Männer dazu angehalten, sich in den Arbeitsmarkt einzugliedern; auch junge Frauen können und sollen beruflich wie finanziell unabhängig sein, sich nicht nur um Familie und Mutterschaft, sondern auch um eine Ausbildung und einen Beruf kümmern. In diesem Sinne sind auch sie gefordert, auf eigenen Füßen zu stehen, was durchaus als emanzipatorischer Schritt verstanden werden kann.

Doch auch, wenn traditionelle Werte wie Sittlichkeit und Häuslichkeit mittlerweile angesichts neuer Ideale wie Erfolg, Emanzipation und sexueller Freiheit an Relevanz verloren haben, so wurden sie nicht einfach abgelöst oder gänzlich ersetzt, vielmehr zeigen sich in den Einrichtungen der Jugendhilfe auch bemerkenswerte Kontinuitäten. So beispielsweise fällt in den Beobachtungsprotokollen auf, dass mit den weiblichen Bewohnerinnen sehr viel häufiger gekocht, gebacken und gebastelt wird oder sie zumindest öfter zu solchen Aktivitäten angehalten werden. Zudem werden die Bewohnerinnen der Mädchenwohngruppe deutlich stärker dazu angehalten, nicht so viel um die Häuser zu ziehen und außerhalb zu übernachten, sondern mehr Zeit

innerhalb der Einrichtung zu verbringen (siehe Kap. 5.3.5), woran sich ebenfalls eine eindrückliche Kontinuität im pädagogischen Programm bezüglich der Norm von Häuslichkeit zeigt. Zudem wird auch der weibliche Körper nach wie vor stärker beurteilt und bewertet, was sich ebenfalls an vielen Beispielen in meinem Datenmaterial zeigen lässt. So kommt es immer wieder vor, dass die Körper oder Körperpraxen der jungen Frauen von den Betreuer*innen kommentiert[171] oder zum Gegenstand pädagogischer Interventionen werden.[172]

Im Vergleich zu vielen Weiblichkeitsanforderungen des 20. Jahrhunderts haben sich die Leitbilder und Normvorstellungen, mit denen Mädchen heute im Neoliberalismus konfrontiert sind, vervielfältigt. Traditionelle Weiblichkeitsnormen wurden nicht einfach durch neuere oder modernere abgelöst, vielmehr sind diese Transformationsprozesse durch eine »paradoxe Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz« (Maihofer 2007: 283) gekennzeichnet. Einerseits hat sich das traditionell männliche Ideal von Autonomie, Stärke und Souveränität verallgemeinert und wird als Anforderung auch verstärkt an junge Frauen herangetragen, wodurch auch diese sich zunehmend an Rollenbildern orientieren müssen, die keine Ängste, keine Unsicherheiten und kein Scheitern mehr zulassen (vgl. Wallner 2013: 69). Andererseits bleiben traditionelle Anforderungen an Weiblichkeit weiterhin bestehen: Mädchen und Frauen sollen weiterhin empathisch und beziehungsorientiert sein; sie sollen hübsch sein und gefallen, während zugleich die Gefahr, als Schlampe zu gelten, noch immer eine wirkmächtige

---

171 Beispielsweise fragte eine Betreuerin ein Mädchen, welches eine ganze Weile im Badezimmer verbracht hatte, als dieses stark geschminkt herauskam: »Na, hast du wieder deine Maske auf?«

172 So diskutieren ein männlicher Kollege und die Bezugsbetreuerinnen eines Mädchens darüber, ob das Gewicht der jungen Frau zum Gegenstand pädagogischer Maßnahmen werden soll. Der Kollege ist der Meinung, dass es notwendig wäre, mit dem Mädchen zu einer sogenannten Adipositassprechstunde zu gehen, wozu die Bezugsbetreuerin Rina keinen Anlass sieht: »Rina: ›Ja, aber das ist ja gerade gar nicht ihr Thema. Also sie hat damit überhaupt kein Problem und dementsprechend auch nicht unbedingt ein eigenes Interesse, nun eine Diät einzuhalten oder sich mit ihrer Ernährung auseinanderzusetzen.‹ Alexander: ›Naja, aber es *ist* ja ein Problem. Ihr habt doch gesagt, dass sie so sehr zugenommen hat.‹ Rina: ›Ja, aber es ist kein Problem für sie. Es ist einfach gerade nicht ihr Thema. Und dann frag ich mich schon, warum wir sie zur Adipositassprechstunde schleppen. Das ist vielleicht einfach auch nicht der Zeitpunkt jetzt.‹ Alexander: ›Aber da geht es doch um ihre Gesundheit. Wenn sie so dick ist, dann muss man da schon was machen. Es ist einfach auch ungesund.‹« In den Beobachtungsprotokollen gibt es noch zahlreiche weitere Sequenzen, in denen die Körper und Körperpraxen der Jugendlichen besprochen, pathologisiert oder reguliert werden, sofern sie in irgendeiner Weise von der hegemonialen Norm abweichen.

Bedrohung darstellt und die individuellen Körper- wie auch die Sexualitätspraxen überwacht und reguliert werden müssen. In diesem Sinne haben sich Anforderungen an Mädchen und Frauen heute nicht nur multipliziert; auch sind die hegemonialen Anrufungen an Weiblichkeit oftmals *in sich widersprüchlich*. Bei dem Versuch, all diesen Erwartungen gerecht zu werden, handelt es sich folglich um einen kaum zu bewältigenden Drahtseilakt, der nicht selten in Überforderung mündet.

Dazu kommt, dass dieses Weiblichkeitsdilemma, mit dem Mädchen und Frauen *allgemein* konfrontiert sind, in der Jugendhilfe klassenspezifisch verstärkt wird. Das wird etwa deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass hier nicht nur der weibliche Körper an sich zum Thema wird, sondern ganz *spezifische* Körperpraxen, die klassenförmig bzw. schichtspezifisch markiert sind. So hat sich in diesem Kapitel unter dem Stichwort »das richtige Maß« bereits gezeigt, dass es weniger um die Frage von Make-up oder kein Make-up geht, sondern vielmehr um die des *Wie* und des *Wieviel* davon. Dass hierbei auch Klasse verhandelt wird und es um die Bewertung, Beurteilung und Regulierung eines (sub)proletarischen Geschmacks bzw. Habitus geht, zeigt sich in meinen Beobachtungsprotokollen etwa dann, wenn ich selbst bei einigen Jugendlichen beschreibe, dass sie stark geschminkt sind, und dieses Erscheinungsbild als etwas Besonderes – etwas Kommentierungswürdiges – hervorhebe, wogegen ich bei anderen Jugendlichen das äußerliche Erscheinungsbild nicht weiter erwähne.[173] Dieser Zusammenhang von Klasse und Geschlecht zeigte sich zudem eindrücklich in der

---

173 Dieser Fokus auf Körperlichkeit zeigt sich beispielsweise in folgender Passage: »In der Zwischenzeit ist auch Celine da, die auch direkt beim Schnippeln mithilft. Mir fällt diesmal ihr Style besonders auf. Sie hat enorm viel Make-up im Gesicht, es sieht fast aus wie eine Maske, mit ein bisschen Rouge auf den Wangen, ihre Augen sind schwarz umrandet und die Wimpern stark getuscht. Nur auf den Lippen ist keine Schminke. Sie trägt ein weißes Langarmshirt mit einem großen Aufdruck, auf dem eine schwarz-weiße Brücke und darüber ein großes pinkes Herz zu sehen ist, in dessen Mitte in geschwungenen Buchstaben ›Love‹ steht.« Deutlich wird es auch in folgender Sequenz aus dem gleichen Protokoll, als ich das Zimmer der Jugendlichen Jasmin betrete, die zu diesem Zeitpunkt von der Hautkrankheit Skabies befallen war: »Ich betrete den kleinen dunklen Raum, der voll von Rauchschwaden hängt. Auf dem Bett liegen Jasmin und ihr Freund Chris mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt. Sie rauchen. Tess sitzt auch auf dem Bett, hat die Füße aber noch auf dem Boden. Jasmin sehe ich zum ersten Mal ungeschminkt. Wobei ganz ungeschminkt ist sie nicht, es hängen noch die Reste vom Kajal verschmiert unter ihren Augen. Sie hat eine graue Jogginghose und ein schwarzes Oberteil, darüber eine graue Joggingjacke an. Sie begrüßt mich mit den Worten: ›Ich hab jetzt doch Krätze.‹« In dem gesamten Beobachtungsprotokoll wird immer wieder die Aufmerksamkeit auf die Körper der Bewohner*innen gelenkt. Ich beschreibe ausführlich, wie ich diese wahrnehme (geschminkt, ungeschminkt, verschmierte

tiefenhermeneutischen Interpretationssitzung des Interviews mit Lucy: Da diese im Interview davon spricht, dass Aussehen für sie sehr wichtig ist, beginnen die Interpret*innen irgendwann darüber zu spekulieren, wie sie wohl aussehen könnte. Neben exotisierenden Zuschreibungen und der Vorstellung, dass Lucy hegemonialen Schönheitsvorstellungen entspricht, teilen einige Interpret*innen auch schichtspezifische Fantasien und äußern sich dabei abwertend über Schönheitspraktiken (wie z. B. bestimmte Tattoos), die vor allem der Arbeiterklasse zugeschrieben werden. In dieser Interpretationsgruppe wurden auch zahlreiche Interviews und Materialien aus anderen Forschungsprojekten tiefenhermeneutisch ausgewertet. In keiner anderen Interpretationssitzung wurde derart viel über das Aussehen der interviewten Person gesprochen und wurden diesbezügliche Fantasien mitgeteilt wie bei der Interpretation meines Materials. Damit reinszeniert sich auch hier eine klassenspezifische Geschlechterordnung, die darauf hinweist, dass junge Frauen in der Jugendhilfe neben der Anforderung von Selbstständigkeit und Autonomie auch in Bezug auf ihr Aussehen und ihre klassenspezifischen Körperpraxen beurteilt werden. Als (Draht-)Seiltänzerinnen sind sie gefordert, die unterschiedlichen und zum Teil widersprüchlichen Anforderungen, die ihnen hinsichtlich ihres Geschlechts, ihrer Klasse und ihres Körpers begegnen, auszubalancieren. Die Gefahr ist dabei immens, in die eine oder andere Richtung »überzukippen« und die gewonnene Anerkennung direkt wieder zu verwirken.

Schminke usw.) und wie sie sich im Raum bewegen und platzieren (auf dem Bett liegen, schnippeln etc.). Zudem ist das gesamte Protokoll durch die Krätze-Erkrankung von Jasmin gerahmt.

7 Dialektik (in) der Jugendhilfe

Diese Forschungsarbeit befasste sich mit Artikulationen von Jugendlichen in der Jugendhilfe. Wo Studien zu Subjektivierungsweisen von Adressat*innen in der Jugendhilfe und Untersuchungen zu Herrschaftspraktiken vonseiten der Professionellen und der Institution auf eine längere Geschichte zurückblicken können (siehe Kap. 1.2), setzte diese Studie gerade an der Schnittstelle dieser beiden Forschungsbereiche an und analysierte jene Punkte, in welchen Techniken der Selbst- und Fremdführung ineinandergreifen. Untersucht wurde vor allem, wie Selbstverhältnisse und Subjektivierungsweisen von Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe mit gesellschaftlichen und institutionellen Anforderungen, Normen, Zwängen und Tabus korrelieren und wie individuelle Subjektivierungen durch hegemoniale Ordnungen geformt, geprägt und begrenzt sind. Ziel war es, zu einer tieferen Einsicht der dabei wirkenden psychosozialen Mechanismen in Zusammenhang mit Strukturen der Institution Jugendhilfe und der konkreten pädagogischen Praxis zu gelangen, um auf diese Weise zu einer gesellschaftstheoretisch begründeten kritischen Reflexion der sozialarbeiterischen Position und der gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen beizutragen.

Im Folgenden werde ich zunächst auf die Doppelbödigkeit der Artikulationsweisen von Jugendlichen und deren Verknüpfung mit gesellschaftlichen Normen eingehen (Kap. 7.1), um dann allgemeiner den aktuellen Stand einer normativ begründeten Sozialen Arbeit kritisch zu diskutieren (Kap. 7.2) sowie in einem abschließenden Ausblick die Frage zu beleuchten (Kap. 7.3), welche Konsequenzen für das Praxisfeld sich aus diesen Erkenntnissen ergeben.

7.1 Die Doppelbödigkeit in Artikulationsweisen erfassen

Im Rahmen der Analyse ging es zentral darum, die Artikulationsweisen von Jugendlichen in der Jugendhilfe in ihrer spezifischen Doppelbödigkeit (siehe Kap. 3.3.3)[174] zu erfassen bzw. zu untersuchen, wie genau die verschiedenen Doppelbödigkeiten ausgestaltet sind.

Einerseits zeigt sich bei den einzelnen Jugendlichen jeweils eine dominante Form der Selbstinszenierung: Einige Jugendliche präsentieren sich beispielsweise als autonome und unternehmerische Subjekte, die ihr Leben fest im Griff haben und ihren Alltag und ihr Weiterkommen eigenverantwortlich meistern wollen (siehe Kap. 5.3). Andere inszenieren sich als »Underdogs«, die »keinen Bock« auf die ganzen Regeln und Anforderungen der Gesellschaft und der Jugendhilfe haben und denen das alles egal ist (siehe Kap 5.4). Wieder andere präsentieren sich als Außenseiter*innen und wollen womöglich gar nicht so sein wie alle anderen oder stellen sich ihren Altersgenoss*innen gegenüber als überlegen dar (siehe Kap. 5.2; 6.1). Durch diese dominanten Selbstinszenierungen der Jugendlichen besteht die Gefahr, dass auch nur diese eine Seite der Jugendlichen gesehen wird bzw. nur auf diese demonstrativen Selbstdarstellungen und Handlungsweisen reagiert wird. Das zeigt sich beispielsweise in den hegemonialen Diskursen um sogenannte »Problemjugendliche« oder »Systemsprenger*innen« oder an Interventionsmaßnahmen von Sozialarbeiter*innen. So ließe sich als Ergebnis aus diesen dominanten Artikulationsweisen beispielsweise eine Art Typologie ableiten, die etwa drei idealtypische Positionen von Jugendlichen in der Jugendhilfe konstruiert: »die Selbstoptimierer*in«, »der Null-Bock-Jugendliche« und »die ambivalente Außenseiter*in«.[175] Auf verschiedenen Ebenen besteht die Gefahr, dass alle Aufmerksamkeit auf diese eine Position gelenkt und die Jugendlichen darauf reduziert werden.

Andererseits konnte aus einer tiefenhermeneutischen Analyseperspektive aber zugleich gezeigt werden, dass die dominanten Inszenierungs- und

174 Wie in Kapitel 3.3.3 ausgeführt, geht der Begriff der Doppelbödigkeit auf König zurück und beschreibt das Spannungsverhältnis zwischen zwei unterschiedlichen Sinnebenen: Bei der einen handelt es sich um den Niederschlag bewusster oder intendierter Interaktionen und Lebensentwürfe, auf der anderen Sinnebene verschaffen sich eher verworfene, uneingestandene Lebensentwürfe Ausdruck (vgl. König, H.-D. 2019b: 28).

175 Auch im Praxisfeld werden solche Typisierungen und Kategorisierungen durchaus vorgenommen bzw. *müssen* zum Teil auch vorgenommen werden, damit die Professionellen in der Praxis arbeitsfähig sind (vgl. Schütze 1992: 148 f.).

Deutungsweisen der Jugendlichen (als »Selbstoptimierer*in«, »Null-Bock-Jugendliche« und »ambivalente Außenseiter*in«) jeweils nur *eine* Seite ihrer jeweiligen Artikulationen sind und es zugleich andere Mechanismen gibt, die zwar weniger sichtbar oder weniger offensichtlich, aber äußerst wichtig sind, will man die Jugendlichen in ihrer Komplexität verstehen: So zeigten sich etwa bei einer Jugendlichen, die sich als sehr eigenständig präsentiert, vermeintlich niemanden braucht und ihr Leben selbstverantwortlich zu managen vermag, zugleich eine Bedürftigkeit und ein verborgener Wunsch nach Nähe und Beziehung; die jedoch durch die (Selbst-)Zurichtung als autonomes Subjekt nicht wahrgenommen werden und auf der Strecke zu bleiben drohen. Auch der vermeintliche »Null-Bock-Jugendliche«, welcher die ganzen bürgerlichen Vorstellungen eines guten Lebens zurückweist, verbirgt hinter seiner Coolness und seinem aggressiven Nihilismus ein bislang ungestilltes Versorgungsbedürfnis sowie eine unbearbeitete und unerkannte Angst, zu scheitern und zu versagen. Wird er jedoch nur als jener typische »Null-Bock-Jugendliche« gesehen und werden seine Unsicherheiten sowie seine Versagensängste als solche nicht wahrgenommen, droht die Gefahr, dass ihm gleichsam einer selbsterfüllenden Prophezeiung jene Hilfe und Unterstützung verwehrt bleibt, die für ein besseres Leben notwendig wäre. Eine ähnliche Dynamik findet sich auch bei der Jugendlichen, die sich als unangepasste und stigmatisierte Andere erlebt. Während sie einerseits in der Ablehnung der vorherrschenden Normen die Differenzmarkierungen affirmiert, lässt sich andererseits ein tiefsitzendes Bedürfnis nach Anerkennung und Wertschätzung ausmachen – ein Wunsch nach Anerkennung *in* dieser Differenz (vgl. Maihofer 2006: 51). In all diesen Beispielen wird also deutlich, wie sehr diese Jugendlichen mit hegemonialen Ordnungen ringen müssen und wie wenig sie dabei gehört und wahrgenommen werden.[176] Nicht zuletzt wurde auch in Bezug auf die geschlechtsspezifischen Selbst-

176 In diesem Sinne handelt es sich bei den exemplarisch konstruierten Typisierungen (von »Selbstoptimie-rer*innen«, »Null-Bock-Jugendlichen« und »ambivalenten Außenseiter*innen«) also um *keine* »Typen«, sondern um vereinheitlichende Selbst- und Fremdkonstruktionen, durch die bestimmte Aspekte und Anteile systematisch ausklammert werden. Die Gewalttätigkeit dieser Zurichtung, die mit der Abspaltung von Bedürfnissen einhergeht, bleibt jedoch als unsichtbarer Rest bestehen. Es handelt sich dabei um Gewalt, die sie sich auch selbst antun müssen und die als eine Reinszenierung hegemonialer Diskurse zu verstehen ist, die sich nicht nur durch die Praxis und die Individuen selbst, sondern auch durch die Forschung vollzieht. So wurde deutlich, wie schwierig es selbst in einem Forschungssetting ist, die Position der Jugendlichen wahrzunehmen, die zwischen diesen Diskursen zugerichtet werden.

verhältnisse eine solche Doppelbödigkeit bzw. ein Changieren zwischen unterschiedlichen Polen sichtbar: Sowohl bei den jungen Männern als auch bei den jungen Frauen zeigen sich Größenfantasien, die geschlechtsspezifisch unterschiedlich sind. Wo die interviewten Jungen vor allem von Macht, Erfolg und Reichtum träumen, sehnen sich die befragten Mädchen danach, auf einer sozialen bzw. emotionalen Ebene besonders zu sein, und danach, geliebt und begehrt zu werden. In diesen geschlechtsspezifischen Allmachtsvorstellungen verbergen sich jeweils auch geschlechtsspezifische Ängste: vor Ohnmacht und Schwäche bei den jungen Männern und davor, nicht zu genügen, bei den jungen Frauen.

All diese doppelbödigen Artikulationsweisen korrelieren mit gesellschaftlichen und institutionellen Normen, Strukturen und Zwängen und sind somit aufs Engste mit hegemonialen Herrschaftsverhältnissen verknüpft. So operiert die Jugendhilfe als gesellschaftliche Sozialisationsagentur in erster Linie in Orientierung an (klein)bürgerlichen Werten und Normen, die sie den Jugendlichen näherbringen soll.[177] Jedoch konnte gezeigt werden, dass die Jugendhilfe hinsichtlich dieses Auftrags ebenfalls durch eine Doppelbödigkeit gekennzeichnet ist, insofern sie einerseits den Jugendlichen hilft, sich zu befähigen (indem sie lernen, sich den hegemonialen Normen zu unterwerfen); aber andererseits die Jugendlichen auch auf ihren sozialen Platz verwiesen und weiter abgewertet werden – insbesondere, wenn ihnen die hegemoniale Subjektivierungsweise nicht gelingt. Das heißt, die Heranwachsenden in der Jugendhilfe müssen permanent versuchen, das hegemoniale Ideal des autonomen, bürgerlichen Subjekts zu erreichen bzw. sich diesem anzunähern. Andernfalls laufen sie Gefahr, herabgesetzt zu werden oder sich sogar das Recht auf Hilfe zu verwirken (siehe Kap. 4; 5.4). Damit reproduziert sich das bürgerliche Gleichheitsideal,

177 Wie bereits im Theoriekapitel 2.1 ausgeführt wurde, ist das Ziel der Jugendhilfe, die Heranwachsenden zu selbstverantwortlichen, autonomen Subjekten zu erziehen, die in der Lage sind, sich eigenständig dem herrschenden Gesetz und den gesellschaftlichen Regeln, die vor allem durch die kapitalistische Produktionsweise bestimmt sind, zu unterwerfen und ihre Gefühle und Triebe zu kontrollieren. Ganz konkret gehört dazu die Ausbildung von bestimmten Selbsttechnologien (wie beispielsweise das Erlernen von Pünktlichkeit, die Kontrolle von Aggressionen, das Einhalten von Regeln, der regelmäßige Schulbesuch, ein gesunder Umgang mit dem eigenen Körper, Hygienepraxen usw.), die durchaus als ermächtigend verstanden werden können und mit einer Zunahme von Freiheit und Handlungsmacht einhergehen. Zugleich handelt es sich um Techniken, welche die Jugendlichen zu arbeitsfähigen, kapitalistischen Subjekten machen sollen.

wonach es Anerkennung nur für Gleiche gibt, wogegen alles, was anders ist, abgewertet wird (vgl. Maihofer 2022).

Im Anschluss an diese Doppelbödigkeiten zeigt sich somit ein ganz entscheidendes Ergebnis: Gerade durch diese paradoxen Anrufungen und diese Form der Subjektivierung in der Jugendhilfe werden die dominanten Selbstverhältnisse und Artikulationsweisen der Jugendlichen (z. B. von Autonomie, Coolness und Anderssein) noch weiter verstärkt; wogegen die anderen, die stärker verborgenen Mechanismen der Jugendlichen noch mehr unterdrückt bzw. noch stärker abgewehrt werden: Werden die Jugendlichen nämlich dazu aufgerufen, eine neoliberale Autonomie und solipsistische, individualistische Subjektivität auszubilden, bekommen ihre Schwäche, Bedürftigkeit sowie ihr Wunsch nach Nähe und Geborgenheit auch durch die Professionellen kaum Aufmerksamkeit. Eine innere Coolness und eine Abgebrühtheit, die sich bei den Jugendlichen finden, werden durch die Kälte der Institution, die ihnen entgegenschlägt, noch verstärkt bzw. in dieser Ausprägung überhaupt erst produziert. Die Heranwachsenden bekommen nicht die Versorgung, die ihnen so fehlt, sondern werden weiterhin zurückgewiesen und verstoßen, wodurch die Erfahrung, zu scheitern, noch zementiert wird. Auch die Mechanismen fragiler Männlichkeit werden in der Jugendhilfe aktiviert, genauso wie junge Frauen gespiegelt bekommen, dass sie in einer spezifischen Form von (»unsittlicher«, proletarischer) Weiblichkeit ungenügend sind.

Diese Reproduktion und Stabilisierung bestimmter Positionen – das wurde bereits deutlich – hängen mit dem bürgerlichen Ideal des autonomen Selbst zusammen, das sich im Neoliberalismus noch weiter zugespitzt hat. Angst, Schwäche, Ohnmacht oder Unsicherheit, Abhängigkeit und Scheitern haben in dieser bürgerlich-kapitalistischen Subjektivierungsweise keinen Platz. All diese unliebsamen Gefühle und Zustände sollen nicht sein und müssen somit gewaltsam unterdrückt und abgespalten werden. Doch gerade das Unterdrücken und Verleugnen dieser Anteile führt dazu, dass sie einen destruktiven Charakter bekommen, worauf auch Adorno in *Erziehung nach Ausschwitz* hinweist:

»Erziehung müßte Ernst machen mit einem Gedanken, der der Philosophie keineswegs fremd ist: daß man die Angst nicht verdrängen soll. Wenn Angst nicht verdrängt wird, wenn man sich gestattet, real so viel Angst zu haben, wie diese Realität Angst verdient, dann wird gerade dadurch wahrscheinlich manches von dem zerstörerischen Effekt der unbewußten und verschobenen Angst verschwinden.« (Adorno 1966a: 97)

Nur indem die Angst *sein* darf, kann etwas von ihrem zerstörerischen Potenzial verschwinden. Doch genau diese Auseinandersetzung mit der Angst wird in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft erschwert und verhindert. Ziel ist es vielmehr, die Menschen zum Funktionieren zu bringen. Damit jedoch Ängste wie die, zu scheitern, zu versagen oder wertlos zu sein, nicht verdrängt werden und somit destruktiv werden (können), müssten sie in der Jugendhilfe Raum bekommen und bearbeitet, statt abgewehrt und übergangen werden.

Das bedeutet nicht, dass die Jugendhilfe sich von ihrem Erziehungsziel gänzlich distanzieren soll. Es geht nicht darum, die Jugendlichen einfach sein zu lassen und den eigenen Anpassungsauftrag abzuwehren oder zu verleugnen. Dazu schreibt Adorno:

»Erziehung wäre ohnmächtig und ideologisch, wenn sie das Anpassungsziel ignorierte und die Menschen nicht darauf vorbereitete, in der Welt sich zurechtzufinden. Sie ist aber genauso fragwürdig, wenn sie dabei stehenbleibt und nichts anderes als ›well adjusted people‹ produziert, wodurch sich der bestehende Zustand, und zwar gerade in seinem Schlechten erst recht durchsetzt. Insofern liegt im Begriff der Erziehung zu Bewußtsein und Rationalität von vorneherein eine Doppelschlächtigkeit. Vielleicht ist sie im Bestehenden nicht zu bewältigen; jedenfalls dürfen wir ihr nicht ausweichen.« (Adorno 1966b: 109)

Die Jugendhilfe muss ihre Adressat*innen in gewisser Weise auch anpassen und auf die lebensfeindliche Kultur und Kälte im neoliberalen Kapitalismus – sowie auch auf die schönen Aspekte, etwa des Zusammenlebens – vorbereiten. Innerhalb der bestehenden Zustände ist eine reine emanzipatorische Soziale Arbeit jedoch kaum vorstellbar, sondern lässt sich stattdessen auch mit Adorno als doppelbödige bzw. »[d]oppelschlächtige« (ebd.) verstehen, weil »im falschen Leben ein richtiges nicht möglich« (Adorno 2015: 248) ist. Das heißt, Institutionen wie die Jugendhilfe sind gesellschaftlich konstituiert und somit von widersprüchlichen Bedingungen und hegemonialer Logik durchdrungen. Das Moment des Mitspielens bei der vorherrschenden bürgerlich-kapitalistischen Rationalität kann »von keinem Menschen, wenn er einfach überleben will, ganz vermieden werden« (ebd.: 249 f.). Das aber muss reflektiert und selbstkritisch bearbeitet werden. Aus dieser Perspektive wird klar, dass Soziale Arbeit bei ihrer hegemonial zugewiesenen Anpassungsfunktion nicht stehen bleiben darf, da sich ansonsten der bestehende Zustand – gerade in seinem Schlechten – erst recht durchsetzt.

Gleichzeitig gilt es aber auch, moralische Vorstellungen und Selbstsetzungen von Sozialer Arbeit als rettende, ermächtigende oder helfende Pro-

fession zurückzuweisen, da sich diese vor allem als Kehrseite von Zwang, Disziplin und autoritärer Pädagogik verstehen lassen. Denn gerade in Annahmen wie der, dass Soziale Arbeit der »gute« humanistische Widerpart einer »bösen« kapitalistischen Gesellschaft sei, setzt sich lediglich ein starkes Über-Ich als normatives Ideal durch. Verdrängt werden dabei die eigenen herrschaftlichen und lebensfeindlichen Anteile, wodurch diese umso mächtiger werden können. Das heißt, durch die Identifikation mit dem eigenen hohen moralischen Anspruch werden sämtliche andere Anteile, die diesem Anspruch nicht gerecht werden oder ihm sogar zuwiderlaufen, nicht bearbeitet und können somit unbemerkt und ungehemmt weiterwirken.

Diesen Punkt will ich im Folgenden ausführen, bevor ich diskutiere, welche Schlussfolgerungen sich für ein professionelles Selbstverständnis und für die konkrete Praxis der Jugendhilfe ziehen lassen.

7.2 Herrschaft in der Jugendhilfe als Totem und Tabu

Wie eingangs ausgeführt wurde, hat sich Soziale Arbeit in den letzten einhundert Jahren grundlegend gewandelt. Bis in die 1970er Jahre hinein ist im Rahmen der Kinder- und Jugendfürsorge strukturell massives Unrecht geschehen, was teilweise bis heute unaufgearbeitet ist und immer wieder Gegenstand öffentlicher Debatten und Kämpfe wird.[178]

Als Resultat der 68er Bewegung, die radikale Kritik an den damaligen Zuständen in den Erziehungsheimen formulierte und unter anderem die Entwicklung einer neuen, emanzipatorischen pädagogischen Praxis anstrebte, hat sich die Kinder- und Jugendhilfe von Grund auf neu strukturiert. Es fanden umfassende Reformen statt, das Kinder- und Jugendhilferecht wurde entwickelt und neue dezentrale Wohnformen wurden etabliert. Darüber hinaus entstanden viele neue Erziehungsmethoden und -ansätze, die den Kindern und Jugendlichen ein Aufwachsen in (Gewalt-)Freiheit, Wertschätzung und Anerkennung ermöglichen sollten. Auch haben sich in den Curricula der Hochschulen kritische Inhalte und Auseinandersetzungen über Macht und Diskriminierung sowie der Anspruch einer kritischen

178 Das zeigt sich etwa an den Geschichten der Heim- und Verdingkinder, die symptomatisch für den Zustand der Jugendfürsorge bis in die 1970er Jahre stehen (vgl. Fonds Heimerziehung 2019; Huonker 2003; Schreiber 2010; Kraul et al. 2012; Wensierski 2006; Dreier-Horning/Laudien 2018; Leuenberger/Seglias 2008; Gehltomholt/Hering 2006; Freisler-Mühlemann 2011).

Reflexion der eigenen Praxis institutionell verankert. Nicht zuletzt durch diese Veränderungen und eine Integration von Kritik sind auch neue professionelle Selbstverständnisse entstanden (vgl. Völter et al. 2020), die das Handeln in der Praxis entscheidend verändert haben.[179] Insbesondere das Konzept der *Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit* von Thiersch, welches die Adressat*innen im Kontext ihres konkreten Alltags zu erfassen versucht und sich an deren subjektiven Deutungen und Bewältigungsstrategien orientiert (vgl. Thiersch 2005; 2020), oder der Ansatz von *Sozialer Arbeit als Menschenrechtsprofession* nach Staub-Bernasconi, der sich explizit auf ein eigenes politisches Mandat beruft und damit ein professionsspezifisches ethisches Denken und Handeln ermöglichen und befördern will (vgl. Staub-Bernasconi 1995; 2007a; 2007b), haben heute Verbreitung gefunden.

Doch, wenngleich die vielen strukturellen und diskursiven Veränderungen seit den 1970er Jahren in keiner Weise relativiert werden dürfen und auch die Auseinandersetzungen um neue politische Selbstverständnisse Sozialer Arbeit und eine darauf begründete Praxis wichtig waren und sind, so hat sich in den vorliegenden Untersuchungsergebnissen doch gezeigt, dass auch heute noch Elemente von Zwang und Disziplin in der Jugendhilfe wirken und eine gewaltvolle Zurichtung stattfindet, die sich in meinem Material vor allem in der Diskrepanz zwischen den Wünschen und Hoffnungen der Jugendlichen und der Abwertung derselben zeigt. Wie also kommt es, dass trotz dieser Veränderungen in der Jugendfürsorge (also der Abkehr von Gewalt und Züchtigung und neuer Ansätze wie Lebensweltorientierung oder Sozialer Arbeit als Menschenrechtsprofession) immer noch Zwang, Disziplinierung und Herabsetzungen stattfinden? Wie kann es sein, dass nach vielen Jahren der Debatten angesichts institutioneller Verschiebungen, pädagogischer Diskurse und Forschungen in diesem Bereich immer noch so viele der alten Missstände vorhanden sind?

Die Beobachtung, dass trotz jahrelanger Kritik und zahlreicher institutioneller Veränderungen weiterhin eine gewaltvolle Zurichtung stattfindet

---

179 So stehen Selbstverständnis, professionelle Haltung und professionelle Praxis der Sozialen Arbeit in einem reziproken Verhältnis zueinander. Darauf weist etwa Heiner hin, wenn er zeigt, dass es einer beruflichen Identität und eines fachlichen Selbstverständnisses bedarf, um als Professionelle*r überhaupt handeln zu können (vgl. Heiner 2007: 155). Noch expliziter heißt es bei Spiegel: »Hinter jeder Handlung steht eine Haltung und umgekehrt drückt sich jede Haltung in bestimmten Handlungen aus« (Spiegel 2018: 88 f.). Wenn im Folgenden also von einem bestimmten Selbstverhältnis die Rede ist, ist damit immer implizit auch eine bestimmte, damit zusammenhängende Praxis gemeint und umgekehrt.

und Hegemonie stabilisiert wird, macht es notwendig, sich mit diesen Widersprüchen zu beschäftigen, und erfordert eine Auseinandersetzung mit aktuellen Imaginationen von Sozialer Arbeit. Dafür möchte ich zunächst die Überlegungen von Erdheim nutzen, der sich im Anschluss an Freud mit dem Zusammenhang von Unbewusstem und Herrschaft beschäftigt.

In seinem Text *Totem und Tabu* setzt Freud an Darwins Idee der Urhorde an und stellt sich folgendes Szenario vor: In der urzeitlichen Horde leiden die Söhne stark unter der Willkürherrschaft des Vaters, weshalb sie sich eines Tages zusammentun und beschließen, diesen umzubringen. Sie verzehren den Vater, der das beneidete und gefürchtete Vorbild der Brüder gewesen ist, und eignen sich auf diese Weise ein Stück seiner Stärke an (vgl. Freud 1913: 426). Nach der Tat bekommen sie aber Schuld- und Reuegefühle, denn sie hatten den Vater nicht nur gehasst, sondern auch geliebt. Sie versuchen daraufhin, den Mord ungeschehen zu machen, indem sie ihn zum Totem erheben und ihm alle Macht zuschreiben. Das heißt, im Totem wird der Vater heiliggesprochen und als Gott inszeniert, dessen Regeln die Söhne nun nachträglich gehorsam folgen. Daraus entwickelt Freud die These: »Der Tote wird nun stärker als der Lebende gewesen war; all dies, wie wir es noch heute an Menschenschicksalen sehen« (ebd.: 427).

Erdheim betrachtet diese Geschichte des Vatermords als eine Art Gedankenexperiment Freuds, in dem es um die Verarbeitung eines Traumas geht, »und zwar als eine Verarbeitung, durch die die zentrale Tat, der Aufstand der Söhne, verdrängt und unbewusst gemacht wird« (Erdheim 2013: 1029). Diese These Freuds zur Verarbeitung eines Traumas lässt sich mit Erdheim als Beitrag zur Analyse unserer Gesellschaft verstehen. In diesem Sinne ließe sich die Metapher des Vatermords also auch auf andere gesellschaftliche Prozesse übertragen wie etwa Eroberungen, Versklavungen, Niederlagen, revolutionäre Bewegungen oder soziale Katastrophen. Erdheim betrachtet als weiteres Beispiel für solch einen Verarbeitungsprozess Revolutionen (vgl. ebd.: 1030). In Revolutionen lehnen sich diejenigen auf, die bis dahin unterworfen waren, und greifen mehr oder weniger gewaltsam nach der Macht. Obwohl das alte System damit gestützt wird und es zu einem Umbruch kommt, bleibt nach Erdheim jedoch ein Teil des Alten erhalten:[180]

180 Als Beispiel dafür zieht Erdheim die Französische Revolution heran: Ludwig XVI. wurde geköpft, aber die Idee der königlichen Macht verschwand damit nicht. Napoleon griff zur Krone, weil er dies als einzig legitime Form von Herrschaft betrachtete (vgl. Erdheim 2013: 1030).

»Das Merkwürdige ist nun, dass das, was abgeschafft wurde, nicht verschwindet, sondern früher oder später sich wieder einstellt und als moralische Instanz auftaucht, die – in der Regel unbewusst – die Legitimitätsvorstellungen zutiefst prägt. Auch hier gilt also Freunds Satz: ›Der Tote wird nun stärker, als der Lebende gewesen war‹.« (ebd.)

Ich habe diese Überlegungen Erdheims so ausführlich dargestellt, weil sie sich auch auf die Transformationen im Feld der Sozialen Arbeit bzw. der Jugendhilfe übertragen lassen: Bei der antiautoritären Revolte der 1968er und den daran anschließenden Reformbewegungen ging es um einen radikalen Bruch mit der damals hegemonialen autoritären Erziehungspraxis. Die Erziehung sollte von Zwängen und der Übermacht der Pädagogen möglichst befreit werden, damit sie der Entfaltung der Persönlichkeit des Kindes nicht im Wege stehen. Die Ziele einer neuen, antiautoritären Erziehung waren nunmehr an liberalen Persönlichkeitsidealen wie Eigenständigkeit, Kreativität und Freiheit ausgerichtet, was zweifelsohne einen wichtigen emanzipatorischen Schritt darstellte. Doch, wie ich in meinen Analysen gezeigt habe, ist die Idee von Autorität und Strafe und die Macht der Pädagog*innen nicht einfach verschwunden, sondern das Alte wird in einer neuen Gestalt wieder mächtig. Die Autorität tritt heute nicht mehr in Form des schlagenden Heimerziehers auf, sondern soll in die Jugendlichen selbst hineinverlagert werden, was auch Foucault mit seinem Konzept der Gouvernementalität als neue moderne Regierungsweise zeigt, in dem Herrschaftstechnologien heute zutiefst mit Selbsttechnologien verkoppelt sind (vgl. Foucault 2000: 51). Die jugendlichen Individuen sollen im Neoliberalismus lernen, *sich selbst* entsprechend den allgemeingültigen Normen auszurichten und einzupassen; sie werden auch selbst dafür verantwortlich gemacht, wenn es ihnen nicht gelingt oder sie in der Jugendhilfe und im Leben scheitern. So findet heute eine neue Form der alten Zurichtung statt.

Dass sich die alte Logik immer wieder durchsetzt und reproduziert, erklärt Erdheim damit, »dass man immer wieder unfähig ist, die Welt anders zu sehen, als die Herrschaft sie sieht« (Erdheim 2013: 1030). Man würde sich aufgrund einer spezifischen Sozialisationserfahrung »nach oben« (ebd.) identifizieren und bilde somit »naturwüchsig« oder vielmehr »sozialisationswüchsig« (ebd.) eine ambivalente Haltung gegenüber Herrschaft aus. Denn, wie sehr die alte Herrschaft und ihre Träger auch abgelehnt würden, zugleich fände eine Identifizierung statt, indem man selbst mit der Macht liebäugele bzw. selbst eine Position der Herrschaft einnehmen wolle. Das würde jedoch (gerade durch das revolutionäre Neue) verleugnet und verschleiert:

»Gerade wenn die Revolution erfolgreich verläuft, will niemand sich mit der alten Herrschaft identifiziert haben. Alle wollen schon immer dagegen gewesen sein, und man übertrumpft einander, das zu beweisen. Die Identifikation mit der alten Macht muss verdrängt werden und versinkt ins Unbewusste.« (ebd.: 1031)

An diese These Erdheims, dass kulturelle Umwälzungen deshalb nicht gelingen, weil im Neuen die eigene ambivalente Haltung gegenüber Herrschaft bloß verdrängt wird, lässt sich mit Adorno anknüpfen. In seinem Text *Sexualtabus und Recht heute* zeigt er, wie es mit der liberalen Bewegung der 1960er Jahre, die sich von der rigiden Sexualmoral und den damit verbundenen Tabus und Zwängen befreien wollte, keineswegs zu einer Befreiung des Sexus gekommen sei. Vielmehr wäre damit eine »neue, tiefe Form von Verdrängung […] mit all ihrem zerstörerischen Potential« (Adorno 1963: 535) erreicht worden, womit die bestehenden Tabus umso stärker reproduziert worden seien[181]:

»Die Tabus inmitten des Scheins von Freiheit lassen aber vor allem darum nicht mit sich spaßen, weil niemand mehr ganz an sie glaubt, während sie doch zugleich vom Unbewußten der Individuen und von den institutionellen Mächten befestigt werden. Allgemein werden repressive Vorstellungen um so grausamer, je mehr sie ausgehöhlt sind: sie müssen ihre Anwendung übertreiben, damit der Schrecken den Menschen einrede, was so stark ist, sei auch legitim.« (ebd.: 539)

Was Erdheim für Revolutionen und Adorno für die Sexualität analysiert, lässt sich in gewissem Sinn auch auf ein spezifisch affirmatives Selbstverständnis der Sozialen Arbeit übertragen, was ich nun exemplarisch an dem Ansatz von *Sozialer Arbeit als Menschenrechtsprofession* bzw. dem damit zusammenhängenden Konzept des Tripelmandats zeigen werde.

Staub-Bernasconi entwickelte diesen Ansatz Anfang der 1990er Jahre. Ihr zufolge war die (gesellschaftstheoretische) Kritik an Sozialer Arbeit, wie sie von den sozialen Bewegungen in den 1960er Jahren formuliert wurde, für die Weiterentwicklung eines professionellen Selbstverständnisses zwar notwendig. Zugleich sei sie jedoch nicht nur förderlich gewesen, sondern hätte laut Staub-Bernasconi durch »psychische *Einschüchterungen* und *theoretische Disziplinierungen*« (Staub-Bernasconi 1995: 63, Herv. i. O.) vor allem zu Verunsicherungen und dem Umstand geführt, dass sich Soziale Arbeit

181 So argumentiert Adorno, dass die genitale Sexualität unbemerkt als einzig anerkannte Norm weiter fortbesteht. Zur Beherrschung der inneren und äußeren Natur bedürfe es der patriarchalen Gebote von Enthaltsamkeit, Jungfräulichkeit und Keuschheit gerade deshalb nicht mehr, weil dieses herrschaftliche Prinzip in die Sexualität integriert werden konnte (vgl. Adorno 1963: 534).

»in *rastloser Identitätssuche* und unwürdigen Legitimitätsaktionen« (ebd.: 66, Herv. i. O.) verloren habe. Da sich ihrer Meinung nach eine Profession jedoch nicht weiterentwickeln könne, »wenn man ihr dauernd ihre Unzulänglichkeiten vor Augen hält« (ebd.: 65), erarbeitete sie das Konzept von Sozialer Arbeit als Menschenrechtsprofession. Hier werden die UN-Menschenrechtskonventionen als normative Bezugspunkte für einen ethischen Berufskodex von Sozialer Arbeit herangezogen, um auf diese Weise die Verunsicherungen in eine »professionelle Selbstsicherheit« (ebd.) verwandeln zu können. Staub-Bernasconi geht es also explizit darum, die Profession Soziale Arbeit aus der Verunsicherung zu führen und die Entwicklung eines neuen positiven Selbstverständnisses zu fördern. Dieses Vorhaben scheint geglückt zu sein, hat sich der Ansatz doch mittlerweile zu einem der zentralen Konzepte sozialarbeiterischer Professionalität etabliert und scheint insbesondere bei angehenden Sozialarbeiter*innen auf starke Resonanz zu stoßen (vgl. Aner/Scherr 2020: 326).[182]

Ausgehend von den Menschenrechten, erweitert Staub-Bernasconi das doppelte Mandat von Hilfe und Kontrolle als das strukturelle Spannungsverhältnis zwischen den Hilfebedürfnissen der Adressat*innen und der gesellschaftlichen Kontrollfunktion zu einem sogenannten Tripelmandat: Zusätzlich zu dem staatlichen Auftrag der Sozialen Arbeit einerseits und den Bedürfnissen der Adressat*innen andererseits habe die Soziale Arbeit noch ein drittes, selbst gewähltes Mandat, das sich aus dem wissenschaftlichen Wissen, dem beruflichen Ethikkodex und den Menschenrechten speist. Es handelt sich dabei um eine selbst gewählte ethische Verpflichtung der Professionellen, um ihre Deutungen und Handlungen auf der Grundlage der Menschenrechte auszuüben.

Indem jedoch das doppelte Mandat als strukturell verankertes Spannungsverhältnis von Hilfe und Kontrolle[183] von Staub-Bernasconi durch ein drittes Mandat ergänzt wird, handelt es sich zugleich um eine Relativierung des systemimmanenten Konflikts. Statt die Paradoxie, die eine stetige Reflexion und Auseinandersetzung fordert, anzunehmen und auszuhalten, versucht das Tripelmandat einen Weg aus diesem Dilemma zu finden, das

---

182 Das lässt sich nicht zuletzt an dem gleichnamigen Masterstudiengang erkennen, der sich diesem Ansatz verpflichtet fühlt und in Berlin seit 2002 in Kooperation mit verschiedenen Hochschulen für Soziale Arbeit angeboten wird (vgl. www.mrma-berlin.de).

183 Danach ist sozialarbeiterische Hilfe immer auch konstitutiv mit ihrer gesellschaftlichen Kontroll- und Normalisierungsfunktion verknüpft (vgl. Böhnisch/Lösch 1973; Schütze 1992; Thieme 2017; siehe Kap. 2.1.4).

Spannungsverhältnis zu einer dritten Seite hin aufzulösen und Soziale Arbeit damit also letztlich wieder auf der Seite der Hilfe – auf der moralisch »besseren« Seite – zu verorten.

Bevor ich dieses Argument weiter entfalte, möchte ich an dieser Stelle die potenziellen Konsequenzen, die sich aus diesem Mechanismus ergeben können, anhand einer kurzen Anekdote aus einer Lehrveranstaltung verdeutlichen: Vor einigen Semestern habe ich im Bachelorstudiengang für Soziale Arbeit in einem Reflexionsseminar gelehrt, in dem es um das Spannungsverhältnis von Hilfe und Kontrolle ging. Wir sprachen in dem Seminar gerade davon, dass es sich hierbei um ein konstitutives Dilemma handelt, aus dem Soziale Arbeit nicht entkommen könne, als sich ein Student mit einem kritischen Einwand meldete: Er sagte, es wundere ihn, warum wir heute überhaupt noch über das Problem von Hilfe und Kontrolle sprächen, wo die Soziale Arbeit mit dem Tripelmandat doch schon so viel weiter sei. Dieses Dilemma wäre mit dem eigenen politischen Auftrag doch gelöst.

An der Reaktion des Studenten wird deutlich, was die fatalen Folgen sind, wenn ein politisches Selbstverständnis zu einer Praxis der Selbstvergewisserung wird. Es ist zwar wichtig, eine eigene politische Haltung und ein kritisches, politisches Selbstverständnis als Sozialarbeiter*in zu entwickeln, als »Sozialarbeitsprofession einen eigenbestimmten, selbstdefinierten Auftrag« (Staub-Bernasconi 1995: 60) zu übernehmen und für ein politisches Mandat einzustehen. Wenn das Tripelmandat jedoch dazu führt, dass nicht mehr über das konstitutive Dilemma Sozialer Arbeit und die eigene Verwobenheit und Komplizenschaft mit Herrschaft nachgedacht wird, dann findet mit einem solchen Selbstverständnis von Sozialer Arbeit eine Setzung bzw. Stillstellung statt, der dringend etwas entgegenzuhalten ist. Das Problem ist dabei nicht ein normativer Anspruch oder das erklärte Ziel, soziale Probleme lösen und Leiden lindern zu wollen. Vielmehr zeigt sich hier ein ideologie*kritisches* Verständnis, das auf einer problematischen Trennung von Ideal und Wirklichkeit basiert (vgl. Maihofer 1995: 141). So liegt dem Konzept des Tripelmandats die Vorstellung zugrunde, dass Soziale Arbeit erstens grundsätzlich dazu in der Lage sei, (nur) zu helfen, Leiden zu lindern und Menschenrechte zu realisieren; und dass, wenn zweitens dieses Ideal noch nicht verwirklicht sei, es lediglich auf eine mangelnde Durchsetzung dieser ethischen Haltung in der Praxis bzw. auf einen konstatierten Widerspruch zwischen kritischem Anspruch und alltäglicher Praxis zurückgeführt werden könne.

Aus einer ideologie*theoretischen* Perspektive hingegen besteht das zentrale Problem gerade *nicht* in einer mangelnden Verwirklichung eines Ideals in der Praxis.[184] Im Gegenteil, wie in der vorliegenden Forschungsarbeit deutlich wurde, ist Soziale Arbeit immer auch Regierungshandeln. In der Jugendhilfe findet nach wie vor eine bürgerlich-kapitalistische Zurichtung entlang hegemonialer Normen statt, in der es Anerkennung nur als Gleiche bzw. für jene gibt, die sich als verantwortungsvolle, produktive Subjekte beweisen. Die Ziele von Anpassung und Normalisierung vor dem Hintergrund einer neoliberal-kapitalistischen Produktionsweise sind also in die professionelle Praxis eingeschrieben. Kurz: Kontrolle und Herrschaft erweisen sich als der Sozialen Arbeit inhärent; etwas, wovon sie sich bislang keineswegs lösen konnte. Ideologietheoretisch gewendet muss es daher in erster Linie um eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit genau diesen persistenten Herrschaftsmechanismen gehen, die in die Soziale Arbeit als gesellschaftliche Sozialisationsinstanz – wie auch in die Menschenrechte[185] – eingeschrieben sind. Denn werden diese verleugnet und verschleiert, kann sich damit das einstellen, was Erdheim und Adorno problematisiert haben: Durch Leugnung der eigenen Herrschaftsförmigkeit werden kritische Auseinandersetzung und wirkliche Veränderungen geradezu verhindert und »der Tote« (in diesem Fall die Kontrollfunktion Sozialer Arbeit als die Totgeglaubte) wird schließlich größer, als »die Lebendige« gewesen war.

184 Zu einer ähnlichen Einschätzung hinsichtlich der Grenzen einer menschenrechtsbasierten normativen Begründung Sozialer Arbeit gelangt auch Anhorn: »Die Formulierung von gutgemeinten Absichtserklärungen und idealen Normen mag zwar ein hohes Maß an allgemeinem Einverständnis erzeugen. Das damit verbundene Verfahren eines Abgleichs eines bestimmten, für gültig erklärten Normenkanons wie der Menschenrechte mit einer vorfindbaren gesellschaftlichen Realität *einzelner* Verstöße gegen Menschenrechte und die daraus abgeleitete Feststellung einer Diskrepanz zwischen Normen und Wirklichkeit greift für die Ansprüche einer kritischen Theorie Sozialer Arbeit zu kurz« (Anhorn 2022: 55, Herv. i. O.).

185 So wurde etwa aus feministischer und postkolonialer Perspektive vielfach und umfassend Kritik an den Menschenrechten formuliert (vgl. u. a. Gerstetter 2001; Maihofer 1990; Castro Varela/Dhawan 2020; Spivak 2008), dass etwa die Menschenrechte zunächst Männerrechte waren bzw. die proklamierte Rechtsgleichheit mit dem Ausschluss von Frauen kompatibel war (vgl. de Gouges 1979; Schmidt-Häuer 1998; Gerstetter 2001; Maihofer 2022), dass Menschenrechtspolitiken bis heute oftmals einem Euro- und Androzentrismus unterliegen, indem ein spezifisches westliches Subjekt universalistisch als Norm gesetzt wird, oder dass die Zuteilung von Rechten durch den globalen Norden die Trennung zwischen denen, die Unrecht richten, und jenen, denen Unrecht angetan wird, reproduziert und damit die Herabsetzung und Unterdrückung der Empfänger*innen von Rechten verstärkt werden (vgl. Spivak 2008; Castro Varela/Dhawan 2020).

7.3 Kritik als Reflexion und »Entunterwerfung«

Wie könnten angesichts dieser Überlegungen eine kritische Perspektive, Haltung und Praxis in der Jugendhilfe aussehen? Um diese Frage zu diskutieren, möchte ich an meine Ausführungen im Theorieteil (Kap. 2.2.5) und dabei insbesondere an die dort diskutierten Perspektiven von Foucault und Adorno/Horkheimer anknüpfen, deren Sichtweisen auf Kritik eine »bemerkenswerte Nachbarschaft« (Foucault 1992: 22) erkennen lassen.

Sowohl Foucault als auch Adorno und Horkheimer versuchen, sich einer Orientierung an einem konkreten normativen Leitbild im Sinne einer richtigen Idee konsequent zu entziehen. So etwa grenzt sich Foucault explizit von einem Kritikbegriff ab, bei dem es darum geht, »sich eine richtige Idee [zu] machen« (ebd.: 41) oder nach dem zu suchen, wo sich die Erkenntnis eine »falsche Idee« (ebd.: 30) von sich selbst gemacht habe. Gerade in einer solchen Vorstellung von Kritik erkennt Foucault eine »Kippbewegung« (ebd.: 41), also eine Art Umschlag oder Verkehrung, wie sie auch Adorno und Horkheimer in *Dialektik der Aufklärung* beschrieben haben: dass sich nämlich Aufklärung in ihr Gegenteil verkehrt habe und zur instrumentellen Vernunft geworden sei. Aus dieser dialektischen Perspektive ist mit der Orientierung an einem normativen Moment – wie etwa der Vernunft – immer auch »die Gefahr verbunden […], in Willkürlichkeit umzuschlagen und die Maßstäbe nicht mehr benennen zu können, auf deren Grundlage die Kritik noch erfolgt« (Bittlingmeyer et al. 2011: 211). Entgegen einem solchen Verständnis von Kritik als richtiger Idee beschreibt Foucault Kritik (im Anschluss an Kants Begriff der Aufklärung) vielmehr als eine bestimmte Haltung zur Welt, »in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin« (Foucault 1992: 15). Anstatt also die Verhältnisse, Normen und hegemonialen Diskurse unhinterfragt zu akzeptieren, geht es darum, sich selbst in kritische Distanz dazu zu setzen und eine Praxis der »reflektierten Unfügsamkeit« (ebd.) zu entwickeln. Foucault charakterisiert Kritik dementsprechend als »Kunst nicht dermaßen regiert zu werden« (ebd.: 12; siehe Kap. 2.1.5). Auch Adorno bezieht sich explizit auf Kant und erkennt die Notwendigkeit einer »Erziehung zur Mündigkeit« (Adorno 1969a) als zentrales Ziel von Pädagogik: »Die einzig wahrhafte Kraft gegen das Prinzip von Auschwitz wäre Autonomie, wenn ich den Kantschen Ausdruck verwenden darf; die Kraft zur Reflexion, zur Selbstbestimmung, zum Nicht-Mitmachen« (Adorno 1966a: 93).

Bei beiden – Adorno und Foucault – geht es folglich darum, die herrschenden Verhältnisse und Wahrheiten nicht mehr einfach als gegeben anzunehmen und unhinterfragt bei allen Normen und Wahrheitsspielen mitzumachen; sondern sich zu diesen in Distanz zu setzen, sie infrage zu stellen und sich Gedanken dazu zu machen. In beiden Ansätzen geht es also um die Reflexion, der es bedarf, um den Reflexen bzw. dem reflexhaften Mitmachen zu widerstehen. Dass dies eine enorme Herausforderung darstellt, wird bei Foucault wie auch bei Adorno deutlich: So gilt es nach Adorno zunächst einmal, die »unbeschreiblichen Schwierigkeiten zu sehen, die in dieser Einrichtung der Welt der Mündigkeit entgegenstehen« (Adorno 1969a: 144). Und auch bei Foucault ist diese Schwierigkeit implizit, wenn er Kritik eben nicht als Kunst, *nicht* regiert zu werden, beschreibt, sondern als die Kunst, nicht *dermaßen* regiert bzw. »nicht auf diese Weise und nicht um diesen Preis regiert zu werden« (Foucault 1992: 12). Was also bedeutet nun ein solcher Absatz der Kritik bezogen auf das Feld der Sozialen Arbeit?

Wie bereits deutlich wurde, darf es im Anschluss an Adorno/Horkheimer und Foucault gerade nicht darum gehen, ein programmatisches Leitbild zu entwerfen oder starre normative Bezugspunkte zu formulieren, die dann als Formeln haften bleiben und damit zu einer Stillstellung kritischer Praxis (und einer Stillstellung des Denkens)[186] führen. Gleichzeitig kommt eine sich als kritisch verstehende Soziale Arbeit aber auch nicht ohne normative Bezüge aus. In diesem Sinn will ich abschließend dieses Dilemma eines normativen Bezugs aufgreifen. Ich werde versuchen, eine Perspektive von »Entunterwerfung« (ebd.: 15) in der Jugendhilfe zu entwickeln, die jedoch gerade nicht für alle Zeit Gültigkeit beanspruchen will, sondern explizit als strategisches Moment verstanden werden soll, das sich also auch verändern kann und immer wieder reflektiert und kontextuell angepasst werden muss.

Konkret bezogen auf die Jugendhilfe und auf die Doppelbödigkeiten, die sich in der vorliegenden Forschungsarbeit gezeigt haben, kann Kritik als eine Praxis der Entunterwerfung etwa Folgendes heißen:

---

186 So problematisiert Adorno in seinem Text *Meinung Wahn Gesellschaft* explizit die Stillstellung des Denkens: »Schlecht am Gedanken ist all das, was ungebrochen solche Position wiederholt; was so redet wie jene, die vorweg mit dem Autor gleicher Meinung sind. In diesem Habitus wird der Gedanke stillgestellt, zum bloßen Vortrag eines Akzeptierens erniedrigt und unwahr« (Adorno 1960: 594). Zwar gäbe es nach Adorno keinen Gedanken, dem nicht »Reste solcher Meinung innewohnen« (ebd.). Jedoch sei das Element des Denkens, »sich treu zu bleiben, indem es an diesen Momenten sich negiert. Das ist die kritische Gestalt des Gedankens. Sie erst, nicht sein befriedigendes Einverständnis mit sich selbst mag zur Veränderung verhelfen« (ebd.).

Erstens könnte es bedeuten, eine bestimmte Haltung gegenüber dem zu entwickeln, was in der Sozialen Arbeit als »wahr« gilt, und das nicht als selbstverständlich anzunehmen. Dazu gehört z. B. einerseits, sich nicht von den dominanten Inszenierungsweisen der Jugendlichen bzw. den dominanten Eindrücken von diesen lenken zu lassen. Vielmehr gilt es zu versuchen, auch das zu sehen, was nicht auf den ersten Blick sichtbar ist. Also beispielsweise nicht nur die Aggressionen, Allmachtvorstellungen und Widerstände der Jugendlichen zu fokussieren, sondern auch ihre verborgenen Verletzlichkeiten und unerkannten Bedürfnisse wahrzunehmen; und dabei ihre Umgangsweisen nicht nur als defizitäre Strategien zu lesen, sondern sie auch als widerständige und produktive Praxen zu erkennen, mit denen sie selbst Handlungsmacht erlangen und uns zugleich die Beschränkungen, Gewalt und Widersprüche hegemonialer Subjektivität spiegeln. Andererseits gehört zu dieser Haltung auch, sich nicht unhinterfragt von dem dominanten Wissen, den professionellen Wahrheiten und den vorherrschenden gesellschaftlichen Normen lenken zu lassen, sondern kritisch vor allem gegenüber jenem zu sein, was als selbstverständlich und unhintergehbar gilt und in der Praxis allzu leicht übernommen werden kann. Beispielsweise wäre es eine Möglichkeit, sich zu fragen: Welche Vorstellungen einer richtigen Lebensweise werden den Jugendlichen vermittelt? Was haben diese Vorstellungen mit bürgerlich-patriarchalen Normen zu tun? Welche Rolle spielen Arbeit und Leistung in der Jugendhilfe? Wenn Jugendliche kein Interesse an der Jugendhilfe haben und sich nicht an Regeln halten, verwirken sie damit automatisch das Recht auf Hilfe? Anstatt diese hegemonialen Vorstellungen (in) der pädagogischen Praxis unhinterfragt zu tradieren, wäre es möglich und notwendig, »die theoretische Blickrichtung […] zu den Rändern zu lenken« (Castro Varela 2015a: 662) und das, was wir dort finden, als »Inspiration für pädagogisches Denken« (ebd.) zu erkennen. So spiegeln sich die Herrschafts- und Gewaltförmigkeit unserer eigenen Struktur erst in der »Position des Anderen« und in den verworfenen, ungewollten Anteilen, was eine »Einübung der ›ethischen Reflexe‹ (Spivak) erst ermöglicht« (ebd.). Um uns in diesem Sinne nicht von hegemonialem Wissen unbemerkt lenken zu lassen, können wir versuchen, von den Adressat*innen zu lernen. Denn: »It is the disenfranchised who teaches us most often by saying: I do not recognize myself in the object of your benevolence. I do not recognize my share in your naming« (Spivak 2012: 125; vgl. Castro Varela 2015b: 22).

Zweitens gilt es, Kritik auch auf sich selbst zu beziehen. Das bedeutet, sich als Sozialarbeiter*in einerseits selbst zu fragen, welche normativen Vorstel-

lungen verinnerlicht wurden und (unbemerkt) in den pädagogischen Interventionen verfolgt werden. Andererseits gilt es, kontinuierlich wachsam gegenüber der konstatierten Dialektik der eigenen Praxis zu sein, das heißt die eigenen autoritären, macht- und herrschaftsförmigen Anteile nicht zu leugnen, sondern sie zu erkennen, zu reflektieren und Verantwortung dafür zu übernehmen:

»Es gehört dazu also vor allem das Bewußtsein der eigenen Fehlbarkeit, und damit, würde ich sagen, ist doch das Moment der Selbstbesinnung, der Selbstreflexion heute eigentlich zu dem wahren Erbe von dem geworden, was einmal moralische Kategorien hießen. Das heißt, soweit es auf der subjektiven Seite überhaupt so etwas wie eine Schwelle, wie eine Unterscheidung zwischen dem richtigen und dem falschen Leben gibt, ist sie wohl am ehesten darin zu suchen, ob man blind nach außen schlägt – und sich selber und die Gruppe, zu der man gehört, als Positives setzt und das, was anders ist, negiert –, oder ob man statt dessen in der Reflexion auf die eigene Bedingtheit lernt, auch dem sein Recht zu geben, was anders ist, und zu fühlen, daß das wahre Unrecht eigentlich immer genau an der Stelle sitzt, an der man sich selber blind ins Rechte und das andere ins Unrecht setzt. Dieses Nicht-sich-selber-Setzen […], das scheint mit eigentlich das Zentrale, was heute überhaupt von dem einzelnen Menschen zu verlangen ist.« (Adorno 2015: 251)

Hieran schließt Maihofer an und betont, dass die Tätigkeit von Kritik somit auch in einer anderen Haltung stattfindet, »nicht in einer Aura der Selbstgewissheit, sondern in einem Ethos der Ungewissheit und der Einsicht, dass es diese auszuhalten gilt« (Maihofer 2014: 316 f.; vgl. 2013b: 187). Um also die Jugendlichen zu ermächtigen und zu mündigen Subjekten zu erziehen, worauf ich gleich noch ausführlicher eingehen werde, muss Soziale Arbeit und müssen die einzelnen Sozialarbeiter*innen zunächst an sich selbst ansetzen und versuchen, selbst mündig zu werden, wozu nicht nur die Reflexion der gesellschaftlichen, strukturellen und diskursiven Bedingungen und der gesellschaftlichen Positioniertheit der eigenen Praxis gehört, sondern vor allem das Erkennen und Reflektieren eigener (autoritärer, herrschaftsförmiger, destruktiver) Impulse, also die Arbeit am Selbst. So lässt sich im Anschluss an Foucault die »Ethik der Sorge um sich« (Foucault 1984b) als zentrale Praxis der Freiheit definieren,[187] wonach Verantwortung für andere

187 Im Sinne von Selbsterkenntnis und dem Versuch, sich selbst zu bearbeiten und zu transformieren, impliziert nach Foucault die Sorge um sich also zugleich die Sorge um andere. Foucault bezieht sich dabei auf das antike Griechenland, in dem es, »um sich richtig zu verhalten und um den rechten Gebrauch von der Freiheit zu machen notwendig war, dass man sich mit sich selbst befasste, dass man sich um sich selbst sorgte, einerseits um sich zu erkennen […] und andererseits um sich zu formen, um sich selbst zu verbessern und um in sich die Begierden zu meistern,

immer damit einhergeht, dass man zunächst auch lernt, Verantwortung für sich und für das eigene Handeln zu übernehmen.

Drittens: Als dritter und letzter Punkt bleibt noch das Ziel, eine andere, kritische, emanzipatorische Praxis im direkten Umgang mit den Jugendlichen zu entwickeln. Wenn dieses Ziel mit Foucault als Haltung definiert ist, »aus seiner Unmündigkeit herauszutreten« (Foucault 1992: 41), oder im Anschluss an Adorno als »Erziehung zur Mündigkeit« (Adorno 1969a: 133) verstanden wird, beinhaltet das unter gegebenen Bedingungen sicherlich weiterhin, die jungen Menschen dazu zu befähigen, ein Verhältnis zu sich zu entwickeln, das es ermöglicht, sich an gesellschaftlichen Normen und Werten zu orientieren und ihre inneren Impulse und Regungen zu steuern und kontrollieren zu lernen, damit sie nicht ihrerseits von diesen Regungen kontrolliert und dominiert werden. So gehört »zur Mündigkeit eine bestimmte Festigkeit des Ichs, der Ich-Bindung […], wie sie am Modell des bürgerlichen Individuums gebildet ist« (ebd.: 143). Indem die Jugendlichen in der Jugendhilfe dazu befähigt werden, sich bestimmten Regeln zu unterwerfen, ihre Aggressionen zu kontrollieren, unzweckmäßigen Begierden und Lüsten auch zu widerstehen, somit ein bestimmtes Selbstverhältnis entwickeln, können sie in dieser Gesellschaft als mündige Subjekte anerkannt werden. Diese Ermächtigung ist Voraussetzung dafür, dass sie Handlungsmacht und neue Freiheiten erlangen, wie sich besonders in Kapitel 5.3 gezeigt hat. Allerdings hat diese Idee der Freiheit selbst einen dialektischen Charakter.[188] So handelt es sich hierbei um ein

die einen mitzureißen drohen« (Foucault 1984b: 880). Die so verstandene Sorge um sich ist folglich die zentrale und notwendige Voraussetzung, auch für andere sorgen zu können und einen Missbrauch der Macht zu verhindern (vgl. ebd.: 884). Denn »die Gefahr, andere zu beherrschen und über sie eine tyrannische Macht auszuüben« (ebd.: 885), rührt eben genau daher, »dass man sich nicht um sich selber gesorgt hat und zum Sklaven seiner Begierden geworden ist« (ebd.). Andersherum war »derjenige, der sich in der rechten Weise um sich selbst sorgte, aufgrund dieser Tatsache in der Lage […], sich in der rechten Weise in Bezug auf andere und für diese anderen zu leiten« (ebd.: 884). Verantwortung für andere übernehmen zu können, geht also damit einher, zunächst gelernt zu haben, Verantwortung für sich selbst und das eigene Handeln zu übernehmen.

188 Das zeigt Maihofer in ihrem Beitrag *Zur Aktualität des Verständnisses von Freiheit bei Engels*, in dem sie sich mit der historischen Umarbeitung des Freiheitsbegriffes befasst: Wo die Idee der Freiheit historisch zunächst »vor allem ein emanzipatorischer herrschafts- und diskriminierungskritischer Begriff war« (Maihofer 2022: 326), ging mit der neoliberalen Entwicklung seit den 1970er Jahren zunehmend eine Umarbeitung bzw. »eine Art Enteignung« (ebd.: 326) des Freiheitsbegriffs einher. Maihofer verweist zudem auf die dialektische Struktur, die bereits dem bürgerlichen Verständnis von Freiheit inhärent ist, was sie im Anschluss an Marx und die ursprüngliche

genuin bürgerlich-individualistisches – und damit gerade nicht um ein emanzipatorisches – Verständnis von Freiheit (vgl. Maihofer 2022: 335); nicht nur, weil es sich dabei um das Ideal des autonomen, solipsistischen Subjekts handelt und die Idee einer gemeinsamen Verantwortung nicht in den Blick kommt, worunter die Jugendlichen in der Jugendhilfe auch explizit leiden (siehe Kap. 5.3), sondern auch, weil diese bürgerliche Freiheit mit einem bürgerlichen Gleichheitsverständnis verknüpft ist, wodurch die Anerkennung gleicher Rechte nur auf der Basis der Anerkennung als Gleiche stattfindet und somit alle, die anders sind, ausgeschlossen werden können (vgl. Maihofer 2022: 337). Wenn also die Heranwachsenden *nur dann* Anerkennung, Hilfe und Unterstützung bekommen, wenn sie bereit sind, sich den vorherrschenden Normen zu unterwerfen, wenn sie sich anpassen und in diesem Sinne gleich werden und andernfalls Gefahr laufen, aus der Einrichtung entlassen zu werden (siehe Kap. 5.4), wird deutlich, dass die erzielte Autonomie und Freiheit zugleich ihr Gegenteil, nämlich die Unfreiheit, beinhaltet. Aus diesem Grund darf eine Soziale Arbeit, die das Ziel von individueller und gesellschaftlicher Emanzipation verfolgt, hier nicht stehen bleiben. Vielmehr sollten die jungen Menschen bei der Ablösung von Normen und Autoritäten unterstützt werden; Sozialarbeiter*innen sich also selbst als Autorität überflüssig machen und damit den Jugendlichen ermöglichen, sich ihre eigenen Vorstellungen über die Verhältnisse zu machen und sich ggf. kritisch gegenüber hegemonialen Normen zu positionieren.[189] Es geht also »um die Suche nach pädagogischen Praxen, die ethische Reflexe ausbilden« (Castro Varela 2018: 13). Diese ethischen Reflexe könnten etwa darin bestehen, mit der eigenen Kontrollfunktion und Herrschaftsförmigkeit auch gegenüber den Jugendlichen reflexiv und transparent umzugehen und sich auch mit den Jugendlichen über diese gesellschaftliche Funktion von Sozialer Arbeit auseinanderzusetzen. Anstatt das Dilemma von Hilfe

---

Akkumulation veranschaulicht. So wurde mit der Auflösung der feudalen Strukturen der doppelt freie Lohnarbeiter geschaffen: Die Individuen wurden einerseits aus der Leibeigenschaft befreit und somit zu freien Subjekten, die einander als Gleiche gegenübertraten (und -treten). Andererseits waren sie auch frei von Produktionsmitteln und damit gezwungen, ihre Arbeitskraft zu verkaufen. In diesem Sinn schlägt die Freiheit im gleichen historischen Prozess »sogleich in neue Formen von Herrschaft und Ausbeutung sowie in neue Formen sozialer und ökonomischer […] Unfreiheit um« (ebd.: 336).

189 Spivak spricht in diesem Zusammenhang von einer »affirmative sabotage« (Spivak 2012: 510; vgl. Castro Varela 2014: 63), was bedeutet, sich auf die Prinzipien der Aufklärung (wenn auch nicht unhinterfragt) einzulassen, diese jedoch gegen sie selbst zu wenden und »im Sinne einer transformativen Politik zu nutzen« (Castro Varela 2014: 64).

und Kontrolle auflösen zu wollen, gälte es, dieses auszuhalten, um die Jugendlichen dazu zu befähigen, es ebenfalls als solches wahrzunehmen, um die bestehenden gewaltvollen Verhältnisse erkennen und somit kritisieren zu können. Kritik als Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden, würde sich in diesem Fall also darin zeigen, dass die Jugendlichen zwar ermächtigt und unterworfen und somit auch »zugerichtet« werden, aber eben nicht auf diese Weise und nicht um diesen Preis.

Gleichermaßen gilt es auch in der pädagogischen Praxis, die Vorstellung des autonomen Subjekts und die Idee von bürgerlicher Freiheit und Gleichheit zu überwinden und als Pädagog*innen zu der Einsicht zu gelangen, dass gesellschaftliche und individuelle Freiheit erst existiert, wenn sie für *alle gleichermaßen* existiert (vgl. Maihofer 2022: 345). Der Freiheit des solipsistischen Subjekts muss die Idee einer kollektiven Verantwortung für die Gestaltung gemeinsamer Lebensverhältnisse entgegengestellt werden. Statt einer Anerkennung als Gleiche muss das Ziel »eine nichthierarchisierende Anerkennung des Individuums in seiner konkreten Individualität, Besonderheit und Einzigartigkeit« (ebd.: 343) sein. Eine Möglichkeit könnte etwa sein, *allen* Jugendlichen, also auch jenen, die sich nicht anpassen wollen und sich den institutionellen Regeln wie auch sämtlichen hegemonialen Anforderungen verweigern, die gleichen materiellen Freiheiten zu ermöglichen und gemeinsam zu entscheiden, wie das Betreuungsverhältnis gestaltet wird. Oder um es nochmals mit den Worten Adornos zu sagen: »Den besseren Zustand […] denken als den, in dem man ohne Angst verschieden sein kann« (Adorno 1951: 116).

Literatur

Abd-Al-Majeed, Raem/Berg, Philipp/Brehm, Alina/Jentsch, Sebastian/Kaufhold, Charlie/Monecke, Matthias/Schwertel, Tamara/Witzel, Hauke (2020): Szene und Affekt. Die Bedeutung der Gruppe in der Tiefenhermeneutik. In: *Menschen. Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten.* 43. Jg., S. 25–29.

Adorno, Theodor W. (1951): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. In: ders.: *Gesammelte Schriften,* Bd. 4, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2021.

Adorno, Theodor W. (1957): Soziologie und empirische Forschung. In: ders.: *Gesammelte Schriften,* Bd. 8, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2021, S. 196–216.

Adorno, Theodor W. (1960): Meinung Wahn Gesellschaft. In: ders.: *Gesammelte Schriften,* Bd. 10, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2021, S. 573–594.

Adorno, Theodor W. (1962a): Zur Logik der Sozialwissenschaften. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.* 14. Jg., S. 249–263.

Adorno, Theodor W. (1962b): Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute. In: ders.: *Gesammelte Schriften,* Bd. 20.1, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2021, S. 360–383..

Adorno, Theodor W. (1963): Sexualtabus und Recht heute. In: ders.: *Gesammelte Schriften,* Bd. 10.2, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2021, S. 533–554.

Adorno, Theodor W. (1965): Tabus über den Lehrerberuf. In: ders.: *Erziehung zur Mündigkeit.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2019, S. 70–87.

Adorno, Theodor W. (1966a): Erziehung nach Auschwitz. In: ders.: *Erziehung zur Mündigkeit.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2019, S. 88–104.

Adorno, Theodor W. (1966b): Erziehung – wozu? In: ders.: *Erziehung zur Mündigkeit.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2019, S. 105–119

Adorno, Theodor W. (1969a): Erziehung zur Mündigkeit. In: ders.: *Erziehung zur Mündigkeit.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2019, S. 133–147.

Adorno, Theodor W. (1969b): Resignation. In: ders.: *Gesammelte Schriften,* Bd. 10.2, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2021, S. 794–799.

Adorno, Theodor W. (1969c): Gesellschaftstheorie und empirische Forschung. In: ders.: *Gesammelte Schriften,* Bd. 8, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2021, S. 538–546.

Adorno, Theodor W. (1995): *Studien zum autoritären Charakter.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Adorno, Theodor W. (2003): *Einleitung in die Soziologie.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Adorno, Theodor W. (2015): *Probleme der Moralphilosophie.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Adorno, Theodor W. (2019): *Erziehung zur Mündigkeit.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max (2011): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente.* Frankfurt a. M., Fischer.

Ahlheim, Rose/Hülsemann, Wilfried/Kapczynski, Helmut/Kappeler, Manfred/Liebel, Manfred/Marzahl, Christian/Werkentin, Falco (1978): *Gefesselte Jugend. Fürsorgeerziehung im Kapitalismus.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Ahmed, Sara (2010): *The Promise of Happiness.* Durham/London, Duke University Press.

Ahmed, Sara (2014): *Cultural Politics of Emotion.* Edinburgh, University Press Ltd.

Albrecht, Magda (2015): Grrrl Power Revisited: Die Slutwalks in Deutschland. In: Bargetz, Brigitte/Fleschenberg, Andrea/Kerner, Ina/Kreide, Regina/Ludwig, Gundula (Hrsg.): *Kritik und Widerstand. Feministische Praktiken in androzentrischen Zeiten.* Opladen, Barbara Budrich, S. 97–110.

Allkemper, Alo (1981): *Rettung und Utopie. Studien zu Adorno.* Paderborn, F. Schöningh.

Allen, Lily (Musikerin) (2013): *Hard out Here* [Lied]. Warner Bros. Records

Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. In: ders.: *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie.* Hamburg/Berlin, VSA Verlag, S. 108–153.

Amthor, Ralph-Christian (2021): Soziale Arbeit. In: ders./Goldberg, Brigitta/Hansbauer, Peter/Landes, Benjamin/Wintergerst, Theresia (Hrsg.): *Wörterbuch Soziale Arbeit.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa, S. 753–759.

Aner, Kirsten/Scherr, Albert (2020): Soziale Arbeit – eine Menschenrechtsprofession? In: *Sozial Extra,* Bd. 44, Ausgabe 6, S. 326–327.

Ang, Ien (1995): I'm a Feminist but … »Other«. Women and Postcolonial Feminism. In: Caine, Barbara/Pringle, Rosemary (Hrsg.): *Transitions: New Australian Feminisms.* Sydney, Allen & Unwin, S. 57–73.

Anhorn, Roland (2022): Kritische Soziale Arbeit – was könnte das sein? In: Wendt, Peter-Ulrich (Hrsg.): *Kritische Soziale Arbeit.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa, S. 42–57.

Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Horlacher, Cornelis/Rathgeb, Kerstin (Hrsg.) (2012): *Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit.* Wiesbaden, Springer VS.

Anhorn, Ronald/Bettinger, Frank/Stehr, Johannes (Hrsg.) (2007): *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme.* Wiesbaden, Springer VS.

Baader, Meike Sophia (2008): *Erziehung und 68.* Bundeszentrale für Politische Bildung. Online verfügbar unter: https://www.bpb.de/themen/zeit-kulturgeschichte/68er-bewegung/51961/erziehung-und-68/ (28.03.2023).

Bader, Kurt (2006): Was ist kritische Soziale Arbeit und was nicht? In: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* Heft 100, S. 33–36.

Badinter, Élisabeth (1982): *Die Mutterliebe. Die Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute.* München, Piper.

Baer, Susanne (2004): Justitia ohne Augenbinde? Zur Kategorie Geschlecht in der Rechtswissenschaft. In: Koreuber Mechthild/Mager, Ute (Hrsg.): *Recht und Geschlecht. Zwischen Gleichberechtigung, Gleichstellung und Differenz.* Baden-Baden, Nomos, S. 19–32.

Baros, Wassilios/Bock, Karin/Coelen, Thomas/Heite, Catrin/Munsch, Chantal/Oelkers, Nina/Rosenbauer, Nicole (2011): Jugendhilfe im Wandel. Neun Jahre Kinder- und Jugendhilfeforschung. In: Arbeitskreis Jugendhilfe im Wandel (Hrsg.): *Jugendhilfeforschung.* Wiesbaden, Springer VS, S. 11–20.

Baumann, Menno (2010): *Kinder, die Systeme sprengen.* Bd. 1. *Wenn Jugendliche und Erziehungshilfe aneinander scheitern.* Baltmannsweiler, Schneider Verlag Hohengehren.

Baumann, Menno/Bolz, Tijs/Albers, Viviane (2020): *»Systemsprenger« in der Schule. Auf massiv störende Verhaltensweisen von Schülern reagieren.* Weinheim/Basel, Beltz.

Beauvoir, Simone de (2017): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau.* Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Bente, Nadja (2014): *Diskriminierung im Hip Hop: Sexismus in der Jugendkultur.* Hamburg, Diplomica.

Berger, Manfred (2022): Antiautoritäre Erziehung. In: *Socialnet Lexikon.* Online verfügbar unter: https://www.socialnet.de/lexikon/Antiautoritaere-Erziehung (28.03.2023).

Bernhard, Arnim (2019): Sozialisation der Kälte. Über das »frierende Unzuhause« und seine Kühlelemente. In: ders./Bierbaum, Harald/Borst, Eva/Eble, Lukas/Kunert, Simon/Rießland, Matthias/Rühle, Manuel (Hrsg.): *Soziale Kälte.* Baltmannsweiler, Schneider Verlag Hohengehren, S. 19–36.

Bettinger, Frank (2012): Bedingungen kritischer Sozialer Arbeit. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Horlacher, Cornelis/Rathgeb, Kerstin (Hrsg.): *Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit.* Wiesbaden, Springer VS, S. 163–190.

Bettinger, Frank/Mansfeld, Cornelia/Jansen Mechthild M. (Hrsg.) (2002): *Gefährdete Jugendliche? Jugend, Kriminalität und der Ruf nach Strafe.* Opladen, Leske + Budrich.

Bittlingmayer, Uwe/Demirović, Alex/Bauer, Ullrich (2011): Normativität in der Kritischen Theorie. In: Ahrens, Johannes/Beer, Raphael/Bittlingmayer, Uwe H./Gerdes, Jürgen (Hrsg.): *Normativität. Zu den Hintergründen sozialwissenschaftlicher Theoriebildung.* Wiesbaden, Springer VS, 189–219.

Bittlingmeyer, Uwe/Freytag, Tanja (2019): Einleitung. Was ist Kritische Theorie? Überblick und Traditionslinien. In: dies./Demirović, Alex: *Handbuch Kritische Theorie.* Wiesbaden, Springer VS, S. 3–38.

Bitzan, Maria/Bolay, Eberhard/Thiersch, Hans (Hrsg.) (2006): *Die Stimme der Adressaten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen mit der Jugendhilfe.* Weinheim, Juventa.

Bock, Karin/Kutscher, Nadia/Richter, André/Voigtsberger, Ulrike (2001): Perspektiven der Jugendhilfeforschung. Das erste Marienfelder Gespräch. In: *Neue Praxis,* 2/2001, S. 178–188.

Böhnisch, Lothar/Lösch, Hans (1973): Das Handlungsverständnis des Sozialarbeiters und seine institutionelle Determination. In: Otto, Hans-Uwe/Schneider, Siegfried (Hrsg.): *Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit.* Bd. 2. Neuwied/Berlin, Luchterhand, S. 21–40.

Bossong, Horst (1987): *Die freundliche Kolonialisierung. Sozialarbeit zwischen System und Lebenswelt.* Bielefeld, Kleine.

Bothe, Birgit (2021): *Unerhört!!! Ein Konzept zur Zusammenarbeit mit »Systemsprengern« und hochbelasteten Kindern und Jugendlichen.* Independently published.

Bourdieu, Pierre (1989): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, S. 153–217.

Bourdieu, Pierre (2016): *Die männliche Herrschaft.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (Hrsg.) (2013): *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung.* Konstanz/Stuttgart, UTB GmbH.

Brinton-Perera, Sylvia (1987): *Der Sündenbock Komplex. Die Erlösung von Schuld und Schatten.* Interlaken, Ansata Verlag.

Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Brown, Wendy (2019): Das Monster des Neoliberalismus. Autoritäre Freiheit in den »Demokratien« des 21. Jahrhunderts. In: Bohmann, Ulf/Sörensen, Paul (Hrsg.): *Kritische Theorie der Politik.* Berlin, Suhrkamp, S. 539–576.

Brunner, Markus (2010): Vom Veralten eines gesellschaftskritischen Konzepts. Zur Ideologiekritik von Marx und Adorno und ihrem Potential für eine aktuelle Medien- und Kulturwissenschaft. In: Großmann, Stephanie/Klimczak, Peter (Hrsg.): *Medien – Texte – Kontexte.* Marburg, Schüren, S. 274–284.

Butler, Judith (1998): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Butler, Judith (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Castro Varela, María do Mar (2014): Lazy Politics. Antisemitismus, Rassismus und die Notwendigkeit politischer Arbeit. In: Adamou, Jamila/Hentges, Gudrun/Jansen, Mechthild M./Nottbohm, Kristina (Hrsg.): *Sprache – Macht – Rassismus.* Berlin, Metropol, S. 52–68.

Castro Varela, María do Mar (2015a): Migration als Chance für die Pädagogik. In: *Pädagogische Rundschau.* 69. Jg., Heft 6/2015, S. 657–670.

Castro Varela, María do Mar (2015b): Strategisches Lernen. In: *LuXemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis* 2, 2/2015, S. 16–23.

Castro Varela, María do Mar (2016): Postkolonialität. In: Mecheril, Paul (Hrsg.): *Handbuch Migrationspädagogik.* Weinheim, Beltz, S. 152–166.

Castro Varela, María do Mar (2018): Erlaubter Wahnsinn. Migrationspädagogische und Postkoloniale Perspektiven in Theorie und Praxis. In: SchlaU-Werkstatt für Migrationspädagogik (Hrsg.): *Migrationspädagogische Praxis in der Zusammenarbeit mit jungen Geflüchteten. Eine Suchbewegung. Jahrestagung 2017,* München, S. 8–15, Online verfügbar unter: http://www.schlau-werkstatt.de/veranstaltungen/jahrestagung-2017/ (08.04.2022).

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2007): Migration und die Politik der Repräsentation. In: Broden, Anne/Mecheril Paul (Hrsg.): *Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft.* Düsseldorf, IDA-NRW, S. 29–46.

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2015): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung.* Bielefeld, Transcript.

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2020): Die Universalität der Menschenrechte überdenken. In: *APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte,* 70 (20). Online verfügbar unter: https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/309087/die-universalitaet-der-menschenrechte-ueberdenken/ (08.04.2022).

Castro Varela, María do Mar/Jusuf, Julian Ibrahim (2021): Postkoloniale Theorie und soziale Ausschließung. In: Anhorn, Roland/Stehr, Johannes (Hrsg.): *Handbuch Soziale Ausschließung und Soziale Arbeit.* Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 333–348.

Castro Varela, Maria do Mar/Mecheril, Paul (2016): Die Dämonisierung der Anderen. Einleitende Bemerkungen. In: dies. (Hrsg.): *Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart.* Bielefeld, Transcript, S. 7–20.

Clarke, John/Hall, Stuart/Jefferson, Tony/Roberts, Brian (1979): Subkulturen, Kulturen und Klasse. In: Honneth, Axel/Lindner, Rolf/Paris, Rainer (Hrsg.): *Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen.* Frankfurt a. M., Syndikat, S. 39–132.

Connell, Raewyn (2006): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit.* Wiesbaden, Springer VS.

Cremer-Schäfer, Helga/Lutz, Tilman (2019): Über die Relevanz der Etikettierungsperspektive heute. Ein Gespräch. In: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* Heft 153, S. 29–44.

Cremer-Schäfer, Helga/Resch, Christine (2012): »Reflexive Kritik«. Zur Aktualität einer (fast) vergessenen Denkweise. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Horlacher, Cornelis/Rathgeb, Kerstin (Hrsg.): *Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit,* Wiesbaden, Springer VS, S. 81–106.

Cremer-Schäfer, Helga/Steinert, Heinz (2014): *Straflust und Repression. Zur Kritik der populistischen Kriminologie.* Westfälisches Dampfboot, Münster.

Crenshaw, Kimberlé W. (2013): Die Intersektion von »Rasse« und Geschlecht demarginalisieren: Eine Schwarze feministische Kritik am Antidiskriminierungsrecht, der feministischen Theorie und der antirassistischen Politik. In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, María Teresa/Supik, Linda (Hrsg.): *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen.* Wiesbaden, Springer VS, S. 35–58.

Dageförde, Lea-Sophie (2020): *Systemsprenger in der Gesellschaft. Wie traumapädagogische Ansätze in der Kinder- und Jugendhilfe zur Prävention beitragen.* München, Studylab.

Dausin, Bettina (2000): »Biographie« als rekonstruktiver Zugang zu »Geschlecht«. Perspektiven der Biographieforschung. In: Lemmermöhle, Doris/Fischer, Dietlind/Klika, Dorle/Schlüter, Anne (Hrsg.): *Lesarten des Geschlechts: zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung.* Opladen, Leske + Budrich, S. 96–115.

Debus, Katharina (2012): Und die Mädchen? Modernisierungen von Weiblichkeitsanforderun-gen. In: Dissens e. V./Debus, Katharina/Könnecke, Bernhard/Schwerma, Klaus/Stuve, Olaf (Hrsg.): *Geschlechterreflektierende Arbeit mit Jungen an der Schule. Texte zu Päd-*

agogik und Fortbildung rund um Jungen, Geschlecht und Bildung. Berlin, Dissens e. V., S. 104–124.

Degele, Nina/Schirmer, Dominique (2004): Selbstverständlich heteronormativ. Zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung. In: Buchen, Sylvia/Helfferich, Cornelia/Maier, Maja S. (Hrsg.): *Gender methodologisch.* Wiesbaden, Springer VS, S. 107–122.

Degener, Lea/Kunstreich, Timm/Lutz, Tilman/Mielich, Sinah/Muhl, Florian/Rosenkötter, Wolfgang/Schwagereck, Jorrit (Hrsg.) (2020): *Dressur zur Mündigkeit? Über die Verletzungen von Kinderrechten in der Heimerziehung.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Dellwing, Michael (2019): Die Politik des Labeling Approach. Die Dezentralisierung des Stigmawettbewerbs in post-konzernmassenmedialen Gesellschaften. In: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* Heft 153, S. 13–26.

Demirović, Alex (2008): Liberale Freiheit und das Sicherheitsdispositiv. Der Beitrag von Michel Foucault. In: Purtschert, Patricia/Mayer, Katrin/Winter, Yves (Hrsg.): *Gouvernementalität und Sicherheit.* Bielefeld, Transcript, S. 229–250.

Demirović, Alex/Maihofer, Andrea (2013): Vielfachkrise und die Krise der Geschlechterverhältnisse. In: Nickel, Hildegard Maria/Heilmann, Andreas (Hrsg.): *Krise, Kritik, Allianzen. Arbeits- und geschlechtersoziologische Perspektiven.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa, S. 30–48.

Devereux, Georges (1967): *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften.* München, Carl Hanser Verlag.

Dollinger, Bernd (2006): *Die Pädagogik der sozialen Frage. (Sozial-)pädagogische Theorie vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ende der Weimarer Republik.* Wiesbaden, VS Verlag.

Dollinger, Bernd/Raithel, Jürgen (2006): *Einführung in die Theorien abweichenden Verhaltens. Perspektiven, Erklärungen und Interventionen.* Weinheim/Basel, Beltz.

Donzelot, Jacques (1979): *Die Ordnung der Familie.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Dörr, Margret (2001): »Da sitzt die einfach auf meinem Schoß«! Zum »szenischen Verstehen« einer Alltagsbegebenheit. In: Schmid, Volker (Hrsg.): *Verwahrlosung, Devianz, antisoziale Tendenz. Stänge zwischen Sozial- und Sonderpädagogik.* Freiburg i. Br., Lambertus, S. 172–188.

Dreier-Horning, Anke/Laudien, Karsten (2018): *Zwangsarbeit – Über die Rolle der Arbeit in der DDR-Heimerziehung.* Berlin, Berliner Wissenschaftsverlag.

Duemmler, Kerstin (2015): *Symbolische Grenzen. Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit durch ethnische und religiöse Zuschreibungen.* Bielefeld, Transcript.

Eble, Lukas/Kunert, Simon (2019): Soziale Kälte – eine Hinführung. In: Bernhard, Armin/Bierbaum, Harald/Borst, Eva/Eble, Lukas/Kunert, Simon/Rießland, Matthias/Rühle, Manuel (Hrsg.): *Soziale Kälte.* Baltmannsweiler, Schneider Verlag Hohengehren, S. 7–18.

Ege, Moritz (2013): *»Ein Proll mit Klasse«. Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin.* Frankfurt a. M., Campus.

Eisenberg, Götz (2013): Amok in Erfurt. Vor zehn Jahren ereignete sich das Massaker am Gutenberg-Gymnasium. In: Brunner, Markus/Lohl, Jan (Hrsg.): *Normalungetüme.*

School Shootings aus psychoanalytisch-sozialpsychologischer Perspektive. Gießen, Psychosozial-Verlag, S. 15–34.

Emerson, Robert/Fretz, Rachel/Shaw, Linda (1995): *Writing ethnographic fieldnotes.* Chicago, University of Chicago Press.

Engelbracht, Mischa (2019): *Jugendliches Alltagsleben in freiheitsentziehenden Maßnahmen. Eine rekonstruktive Studie über sozialpädagogische Erziehungsprozesse bei Jugendlichen mit multikomplexen Risikolagen.* Wiesbaden, VS Verlag.

Erdheim, Mario (2013): Gesellschaftlich Unbewusstes, Macht und Herrschaft. In: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen.* 67. Jg., Heft 9/10, S. 1023–1050.

Eßer, Florian (2018): Sozialpädagogik. In: Graßhoff, Gunther/Renker, Anna/Schröer, Wolfgang (Hrsg.): *Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung.* Wiesbaden, Springer VS, S. 273–286.

Fingscheidt, Nora (Regisseurin) (2019): *Systemsprenger* [Film]. Kineo Filmproduktion/Weydemann Bros./Oma Inge Film.

Finkel, Margarete (2004): *Selbstständigkeit und etwas Glück. Einflüsse öffentlicher Erziehung auf die biographischen Perspektiven junger Frauen.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Flösser, Gaby (1994): *Soziale Arbeit jenseits der Bürokratie. Über das Management des Sozialen.* Neuwied, Luchterhand.

Flösser, Gaby/Otto, Hans-Uwe/Rauschenbach, Thomas/Thole, Werner (1998): Jugendhilfeforschung. Beobachtungen zu einer unbeachteten Forschungslandschaft. In: Rauschenbach, Thomas/Thole, Werner (Hrsg.): *Sozialpädagogische Forschung. Gegenstand und Funktionen, Bereiche und Methoden.* Weinheim/München, Juventa, S. 225–262.

Fonds Heimerziehung (2019): Abschlussbericht der Lenkungsausschüsse der Fonds »Heimer-ziehung in der Bundesrepublik Deutschland in den Jahren 1949 bis 1975« und »Heimerziehung in der DDR in den Jahren 1949 bis 1990«. In: *Deutscher Bundestag,* 19. Wahlperiode, Drucksache 19/12420. Online verfügbar unter: https://dserver.bundestag.de/btd/19/124/1912420.pdf (07.04.2022).

Foucault, Michel (1977): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Foucault, Michel (1978): Sicherheit. Territorium und Bevölkerung. In: ders.: *Schriften in vier Bänden, Dits et Ecrits.* Bd. III. 1976–1979, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2003, S. 900–904.

Foucault, Michel (1981): Sexualität und Einsamkeit. In: ders.: *Schriften in vier Bänden, Dits et Ecrits.* Bd. IV. 1980–1988, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2005, S. 207–219.

Foucault, Michel (1982): Subjekt und Macht. In: ders.: *Schriften in vier Bänden, Dits et Ecrits.* Bd. IV. 1980–1988, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2005, S. 269–294.

Foucault, Michel (1983a): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Foucault, Michel (1983b): Gebrauch der Lüste und Techniken des Selbst. In: ders.: *Schriften in vier Bänden, Dits et Ecrits.* Bd. IV. 1980–1988, Frankfurt a. M., 2005, Suhrkamp, S. 658–687.

Foucault, Michel (1984a): Zur Genealogie der Ethik: Ein Überblick über die laufende Arbeit. In: ders.: *Schriften in vier Bänden, Dits et Ecrits.* Bd. IV. 1980–1988, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2005, S. 747–776.

Foucault, Michel (1984b): Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit. In: ders.: *Schriften in vier Bänden, Dits et Ecrits.* Bd. IV. 1980–1988, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2005, S. 875–902.

Foucault, Michel (1984c): Technologien des Selbst. In: ders.: *Schriften in vier Bänden, Dits et Ecrits.* Bd. IV. 1980–1988, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 2005, S. 966–998.

Foucault, Michel (1989): *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Foucault, Michel (1992): *Was ist Kritik?* Berlin, Merve.

Foucault, Michel (1993): *About the beginning of the Hermeneutics of the Self: Two Lectures at Dartmouth,* University of Chicago Press, S. 198–227.

Foucault, Michel (2000): Die Gouvernementalität. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas: *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, S. 41–67.

Foucault, Michel (2006): *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Frank, Carola/Joo-Weinbach, Margarete/Loick Molina, Steffen/Schoyerer, Gabriel (Hrsg.) (2019): *Der Weg zum Gegenstand in der Kinder- und Jugendhilfeforschung. Methodologische Herausforderungen für qualitative Zugänge.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Freisler-Mühlemann (2011): *Verdingkinder – ein Leben auf der Suche nach Normalität.* Bern, Hep Verlag.

Freud, Sigmund (1897): *Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904.* Hrsg. v. Jeffrey M. Masson, Frankfurt a. M., S. Fischer, 1986.

Freud, Sigmund (1900): Die Traumdeutung. In: *Sigmund Freud Studienausgabe* Bd. II. Frankfurt a. M., S. Fischer, 1972.

Freud, Sigmund (1905a): Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten. Psychologische Schriften. In: *Sigmund Freud Studienausgabe* Bd. IV. Frankfurt a. M., S. Fischer, 1970, S. 9–220.

Freud, Sigmund (1905b): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In: *Sigmund Freud Studienausgabe* Bd. V. Frankfurt a. M., S. Fischer, 1970, S. 37–146.

Freud, Sigmund (1912): Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. In: *Sigmund Freud Studienausgabe* Ergänzungsband. Frankfurt a. M., S. Fischer, 1975, S. 169–180.

Freud, Sigmund (1913): Totem und Tabu. In: *Sigmund Freud Studienausgabe* Bd. IX. Frankfurt a. M., S. Fischer, 1974, S. 287–444.

Freud, Sigmund (1917): Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse. In: *Freud Gesammelte Werke* Bd. XII. Frankfurt a. M. S. Fischer, 1966, S. 1–12.

Freud, Sigmund (1918): Das Tabu der Virginität. In: *Sigmund Freud Studienausgabe* Bd. V. Frankfurt a. M., S. Fischer, 1970, S. 211–228.

Freud, Sigmund (1923): Das Ich und das Es. In: *Sigmund Freud Studienausgabe* Bd. III. Frankfurt a. M., S. Fischer, 1975, S. 273–330.

Freud, Sigmund (1933): Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit. In: *Sigmund Freud Studienausgabe* Bd. I. Frankfurt a. M., S. Fischer, 1933, S. 496–516.

Friesenhahn, Günter J. (1985): *Kritische Theorie und Pädagogik.* Rieden, Express Edition.

Fromm, Erich (1932): Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie: Bemerkungen über Psychoanalyse und historischem Materialismus. In: ders.: *Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1972, S. 9–40.

Fromm, Erich (1936): Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie. Sozialpsychologischer Teil. In: Horkheimer, Max/Fromm, Erich/Marcuse, Herbert (Hrsg.): *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung.* Lüneburg, Dietrich zu Klampen, 1987, S. 77–135.

Füssenhäuser, Cornelia (2006): Lebensweltorientierung in der Sozialen Arbeit. In: Dollinger, Bernd/Raithel, Jürgen (Hrsg.): *Aktivierende Sozialpädagogik. Ein kritisches Glossar.* Wiesbaden, Springer VS, S. 127–144.

Geertz, Clifford (1973). Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture. In: ders.: *The Interpretation of Cultures. Selected Essays by Clifford Geertz.* New York, Basic Books, S. 3–32.

Gehltomholt, Eva/Hering, Sabine (2006): *Das verwahrloste Mädchen. Diagnostik und Fürsorge in der Jugendhilfe zwischen Kriegsende und Reform (1945–1965).* Opladen, Barbara Budrich.

Gerstetter, Christiane (2001): Menschenrechte gleich Männerrechte? Feministische Menschenrechtskritik. In: *Forum Recht 2, Recht, Macht, Geschlecht. Notwendigkeit und Perspektiven feministischer Rechtspolitik.* Online verfügbar unter: http://www.forum-recht-online.de/2001/201/201gerstetter.htm (07.04.2022).

Gilcher-Holtey, Ingrid (1998): *1968 – vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft.* Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): *Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung.* Freiburg i. Br., Kore, S. 201–254.

Goffman, Erving (1988): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Goffman, Erving (1996): Über Feldforschung. In: Knoblauch, Hubert (Hrsg.): *Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft.* Konstanz, UVK, S. 261–269.

Götsch, Monika/Bliemetsrieder, Sandro (2021): »Systemsprenger*innen« als kapitalistisch durchdrungene Subjektivierungsweise – soziologische und sozialphilosophische Reflexionen der Kinder und Jugendhilfe. In: Kieslinger, Daniel/Dressel, Marc/Haar, Ralph (Hrsg.): *Systemsprenger*innen. Ressourcenorientierte Ansätze zu einer defizitären Begrifflichkeit.* Freiburg i. Br., Lambertus, S. 21–42.

Gouges, Olympe de (1979): Deklaration der Rechte der Frau und Bürgerin. In: Schröder, Hannelore (Hrsg.): *Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation,* Bd. 1, 1789–1870. München, C. H. Beck, S. 31–54.

Grach, Katja (2018): *Die MILF-Mädchenrechnung: Wie sich Frauen heute zwischen Fuckability-Zwang und Kinderstress aufreiben.* Berlin, Schwarzkopf & Schwarzkopf.

Graßhoff Gunther (Hrsg.) (2013): *Adressaten, Nutzer, Agency. Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit.* Wiesbaden, Springer VS.

Graßhoff, Gunther/Yeshurun, Stéphanie-Aline/Paul, Laura (2015): *Jugendliche als Adressatinnen und Adressaten der Jugendhilfe. Rekonstruktionen von jugendlichen Biografien im Kontext von Jugendarbeit und Erziehungshilfe.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Groenemeyer, Axel/Hoffmann, Dagmar (Hrsg.) (2014): *Jugend als soziales Problem – soziale Probleme der Jugend? Diagnosen, Diskurse und Herausforderungen.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Groß, Melanie (2010): »Wir sind die Unterschicht«. Jugendkulturelle Differenzartikulationen aus intersektionaler Perspektive. In: Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (Hrsg.): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen.* Wiesbaden, Springer VS, S. 34–48.

Hall, Stuart (1980): Encoding/Decoding. In: During, Simon (Hrsg.): *The Cultural Studies Reader.* London/New York, Routledge, S. 508–517.

Hall, Stuart (1994a): Alte und neue Identitäten, alte und neue Ethnizitäten. In: ders.: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2.* Hamburg, Argument, S. 66–88.

Hall, Stuart (1994b): Der Westen und der Rest. In: ders.: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2.* Hamburg, Argument, S. 137–179.

Hall, Stuart (1999): Kodieren/Dekodieren. In: Bromley, Roger/Göttlich, Udo/Winter, Carsten: *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung.* Lüneburg, Dietrich zu Klampen, S. 92–110.

Hall, Stuart (2000): Postmoderne und Artikulation. Ein Interview mit Stuart Hall. Zusammengestellt von Lawrence Großberg. In: ders. (Hrsg.): *Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3.* Hamburg, Argument, S. 52–77.

Hall, Stuart (2004a): Bedeutung, Repräsentation, Ideologie. Althusser und die poststrukturalistischen Debatten. In: ders.: *Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4.* Hamburg, Argument, S. 34–65.

Hall, Stuart (2004b): Wer braucht »Identität«? In: ders.: *Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4.* Hamburg, Argument, S. 167–187.

Hammerschmidt, Peter/Aner, Kirsten/Weber, Sascha (2019): *Zeitgenössische Theorien Sozialer Arbeit.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Haraway, Donna (1995): Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: dies.: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen.* Frankfurt a. M., Campus, S. 73–97.

Harding, Sandra (1994): *Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken die Wissenschaft neu.* Frankfurt a. M., Campus.

Hartsock, Nancy (1983): The Feminist Standpoint: Developing the Ground for a Specifically Feminist Historical Materialism. In: Harding, Sandra G./Hintikka, Merrill (Hrsg.): *Discovering Reality. Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology, and Philosophy of Science.* Dordrecht, Reidel, S. 283–310.

Haubl, Rolf/Lohl, Jan (2017): Tiefenhermeneutik als qualitative Methode. In: Mey, Günther/Mruck, Katja (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie.* Wiesbaden, Springer Reference Psychology, S. 555–577.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1807): *System der Wissenschaft.* Erster Theil: *Die Phänomenologie des Geistes.* Bamberg, Joseph Anton Goebhardt, online verfügbar unter:

https://www.deutschestextarchiv.de/book/show/hegel_phaenomenologie_1807 (23.04.2022).

Heiland, Silke (2012): *Mädchen in Krisen. Die Bewältigung von Krisen unter Berücksichtigung des sozialen Netzwerks »Mädchen in der Inobhutnahme«*. Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Heiner, Maja (2007): *Soziale Arbeit als Beruf. Fälle – Felder – Fähigkeiten*. München, Ernst Reinhardt Verlag.

Hinshelwood, Robert D. (2004): *Wörterbuch der kleinianischen Psychoanalyse*. Stuttgart, Klett-Cotta-Verlag.

Hitzler, Ronald (1986): Die Attitüde der künstlichen Dummheit. Zum Verhältnis von Soziologie und Alltag. In: *Sozialwissenschaftliche Information. SOWI* 15, Heft 3/1983, S. 53–59.

Hollstein, Walter/Meinhold, Marianne (Hrsg.) (1973): *Soziale Arbeit unter kapitalistischen Produktionsbedingungen*. Frankfurt a. M., Fischer.

Hollstein, Walter (1973a): Sozialarbeit im Kapitalismus. Themen und Probleme. In: ders./ Meinhold, Marianne (Hrsg.): *Soziale Arbeit unter kapitalistischen Produktionsbedingungen*. Frankfurt a. M., Fischer, S. 9–43.

Hollstein, Walter (1973b): Hilfe und Kapital. Zur Funktionsbestimmung der Sozialarbeit. In: ders./Meinhold, Marianne (Hrsg.): *Soziale Arbeit unter kapitalistischen Produktionsbedingungen*. Frankfurt a. M., Fischer, S. 167–207.

Horkheimer, Max (1936): Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie. Allgemeiner Teil. In: ders./Fromm, Erich/Marcuse, Herbert (Hrsg.): *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung*. Lüneburg, Dietrich zu Klampen, 1987, S. 3–76.

Horkheimer, Max (1985). Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen, Gespräch mit Helmut Gumnior. In: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 7, Frankfurt a. M., Fischer.

Horkheimer, Max (1992): *Traditionelle und kritische Theorie. Fünf Aufsätze*. Frankfurt a. M., Fischer.

Horkheimer, Max (2007): *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*. Frankfurt a. M., Fischer.

Horkheimer, Max/Fromm, Erich/Marcuse, Herbert (Hrsg.) (1987): *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung*. Lüneburg, Dietrich zu Klampen.

Horney, Karen (1984): *Die Psychologie der Frau*. Frankfurt a. M., Fischer.

Hünersdorf, Bettina/Hartmann, Jutta (Hrsg.) (2013): *Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit. Disziplinäre und interdisziplinäre Diskurse*. Wiesbaden, Springer VS.

Huonker, Thomas (2003): *Diagnose: »moralisch defekt«. Kastration, Sterilisation und Rassenhygiene im Dienst der Schweizer Sozialpolitik und Psychiatrie 1890–1970*. Zürich, Orell Füssli.

Illouz, Eva (2007): *Der Konsum der Romantik*. Frankfurt a. M., Campus.

Illouz, Eva (2011): *Warum Liebe weh tut*. Berlin, Suhrkamp.

Irigaray, Luce (1979a): Das Geschlecht, das nicht eins ist. In: dies.: *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin, Merve, S. 22–32.

Irigaray, Luce (1979b): Frauenmarkt. In: dies.: *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin, Merve, S. 177–198.

Irigaray, Luce (1979c): Der Spiegel, von der anderen Seite. In: dies.: *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin, Merve, S. 7–21.

Jurzik, Renate (1985). *Der Stoff des Lachens. Studien über Komik.* Frankfurt a. M., Campus.

Kappeler, Manfred (2013): Heimerziehung in der (alten) Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik – und was wir daraus lernen können. In: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* Heft 129, S. 17–34.

Kaufhold, Charlie (in Vorb.): Der »Nationalsozialistische Untergrund«: Eine tiefenhermeneutische Untersuchung psychosozialer Dynamiken in der Dominanzgesellschaft (Arbeitstitel). Unveröffentlichte Dissertation an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Keckeisen, Wolfgang (1974): *Die gesellschaftliche Definition abweichenden Verhaltens. Perspektiven und Grenzen des labeling approach.* München, Juventa.

Keckeisen, Wolfgang (1984): *Pädagogik zwischen Kritik und Praxis. Studien zur Entwicklung und Aufgabe kritischer Erziehungswissenschaft.* Weinheim/Basel, Beltz.

Keller, Reiner (2012): *Das interpretative Paradigma.* Wiesbaden, Springer VS.

Kern, Anne (2021): *Mein Leben mit einem Systemsprenger. Eine Wegsuche.* Kirchhain, Hartmut Becker.

Kessl, Fabian (2006): Soziale Arbeit als Regierung – eine machtanalytische Perspektive. In: Weber, Susanne/Maurer, Susanne (Hrsg.): *Gouvernementalität und Erziehungswissenschaft. Wissen – Macht – Transformation.* Wiesbaden, Springer VS, S. 63–76.

Kessl, Fabian (2013): *Soziale Arbeit in der Transformation des Sozialen. Eine Ortsbestimmung.* Wiesbaden, Springer VS.

Kessl, Fabian (2020): *Der Gebrauch der eigenen Kräfte. Eine Gouvernementalität Sozialer Arbeit.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Kieslinger, Daniel/Dressel, Marc/Haar, Ralph (Hrsg.) (2021): *Systemsprenger*innen: Ressourcenorientierte Ansätze zu einer defizitären Begrifflichkeit.* Freiburg i. Br., Lambertus.

Klein, Melanie (1946): Bemerkungen über einige schizoide Mechanismen. Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse. In: dies. (2000): *Gesammelte Schriften,* Bd. III, *Schriften 1946–1963.* Stuttgart-Bad Cannstatt, Friedrich Frommann, S. 1–42.

Kleiner, Bettina (2015): *Subjekt, Bildung, Heteronormativität. Rekonstruktionen schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und trans*geschlechtlicher Jugendlicher.* Leverkusen, Budrich.

Kleve, Heiko/Fischer, Danica/Grill, Beatrix/Horn, Ralf/Kesten, Eik/Langer, Hannes (Hrsg.) (2016): *Autonomie und Mündigkeit in der Sozialen Arbeit.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Kliche, Helena/Träubig, Vicki (2019): *SchulBildung in Hilfen zur Erziehung. Einblicke in den Alltag von Heimerziehung und Sozialpädagogischer Familienhilfe.* Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung. Online verfügbar unter: https://www.fgw-nrw.de/fileadmin/user_upload/FGW-Studie-VSP-22-Taeubig-2019_07_10-komplett-web.pdf (07.04.2022).

Klingler, Birte (2019): *Arbeit am Subjekt? Kinder und Jugendliche in der Hilfe-Planung.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Klose, Madeleine/Mozaffari, Shadi (2009): *Stationäre Erziehungshilfe im biographischen Verlauf. Beziehungs- und Konfliktdynamiken von Mädchen und Jungen in der Fremdunterbringung.* Hannover, Ibidem.

Kluitmann, Annette (1999): Es lockt bis zum Erbrechen. Zur psychischen Bedeutung des Ekels. In: *Forum der Psychoanalyse* 15, Springer, S. 267–281.

Knapp, Gudrun-Axeli (1988). Die vergessene Differenz. In: *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung.* Jg. 6, Heft 1, S. 12–31.

Kölzer, Carolin (2014): *»Hauptsache ein Job später.« Arbeitsweltliche Vorstellungen und Bewältigungsstrategien von Jugendlichen mit Hauptschulhintergrund.* Bielefeld, Transcript.

König, Hans-Dieter (2019a): Dichte Interpretation. Zur Methodologie und Methode der Tiefenhermeneutik. In: König, Julia/Burgermeister, Nicole/Brunner, Markus/Berg, Philipp/König, Hans-Dieter (Hrsg.): *Dichte Interpretation. Tiefenhermeneutik als Methode qualitativer Forschung.* Wiesbaden, Springer VS, S. 13–88.

König, Hans-Dieter (2019b): Einführung in die Methodologie und Methode der Tiefenhermeneutik. Zugleich eine Auseinandersetzung mit Goffmans auf die Theatermetapher rekurrierende Interaktionssoziologie. In: ders. (Hrsg.): *Die Welt als Bühne mit doppeltem Boden Tiefenhermeneutische Rekonstruktion kultureller Inszenierungen.* Wiesbaden, Springer VS, S. 13–64.

König, Hans-Dieter/König, Julia/Lohl, Jan/Winter, Sebastian (2020): *Alfred Lorenzer zur Einführung.* Opladen/Toronto, Barbara Budrich.

König, Julia (2019): Von kichernden Mädchen und starrenden Schildkröten. Tiefenhermeneutische Erkundungen kindlicher Sexualität auf der Basis von Protokollen teilnehmender Beobachtung. In: dies./Burgermeister, Nicole/Brunner, Markus/Berg, Philipp/König, Hans-Dieter (Hrsg.): *Dichte Interpretation. Tiefenhermeneutik als Methode qualitativer Forschung.* Wiesbaden, Springer VS, S. 89–116.

Kraul, Margret/Schumann, Dirk/Eulzer, Rebecca/Kirchberg, Anne (2012): *Zwischen Verwahrung und Förderung. Heimerziehung in Niedersachsen 1949–1975.* Opladen, Budrich UniPress.

Kruse, Jan (2015): *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Kuglstatter, Verena (2017): *Der Gebrauch der Jugendgewaltprävention. Subjektivierungsformen eines Problemdiskurses.* Bielefeld, Transcript.

Kuhlmann, Carola (2021): Geschichte der Sozialen Arbeit. In: Amthor, Ralph-Christian/Goldberg, Brigitta/Hansbauer, Peter/Landes, Benjamin/Wintergerst, Theresia (Hrsg.): *Wörterbuch Soziale Arbeit.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa, S. 361– 366.

Kunert, Simon (2019): Vergesellschaftung und Individuierung im Modus bürgerlicher Kälte. Sozialisationstheoretische Aspekte der Kritischen Theorie Adornos. In: Bernhard, Armin/Bierbaum, Harald/Borst, Eva/Eble, Lukas/Kunert, Simon/Rießland, Matthias/Rühle, Manuela (Hrsg.): *Soziale Kälte.* Baltmannsweiler, Schneider Verlag Hohengehren, S. 43–60.

Kunstreich, Timm (1994): Ist kritische Soziale Arbeit möglich? Für eine Pädagogik des Sozialen. In: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* Heft 50, S. 85–100.

Kunstreich, Timm (2001): Kritische Theorie/Historischer Materialismus. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): *Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik.* Neuwied, Kriftel, S. 1084–1097.

Kunstreich, Timm (2009): *Grundkurs Soziale Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart Sozialer Arbeit. Band II.* Bielefeld, Kleine Verlag.

Küster, Ernst-Uwe (2003): *Fremdheit und Anerkennung. Ethnografie eines Jugendhauses.* Weinheim, Beltz Votum.

Lacan, Jacques (2015): *Die Bedeutung des Phallus.* In: *Schriften* Bd. II. *Wien/Berlin, Turia + Kant, S.* 192–204.

Landenberger, Georg/Trost, Rainer (1988): *Lebenserfahrungen im Erziehungsheim. Identität und Kultur im institutionellen Alltag.* Frankfurt a. M., Brandes & Apsel.

Langenmayr, Arnold (2013): Humor und seine unbewussten Wurzeln. In: *Leidfaden. Fachmagazin für Krisen, Leid, Trauer.* 2. Jg., Heft 4, S. 22–25.

Langer, Antje (2012): Diskursanalyse und Kritik (nicht nur) Sozialer Arbeit. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Horlacher, Cornelis/Rathgeb, Kerstin (Hrsg.): *Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit.* Wiesbaden, Springer VS, S. 43–64.

Langsdorff, Nicole von (2012): *Mädchen auf ihrem Weg in die Jugendhilfe. Intersektionale Wirkprozesse im Lebensverlauf.* Opladen/Berlin/Toronto, Budrich UniPress.

Lemke, Thomas (1997): *Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität.* Hamburg, Argument.

Lemke, Thomas (2001): Gouvernementalität. In: Kleiner, Markus S. (Hrsg.): *Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken.* Frankfurt a. M., Campus, S. 108–122.

Lemke, Thomas/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (2000): Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung. In: dies. (Hrsg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, S. 7–40.

Leuenberger, Marco/Seglias, Loretta (Hrsg.) (2008): *Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen.* Zürich, Rotpunktverlag.

Lindner, Urs (2006): Alles Macht, oder was? Foucault, Althusser und kritische Gesellschaftstheorie In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft.* 36. Jg., Heft 145, S. 583–609.

Loch, Ulrike/Rosenthal, Gabriele (2002): Das narrative Interview. In Schäfer, Doris/Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung.* Bern, Hubert Verlag, S. 221–232.

Lohl, Jan (2013): »Die Deutschen wurden bestraft, die Juden nicht.« Zur Konstitution des Antisemitismus nach Auschwitz im Alltagsdiskurs der 1950er Jahre. In: *Psychoanalyse* 17 2/2013, S. 204–225.

Lorenzer, Alfred (1971): *Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Lorenzer, Alfred (1973): *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Lorenzer, Alfred (1974): *Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf.* Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Lorenzer, Alfred (1986): Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: ders. (Hrsg.): *Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur,* Bd. I. Frankfurt a. M., Fischer, S. 11–98.

Lorey, Isabell (2006): Gouvernementalität und Selbstprekarisierung. Zur Normalisierung von KulturproduzentInnen. In: *eipcp – European Institute for Progressive Cultural Policies.* Online verfügbar unter: https://transversal.at/pdf/journal-text/461/ (06.06.2023).

Luban-Plozza, Boris/Dickhaut, H. H. (1984): *Praxis der Balint-Gruppen. Beziehungsdiagnostik und Beziehungstherapie.* Berlin/Heidelberg, Springer.

Lüders, Christian (2009): Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch.* Reinbek bei Hamburg, Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 384–401.

Lüders, Christian/Rauschenbach, Thomas (2001): Sozialpädagogische Forschung. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): *Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik.* Neuwied, Kriftel, S. 562–575.

Lutz, Tilman (2010): *Soziale Arbeit im Kontrolldiskurs. Jugendhilfe und ihre Akteure in postwohlfahrtstaatlichen Gesellschaften.* Wiesbaden, Springer VS.

Maier, Jana (2015): *Jugendliche Gewalttäter zwischen Jugendhilfe- und krimineller Karriere. Abschlussbericht.* München, Deutsches Jugendinstitut.

Maihofer, Andrea (1990): Gleichheit nur für Gleiche? In: Gerhard, Ute/Jansen, Mechthild/Maihofer, Andrea/Schmid, Pia/Schulz, Irmgard (Hrsg.): *Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht.* Frankfurt a. M., Ulrike Helmer, S. 251–267.

Maihofer, Andrea (1994): Geschlecht als Existenzweise: einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von »Geschlecht«. In: *Geschlechterverhältnisse und Politik.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, S. 168–185.

Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz.* Königstein, Ulrike Helmer Verlag.

Maihofer, Andrea (2006): Dialektik der religiösen Toleranz. Nathan der Weise und die Folgen. In: Pfleiderer, Georg/Stegemann, Ekkehardt (Hrsg.): *Religion und Respekt. Beiträge zu einem spannungsreichen Verhältnis.* Zürich, Theologischer Verlag, S. 39–51.

Maihofer, Andrea (2007): Gender in Motion. Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: Grisard, Dominique/Häberlein, Jana/Kaiser, Anelis/Syxer, Sibylle (Hrsg.): *Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung.* Frankfurt a. M./New York, Campus, S. 281–315.

Maihofer, Andrea (2013a): Geschlechterdifferenz – eine obsolete Kategorie? In: Grisard, Dominique, Jäger, Ulle/König, Tomke (Hrsg.): *Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz.* Sulzbach, Ulrike Helmer Verlag, S. 27–48.

Maihofer, Andrea (2013b): Überlegungen zu einem materialistisch-(de)konstruktivistischen Verständnis von Normativität. In: Jaeggi, Rahel/Loick, Daniel (Hrsg.): *Nach Marx. Philosophie, Kritik, Praxis.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, S. 164–191.

Maihofer, Andrea (2014): Hegemoniale Selbstaffirmierung und Veranderung. In: Hostettler, Karin/Vögele, Sophie (Hrsg.): *Diesseits der imperialen Geschlechterordnung: (Post-) koloniale Reflexionen über den Westen.* Bielefeld, Transcript, S. 305–318.

Maihofer, Andrea (2015): Sozialisation und Geschlecht. In: Hurrelmann, Klaus/Bauer, Ullrich/Grundmann, Matthias/Walper, Sabine (Hrsg.): *Handbuch Sozialisationsforschung.* Weinheim, Beltz, S. 630–658.

Maihofer, Andrea (2018): Freiheit – Selbstbestimmung – Autonomie, in Baer, Susanne/Sackofsky, Ute (Hrsg.): *Autonomie im Recht – Geschlechtertheoretisch vermessen.* Baden-Baden, Nomos, S. 31–60.

Maihofer, Andrea (2019): Wandel und Persistenz hegemonialer Männlichkeit und die Grenzen des Konzepts von Caring Masculinities. In: Scholz, Sylka/Heinemann, Andreas (Hrsg.): *Caring Masculinities?* München, Oekom Verlag, S. 63–78.

Maihofer, Andrea (2022): Zur Aktualität des Verständnisses von Freiheit bei Engels. In: Rapic, Smail (Hrsg.): *Naturphilosophie, Gesellschaftstheorie, Sozialismus. Zur Aktualität von Friedrich Engels.* Frankfurt a. M., Suhrkamp, S. 326–348.

Maihofer, Andrea/Theweleit, Klaus/Degele, Nina (2007): Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault. In: *Freiburger Geschlechter Studien 21, Männer und Geschlecht.* Freiburg i. Br., Jos Fritz Verlag, S. 329–370.

Malli, Gerlinde (2010): *Sie müssen nur wollen. Gefährdete Jugendliche im institutionellen Setting.* Konstanz, UVK.

Maurer, Susanne (2012): Doppelspur der Kritik. Feministisch inspirierte Perspektiven und Reflexionen zum Projekt einer »Kritischen Sozialen Arbeit«. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Horlacher, Cornelis/Rathgeb, Kerstin (Hrsg.): *Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit.* Wiesbaden, Springer VS, S. 299–324.

Mayer, Kathrin (2017): *Theorien der Intersektionalität zur Einführung.* Hamburg, Junius.

McRobbie, Angela (2010): *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes.* Wiesbaden, Springer VS.

Mecheril, Paul (1999): Wer spricht und über wen? Gedanken zu einem (re-)konstruktiven Umgang mit dem Anderen des Anderen in den Sozialwissenschaften. In: Bukow, Wolf-Dietrich/Ottersbach, Markus (Hrsg.): *Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit alltochtonen Jugendlichen.* Opladen, Leske + Budrich, S. 231–266.

Mecheril, Paul (2003): *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit.* München, Waxman.

Mecheril, Paul (2010): Migrationspädagogik. Hinführung zu einer Perspektive. In: Mecheril, Paul/Kalpaka, Annita/Melter, Claus/Dirim, İnci/Castro Varela, María do Mar (Hrsg.). *Migrationspädagogik.* Weinheim/Basel, Beltz, S. 7–22.

Mecheril, Paul/Rose, Nadine (2012): Qualitative Migrationsforschung. Standortbestimmungen zwischen Reflexion, (Selbst-)Kritik und Politik. In: Ackermann, Friedhelm/Ley, Thomas/Machold, Claudia/Schrödter, Mark (Hrsg.): *Qualitatives Forschen in der Erziehungswissenschaft.* Wiesbaden, Springer VS, S. 115–134.

Meißner, Hanna (2010): *Jenseits des autonomen Subjekts. Zur gesellschaftlichen Konstruktion von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx.* Bielefeld, Transcript.

Meisterhans, Nadja (2013): Der Amoklauf als entfremdeter und androzentrischer Anerkennungswunsch. Überlegungen zu dem Verhältnis von neoliberaler Ideologie und verstümmelter Subjektivität. In: Brunner, Markus/Lohl, Jan (Hrsg.): *Normalungetüme.*

School Shootings aus psychoanalaytisch-sozialpsychologischer Perspektive. Gießen, Psychosozial-Verlag, S. 35–58.

Merten, Roland/Olk, Thomas (1999): Soziale Dienstleistungsberufe und Professionalisierung. In: Albrecht, Günter/Groenemeyer, Axel/Stallberg, Friedrich W. (Hrsg.): *Handbuch Soziale Probleme.* Opladen, Westdeutscher Verlag, S. 955–983.

Meuser, Michael (2010): Geschlecht, Macht, Männlichkeit. Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemonialer Männlichkeit. In: *Erwägen Wissen Ethik.* Jg. 21, Heft 3, S. 325–336.

Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2005): Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive. In: Dinges, Martin (Hrsg.): *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute.* Frankfurt a. M./New York, Campus, S. 211–228.

MEW 1, Marx, Karl (1844): Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. In: *Marx Engels Werke,* Bd. 1. Berlin, Dietz Verlag, 1976, S. 378–391.

MEW 3, Marx, Karl (1985): Thesen über Feuerbach. In: *Marx Engels Werke,* Bd. 3. Berlin, Dietz Verlag, 1969, S. 533–535.

MEW 4, Marx, Karl (1848): Manifest der Kommunistischen Partei. In: *Marx Engels Werke,* Bd. 4. Berlin, Dietz Verlag, 1959, S. 459–493.

MEW 23, Marx, Karl (1867): Das Kapital. Erster Band. In: *Marx Engels Werke,* Bd. 23. Berlin, Dietz Verlag, 1970.

Morgenroth, Christine (2010)*: Die dritte Chance. Therapie und Gesundung von jugendlichen Drogenabhängigen.* Wiesbaden, VS Verlag.

Mosse, George L. (1997): *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit.* Frankfurt a. M., S. Fischer.

Mücher, Frank (2010): *Prekäre Hilfen? Soziale Arbeit aus der Sicht wohnungsloser Jugendlicher.* Wiesbaden, VS Verlag.

Müller, Burkhard/Schwabe, Mathias (2009): *Pädagogik mit schwierigen Jugendlichen. Ethnografische Erkundungen zur Einführung in die Hilfen zur Erziehung.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Müller, Falko (2012): Von der Kritik der Hilfe zur »Hilfreichen Kontrolle«. Der Mythos von Hilfe und Kontrolle zwischen Parteilichkeit und Legitimation. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Horlacher, Cornelis/Rathgeb, Kerstin (Hrsg.): *Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit.* Wiesbaden, Springer VS, S. 123–146.

Mulvey, Laura (1999): Visual Pleasure and Narrative Cinema. In: Braudy, Leo/Cohen, Marschall: *Film Theory and Criticism. Introductory Readings.* New York, Oxford UP, S. 833–844.

Nachtwey, Oliver (2017): Entzivilisierung. Über regressive Tendenzen in westlichen Gesellschaften. In: Geiselberg, Heinrich (Hrsg.): *Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit.* Berlin, Suhrkamp, S. 215–231.

Norkus, Maria/Baur, Nina (2019): Feministische Methoden- und Wissenschaftskritik. Kontroversen, Entwicklungen und Forschungsperspektiven in der Geschlechter-forschung. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung.* Wiesbaden, Springer VS, S. 479–488.

Oelerich, Gertrud/Schaarschuch, Andreas (Hrsg.) (2005): *Soziale Dienstleistungen aus Nutzersicht. Zum Gebrauchswert Sozialer Arbeit.* München, Ernst Reinhard Verlag.

Padberg, Jacqueline/Woknitz, Martina (2021): *Rettet uns! Wir sind keine Systemsprenger.* Recklinghausen, Neopubli.

Peters, Friedhelm (2016): Geschlossene Unterbringung in der Kinder- und Jugendhilfe – eine unendliche Geschichte. In: *Interdisziplinäre Fachzeitschrift für Prävention und Intervention,* 19. Jg., H2/2016, Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, S. 170–183.

Peters, Helge/Cremer-Schäfer, Helga (1975): *Die sanften Kontrolleure. Wie Sozialarbeiter mit Devianten umgehen.* Stuttgart, Ferdinant Entke.

Pieper, Marianne (2007a): Biopolitik – die Umwendung eines Machtparadigmas: Immaterielle Arbeit und Prekarisierung. Konzeptionelle Überlegungen zu Subjektivierungsprozessen und widerständigen Praktiken der Gegenwart.« In: dies./Atzert, Thomas/Karakayali, Sehat/Tsianos, Vassilis (Hrsg.): *Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri.* Frankfurt a. M./New York, Campus, S. 215–244.

Pieper, Marianne (2007b): Armutsbekämpfung als Selbsttechnologie. Konturen einer Analytik der Regierung von Armut. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Stehr, Johannes (Hrsg.): *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme.* Wiesbaden, VS Verlag, S. 93–108.

Pohl, Rolf (2010): Männer – das benachteiligte Geschlecht? Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus im Diskurs über die Krise der Männlichkeit. In: Bereswill, Mechthild/Neuber, Anke (Hrsg.): *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert.* Münster, Westfälisches Dampfboot, S. 104–135.

Pohl, Rolf (2015): *Gibt es eine Krise der Männlichkeit? Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus als Bausteine der hegemonialen Männlichkeit. Vortrag zum »Frauenempfang« Rathaus Nürnberg.* Online verfügbar unter: https://www.nuernberg.de/imperia/md/frauenbeauftragte/dokumente/vortrag_pohl2015.pdf (07.04.2022).

Pohl, Rolf (2018): Ein Jahr #MeToo. Nirgendwo ist der Mann schwächer als in der Sexualität. Interview von Ann-Kristin Tlusty. In: *Süddeutsche Zeitung.* 04.10.2018. Online verfügbar unter: https://www.sueddeutsche.de/kultur/metoo-interview-1.3801247 (25.05.2021).

Pohl, Rolf (2019): *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen.* Hannover, Offizin Verlag.

Rätz, Regina (2019): *»Systemsprenger« oder: Wie Hilfen besser gelingen können! Gedanken zum Spielfilm »Systemsprenger«.* Online verfügbar unter: https://www.blog.dgsa. de/systemsprenger-oder-wie-hilfen-besser-gelingen-konnen-gedanken-zum-spielfilm-systemsprenger (14.03.2022).

Rätz, Regina/Schröer, Wolfgang/Wolff, Mechthild (2014): *Lehrbuch Kinder- und Jugendhilfe. Grundlagen, Handlungsfelder, Strukturen und Perspektiven.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Rätz-Heinisch, Regina (2005): *Gelingende Jugendhilfe bei »aussichtslosen Fällen«! Biographische Rekonstruktionen von Lebensgeschichten junger Menschen.* Würzburg, Ergon Verlag.

Reckinger, Gilles (2010): *Perspektive Prekarität. Analyse und Forschung.* Konstanz, UVK.

Rein, Angela (2020): *Normalität und Subjektivierung. Eine biographische Untersuchung im Übergang aus der stationären Jugendhilfe.* Bielefeld, Transcript.

Rink, Barbara (2013): *Leben und Aufwachsen in marginalisierten Lebensräumen. Bewältigungsstrategien männlicher Jugendlicher. Ein deutsch-französischer Vergleich.* Berlin, wvb.

Ritter, Bettina/Schmidt, Friederike (2020): Sozialpädagogische Kindheiten und Jugenden. Herausforderungen und Perspektiven einer sozialpädagogischen Kindheits- und Jugendforschung. In: dies. (Hrsg.): *Sozialpädagogische Kindheiten und Jugenden.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa, S. 7–35.

Rohde-Dachser, Christa (1991): *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse.* Berlin/Heidelberg, Springer.

Rommelspacher, Birgit (2006): *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht.* Berlin, Orlanda Frauenverlag.

Rosenbauer, Nicole/Seelmeyer, Udo (2005): Was ist und was macht Jugendhilfeforschung? Theoretische Annäherungen und empirische Forschungsergebnisse zu jüngeren Entwicklungen. In: Schweppe, Cornelia/Thole, Werner (Hrsg.): *Sozialpädagogik als forschende Disziplin.* Weinheim/München, Beltz Juventa, S. 253–275.

Rosenthal, Gabriele (2015): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Roth, Florian (2012): *Theodor W. Adorno – Erziehung zur Mündigkeit. Vortrag an der Münchner Volkshochschule.* Online verfügbar unter: https://www.florian-roth.com/wp-content/uploads/2020/01/Adorno_Erziehung_zur_Muendigkeit_MS.pdf (30.03.2023).

Said, Edward W. (2010): *Orientalismus.* Frankfurt a. M., Fischer.

Sarfert, Nadine (in Vorb.): Neue Freiheiten in der Jugendhilfe. Transformationen von Macht und Herrschaft in den stationären Hilfen. In: Friele, Boris/Kart, Mehmet/Kregel, David/Rieger, Jens/Schomers, Bärbel/Sen, Katrin/Statts, Martin/Trotzke, Patrick (Hrsg.): *Soziale Arbeit und gesellschaftliche Transformation zwischen Exklusion und Inklusion. Analysen und Perspektiven.* Wiesbaden, Springer VS.

Sarfert, Nadine (i. E.): Das Sich-nicht-einlassen (in) der Jugendhilfe. Wie »Systemsprenger*innen« und Abbrüche durch Institutionen (mit-)produziert werden. In: *Gesellschaft – Individuum – Sozialisation. Zeitschrift für Sozialisationsforschung.* 1/2023. Online verfügbar unter: https://giso-journal.ch.

Schaarschuch, Andreas (2003): Die Privilegierung des Nutzers. Zur theoretischen Begründung sozialer Dienstleistung. In: Olk, Thomas/Otto, Hans-Uwe (Hrsg.): *Soziale Arbeit als Dienstleistung. Grundlegungen, Entwürfe und Modelle.* München, Luchterhand Verlag, S. l50–169.

Scharathow, Wiebke (2014): *Risiken des Widerstandes. Jugendliche und ihre Rassismus-erfahrungen.* Bielefeld, Transcript.

Scherr, Albert (2002): Soziale Probleme, Soziale Arbeit und menschliche Würde. In: *Sozial Extra. Zeitschrift für Soziale Arbeit und Sozialpolitik.* Volume 6, Juni 2002, S. 35–39.

Schimpf, Elke/Stehr, Johannes (Hrsg.) (2012): *Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit. Gegenstandsbereiche – Kontextbedingungen – Positionen – Perspektiven.* Wiesbaden, Springer VS.

Schmidt, Heike (2002): *Gefährliche und gefährdete Mädchen. Weibliche Devianz und die Anfänge der Zwangs- und Fürsorgeerziehung.* Opladen, Leske + Budrich.

Schmidt, Holger (2014): *»Das Gesetz bin Ich«. Verhandlungen von Normalität in der Sozialen Arbeit.* Wiesbaden, Springer VS.

Schmidt-Häuer, Julia (1998): Feministische Herausforderungen an das herkömmliche Menschenrechtsparadigma. In: Ruppert, Uta (Hrsg.): *Lokal bewegen – global verhandeln.* Frankfurt a. M./New York, Campus, S. 130–156.

Schörle, Eckart (2003): *Das Lach-Seminar. Anmerkungen zu Theorie und Praxis bei Adorno.* WerkstattGeschichte 35. Hamburg, Ergebnisse Verlag, S. 99–108.

Schrage, Dominik (2008): Subjektivierung durch Normalisierung: zur Aktualisierung eines poststrukturalistischen Konzepts. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006.* Frankfurt a. M., Campus.

Schreiber, Horst (2010): *Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol.* Innsbruck/Wien/Bozen, Studien Verlag.

Schütz, Alfred (1971): Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: *Gesammelte Aufsätze* I. Den Haag, Nijhoff, S. 3–54.

Schütze, Fritz (1977): *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien.* Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien I der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie.

Schütze, Fritz (1992): Sozialarbeit als »bescheidene« Profession. In: Dewe, Bernd/Ferchhoff, Willfried/Radtke, Frank-Olaf (Hrsg.): *Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern.* Opladen, Leske + Budrich. S. 132–170.

Schütze, Yvonne (1991): *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters »Mutterliebe«.* Bielefeld, Kleine.

Schwabe, Mathias/Stallmann, Martina/Vust, David (2021): *Freiraum mit Risiko. Niedrigschwellige Erziehungshilfen für sogenannte Systemsprenger.* Weinheim/Basel, Beltz.

Schwender, Rolf (2006): Was ist kritische Soziale Arbeit und was nicht? In: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* Heft 100, S. 19–25.

Seckinger, Mike (2015): Stationäre Hilfen zur Erziehung – eine Kurzbeschreibung. In: *Kinder- und Jugendschutz in Wissenschaft und Praxis, KJug,* 3/2015, Berlin, S. 75–79.

Seckinger, Mike (2018): Kinder- und Jugendhilfeforschung. In: Böllert, Karin (Hrsg.): *Kompendium Kinder- und Jugendhilfe.* Wiesbaden, Springer VS, S. 1399–1412.

Seipel, Chrisian/Rieker, Peter (2003): *Integrative Sozialforschung.* Weinheim/München, Beltz Juventa.

Seithe, Mechthild (2012): *Schwarzbuch Soziale Arbeit.* Wiesbaden, VS Verlag.

Singer, Mona (2003): Frau ohne Eigenschaften – Eigenschaften ohne Frau? Situiertes Wissen, feministischer Standpunkt und Fragen der Identität. In: Busch, Tatiana/Schönwälder-Kuntze, Andreas/Heel, Sabine/Wendel, Claudia/Wille, Katrin (Hrsg.): *Störfall Gender. Grenzdiskussionen in und zwischen den Wissenschaften.* Wiesbaden, VS Verlag, S. 95–108.

Singer, Mona (2005): *Geteilte Wahrheit. Feministische Epistemologie, Wissenssoziologie und Cultural Studies.* Wien, Löcker.

Singer, Mona (2019): Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie. Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung.* Wiesbaden, Springer VS, S. 285–294.

Soeffner, Hans-Georg (2015): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch.* Reinbeck, Rowohlt Taschenbuch, S. 164–174.

Speck, Sarah (2019): Mutterschaft. In: *Gender Glossar.* Online verfügbar unter: https://www.gender-glossar.de/post/mutterschaft (07.04.2022).

Spiegel, Hiltrud von (2018): *Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis.* München, Reinhardt.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1990): *The Post-Colonial Critic. Interviews, Strategies, Dialogues.* London/New York, Routledge.

Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): *Righting Wrongs. Über die Zuteilung von Menschenrechten.* Zürich, Diaphanes.

Spivak, Gayatri Chakravorty (2012): *Outside in the Teaching Machine.* London/New York, Routledge.

Staub-Bernasconi, Silvia (1995): Das fachliche Selbstverständnis Sozialer Arbeit. Wege aus der Bescheidenheit. Soziale Arbeit als »Human Rights Profession«. In: Wendt, Wolf Rainer (Hrsg.): *Soziale Arbeit im Wandel ihres Selbstverständnisses. Beruf und Identität.* Freiburg i. Br., Lambertus, S. 57–104.

Staub-Bernasconi, Silvia (2007a): *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis. Ein Lehrbuch.* Bern, Haupt UTB.

Staub-Bernasconi, Silvia (2007b): Soziale Arbeit: Dienstleistung oder Menschenrechtsprofession? Zum Selbstverständnis Sozialer Arbeit in Deutschland mit einem Seitenblick auf die internationale Diskussionslandschaft. In: Lesch, Walter/Lob-Hüdepohl, Andreas (Hrsg.): *Einführung in die Ethik der Sozialen Arbeit.* Schöningh, UTB, S. 20–54.

Steckelberg, Claudia (2010): *Zwischen Ausschluss und Anerkennung. Lebenswelten wohnungsloser Mädchen und junger Frauen.* Wiesbaden, Springer VS.

Steinacker, Sven (2013): Kritik um »68«. Akteure, Konzepte und Wirkungen kritischer Sozialer Arbeit seit den ausgehenden sechziger Jahren. In: Hünersdorf, Bettina/Hartmann, Jutta (Hrsg.): *Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit? Disziplinäre und interdisziplinäre Diskurse.* Wiesbaden, Springer VS, S. 33–50.

Steinacker, Sven (2016): Bewegung in der Sozialen Arbeit – Soziale Arbeit in Bewegung. Zum Zusammenhang von Kritik, Protest und Reformen am Beispiel der Jugendhilfe. In: Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (Hrsg.): *Die »68er« und die Soziale Arbeit. Eine (Wieder-)Begegnung.* Wiesbaden, Springer VS, S. 203–226.

Steinert, Heinz (1979): Etikettierung im Alltag. In: Heigl-Evers, Annelise (Hrsg.): *Lewin und die Folgen. Die Psychologie des 20. Jahrhunderts,* Bd. 8. Zürich, Kindler, S. 388–404.

Steinert, Heinz (1985): Zur Aktualität der Etikettierungstheorie. In: *Kriminologisches Journal.* 17, Heft 1, S. 29–43.

Strauss, Anselm (1998): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung.* München, Fink.

Theile, Manuel (2020): *Soziale Netzwerke von Jugendlichen und jungen Volljährigen im Übergang aus der Heimerziehung.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Theweleit, Klaus (2015): *Das Lachen der Täter: Breivik u. a. Psychogramm der Tötungslust.* Salzburg/Wien, Residenz Verlag.

Thieme, Nina (2017): Hilfe und Kontrolle. In: Kessl, Fabian/Kruse, Elke/Stövesand, Sabine/Thole, Werner (Hrsg.): *Soziale Arbeit. Kernthemen und Problemfelder.* Opladen/Toronto, Barbara Budrich, S. 17–24.

Thiersch, Hans (2005): *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel.* Weinheim/München, Juventa.

Thiersch, Hans (2017): *Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, für meine Enkel skizziert.* Online verfügbar unter: https://www.hans-thiersch.de/Hans-Thiersch.de/Veroeffentlichungen_files/Elementare%20Einführung%20in%20die%20lebensweltorientierte%20Soziale%20Arbeit%202019.pdf (02.04.2022).

Thiersch, Hans (2020): *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit revisited. Grundlagen und Perspektiven.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Thiersch, Hans/Bitzan, Maria/Bolay, Eberhard (2006): Im Gegebenem das Mögliche suchen. Ein Gespräch mit Hans Thiersch zur Frage: Was ist kritische Soziale Arbeit? In: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* Heft 100, S. 63–74.

Thiersch, Hans/Grundwald, Klaus (2016): Lebensweltorientierung. In: dies. (Hrsg.): *Praxishandbuch Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa, S. 24–64.

Thole, Werner (2012): Die Soziale Arbeit. Praxis, Theorie, Forschung und Ausbildung. Versuch einer Standortbestimmung. In: ders. (Hrsg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch.* Wiesbaden, Springer VS, S. 19–72.

Thomas, Stefan (2010a): *Exklusion und Selbstbehauptung. Wie junge Menschen Armut erleben.* Frankfurt a. M., Campus.

Thomas, Stefan (2010b): Ethnografie. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.): *Handbuch qualitative Sozialforschung in der Psychologie.* Wiesbaden, Springer VS, S. 462–475.

Thomas, Stefan (2019): *Ethnografie. Eine Einführung.* Wiesbaden, Springer VS.

Thym, Anika (2019): Herrschaftskritik privilegierter Personen. Das Potential multidimensionaler Hegemonieselbstkritik. In: *Open Gender Journal.* Online verfügbar unter: https://opengenderjournal.de/article/view/20 (07.04.2022).

Tornow, Harald/Ziegler, Holger (2012): Abbrüche in stationären Erziehungshilfen (ABiE). Praxisforschungs- und Praxisentwicklungsprojekt. Analysen und Empfehlungen. In: *EREV-Schriftenreihe,* 53 (3). Online verfügbar unter: https://aim-ev.de/sites/default/files/2012-3-SR-EREV-Ergebnisse-ABIE-Tornow-Ziegler.pdf (07.04.2022).

Umrath, Barbara (2019): *Geschlecht, Familie, Sexualität. Die Entwicklung der Kritischen Theorie aus der Perspektive sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung.* Frankfurt a. M./New York, Campus.

Unger, Hella von (2014): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Grundsätze, Debatten und offene Fragen. In: dies./Narimari, Petra/M'Bayo, Rosaline (Hrsg.): *For-*

schungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden, Springer VS, S. 15–40.

Unterkofler, Ursula (2016): Wer soziales Handeln erforscht, muss soziales Handeln beobachten. Zum Potential der Ethnografie für eine pragmatisch-handlungstheoretische Grounded Theory Methodologie. In: Equit, Claudia/Hohage, Christoph (Hrsg.): *Handbuch Grounded Theory. Von der Methodologie zur Forschungspraxis.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa, S. 290–306.

Urban, Ulrike (2004): *Professionelles Handeln zwischen Hilfe und Kontrolle. Sozialpädago-gische Entscheidungsfindung in der Hilfeplanung.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Vavra, Rita (2020): *Die Strafbarkeit nicht-einvernehmlicher sexueller Handlungen zwischen erwachsenen Personen.* Baden-Baden, Nomos.

Vester, Jan (2014): *Emos. Eine Jugendsubkultur – begleitet von Vorurteilen, Hass und Angst.* Hamburg, Diplomica.

Völter, Bettina/Cornel, Heinz/Gahleitner, Silke Birgitta/Voß, Stephan (Hrsg.) (2020): *Professionsverständnisse in der Sozialen Arbeit.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Walgenbach, Katharina (2010): Postscriptum: Intersektionalität – Offenheit, interne Kontroversen und Komplexität als Ressourcen eines gemeinsamen Orientierungsrahmens. In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg.): *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes.* Wiesbaden, Springer VS, S. 245–256.

Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (Hrsg.) (2007): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität.* Opladen, Barbara Budrich.

Wallner, Claudia (2013): »Wie Gender in die Soziale Arbeit kam«. Ein Beitrag zur Bedeutung feministischer Mädchenarbeit für die Geschlechterperspektive zum Verständnis moderner Genderansätze. In: Sabla, Kim-Patrick/Plößer, Melanie (Hrsg.): *Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen.* Opladen/Berlin/Toronto, Barbara Budrich, S. 61–78.

Wedekind, Erhard (1977): Heimstruktur und Erziehersituation. Eine Problemskizze verwalteter Zwischenmenschlichkeit. In: *Informationsdienst Sozialarbeit.* Heft 18, Offenbach, S. 35–49.

Wedekind, Erhard (1988): *Beziehungsarbeit. Zur Sozialpsychologie pädagogischer und therapeutischer Institutionen.* Frankfurt a. M., Brandes & Apsel.

Wellgraf, Stefan (2012): *Hauptschüler. Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung.* Bielefeld, Transcript.

Wendt, Peter-Ulrich (Hrsg.) (2022): *Kritische Soziale Arbeit.* Weinheim/Basel, Beltz.

Wensierski, Peter (2006): Schläge im Namen des Herren. Das verdrängte Schicksal der Heimkinder in der Bundesrepublik. Erste Reaktionen auf ein Spiegel-Buch. In: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik in Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* Heft 101, S. 109–118.

Willis, Paul (1979): *Learning to Labour. Spaß am Widerstand.* Hamburg, Argument.

Wilson, Thomas (1973): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit.* Bd. 1. Reinbek, Rowohlt, S. 54–79.

Winker, Gabriele/Degele, Nina (2010): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleich-heiten.* Bielefeld, Transcript.

Winkler, Michael (1988): *Eine Theorie der Sozialpädagogik. Über Erziehung als Rekonstruktion der Subjektivität.* Stuttgart, Klett-Cotta.

Winter, Rainer (2001): *Die Kunst des Eigensinns. Cultural Studies als Kritik der Macht.* Weilerswist, Velbrück Wissenschaft.

Zeller, Maren (2012): *Bildungsprozesse von Mädchen in den Erziehungshilfen.* Weinheim/Basel, Beltz Juventa.

Zimmermann, Andrea M. (2017): *Kritik der Geschlechterordnung. Selbst-, Liebes- und Familienverhältnisse im Theater der Gegenwart.* Bielefeld, Transcript.

Zimmermann, Ingo /Rüter, Jens/Wiebel, Burkhard/Pilenko, Alisha/Bettinger, Frank (Hrsg.) (2013): *Anatomie des Ausschlusses. Theorie und Praxis einer Kritischen Sozialen Arbeit.* Wiesbaden, Springer VS.